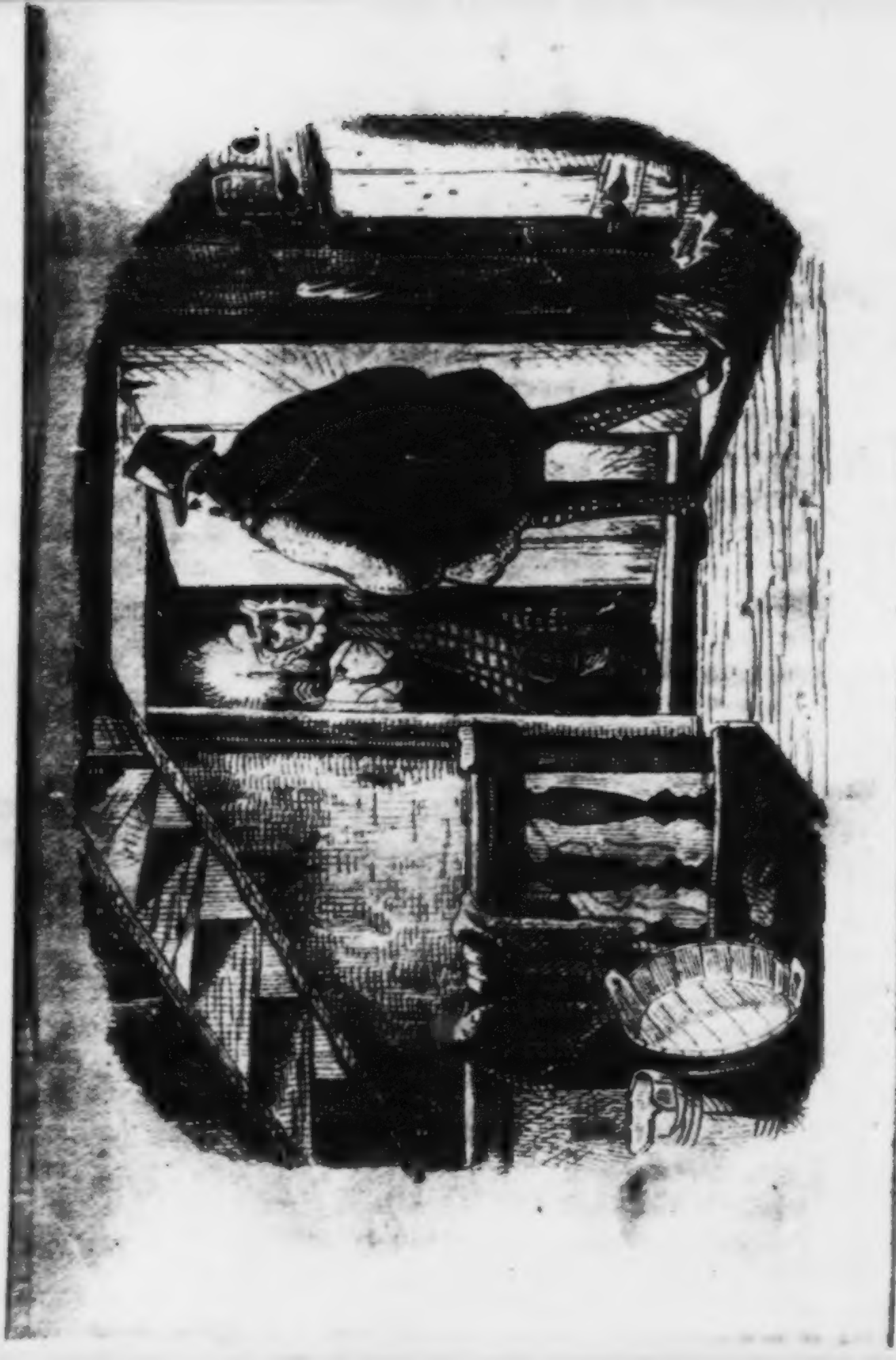


Die

Myſterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

Erſter Band.

Zweite durchgeſehene und verbeſſerte Auflage.

Berlin, 1844.

Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

BIBLIOTHECA
REGIA

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es iſt für einen jeden Autor eine eben ſo willkommene, als beruhigende Arbeit, die Vorrede zu der zweiten Auflage eines Werkes zu ſchreiben, eine Arbeit, die ihn zu verdoppelter Thätigkeit und Anſtrengung anſpornt, beſonders wenn dieſe günſtige Aufnahme nur einen Theil ſeines Werkes trifft, und daſſelbe erſt bei ſeiner vollſtändigen Vollendung das Urtheil rechtfertigen ſoll, welches über den Anfang deſſelben gefällt wurde.

Nachdem ich indeſſen dieſes Verſprechen gegeben, dürfte eigentlich nichts weiter übrig bleiben, dies Blatt zu füllen, da es in der Natur der Sache liegt, daß dieſe zweite Auflage der erſten unverändert gleich geblieben iſt, abgeſehen von den leider zu zahlreichen Druckfehlern, welche den Leſern des früheren Abdrucks gewiß beſchwerlich gefallen ſein werden, von denen die vorliegende Auflage indeſſen ſo viel als möglich gereinigt iſt. Aber dennoch bleibt mir bei dieſer Gelegenheit noch übrig, eine Pflicht zu erfüllen, die mir zu lieb und werth iſt, als daß ich ſie auch nur einen Augenblick vergeſſen dürfte, und es iſt dies die Pflicht des Dankes, den ich hiemit allen Denjenigen darbringe, die mich bisher durch ihre gütigen Mittheilungen ſo kräftig unterſtützten, die mir auch für die Folge ihren Beiſtand zugeſichert haben. Daß dieſe Notizen aber, welche mich in den Stand ſetzen, zuweilen ein ernſtes Wort über die

Uebelstände und Mißverhältnisse unsres socialen Lebens zu sagen, auf jene alten, eingewurzelten Schaden hinzudeuten, an denen unsre bürgerlichen Verhältnisse noch immer so schmerzhaft kränkeln, daß diese Notizen, sage ich, gute von Männern ausgingen, deren Stellung, über jede Mißdeutung erhaben, vollkommen dazu geeignet ist, sie Gutes und Schlechtes mit richtigem Blicke würdigen zu lassen, ist mir ein freudiger, kräftiger Beweis gewesen, daß das gewaltige Vorwärtsschreiten des Zeitgeistes seine Macht auf jeden Stand unsers bürgerlichen Zusammenlebens ausübt, daß selbst derjenige nicht energisch zurückbleibt, welcher in dem früheren Schlendergang Nutzen für seine Personen gefunden. Ihnen also, deren Namen hier zu nennen, mir leider nicht vergönnt ist, sage ich meinen herzlichsten, aufrichtigsten Dank für die mir zu Theil gewordenen Unterstützungen und pünktliche, gewissenhafte Benutzung derselben. — Aber auch Du, mein guter Gartenliere, der Du wohl nicht daran dachtest, als Du Deines jetzigen Landsmannes Werk über Paris gelesen, daß ich den Inhalt des Heftes, welches Du mir bei Deiner Abreise einhändigtest, zu einem Buche derselben Tendenz benutzen würde, auch Du sage ich hier herzlich und öffentlich, und mögen Dich auch diese Zeilen treffen, wo sie wollen, sie werden Dir gewiß den Beweis geben, daß ich Deine Güte nach Kräften zweckgemäß verwendete, wenn auch eine geschicktere Feder, als die meine vielleicht besseres geleistet haben dürfte.

Berlin im März 1841

August Haas.

Dem Leſer.

Wenn gleich mit der in jedem Jahre fortſchreitenden Civiliſation die nationelle Eigenthümlichkeit jeder großen Stadt Europa's immer mehr an ihrer Originalität verliert, und der Luxus mit ſeinem treuen Begleiter, dem Laſter, immer mehr dazu beiträgt, den Stempel der Nationalität zu verwiſchen, der bisher die verſchiedenen Völker von einander ſonderte, ſo dürfte dennoch manches Jahrhundert darüber hingehn, bevor dieſe fremdartigen Stoffe ſich zu einem univerſellen Amalgam verbinden. — Sue's Myſterien von Paris ſind eine treue Schilderung von dem bewegten Treiben dieſer großen Stadt, welche ſeit beinahe einem Jahrhundert, eine ſo bedeutende Rolle in der Weltgeſchichte geſpielt hat, indem von ihr alle jene Bewegungen ausgingen, die ſich wie der Schlag einer electriſchen Batterie bis an die äußerſten Grenzen Europa's fortpflanzten. Der Verfaſſer des genannten Werkes hat daher an dem Boden, auf welchem er das romantiſche Gebäude ſeiner Phantaſie aufführte, einen bedeutenden Vortheil über denjenigen voraus, welcher es unternimmt, auf eine ähnliche Weiſe Berlin zu ſchildern, Berlin mit ſeinen Cenſoren, Gensd'armen und Nachtwächtern, Berlin, wo die luſtige Dame Phantaſie polizeilich angemeldet ſein muß, will ſie nicht Gefahr laufen, Vagabondirens wegen eingeſteckt zu werden. Hierzu kommt noch, daß das Laſter wie die Tugend in ihren Grundzügen immer dieſelben bleiben, ſei es an den Ufern der Spree oder denen der Seine, ſelbſt auch dann, wenn franzöſiſche Sitte und Verfeinerung weniger in Preußens Hauptſtadt Wurzel gefaßt hätten. Dennoch bleibt für den Verfaſſer eines Werkes, das auf eine ähnliche Art

das Leben und Treiben Berlins schildern soll, ein reichhaltiges Feld übrig, dessen ergiebigster Ertrag allerdings hauptsächlich nur in der treuen Entwicklung des Nationalcharakters liegen mag. Von diesem Standpunkte bin ich bei dem Beginn des vorliegenden Werkes ausgegangen, diese Absicht hat mich zur Beendigung desselben geleitet.

Schließlich noch ein Wort über den Namen, unter welchem dies Buch in die Oeffentlichkeit tritt: Sämmtliche Uebersetzer des Sue'schen Werkes haben das Wort „mystères" durch „Geheimnisse" übersetzt; ich theile indessen diese Ansicht nicht, sondern bin vielmehr der Meinung, daß bei der wesentlichen Verschiedenheit des Begriffs von Geheimniß und Mysterien, obschon der Franzose beide in einem Worte vereinigt, dies auch von uns Deutschen der griechischen Sprache entlehnte Wort in diesem Falle nicht mit Geheimniß zu übersetzen ist. Es sind keine Geheimnisse, die uns Sue von dem Treiben seiner Weltstadt erzählt, es sind keine Geheimnisse, die Scenen, die ich dem Leser in diesem Buche vorführe; nein es sind die Mysterien, in welche Tausende eingeweiht sind, die täglich unter unseren Augen geschehen, an denen wir jeder Zeit Theil nehmen können, wenn wir uns sonst die Mühe geben, die bequeme Hülle selbstsüchtiger Behaglichkeit abzuwerfen und einen Blick über die gewohnte Schranke unsers täglichen Wirkungskreises hinaus zu thun auf das Leben unserer Mitbruder. Aber so ist der Mensch. Das eigene Bedürfniß erstickt das Mitgefühl, die Gewohnheit macht ihn gleichgiltig. Und wenn wir Abends, aus heiterer Gesellschaft zurückkehrend, das weiche bequeme Lager suchen, mögen es wohl nur Wenige sein, die daran denken, was diese selbe Nacht, die wir so ruhig, so angenehm verträumen mit ihrem finstren Schleier verhüllt, Jammer und Elend, Gebet und Flüche, Thränen und Verzweiflung, Laster und Verbrechen.

Berlin im März 1844.

August Brass.

I.

Die Mutter Wegener.

Der Beginn jener Begebenheiten, welche dieſe Blätter füllen ſollen, führt uns zunächſt auf den Bahnhof der Berlin-Potsdamer Eiſenbahn. Es iſt ein trüber, naßkalter Abend des Januar 18 — — und in dichten Flocken wirbelt der Schnee aus der grauen Nebelluft herab, um auf dem ungepflaſterten Erdboden kleine Pfützen zu bilden, während er die einzeln ſtehende Pfähle, welche den Weg der Fußgänger markiren, das hölzerne Geländer der Arkaden und andere Gegenſtände mit einer weißen Decke überzieht, die geſpenſtiſch aus der Dunkelheit hervor ſchimmert, ſelbſt wenn ſich der Lichtſchein der hin und wieder verſtreuten Gaslaternen nicht auf ihnen bricht. Die Stille rings umher wird nur durch das gelegentliche Raſſeln einer Droſchke unterbrochen, welche in dem Bahnhofe auffährt, denn die Zeit, in welcher der Wagenzug ankommt, iſt nahe. Jetzt ſchlägt die an der Vorderſeite des Gebäudes befindliche Uhr Neun; zugleich läßt ſich in der Ferne das gellende Pfeifen der Locomotive vernehmen, und in dieſen bisher ſo öden Räumen herrſcht jetzt die lebhafteſte Thätigkeit. Eiſenbahnbeamte öffnen die nach der Bahn führenden Thüren, der Kellner, der hinter dem Buffet in der Paſſagierſtube eingeſchlafen, ſpringt auf und zündet die Spiritusflamme unter dem großen, blechernen Theekeſſel an, in welchem das warme Waſſer zum Punſch

oder Brod aufbewahrt wird, das Schenkmädchen meldet mit gellender Stimme, daß keine belegten Butterbrode da seien; kurz Alles rennt und läuft, bis endlich, den Rauch in abgemeſſenen Pauſen aus dem Schornſtein emporwirbelnd, die Locomotive in den bedeckten, zum Ausſteigen der Paſſagiere beſtimmten Gang einfährt und der Wagenzug mit kurzem Ruck anhält. Die Conducteure ſpringen von ihren Sitzen, ſie öffnen die Thüren des Waagens, und nun folgt das geſchäftige Gewimmel der ausſteigenden Paſſagiere.

An jenem Tage, von welchem wir hier ſprechen, befand ſich bei dem ankommenden Zuge nur ein einziger Wagen der erſten Klaſſe. Drei Herren ſtiegen aus demſelben; zwei von ihnen in Reiſepelze gehüllt, der dritte trug einen leichten, kurzen Mantel von moderner Arbeit, auch war er der Letzte, welcher den Wagen verließ.

„Es hat mich ſehr gefreut, ſo unverhofft einen Mann gefunden zu haben, der zu einer von mir ſo hochgeſchätzten Nation gehört,“ ſagte zu dieſem Letzteren gewendet, in polniſcher Sprache einer der erſteren Herren, indem er auf dem Perron ſtehen blieb, um ſeine Reiſegefährten zu erwarten. „Ich werde wahrſcheinlich längere Zeit in Berlin verweilen und Sie mit Vergnügen bei mir empfangen, wenn Ihnen ſonſt ein wenig Zeit für mich übrig bleibt. — Iſt Ihnen meine Karte gefällig. — Wir werden im Hôtel de Rome wohnen.“

„Sie erlauben mir, dieſe Güte zu erwiedern. — Hier iſt meine Adreſſe, mein Herr;“ ſagte der im Mantel.

Beide tauſchten miteinander ihre Karten aus.

„Auf Wiederſehn denn, mein Herr,“ entgegnete der Erſtere, ſich höflich verbeugend, während ſein Begleiter, der bisher noch nicht geſprochen, dem gegebenen Beiſpiel folgte. Jener erwiederte den Gruß und verſchwand unter der Menge, welche ſich durch die Thüren drängte. An einer derſelben wartete ein Livreebediente, dem ſich der beiden zurückgebliebenen Herren näherte.

„Hole mir einen Fiaker, François,“ ſagte der frühere Sprecher zu dem Diener, aber diesmal franzöſiſch; „und bleib dann zurück, um das Gepäck in Empfang zu nehmen. Du findeſt uns im Hôtel de Rome. — Aber nur geſchwind, es iſt kalt auf dieſem Corridor!“

Die Droſchken waren indeſſen bereits ſchon ſämmtlich durch frühere Paſſagiere in Beſchlag genommen worden und es verſtrichen mehrere Minuten, bevor der Weggeſchickte von dem nächſten Halteplatz zurückkehrte. Während deſſen ſtanden die beiden Männer, in ihre Pelze gehüllt, ſchweigend an dem äußerſten Ende des auf den Vorhof hinausgehenden Bogenganges.

„Da iſt es, das iſt Berlin, ſprach endlich nach einer Pauſe der, welcher dem Fremden ſeine Karte gegeben hatte, zu ſeinem Begleiter und deutete mit der Hand in die dunkle Nacht hinaus, durch welche nach der Gegend der Stadt hin die hellbrennenden Laternen eine Art von Feuerſchein verbreiteten; „das iſt Berlin. — Dieſe Stadt, in der ich einſt ſo glückliche, ja die glücklichſten Tage verlebt, die wieder zu betreten ich mit ſolcher Sehnſucht entgegen ſah, und jetzt wo ich im Begriff ſtehe, den Schleier dieſes düſteren Geheimniſſes emporzuheben, jetzt weht mich eine unheimliche Ahnung an, als wolle ſie mich von meinem Vorhaben zurückſchrecken.“

„Sie ſetzen ſich allerdings in eine Lage, welche Muth und Entſchloſſenheit fordert, Graf,“ ſagte der Andere; „aber ich bin nicht von Ihnen gewöhnt, Sie auch nur einen Schritt rückwärts machen zu ſehn. — Indeſſen noch iſt es Zeit.“

„Nein, es iſt nicht mehr Zeit. Ich ſtehe hier am Beginn meines Handelns und ich würde keine Minute meines Lebens mit Ruhe hinbringen können, wenn ich in dieſem Augenblick umkehren wollte. — Sie haben nie geliebt, Vicomte; ich aber weiß, was es ſagen will, ein Weib haben, das man anbetet, ein Weib und Kinder und ſo viele Jahre von ihnen getrennt zu ſein, viele lange, bittere Jahre, ohne zu wiſſen, was aus unſeren Lieben geworden. — Ich habe es

Ihnen eſt geſagt, was ich gethan, was ich aufgeboten, um auf eine gefahrloſe Weiſe Nachrichten über ſie einzuziehen; jetzt aber ſoll mich nichts zurückhalten, keine eingebildete, keine begründete Furcht. Es iſt nicht mehr Zeit umzukehren."

Der Sprecher hatte dieſe Worte mit leidenſchaftlicher Heftigkeit herausgeſtoßen; er wendete ſich von ſeinem ſchweigenden Gefährten ab und ſchritt haſtig mehrere Male den Gang auf und nieder, bis endlich der erwartete Fiaker kam. Die beiden Herren ſtiegen ein, während der Bediente dem Kutſcher die Weiſung gab, nach dem bereits erwähnten Hôtel zu fahren. —

Wir folgen indeſſen jenem dritten Manne, den wir mit den beiden Fremden aus dem Wagen ſteigen ſahen.

Er ſchien, nachdem er ſeine beiden Begleiter verlaſſen, einige Augenblicke unſchlüſſig, ob er einen Wagen nehmen, oder ſeinen Weg zu Fuß fortſetzen ſollte, doch mochte er ſich endlich für das letztere beſtimmt zu haben, denn den Mantel dichter zuſammenſchlagend drängte er ſich durch die Menſchenmenge, raſchen Schrittes vorwärts eilend. Bei einer am Thore befindlichen Laterne angekommen, warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte, welche ihm der Fremde gegeben. Er las die einfachen Worte: **Le comte de Cartentierce.**

„Seltſam genug." — murmelte er für ſich; „ein ganz franzöſiſcher Name, und dabei ſprach er das Polniſche ſo gut, ſo rein, daß ich darauf ſchwören möchte, er ſei ein Pole. — Hm, hm! — wie mag das zuſammenhängen? — Nun jedenfalls ſcheint er Geld zu haben und ich denke, es wird nicht ſo feſt ſitzen, daß nicht etwas für mich abfallen ſollte."

Mit dieſen Worten ſteckte er die Karte in die Taſche ſeines Gilet und ſetzte eilig ſeinen Weg fort, da das Wetter eben nicht zu einem längeren Verweilen auf der Straße einlud. Je zuweilen, wenn er bei einem im Erdgeſchoß belegenen Caffeehauſe oder einer Weinhandlung vorüber kam, blieb er an einem der erleuchteten Fenſter ſtehen,

um zu horchen, zwei oder dreimal trat er auch in das Zimmer, in welchem sich die Gäste befanden, nickte dem Wirth vertraulich zu und entfernte sich wieder, nachdem er die anwesende Gesellschaft aufmerksam gemustert. Jemand, der ihm auf diesen sonderbaren Gange gefolgt wäre, würde ihn für einen Agenten der Polizei gehalten haben.

Diese Verzögerungen waren indessen daran Schuld, daß es bereits zehn Uhr geschlagen hatte und die Thüren der Häuser verschlossen waren, als er vor einem jener alten Gebäude der Judenstraße ankam, deren Erbauung in eine bedeutend frühere Periode fällt, als die jener Stadttheile, durch welche Berlin in den letzten zweihundert Jahren vergrößert worden ist. Es war ein, nur wenige Fenster in der Front zählendes, dabei aber vier Stock hohes Haus. Es mußte lange Zeit keine Reparatur erfahren haben, denn der Kalk war von den Wänden abgefallen, hin und wieder ein Fleckchen mit einer schmutzigen, verblichenen Farbe bedeckt zurücklassend, daß es aussah, wie ein aus einer Heilanstalt entlassener Blatterkranker. Auch die Fenster mit ihren wurmstichigen Rahmen sahen so krank und verhungert aus, als hätten sie sich in die Maueröffnungen zurückgezogen, wie die Augenhöhlen eines Bettlers. Die Hausthür, eine schmale, braun angestrichene Thür, zu der drei zerbröckelte Stufen von Sandstein emporführten, gab im Oeffnen grade so viel Raum, daß eine einzige Person durchgehen konnte, und sie schien den Eintretenden mit dem mißtrauischen, forschenden Blick des Elends anzustarren.

An die Klinke dieser Thür faßte der Ankommende und als er bemerkte, daß sie bereits geschlossen sei, stieß er einen leisen Fluch aus.

„Ich will verdammt sein, wenn das hier nicht der pünktlichste Nachtwächter in ganz Berlin ist," brummte er; „und wenn ich nicht glücklicherweise den Schlüssel bei mir hätte, könnte ich wieder eine Stunde draußen stehen bei diesem Hundewetter. — Nun — wo habe

ich ihn denn hingeſteckt? — Ah, da iſt er. Ich würde ihn wahrhaftig ſelbſt im Dunkeln unter allen Hausſchlüſſeln der Welt ſchon am Gewicht erkennen.“

Wenn auch nicht grade dieſe hyperboliſche Zahl, ſo zog doch der Sprecher mindeſtens ſieben oder acht große Schlüſſel aus ſeiner Taſche, wählte von dieſen den größten und unförmlichſten aus und öffnete mit demſelben das Schloß. Schreiend, und erſt nach einem kräftigen Stoße bewegte ſich die Thür in den Angeln, um dem Eintretenden Platz zu machen, der ſie hinter ſich verſchloß und dann an den Wänden des ſchmalen Corridors nach der Treppe hintappte, die ihm ein ſchwacher Lichtſchimmer bezeichnete. Dieſer Schimmer kam von einer kleinen ſchmutzigen Oellampe, welche auf dem Flur des erſten Stockwerks in einem Ring von Eiſendraht an der Wand befeſtigt war. Die Lampe war indeſſen nicht, wie dies gewöhnlich iſt, von Glas, ſondern von ſtarkem Eiſenblech, ſo daß es möglich wurde, ſie mit einem kleinen Verhängeſchloß an jenen Reif anzuſchließen, wahrſcheinlich um die Hausbewohner abzuhalten, ihren Privat-Oel-Bedarf aus dieſem für das allgemeine Wohl beſtimmten Gefäß zu entnehmen.

Bei dem Scheine dieſer ſonderbaren Erleuchtungsmaſchine tappte das Individuum, deſſen Schritten wir bisher gefolgt ſind, langſam hinauf bis in das dritte Stockwerk, wo die Dunkelheit nur durch einen dünnen Lichtſtrahl, der durch den Spalt einer alten Thür drang, wenig unterbrochen wurde. Ohne ſich weiter mit der Ceremonie des Anklopfens aufzuhalten, legte er die Hand auf den Drücker; aber die Thür war verſchloſſen.

„Wer iſt da?“ fragte innen eine weibliche Stimme.

„Ich bin's; ich, Mutter Wegener,“ entgegnete Jener; „ich, der Baron. — In drei Teufels Namen hörſt Du denn nicht? Soll ich ſchreien, daß das ganze Haus es hört.“

Auf dieſe etwas unwillig herausgeſtoßenen Worte wurde ein Rie-

gel zurückgeschoben, und die geöffnete Thür zeigte die als Mutter Wegener bezeichnete Person, ein altes zusammengeschrumpftes, abschreckend häßliches Weib, noch dazu in einem leichten Negligé, welches durchaus nicht dazu beitrug, den ungünstigen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung zu mildern. Dieser Anzug bestand aus einem rothkarirten, wollenen Unterrock, kurz genug um ein paar mit herabhängenden Strümpfen bekleidete, so dünne Beine sehen zu lassen, daß es wirklich räthselhaft schien, wie sich der übrige Körper auf ihnen im Gleichgewicht halten könne. Ein buntseidenes, schmutziges Taschentuch verhüllte züchtig die Ueberbleibsel eines zusammengeschrumpften Busens, während eine Nachthaube mit großen Bändern dies Kostüm vervollständigte. Mit einem Sechspfennig-Licht, welches sie in der dürren Hand hielt, leuchtete sie dem Fremden in's Gesicht, während der andere, übrigens unbedeckte Arm noch die Thür wie aus Gewohnheit festhielt, um sie nöthigenfalls vor jedem Unberufenen wieder schließen zu können.

„Also Du bist es doch, Arthur, mein Goldjüngelchen," sagte sie mit einer krächzenden, oft durch einen hectischen Husten unterbrochenen Stimme, während ihr Gesicht einen spöttischen Ausdruck annahm. „Kriegt man Dich auch wieder einmal zu sehn? — Man sagte, Du sei'st stolz geworden und hättest Deine alten Freunde vergessen."

„Halt Deinen Mund, wenn Du nichts Besseres zu sagen hast," entgegnete Jener, die Alte von der Thür zurückschiebend und in die Stube tretend. „Wohnt der Russe jetzt bei Dir? he? — Oder weißt Du, wo er wohnt?"

„Wahrhaftig, Arthur, Du hast Dir jetzt einen Ton angewöhnt, wie ein Gensd'arm, wenn er einen Raucher auf der Straße nach seiner Addresse fragt;" erwiederte die Alte mit einem fast vorwurfsvollen Ausdruck der Stimme. „Ist das die Sitte, die Du in der

ſeinen Geſellſchaft gelernt haſt? Iſt das Recht, daß Du Deine Tante ſo rückſichtslos und grob behandelſt?"

Der zu dieſer zweideutigen Verwandſchaft gehörende Mann, der ſich vor der Thür der Mutter Wegener als „der Baron" angemeldet hatte, ſchüttelte inzwiſchen ruhig das Schneewaſſer von Hut und Mantel und während er beides auf einen alten zerbrochenen Stuhl warf und einen zweiten zu dem Ofen zog, in welchem ein großes Torffeuer glimmte, ſagte er:

„Ach, meine Theure, Du mußt das als eine ſo nahe Verwandte nicht übel nehmen, zudem bin ich naß und müde von dem weiten Weg."

„Sieh! Da, ſo iſt es recht; ſo erkenne ich Dich wieder," fuhr die Frau fort; „und nun will ich Dir auch ſagen, wo Du den Ruſſen findeſt, und Dir ein Glas Grog kochen, ein Glas Grog von Arrak, daß Du Deine Freude daran haben ſollſt."

Während ſich die gute Frau ſogleich an's Werk machte, um den verheißenen Trank zu bereiten, wollen wir uns den Gaſt und das Zimmer der Mutter Wegener näher betrachten, ſo weit es nämlich bei dem Scheine des kleinen Lichtes und des aus der Ofenthür hervorleuchtenden Feuers möglich wird.

Der Baron iſt, ſeinem Geſichte nach zu ſchließen, ein junger Mann von etwa acht und zwanzig bis dreißig Jahren. Er hat ein feines, rundes Geſicht, das übrigens mit ſeinen großen hübſchen Augen einen gutmüthigen Charakter verräth; doch liegt ein gewiſſer Grad von Verſchmitztheit in ſeinen etwas markirten Zügen. Er hat blondes Haar und einen großen buſchigen Schnauzbart von derſelben Farbe, der ihm das Anſehen eines ehemaligen Militairs giebt. Seine Kleidung iſt elegant, ſeine Wäſche untadelhaft, aber dennoch liegt in dem Enſemble dieſes Anzugs nicht jenes gewiſſe Etwas, welches den Mann von feiner Bildung bezeichnet, jene Grazie der Manieren, die in directer Verbindung mit unſerer geiſtigen Bildung

ſteht und, da ſie mit derſelben gleichen Schritt hält, unmöglich von Außen her angenommen werden kann.

Noch mehr aber contraſtirt aber dieſe feine, modiſche Kleidung mit der Wohnſtube der Mutter Wegener. Es iſt dies ein ſehr großes längliches Zimmer von zwei Fenſtern, die nach der Straße führen. Die Wände ſind früher gelb angeſtrichen geweſen, man hat aber bei einer Renovation derſelben eine blaue Farbe darüber gepinſelt, die an manchen Stellen abgeſprungen iſt. In der Mitte der Decke, die mit einer ſehr ſonderbar ausſehenden Arabeske eingefaßt iſt, ſieht man einen großen eiſernen Haken eingeſchlagen, der an jedem anderen Orte ganz einfach dazu dienen würde, einen Kronenleuchter zu tragen, deſſen Anblick hier aber unwillkürlich Entſetzen einflößt und Gedanken an Verzweiflung, an Selbſtmord in der Seele hervorruft. — An dem ſchmalen Pfeiler, zwiſchen den beiden Fenſtern, hängt über einer großen Kommode ein Spiegel in einem Rahmen von Nußbaumholz, deſſen trübes Glas nur ſchwach den Schein des in der Stube brennenden Lichtes reflectirt; dieſe beiden Meubles ſind bedeutend breiter als der Wandpfeiler, an welchem ſie ſtehen, und der dadurch zwiſchen der Kommode und dem Fenſter entſtehende Raum enthält ein ſonderbares Gemiſch von Flaſchen jeder Art, Pfeifenröhren, Stiefelbürſten, alten Regenſchirmen u. ſ. w. Die Fenſter ſind Außen durch Wetterrouleaux geſchützt, und der Wind klappt mit den Ringen derſelben in regelmäßigen Pauſen gegen die Scheiben, an denen nur die unterſten mit einer kleinen, an Bindfaden befeſtigten Gardine von ſchmutzigem, weißem Muſſelin bedeckt ſind. Das übrige Meublement dieſes Zimmers beſteht zunächſt aus fünf Betten, von denen vier dicht neben einander, das fünfte etwas abgeſondert von den übrigen ſteht. Ueber dies iſt eine bunte Decke von Zitz gebreitet; es iſt die Schlafſtätte der Mutter Wegener, während die anderen Betten denjenigen Herren gehören, die bei ihr wohnen, denn dieſe Frau treibt, ſo viel die Polizei weiß, das ehr-

bare Gewerbe einer Zimmervermietherin. Der Raum, welcher an der Wand, wo dieſe Betten parallel neben einander ſtehen, noch übrig bleibt, wird durch den Comfort von vier Stühlen, auf deren jedem ein Waſchbecken und darunter ein anderes Geſchirr ſteht, ſymmetriſch ausgefüllt.

Auf der andern Seite des Zimmers wird die Wand durch eine Thür in zwei ungleiche Theile getheilt. Gegen den kleineren, dem Fenſter zunächſt belegenen, lehnt ſich ein alter Schrank ſo behutſam an, als wiſſe er wohl, wie wenig er ſich auf ſeine Beine verlaſſen könne. An dem anderen Theile ſteht neben der Ecke, in welcher ein großer, ſchwarzer, auf ſechs hölzernen Füßen ruhender Ofen, eine Art von Sopha oder Chaiſe longue, deſſen zerriſſener Ueberzug vollkommen durch eine graue, wollene Decke erſetzt wird, die darüber ausgebreitet iſt. Ein viereckiger Tiſch mit einer Schublade und einer darauf feſtgenagelten Decke von Wachstuch in welche eine muthwillige Hand allerlei ſonderbare Figuren ausgeſchnitten hat, ſteht vor dem Sopha; über dieſem ſind an der Wand ſehr viele Bilder angeklebt, die als Prämie bei irgend einem Volksblatt beigegeben werden.

Inzwiſchen hatte die Mutter Wegener ihrem Gaſte, der ſich behaglich vor der geöffneten Ofenthür niedergeſetzt und abwechſelnd bald das linke, bald das rechte Bein gegen das Feuer hielt, um ſeine Stiefel zu trocknen, das verheißene Getränk um ſo ſchneller bereitet, als bereits ein großer irdener Topf mit kochendem Waſſer an dem Torffeuer geſtanden hatte. Sie ſtellte zwei Gläſer deſſelben, denn ſie hatte ſich ſelbſt bei dieſer Gelegenheit nicht vergeſſen, auf den Tiſch neben einem ſchmierigen Spiel Karten nieder, mit denen ſie bis zur Ankunft ihres Gaſtes Patience geſpielt hatte; und während dieſer ſeinen Stuhl näher rückte, ſetzte ſie ſich auf das Sopha, nachdem ſie von dem heißen Getränk geſchlurft, ſich behaglich in die Ecke zurücklehnend.

„So — ſiehſt Du, nun können wir vernünftig und ruhig miteinander reden," begann ſie, nach der Beendigung dieſes Arrangements die Converſation; „nun ſage mir, was Du willſt und wie es Dir gegangen iſt, ſeit wir uns nicht geſehn haben. — S' iſt lange her und Du ſollteſt Dich wahrhaftig ſchämen, Deine, alte Bekannte ſo zu vernachläſſigen."

„Du mußt nicht böſe darüber ſein, Tantchen," entgegnete Jener. „Du weißt ja, wie es jetzt bei uns geht. — Mitunter nichts zu thun und dann wieder alle Hände voll Arbeit, daß man nicht weiß, was man anfangen ſoll."

„Nun, ich denke, Du haſt keine ſchlechten Geſchäfte gemacht, wenigſtens haſt Du Dich herausſtaffirt und ſiehſt ſo prächtig aus wie ein Hofrath oder anderer Rentier.

„Je nun, es iſt angegangen. Wir hatten vierzehn Tage lang, jeden Abend Bank. Der Stallmeiſter und ich, und Keiner von den andern Commercianten,*) hatte glücklicherweiſe es ausgewittert. Es war zwar kein großes Spiel, aber es lohnte ſich doch der Mühe; nachher kam ich eines Abends in's Theater und fand einen prächtigen Freier**), einen ſo einfältigen Kerl von Landjunker, wie ich ihn geſehn. Er verlor etwa zweihundert Louisd'or im Schnitt***). Das iſt die ganze Geſchichte. — Heut war ich in Potsdam zum Mittagstiſch in einer Weinhandlung; aber dieſer Lump von Wirth wollte nicht leiden, daß etwas gemacht würde. — Das iſt Alles."

„Aber Du haſt mir noch nicht geſagt, was Du von mir willſt."

„Doch — ich ſuche den Ruſſen. — Kannſt Du mir nicht ſagen, wo ich ihn finde? — Ich will ihn brauchen."

---

*) Spieler von Profeſſion.

**) Wir werden dem Leſer weiter unten ausführlicher mittheilen, was dieſes Wort bedeutet.

***) Ein Hasardſpiel.

„Es iſt noch ſehr die Frage, ob er ſich brauchen läßt.“

„Wie ſo? Wo iſt er?“

„Wo? — Ich weiß es ſelbſt nicht. — Er hat lange krumm gelegen der arme Junge; jetzt hat er aber Einen angeſchleppt, ich glaube einen Miſſionär oder ſo was, und den haben ſie heut vor. Der Kerl ſoll eine Maſſe Geld haben.“

„Und Du weißt nicht, wo?“

„Aha, Du möchteſt gern dabei ſein. — Aber auf Ehre, ich weiß es nicht.“

Die Mutter Wegener blinzelte bei dieſen Worten verſchmitzt mit ihren rothen Augen, daß der Spieler, denn dieſe ehrenwerthe Beſchäftigung trieb der ſogenannte Baron, laut auflachte.

„Aha, ich merke, Du willſt auch etwas verdienen,“ ſagte er. „Nun, Du weißt, ich bin nicht knauſerig. — Ich gebe Dir zehn Procent von meinem Theil.“

„Auf dieſe Rechnung verſtehe ich mich nicht. — Ich will Dir was ſagen, gieb mir vier Fuchſe, das iſt eine runde Summe.“

„Ich dächte gar. Das wäre zuletzt ein ſchlechtes Geſchäft. Ich will Dir meinetwegen zwei geben. — Willſt Du?“

„Du ſollteſt Dich ſchämen, Arthur; wahrhaftig Du ſollteſt Dich ſchämen, ſagte die Alte mit zärtlich vorwurfsvollem Tone; „Du willſt mit mir handeln, Du mit mir, die ich jeder Zeit ſo liebevoll gegen Dich geweſen. Habe ich nicht wie eine zweite Mutter gegen Dich gehandelt. — Ich habe beim Schneider für Dich gut geſagt, als Du vor zwei Jahren nackt und bloß warſt; ich habe Dir zwei Paar Unterhoſen und drei Paar wollene Socken gegeben, das letzte Andenken von meinem ſeligen Manne, der keine zwirnene Strümpfe vertragen konnte, ſeiner Hühneraugen wegen. Nach ſeinem Tode verkaufte ich ſeine ganze Garderobe, nur die Hoſen und die Socken behielt ich zum Andenken von ihm. Sie hatten einen unermeßlichen Werth für mich. Ein Jude hat mir einmal ſechszehn Groſchen da-

für geboten; aber ich hätte ſie um keinen Preis der Welt gelaſſen. — Dir habe ich ſie gegeben Arthur, Dir, haſt Du denn das Alles vergeſſen!“

„Gewiß nicht Mutter Wegener; ich weiß ſogar, daß ich Dir dieſe Sachen, als ich zu Gelde gekommen war, mit dem Dreifachen bezahlen mußte, was Dir der Jude geboten.“

„Arthur!“

„Pah, iſt es nicht ſo, wie ich ſage?“

„Arthur, Du vergißt, daß mir dieſe Sachen ſehr theuer waren!“

„Mir ſind ſie es auch geweſen;“ entgegnete Jener hartherzig, ohne ſich um die wehmuthigen Reminiscenzen der Wittwe zu kümmern. — „Nun, willſt Du zwei Füchſe?“

„Du biſt ſchrecklich Arthur — gieb das Geld her. Ich ſage Dir, Du wirſt vierzig dafür wieder bekommen.“

„Da iſt es — und da haſt Du noch einen Thaler für Deinen Grog. — Nun, wo ſind ſie alſo? Ich glaube, ich habe keine Zeit zu verſäumen.“

„Sie ſind in der Wolfsſchlucht.“

„Ich dacht's mir, ich werde ſogleich hingehen.“

Der Spieler trank den letzten Reſt des vor ihm ſtehenden Getränkes aus, nahm ſeinen Mantel um und griff nach dem Hut.

„Apropos, Mutter Wegener!“ ſagte er; „wer wohnt denn hier eigentlich jetzt eine Treppe hoch? Ich ging neulich vorüber, es ſieht ſo fein aus, weiße Rouleaux, moderne Gardinen.“

„Ach Du meinſt die Wickelfrau, die ſeit Neujahr eingezogen iſt.“

„Eine Wickelfrau? — Im erſten Stock, mit ſchönen Gardinen?“

„Was iſt da Beſonderes. — Eine Wickelfrau hat viel Bekanntſchaft mit jungen, hübſchen Frauen — und wenn ſie ihre Karten gut zu miſchen verſteht, iſt ein hübſches Geld dabei zu verdienen.“

„Ah, ich verſtehe. — Aber die Polizei macht keinen Spaß mit dergleichen Sachen.“

„Dafur weiß ſie es auch klug genug anzufangen. Wir alle hier im Hauſe werden nicht recht klug aus ihr. Sie trägt die Naſe gewaltig hoch und läßt ſich mit Keinem ein. Deshalb kann ſie auch Niemand leiden und wir wollen ihr ſchon das Leben ſauer machen. Sie hält kein Dienſtmädchen, ſondern nur eine Aufwärterin, und als neulich die Wochen Reinigung der Treppe und des Flurs an ſie kam, und ich grade die Treppe 'runterging, um Frühſtück zu holen, begegnete ſie mir und ſagte: „meine Liebe, wollen Sie wohl gegen eine kleine Vergütigung die Reinigung der Treppe für mich übernehmen.“ — „Ne Madame,“ ſagte ich, „wenn ich auch nicht ſo'ne Blouſe trage wie Sie, ſo brauch' ich doch noch lange nicht für Sie zu ſcheuern, aber ich will Ihnen 'nen guten Rath geben, nehmen Sie 'nen Beſen und machen Sie's ſich allein. „Das hat ſie mal geärgert. — Sie wurde puterroth im Geſicht.“

„Ich glaube wohl.“

„Und dann vorgeſtern; — das war ein Spaß! Es kommt nämlich immer ein Herr zu ihr. Ein großer, ſtarker Mann mit einem blonden Schnurrbart, recht fein angezogen und immer mit weißen Glacehandſchuhen, aber ſchon ſo alt, daß er ſich ſchämen ſollte, ſich ſo umher zu treiben. Ich glaube indeſſen, er thut's auch, denn er rennt immer ſo raſch die Treppe 'rauf und reißt an der Klingel, als ſolle ihn Niemand ſehn. — Na, wir hatten das längſt gemerkt und wenn er kam, waren wir immer alle auf'm Flur. — Neulich kommt er auch ſo 'rauf gewutſcht und auf einmal hör' ich einen fürchterlichen Skandal unten auf der Treppe. Ich mache die Thür auf und ſehe 'runter, da hat der infame Bengel von Specht's, die hinten auf dem Hofe wohnen, es kann kein Anderer geweſen ſein — den Klingelgriff mit Vogelleim beſchmiert, und der feine Herr kann weder Hand noch Handſchuh losreißen. — Das war ein Gelächter!

Und ſie kam auch nachher heraus und machte einen fürchterlichen Lärm, bis endlich der Wirth heraufkam und ſie zur Ruhe brachte. — Ha, ha, ha!“ Und die Mutter Wegener brach bei Erwähnung dieſer komiſchen Scene in ein lautes Lachen aus.

„Wie heißt dieſe Frau?“ fragte Jener, nachdem ſie den Anfall ihrer Lachluſt niedergekämpft.

„Ich weiß es nicht. Wir nennen ſie hier im Hauſe nicht anders, als die Katze, weil ſie grüne Augen hat und lange Nägel an den Fingern, denn ſie ſpielt wie geſagt die Vornehme.“

„Ich werde ſehn, ihre Bekanntſchaft zu machen; vielleicht iſt Geld durch ſie zu verdienen;“ ſagte der ſpeculative Arthur.

„Du wirſt Dein Geld los werden;“ entgegnete die Alte; „es iſt nichts mit dieſer Frau anzufangen.“

„Wir müſſen doch wenigſtens ſehn. Man muß ſeine Schuldigkeit thun; „fuhr Jener mit der nachdenklichen Miene eines Geſchäftsmannes, der eine Sache von Wichtigkeit überlegt, fort. — „Aber jetzt muß ich machen, daß ich wegkomme.“

Die Mutter Wegener zog ein paar alte Schlarren über die ſchmutzigen Strümpfe, auf denen ſie bisher im Zimmer umhergegangen war, ſchlug ein großes wollenes Tuch um ihre Schultern, und öffnete ihrem Gaſte die Thür. Dieſer ſtolperte bei dem ſchwachen Schimmer des Lichtes, welches ſie in die Hand genommen, die Treppe ſo leiſe als möglich hinab, bis auf den Flur des erſten Stockwerks, wo die Lampe noch brannte, bei deren Schimmer er an der Wand ein großes, neben einer Klingel befeſtigtes Schild bemerkte, auf dem die Worte ſtanden: „Zur Wickelfrau.“ Er glaubte in dem Zimmer, neben welchem das Schild befeſtigt war, ſprechen zu hören. Neugierig näherte er das Ohr der Thür und vernahm innen ein leiſes Schluchzen, während eine andere Perſon, jedoch ſo undeutlich ſprach, daß es ihm nicht möglich wurde, ein Wort zu verſtehen. Endlich aber mochte ſich die Sprechende — es war eine weibliche Stimme

der Thür genähert haben, und er hörte die abgebrochenen Worte: „nach Haus gehen, denn es wird spät.“ Zugleich klapperte ein Schlüssel und Arthur ging, um nicht überrascht zu werden, eilig und leise zur Treppe, stieg die Stufen hinab und öffnete die Hausthür. Neugierig wartete er einige Minuten. Er hörte oben die Thür öffnen; man kam offenbar die Treppe hinunter. Er entfernte sich einige Schritte von der Hausthür. Bald ging diese auf, zwei Damen traten heraus, während eine dritte Person hinter ihnen zuschloß. Diese beiden Damen näherten sich Arthur. Die Eine von ihnen, ihrem Gange und ihrem Embonpoint nach zu schließen, die Aeltere, hatte einen schwarzen, seidenen Mantel um, die Jüngere einen roth und grün carirten von Camlot. — Diese Letztere ging so dicht bei Arthur vorüber, daß er bei dem Scheine der Laterne ihr Gesicht und die langen, blonden Locken sehen konnte, die sich unter dem dunkelgrünen Sammet-Hute hervordrängten. Sie sah bleich und leidend aus.

„Du bist eine Närrin Henriette;“ sagte die Alte im Vorübergehn; „ich muß Dich zu Deinem Glück mit Gewalt treiben — wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde — —“

Weiter konnte Jener nichts hören. Er blickte ihnen nach. Da das Wetter sehr schmutzig war, sah er einen Theil des sehr niedlichen Fußes der Jüngeren, mit einem zierlichen Stiefel bekleidet.

„Ich möchte ihnen nachgehn;“ sagte er zu sich selbst; „diese kleine Blondine interessirt mich und ich würde etwas darum geben, wüßte ich, wo sie wohnt. — Aber nein — das Geschäft geht vor.“

Und er wendete sich nach der entgegengesetzten Seite der Straße.

Dieser bedauernswerthe junge Mann betrachtete sein unedles Treiben mit denselben gewissenhaften Augen, wie ein Beamter die Erfüllung seiner Pflichten. — Und seltsamer Weise genug hatte er nicht ganz Unrecht; das Spiel war ja seine einzige Erwerbsquelle.

II.

Der Graf von Carrentierce.

Es iſt bei vorliegendem Werke durchaus nicht unſere Abſicht, dadurch das Intereſſe des Leſers rege zu machen, daß wir, wie dies nur zu häufig bei unſeren modernen Schriftſtellern der Fall iſt, die handelnden Perſonen mit einem myſtiſchen Schleier umhüllen, welcher erſt am Ende des Drama's fällt, oder mitunter auch nicht fällt, wenn etwa die Phantaſie mit dem Autor durchgegangen, und er ſich dermaßen in die Wildniß ſeiner romantiſchen Begeiſterung hineingeritten hat, daß er ſelbſt den Ausweg verloren und ihm weiter nichts übrig bleibt, als ſich mit einer jener häufigen, aber ſtets ſo prächtig klingenden Redensarten zu behelfen, wie z. B. „Man hat dieſen geheimnißvollen Mann nie wieder geſehn.“ Oder: „Lebt wohl,“ ſagte der geheimnißvolle Fremde und eilte ſchnell davon. Seine hohe Geſtalt verſchwand im Dunkel des Waldes, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört;“ — oder noch hundert andere, zum Schluß eines Romans eben ſo ſchön klingende Worte. Dieſe Abſicht liegt, wie geſagt, fern von uns, und ſo wollen wir den Leſer bereits in dieſem Abſchnitt unſerer Erzählung genauer mit den beiden Fremden bekannt machen, denen wir im Eiſenbahnhofe begegneten.

Der Aventurier, deſſen Beginnen wir bisher folgten, hatte allerdings vollkommen Recht, ſich über die Geläufigkeit zu wundern, mit welcher der Graf von Cartentierce polniſch ſprach, denn dieſer war, ſeines franzöſiſchen Namens ungeachtet, wirklich ein geborner Pole. Wir werden indeſſen ſeinen Familiennamen hier nicht erwähnen, indem derſelbe nicht weſentlich in unſere Geſchichte hineingehört, und es ihm nach ſeiner eigenen Verſicherung — obgleich wir einen großen Theil dieſes Manuſcripts ſeiner Güte verdanken — ſelbſt nicht angenehm iſt, ſondern wir führen nur die folgenden Notizen über ſein früheres Leben an, die auf dieſe Erzählung von bedeutenderem Einfluß ſind.

Der Graf, deſſen Eltern früh geſtorben waren und ihn zum unbeſchränkten Beſitzer eines ſehr bedeutenden Vermögens gemacht hatten, befand ſich noch in dem kaum über die Zeit der Kindheit hinausreichendem Alter von etwa achtzehn Jahren, als er ſich in eine jener zahlreichen Verbindungen einließ, die bereits ſeit dem Jahre 1820 in Polen beſtanden und welche den Zweck hatten, das Vaterland in ſeinem früheren Glanze, in ſeiner alten Macht und Herrlichkeit wieder herzuſtellen. Die Verbindung, bei welcher ſich der Graf befand, wurde durch die zahlreichen Spione der ruſſiſchen Regierung entdeckt, und der junge Mann hatte ohne Zweifel die unglückliche Zahl derer gemehrt, die ihre Vaterlandsliebe mit harter Strafe büßten, wenn er nicht von einer hohen Hand insgeheim die Nachricht erhalten hätte, daß bereits der Befehl zu ſeiner Verhaftung unterzeichnet ſei. Er warf ſich, ohne einen Augenblick zu verſäumen, auf ſein Pferd, nachdem er ſich mit dem baaren Gelde, über welches er grade disponiren konnte und einigen werthvollen Kleinodien verſehen hatte. So erreichte er die preußiſche Grenze und kam, unter dem erborgten Namen Emil Delavigne, nachdem er durch ſeine Freunde auch mit den nöthigen Legitimationspapieren verſehen, in Berlin an. In dieſen Papieren war er als Portraitmaler bezeichnet und führte unter

dieſer Maske ein um ſo zurückgezogeneres Leben in Preußens Reſidenz, als auch ſeine Geldmittel ihm nicht erlaubten, ſtandesgemäß aufzutreten. Er beſaß übrigens in der That nicht unbedeutendes Talent zur Malerei, einer Kunſt, die er häufig zu ſeinem Vergnügen geübt, und ſo richtete er ſich, um die Täuſchung vollkommen zu machen, ein kleines Atelier ein, und hatte bald Arbeit genug in der Nachbarſchaft ſeiner Wohnung gefunden. — Sogar die noch jugendliche Wirthin eines Kaffeehauſes zweiten Ranges, wo er gewöhnlich zu Mittag aß, ließ ſich durch ſeinen Pinſel gegen das Honorar eines zwei Monat dauernden Freitiſches vereinigen. So hätte er wenigſtens ruhig und nöthigenfalls auch ohne die Unterſtützungen, die er insgeheim von ſeinen Freunden empfing, ſich in ſeine neue Lage finden können, wenn nicht der Gedanke an ſein Vaterland, an die vielfachen Bedrückungen, welche ſich der Fürſt Conſtantin gegen die polniſchen Stände erlaubte, ihm oft trübe Stunden bereitet hätte. Aber auch dieſes ſchmerzliche Gefühl trat für einige Zeit in den Hintergrund zurück, als eine ihm bisher unbekannte Empfindung die Seele des jungen Mannes erfüllte.

Etwa ein halbes Jahr nachdem er ſeinen Aufenthalt in Berlin genommen, verliebte er ſich mit allem Feuer ſeines jugendlichen Herzens in ein Mädchen, von dem ſeinem angemeſſenen Alter. Dies Mädchen war die Tochter eines jüdiſchen Banquiers, von nicht unbeträchtlichem Vermögen. Er war, um dieſe junge Dame zu malen, in das Haus des Banquiers gerufen worden, und ſchon im erſten Augenblick erwachte in ihm jene Leidenſchaft, die nachmals für Beide die Quelle ſo vielen Unglücks wurde. — Rebecca, mit den glühenden Empfindungen und der prachtvollen Schönheit einer Orientalin ausgeſtattet, überließ ſich ebenfalls ſorglos der Zuneigung, welche ihr der junge Mann eingeflößt hatte, bis endlich dieſe Neigung zur Leidenſchaft, dieſe Leidenſchaft zur verderblichſten Höhe herangewachſen war. — Der Character von Rebecca's Vater war in-

deſſen aus einem, an Fanatismus grenzenden Haß gegen die Chriſten, da ihn ein ſolcher um eine bedeutende Summe geprellt, und einer unerſättlichen Habſucht, ſo weit ſich dieſe beiden Principien vereinigen ließen, zuſammengeſetzt. So war keine, nicht die entfernteſte Hoffnung vorhanden, daß er ſeine Einwilligung zu einer Verbindung der Liebenden geben würde. Dennoch machte der junge Mann den Verſuch und wurde, wie leicht vorauszuſehen, mit Hohn und Beleidigung zurückgewieſen. Freilich wäre das Reſultat vielleicht anders geweſen, wenn er ſeinen wahren Stand und Namen entdeckt hätte; aber wer ſtand ihm dafür, daß Jener die Entdeckung dieſes Geheimniſſes nicht zu gewinnſüchtigen Zwecken benutzte. Auf ſeine eigene Gefahr hin, würde er es gewagt haben; aber er ſetzte auch das Leben und die Freiheit jener braven Männer, die noch mit ihm in Verbindung ſtanden, er ſetzte die Sache des Vaterlandes auf's Spiel, und dieſe Rückſichten feſſelten ſeine Zunge.

Wir wollen und ſſen nicht im Entfernteſten verſuchen, den nun folgenden Schritt, zu welchem ſich die Liebenden verleiten ließen, anders als durch ihren jugendlichen Leichtſinn zu entſchuldigen, durch jenen Leichtſinn, der noch daran gewöhnt iſt, Umſtände und Menſchen nach dem Maßſtabe zu beurtheilen, welchen wir von uns ſelbſt und unſerer Phantaſie unternehmen. — Eine Einladung auf die ländliche Beſitzung einer Freundin vorſchützend, reiſte Rebecca nach Hamburg, empfing dort das Sakrament der heiligen Taufe, und betrat erſt als die angetraute Gattin ihres Geliebten das väterliche Haus. Beide hatten ſich auf einen harten Empfang, auf Thränen, Bitten und endliche Verſöhnung gefaßt gemacht; aber es kam anders, als ſie gedacht. Der Vater ſtieß die Weinende mit dem Fuße von ſich, er gab ihr ſeinen Fluch, ihr und den Kindern, welche aus dieſer Ehe hervorgehen würden, dieſen gräßlichen, unnatürlichen Fluch des Vaters. Noch mehre Male machte die Verſtoßene den Verſuch, ihren Vater wiederzuſehen, aber vergeblich. Seine Thür war für ſie verſchloſſen;

ihre Briefe wurden unerbrochen zurückgeſchickt, oder blieben unbeantwortet.

Indeſſen ſuchte ihr Gemal die gebeugte Gattin ſo viel als möglich zu tröſten. Er entdeckte ihr das Geheimniß ſeines Standes und beſchwor ſie, auf die Zukunft zu hoffen, wo ihr Vater ſeinen Fluch zurücknehmen werde, wenn er wiſſe, daß ſein Schwiegerſohn nicht jener arme, von ihm verachtete Maler ſei. Dieſer Umſtand trug in der That viel dazu bei, Rebecca zu beruhigen, obgleich er nachmals die Quelle ihres Elends wurde, und ſo verlebte ſie mit ihm vier Jahre, vier frohe, glückliche Jahre. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Zwillingsgeberene, waren die Frucht dieſer Verbindung, und auch in ihnen fand die Mutter Troſt, wenn ſie in einem trüben Augenblick an den noch immer unverſöhnlichen Vater zurückdachte. Ihre Mutter, die vielleicht heilbringend zwiſchen das trübe Verhältniß getreten wäre, war ſchon früh geſtorben, von ihren übrigen Geſchwiſtern lebte nur noch ein älterer Bruder, den ſein Vater als Compagnon des Geſchäfts aufgenommen. Dieſer beſaß ganz den Charakter ſeines Vaters, wo möglich noch härter ausgeprägt. Er haßte ſeine Schweſter als eine Abtrünnige vom Glauben der Väter; er hatte ſie nie geliebt, weil er ſie als die einzige Miterbin des väterlichen Vermögens betrachtete. Rebecca's unbeſonnenes Handeln war ihm daher nur erwünſcht gekommen und er that ſein Möglichſtes, den Haß des Vaters zu nähren; er veranlaßte ihn, ein Teſtament zu machen, in welchem der Name der Tochter nicht genannt wurde; ja er ging noch weiter, er ſchrieb im Namen des Vaters, doch ohne Wiſſen deſſelben, einen harten Brief an die Schweſter, worin er ihr verbot, ſich ferner ſchriftlich an die Familie zu wenden, und ihr drohte, ſie von den Domeſtiken hinausweiſen zu laſſen, wenn ſie den Verſuch machen würde, den Vater perſönlich zu ſprechen. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch in der Tochter Herzen allmälig eine gewiſſe Bitterkeit gegen den Vater Platz gewann.

Indessen hatte sich der politische Horizont Europa's dicht bewölkt. Die Cholera, welche in verschiedenen Gouvernements Rußland's mit Heftigkeit ausbrach, als deren Opfer auch der Großfürst Constantin fiel, erregte in Rußland selbst mehrere Empörungen; der Reichstag, welchen der Kaiser Nicolaus im Jahre 1830 hielt, hatte die Erwartungen der Polen nicht befriedigt, in Frankreich hatte die Nation in den Julitagen ihr blutiges Recht auf's Neue erkämpft; Louis Philipp erklärte, die Charte sollte fortan eine Wahrheit für Frankreich sein; und hoffnungsvoll richteten die Polen ihre Blicke auf das kühne Volk, welches ihnen schon früher einmal die Hand zum Gewinn ihrer Selbstständigkeit geboten hatte.

Es war im Oktober dieses verhängnißvollen Jahres, als der Graf auf dem gewöhnlichen Weg einen Brief von Peter Wyseki's eigener Hand empfing. Dieses Schreiben enthielt weiter nichts, als die Worte: „Der gewichtige Augenblick ist da. Das Vaterland ruft seine Männer!" — „Meine theure Rebecca," hatte er damals zu seiner Gattin gesagt. „Die Zeit ist gekommen, wo wir endlich diese Maske abwerfen werden, wo auch Du in der Welt die Stellung einnehmen wirst, zu welcher Dich Deine Schönheit, Deine aufopfernde Liebe berechtigen. Aber ich wäre nicht werth, Dein Gatte zu heißen, wollte ich hier in träger Sicherheit verweilen, während man meiner in diesem Kampfe bedarf. Ich muß Dich verlassen, Dich und die Kinder; aber ich werde ruhm- und sieggekrönt heimkehren, um Dich zu holen."

Weinend, doch ohne den Versuch zu machen, ihren Gemal durch Bitten zurückzuhalten, fügte sich Rebecca in das Unvermeidliche. Er ließ ihr eine Summe von vierhundert Louisd'or zurück, da er im Augenblick nicht mehr Geld auftreiben konnte, und reiste bereits am folgenden Tage mit den freudigsten Hoffnungen nach Warschau ab; doch forderte er noch zuvor von seiner Gattin den feierlichen Schwur,

Niemandem eher seinen wahren Stand zu entdecken, als bis er selbst sie dieses Versprechens entbunden haben würde.

Die verzweifelten Anstrengungen, welche die polnische Nation, ihre Unabhängigkeit zu erringen, machte, und deren unglücklicher Ausgang sind bekannt genug.

Mit der Einnahme von Warschau, am 7. September 1831 war Polens Schicksal entschieden. Ueber die Gefangenen erging ein hartes Strafgericht, aber Tausende von Flüchtlingen gelangten über die Grenze. Unter diesen Letzteren befand sich auch der Graf. Da er indessen die Principien der preußischen Regierung nicht kannte, und auf die Reklamationen Rußlands ausgeliefert zu werden fürchtete, wagte er es nicht, nach Berlin zurückzukehren, sondern ging nach Hamburg. Gleich nach der Einnahme von Warschau hatte er an Rebecca geschrieben und sie aufgefordert, sich ebenfalls dorthin zu begeben und ihn im Gasthofe zu erwarten. In der Hoffnung sie bereits zu finden, kam er dort an, doch sie war noch nicht da. Vergeblich wartete er nahe an drei Monate auf sie; fast in jeder Woche schrieb er nach Berlin hin, aber alle seine Briefe blieben unbeantwortet. Um dieser schrecklichen Ungewißheit ein Ende zu machen, war er endlich fest entschlossen, selbst nach Berlin zu gehen, und nur mit Mühe hielten ihn seine Freunde davon zurück. Er hinterließ demnach im Gasthofe seine Adresse, mit der Weisung, alle ankommende Briefe ihm sofort nachzuschicken, dann ging er nach Frankreich, wo er in der Normandie einen ganz nahen Verwandten, den Bruder seiner Mutter besaß, der unter Napoleon in der großen Armee gedient, den Rang eines Obristen bekleidet und sich nach der Abdankung des Kaisers in Frankreich niedergelassen hatte. Nicht ohne Mühe machte er denselben ausfindig, welcher seinen Familiennamen abgelegt, und sich nach dem seiner Frau gehörenden, in der bereits erwähnten Provinz belegenen Schlosse Cartentierce, Graf von Cartentierce genannt hatte. — Mit herzlicher Freude hatte der alte Herr seinen Neffen aufgenommen.

Seine Gemalin war todt, Kinder hatte er nie gehabt und ſo hauſte er auf ſeinem Schloſſe einſam und verlaſſen; nur der Pfarrer, mit dem er Schach ſpielte, und das Podagra, ein alter Bekannter aus dem ruſſiſchen Feldzuge, leiſteten ihm Geſellſchaft. Bei einer ſo ſoliden und beſchaulichen Lebensweiſe, hatte der alte Herr allerdings Grund genug, ſich den Kopf darüber zu zerbrechen, was er mit einem Vermögen anfangen ſolle, welches ihm eine Rente von dreimalhunderttauſend Francs einbrachte. Ein Neffe ſeiner verſtorbenen Frau, der in Paris durch die geſchmackvolle Art und Weiſe, ſein Vermögen zu ruiniren, bekannt war, hatte ſich allerdings eine Zeitlang bemüht, dem Oheim mit gutem Rathe an die Hand zu gehen; als dieſer junge Mann aber bei einem Kirchthurmrennen das Genick brach, ſtand der alte Gartentierce wieder rathlos in der Welt. — Um ſo größer war daher ſeine Freude, als ihm das Schickſal ſo unverhofft einen neuen Erben zuführte. Er machte ſogleich ſein Teſtament, worin er ſeinen jugendlichen Verwandten zum Univerſalerben ernannte und nur die einzige Bedingung hinzufügte, daß derſelbe ſeinen Namen ändern und ſich, wie er es gethan, nach dem Stammſchloſſe dieſer alten Familie, Graf von Gartentierce nennen müſſe. —

Der junge Mann verſchwieg es indeſſen ſeinem Verwandten durchaus nicht, daß er bereits verheirathet ſei; er erzählte demſelben alle Umſtände, welche dieſe Verbindung begleiteten, und verlangte endlich die Erlaubniß, nach Berlin zu reiſen, um ſich perſönlich nach dem Schickſal ſeiner Familie zu erkundigen. Hiermit war der Alte jedoch ſchlechterdings nicht einverſtanden. Er behauptete, daß man durch einen geſchickten Agenten ebenfalls die Geſuchten auffinden würde, er ſagte, daß außerdem ſein Tod nicht mehr fern ſei, und daß ſein Neffe ihm erſt die Augen zudrücken und nicht unter fremden Leuten ſo ganz allein ſterben laſſen möge. Es lag allerdings viel Wahrſcheinlichkeit in den Worten des Alten. Der Sohn des Pfarrers, ein gewandter, junger Mann, der nach Deutſchland reiſen wollte, wurde zu

dieſem Zweck gewennen, und mit den nöthigen Geldmitteln ausgerüſtet, nach Berlin geſchickt. — Nach einer dreijährigen Abweſenheit kehrte er nach Schloß Gartentierce zurück. Seine Bemühungen waren fruchtlos geweſen. Der Graf war außer ſich Zwar hatte ſein Agent einige Spuren über die Verſchollene aufgefunden, aber dieſe brachen auf eine räthſelhafte Weiſe ab, doch Jener hätte nun keinen Augenblick länger geſäumt, dem Drange ſeines Herzens zu folgen, wenn ihn nicht die Pietät gegen ſeinen Oheim zurückgehalten hätte, deſſen Zuſtand jetzt in der That bedenklich geworden war. — Indeſſen ſchien ſich Alles gegen den jungen Mann verſchworen zu haben. Die Krankheit des Obriſt, in deſſen Alter und den Fatiguen eines bewegten Lebens ihre Baſis findend, kämpfte vergeblich gegen den Reſt der noch nicht verbrauchten Lebenskräfte. Der alte Herr befand ſich in jenem Zuſtande, wo die Kunſt der Aerzte nicht zu beſtimmen vermag, wann dieſe Kräfte erſchöpft ſein werden, wo der geringſte Hauch die Flamme des ſpärlich glimmenden Lichtes erlöſchen kann, während es ungeſtört noch lange weiter glimmt.

Die Trennung von ſeinem Neffen, den der Kränkelnde herzlich lieb gewonnen hatte, konnte nur den nachtheiligſten Einfluß auf ſeinen Geſundheitszuſtand ausüben, ſie hätte ihn vielleicht getödtet. So beſchloß der junge Mann zu bleiben. Noch einmal ſchickte er ſeinen früheren Emiſſair nach Berlin, noch einmal kehrte dieſer ohne den geringſten Erfolg zurück. Er beſtätigte nur ſeine frühere Nachrichten, welche folgende Facta enthielten:

Rebecca's Vater war zu Anfang des Jahres 1831 geſtorben.

Ihr Bruder, der Univerſalerbe des Verſtorbenen, hatte ausgeſagt, daß er keine Nachrichten über ſeine Schweſter, oder deren Kinder geben könne. Man hatte dieſelben für verſchollen erklärt.

Madame Delavigne hatte mit ihren Kindern bis zum April des Jahres 1831 in dem Hauſe gewohnt, in welchem ihr Gatte ſie zurückgelaſſen hatte.

In dieſem Hauſe war im Februar deſſelben Jahres ein gewaltſamer Einbruch vollfuhrt worden. Madame Delavigne hatte ausgeſagt, daß ihr bei dieſer Gelegenheit die Summe von dreihundert Louisd'or im Gelde entwendet worden ſeien.

Zum erſten April hatte ſie jene Wohnung verlaſſen und ein kleines Gartenhaus vor dem Roſenthaler Thore bezogen.

Von dort hatte ſie ſich — nach der Ausſage des Wirthes — heimlich entfernt. Etwas Näheres uber die Verſchollene zu erfahren, war völlig unmöglich geweſen; mit ihrem Verſchwinden aus dem Hauſe der Roſenthaler Straße hörte jede Spur auf. An der Hoffnung verzweifelnd, auf dieſem Wege etwas zu erfahren, und zugleich durch ſeine Pflicht an die Mauern jenes alten Schloſſes gebunden, blieb dem jungen Manne nichts übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, wenn gleich der Gedanke an ſie, an deren Unglück er nicht ohne Schuld war, der Gedanke an ſeine Kinder, die vielleicht im Elende ſchmachteten, den Schlaf von ſeinem Lager ſcheuchte. — In dieſem Zuſtande ſchleppte ſich ein Jahr nach dem andern hin. Der ſonſt ſo lebenskräftige junge Mann verſank allmälig in eine tiefe Melancholie; er gewöhnte ſich an ſein Unglück, als endlich der Tod ſeines Oheims ihn zu neuer Thätigkeit wach rief. — Kaum hatte er dem Verſtorbenen die letzte Ehre erwieſen und die Verwaltung ſeiner Güter für eine längere Abweſenheit geordnet, als wir ihn, nur in Begleitung eines einzigen Dieners, auf dem Wege nach Paris finden, wo er ebenfalls nur ſo lange verweilte, als nöthig war, um ſeine Papiere in Richtigkeit zu bringen, einige Empfehlungsbriefe zu ſammeln und mit einem bedeutenden Banquierhauſe in Verbindung zu treten, welches ihm einen offenen Creditbrief mitgab. — Dann reiſte er nach Berlin ab.

So kurz indeſſen auch ſein Aufenthalt in Paris geweſen war, hatte ihm doch der Zufall einen Reiſegefährten zugeführt. Dies

war derſelbe Herr, mit welchem wir ihn auf dem Bahnhofe ankommen ſahen, der Vicomte Eugen Davernay.

Man dürfte in der That nicht leicht einen Charakter auffinden, der ſich ſo ſchlecht in unſer modernes Alltagsleben hineinpaßte, als der des Vicomte, und welcher dennoch allgemein von ſeinen Freunden und Bekannten geſchätzt, von den Damen geliebt wurde. Er hätte zur Zeit des zwölften Jahrhunderts geboren werden müſſen, und er würde an der Spitze ſeiner Mannen auf Abenteuer ausgezogen ſein, und ſich ein Herzogthum oder ein Königreich mit ſeinem Degen erworben haben. Ein abgeſagter Feind des Still-Lebens war er auf Abenteuer erpicht, wie ehedem Ritter Roland oder Hüon von Guyenne. Ungefähr acht und zwanzig Jahr alt, brav bis zur Tollkühnheit, hatte er der Belagerung von Antwerpen beigewohnt, in Spanien und Afrika gefochten, er war bei jener Expedition gegen Mexiko über den atlantiſchen Ocean geſchifft, und die friedliche Löſung der orientaliſchen Frage, brachte ihn der Verzweiflung nahe. Man machte ihm den Vorſchlag, ſich den Engländern gegen China anzuſchließen, aber er wies dieſe Idee mit Verachtung zurück.

„Ich werde mich nie entſchließen können," hatte er geantwortet; „gegen ein Volk zu fechten, welches ſtatt einer civiliſirten Coiffure einen Zopf trägt, und bei dem die Eiferſucht durch die Geſetze des Staates ſelbſt ſanctionirt wird. Ich verachte eine ſolche Nation."

Aus dieſer Aeußerung kann man auf die übrigen Grundſätze ſeines Charakters ſchließen. Eben ſo brav wie er an der Spitze ſeiner Compagnie auf eine Redoute losging, ebenſo gefährlich war er im Salon den Damen, wenn er mit dem ſicheren, eleganten Tacte des Weltmannes in der Geſellſchaft auftrat. Sein Vermögen war gerade nicht bedeutend zu nennen, aber es reichte hin, ihm eine völlige Unabhängigkeit zu ſichern und ihn zur Genüge bei dieſer tollen Lebensart zu unterſtützen.

Der Vicomte befand ſich gerade in Paris und brütete über den Plan eines neuen Feldzugs, noch unentſchloſſen, ob er den Ruſſen gegen die Tſcherkeſſen, oder den Tſcherkeſſen gegen die Ruſſen ſeinen ritterlichen Arm leihen ſolle, als ihm der Graf von Cartentierce in einer Geſellſchaft vorgeſtellt wurde. Feſt entſchloſſen, Paris zu verlaſſen und den öſtlichen Theil Europa's zu durchſtreifen, hatte er nicht ſobald gehört, daß der Graf Berlin beſuchen wolle, als er ſich demſelben zum Reiſegefährten anbot. Mit Vergnügen nahm Cartentierce dies Erbieten an und theilte dieſem unverhofft gefundenen Begleiter nun auch vollſtändig ſeine früheren Schickſale, ſo wie den abenteuerlichen Zweck dieſer Reiſe mit. Davernay war darüber entzückt; er vergaß ſeinen verhabenden Winterfeldzug und ſchwur auf den Griff ſeines Degens, daß er dies Abenteuer allen Polizeiofficianten, Zauberern und anderen modernen oder unmodernen Ungeheuern zum Trotz beſtehen wolle. — So ſehen wir dieſe beiden Männer in Berlin eintreffen, im Begriff ihre Nachforſchungen zu beginnen.

Während der Zeit, welche die Droſchke brauchte, um die Angekommenen vom Eiſenbahnhofe nach dem Hotel zu bringen, wo ſie zu wohnen beſchloſſen hatten, wurde wenig zwiſchen ihnen geſprochen. Der Graf hatte ſich nachdenklich in die Ecke des Wagens gelehnt; der Vicomte brummte die Melodie einer Arie aus Robert dem Teufel und unterbrach ſich in dieſer Beſchäftigung nur von Zeit zu Zeit, um einige Züge aus ſeiner Cigarre zu thun. Erſt als ſie in dem ſchnell geheizten Zimmer des Hotels bei ihrem Souper ſaßen, begann ihre ſtockende Unterhaltung lebhafter zu werden.

„Auf das glückliche Gelingen unſerer Unternehmung;“ ſagte der Vicomte luſtig, das gefüllte Glas emporhebend. „Trinken Sie Graf; — wahrhaftig ich habe in Paris ſelbſt ſchlechteren Wein getrunken. Dieſer la Tour iſt in der That nicht zu verachten.“

Die Gläſer klangen, und der Sprecher fuhr fort:

„So iſt's brav; — bis auf den letzten Tropfen! Und nun

wollen wir gefälligst über unsern Operationsplan nachdenken — Ich bin daran gewöhnt, auf den Feind loszugehn, wo ich ihn finde. Aber das finden, das finden ist hier die Hauptsache."

„Ich meine, wir behalten diese Wohnung hier im Hôtel;" erwiederte der Graf nachdenklich; sie ist nothwendig, wenn wir Besuche empfangen wollen. Dann mithen wir eine zweite in jener Gegend der Stadt, wo meine Frau zuletzt gewohnt hat, vielleicht gar dieselbe; von dort aus können wir ungehindert unsre Nachforschungen fortsetzen. Wir werden wenigstens einen Haltpunkt haben. Zunächst müssen wir auch in dem Hause des Banquiers, meines Schwagers, Zutritt zu erhalten suchen; ich weiß nicht, weshalb ich den Gedanken nicht los werden kann, daß er mehr von Rebecca's Schicksal wisse, als er angiebt."

„Aber wird er Sie nicht wiedererkennen?"

„Ich glaube nicht. Es ist eine lange Zeit darüber hingegangen; außerdem hat er mich damals nur wenige Male gesehn. Auch ist ein Unterschied zwischen jenem armen Maler und dem Grafen von Cartentierce."

„Sie haben Recht; Kleider machen Leute!" lachte der Vicomte. „Als ich auf dem letzten Balle bei der Herzogin von Avranches meine süße Emmy wieder sah, wir lernten uns kennen, sie dreiundzwanzig, ich siebzehn Jahr alt, — jetzt ist sie dreiunddreißig, arme Emmy! — da sagte sie, — ich war in meiner Uniform, — „Sie sehen so stattlich aus wie ein Kriegsgott, mein theurer Eugen." — Ich glaube, sie würde gesagt haben: „Sie sehen aus wie ein Strauchdieb," wenn Sie mich bei mancher andern Gelegenheit erblickt hätte, — z. B. in Spanien als mir die Carlisten in's Bein geschossen hatten, und ich mich fünf Tage lang im Gebirge umhertreiben mußte und nachher durch meinen Anblick ein ganzes Nonnenkloster in Schrecken setzte. — Es waren sehr hübsche Nonnen darunter, wahrhaftig Graf! Ich hätte sogar nie geglaubt, daß es so hübsche Nonnen geben könnte. — Aber nun weiter über

die Gegenwart. — Sie kennen ſchon meine Unart, meine Freunde durch dieſe thörigten Plaudereien zu unterhalten, oder beſſer, zu langweilen."

Der Graf lächelte. In der That erzählte der Vicomte gern von ſeinen Abenteuern, dabei war er aber artig genug, ſich ſelbſt daran zu erinnern und zu unterbrechen; auch ſprach er nicht etwa in dramatiſirendem Tone, ſondern wußte vielmehr ſelbſt die ernſthafteſten Sachen von einer komiſchen Seite zu betrachten.

Unter derartigen Geſprächen war es faſt eilf Uhr geworden, als Davernay, von der Reiſe ermüdet, den Vorſchlag machte, zu Bett zu gehen; aber Gartentierce war zu ſehr aufgeregt um darauf einzugehen, und während der Vicomte dem Zuge ſeines Bedürfniſſes folgte und ſich in das Schlafzimmer verfugte, öffnete Jener das Fenſter, um die friſche Nachtluft einzuathmen.

Das Schneegeſtöber hatte gänzlich aufgehört, ein ſcharfer Nordoſt hatte die Wolken verjagt und die Straßen theils getrocknet, theils das Schneewaſſer in Eis verwandelt. Alles war ſtill, einzelne Fußgänger eilten noch bei den Fenſtern des Hôtels vorüber; in der Ferne hörte man den ſchlurfenden Schritt des Nachtwächters, welcher die Stunde abrüff. —

Etwa zehn Minuten mochte Gartentierce auf dieſe ſtille Scene hinabgeblickt haben; er fühlte durchaus noch keine Müdigkeit, im Gegentheil, dieſe Gedanken, welche ſich ihm mit jeder Minute mehr und mehr aufdrängten, hatten ihn fieberhaft aufgeregt. Endlich griff er nach Mantel und Mütze, um in der Lindenallee noch ein wenig auf und abzugehen und ſeine Phantaſie zu beruhigen. Die Thüren des Gaſthofes waren noch geöffnet, und ſo betrat er ohne weiteres Hinderniß die Straße.

III.

Das Haus in der Carlsstraſze.

Es iſt für jeden fühlenden Menſchen, einen nach Murray's Handbuch reiſenden Engländer oder einen Commis voyageur abgerechnet, eine Empfindung ganz eigenthümlicher Art, die Stadt, den Ort wieder zu betreten, der in dem Andenken an irgend eine Epiſode unſeres früheren Lebens eine bald mehr, bald minder wichtige Rolle ſpielt. Es treibt uns, dieſe Stellen aufzuſuchen, wo wir ehedem glücklich oder unglücklich geweſen, wo wir geweint haben oder gelacht, und ſo ſteigen, wie in einem magiſchen Spiegel, dieſe Bilder längſt entſchwundener Jahre, bald heiter, bald trübe vor unſerer Seele herauf. Wir vergeſſen die Gegenwart in der Vergangenheit, die alten Gefühle drängen ſich warm in das pochende Herz hinein, die Seele wird wieder jung, der Greis wird Mann, Jüngling, Knabe er verlebt noch einmal jene glücklichen Tage unſerer kindiſchen Spiele den Traum der erſten Jugendliebe, die trotzig kräftigen Regungen des Mannes. O, es iſt etwas ſchönes um eine Vergangenheit, an

welche ſich freudige Erinnerungen knüpfen. Das Andenken an ſie iſt der dauernde Lohn des Guten; das Laſter, das Verbrechen ſtraft ſich ſelbſt, härter oft als der Arm des weltlichen Richters — durch jenes nagende Bewußtſein der Vergangenheit.

Auch der Graf, als er die Lindenallee langſam hinunterſchritt, überließ ſich gänzlich ſeinen Erinnerungen. Wie oft war er nicht mit Rebecca hier entlang gegangen, die Kinder an der Hand führend. — Immer deutlicher, immer klarer trat jene Zeit vor ſeine Seele. Er blieb vor einem alten Lindenbaum ſtehen, er erkannte genau dieſen Baum wieder, obſchon die blätterloſen Zweige mit Schnee bedeckt waren; es war ja derſelbe, unter welchem er ſeinen kleinen Eugen wiedergefand, als ſich der dreijährige Knabe eines Abends von der Hand ſeiner Mutter losgeriſſen und im Gedränge verlaufen hatte. Er war mit ſeinen Lieben im Schulgarten geweſen, auch in den Zelten hatte ein Concert ſtattgefunden, und die Linden waren gedrängt mit den heimkehrenden Spaziergängern gefüllt; die Angſt der Mutter, deren Freude, als er ihr den kleinen Entlaufenen wieder zuführte, alle dieſe einzelnen Umſtände erinnerte er ſich deutlich, ungeachtet dieſer Reihe von Jahren, welche dazwiſchen lagen, Jahre, welche eine tiefe Furche auf ſeiner noch jugendlichen Stirn gegraben hatten, welche die getäuſchten Hoffnungen eines ganzen Lebens enthielten.

Se in ſich ſelbſt verloren, war es wohl nicht zu verwundern, wenn er die wenigen bei ihm vorübereilenden Perſonen kaum bemerkte; als er indeſſen nahe bis an die neue Wilhelmſtraße gekommen war, fühlte er plötzlich ſeinen Arm berührt, und indem er ſich umwendete, erblickte er ein ziemlich ärmlich gekleidetes Mädchen, ohne Hut und Mantel, nur mit einem großen, ſogenannten Umſchlagetuche, in etwas gegen die Kälte geſchützt. Noch ehe ſich der Graf von ſeinem unwillkürlichen Erſtaunen über dieſe Zudringlichkeit erholen konnte, hatte dies Mädchen ſeinen Arm gefaßt.

„Um Gotteswillen, mein Herr, retten Sie mich,“ ſagte ſie mit einer Art von krampfhaftem Schluchzen, welches faſt ihre Stimme erſtickte. „Retten Sie mich, ich bitte Sie bei Allem was Ihnen werth iſt!“

„Was haſt Du? Was iſt Dir mein Kind?“ fragte Cartentierce überraſcht.

„O mein Gott, die Gensd'armen. Man wird mich arretiren, wenn Sie mich nicht in Schutz nehmen. Sie ſind dicht hinter uns.“

Der Graf begriff jetzt leicht den Zuſammenhang dieſer Sache. Die Polizei Berlins verfährt ziemlich unnachſichtlich mit jedem Frauenzimmer, welches ſie nach zehn Uhr allein auf der Straße findet, und welches noch jung genug iſt, um den Verdacht einflößen zu können, daß der Zweck dieſes ſpäten Ganges kein anderer iſt, als der, irgend eine männliche Bekanntſchaft zu machen. Dieſes Mädchen, von einem Gensd'armen verfolgt, deſſen Säbel hinter ihr auf dem Pflaſter raſſelte, glaubte keinen beſſeren Schutz als den einzeln gehenden Fremden finden zu können. Cartentierce warf bei dem Schein einer Laterne einen Blick auf das Geſicht des Mädchens. Sie konnte höchſtens ſechszehn oder ſiebzehn Jahr alt ſein, aber Gram und Entbehrungen, oder das Laſter hatten den Schmelz der Jugend von dieſen Zügen gewiſcht und ihrer Stimme jenen melodiſchen Klang der unſchuldigen Reinheit genommen. Auch ihre Formen waren noch jugendlich, faſt kindlich. Die kleine Hand, welche ſich ſo plötzlich unter ſeinen Arm geſchoben, zitterte heftig vor Angſt und Schreck.

„Laſſen Sie mich an Ihrer Seite mein Herr,“ ſagte ſie flehend. — „Ich will ja weiter nichts von Ihnen. Sie haben vielleicht eine Frau oder eine Schweſter, ich beſchwöre Sie bei Ihrer Liebe zu ihnen, laſſen Sie mich nur eine Viertelſtunde, nur zehn Minuten an Ihrer Seite.“

Auch wenn das Mädchen ihn nicht hieran erinnert haben würde

hätte er ihre Bitte doch gewährt; die Angst, welche sich in ihrem Gesichte ausdrückte, war zu unverstellt und erweckte sein Mitleid.

„Komm," sagte er.

Sie bogen rasch in den gewölbten Durchgang nach der neuen Wilhelmstraße ein. Der Polizeioffiziant folgte ihnen.

„Wenn er Sie fragen sollte, ob Sie mich kennen, so antworten Sie mit ja, ich bitte Sie um Gotteswillen; — sagen Sie, daß Sie auf mich gewartet hätten;" flüsterte das Mädchen kaum hörbar.

Der Graf fühlte ihr heftiges Zittern. Er hätte sie in der That nicht verlassen, selbst wenn der Gensd'arm Einspruch gethan hätte. Dazu kam es indessen nicht; nachdem derselbe bei ihnen vorübergegangen und sich bei einer Laterne hingestellt, um das Paar mit Muße betrachten zu können, schien er befriedigt, und kehrte um; wenigstens hörte man seinen Fußtritt nicht mehr. Das Mädchen athmete tief auf.

„Ich danke Ihnen tausendmal mein Herr," sagte sie, nachdem beide bereits die Marschall-Brücke passirt. „Aber ich will Sie weiter nicht belästigen. Ihr Weg führt Sie doch wohl nicht hier entlang und ich bin bald zu Haus."

Cartoutierre stutzte. Er hatte geglaubt, daß dieses Mädchen ihn als gute Prise betrachten und vielmehr auffordern würde, mit ihr zu gehen. Ohne sich indessen sein Erstaunen merken zu lassen, nahm er vielmehr einen scherzenden Ton an:

„Ich dachte, Du würdest mir erlauben mit Dir zu gehen, mein Kind," sagte er. — Sie sah ihn mit den großen, hübschen Augen verwundert an.

„Sie spaßen mit mir. Ein so feiner Herr geht nicht zu solchem armen Mädchen."

Die Armuth hat selten einen anderen Maasstab als das Geld. Dieses Mädchen war sogar hübsch, aber sie hätte schön sein können, wie ein plastisches Bildwerk der Alten, nie würde sie es gewagt haben, sich mit einer Anderen ihres Geschlechtes zu vergleichen, wenn

dieſe beſſer gekleidet geweſen wäre, als ſie. So gewöhnt ſich die Armuth an ſich ſelbſt; das Selbſtgefühl ſtumpft ſich durch die Gewohnheit ab.

„Wenn es weiter nichts iſt,“ ſagte der Graf; „ſo werde ich mitkommen. Wo wohnſt Du.“

„In der Karlſtraße. Aber ich fürchte, Sie werden es nicht nach Wunſch bei mir eingerichtet finden.“

„Das thut nichts zur Sache. — Komm nur.“

Raſch vorwärts ſchreitend erreichten beide bald die bezeichnete Straße, und das Mädchen blieb vor einem noch neuen, aber wüſt ausſehendem Hauſe ſtehen, deſſen Thür nur angelehnt war. Ein flüchtiger Blick auf die zerbrochenen, im Nothgeſchoß durch Bretter erſetzten Fenſter, ſagte dem Grafen, daß das ganze Gebäude unbewohnt ſein müſſe.

„Hier wohnſt Du?“ ſagte er ſtehen bleibend und befremdet.

„Ja wohl, mein Herr. Das Haus iſt zwar leer, weil die eine Seite geſunken iſt, wie viele Häuſer hier in der Gegend, und es ſoll nächſtens abgetragen werden. — Aber da iſt ein kleines Hintergebäude, wo meine Wirthin wohnt.“

Carentierce zögerte noch immer einzutreten. Ein dünner Lichtſtrahl ſchien ihm aus den mit Streh und Miſt zugedeckten Kellerfenſtern zu dringen.

„Aber dort unten wohnt doch Jemand?“ fragte er.

„Es iſt nur des Nachts. — Es ſind Leute, die keine Schlafſtelle haben, und es iſt jetzt zu kalt, die Nacht im Freien zuzubringen. — Geben Sie mir die Hand, mein Herr, ich werde Sie führen; es iſt hier ſehr dunkel.“

Der Graf faßte die Hand des Mädchens und langſam tappten beide über den finſteren Corridor nach dem Hofe. Dieſer Durchgang wurde noch dadurch gefährlicher gemacht, daß in dem Fußboden mehre Dielen fehlten, die wahrſcheinlich von irgend einem je-

ner, des Brennmaterials bedürftigen Kellerbewohnern gestohlen worden waren. Ueber diesen halsbrechenden Weg hinstolpernd, gelangte Gartenthiere in den ziemlich geräumigen Hof, auf dessen rechter Seite ein kleines, einstöckiges Haus stand, an dessen Fenstern die unteren Scheiben innen mit Decken verhängt waren, während hinter den oberen ein trübes Licht schimmerte.

In dieses Gebäude führte das Mädchen ihren Begleiter. —

Wir haben erst wenige Blätter dieses Buches vollgeschrieben, und dennoch stehen wir jetzt schon im Begriff, eine Stufe des Elends zu schildern, wo der Mensch Alles, was ihm von der göttlichen Natur angehört, abgelegt hat, wo nur das thierische Princip übrig geblieben, der Instinct, welcher uns antreibt, ein Dasein zu fristen, welches weiter nichts kennt, als eben dieses Dasein, und somit auch nur durch sich selbst, freilich nur lecker, aber um desto ängstlicher an das Leben geknüpft ist. Es ist dies jenes Elend, wo selbst die Erinnerung an eine bessere Zeit aufhört, wo der stumpfsinnige Drang des Augenblicks den Menschen vergessen läßt, daß er Mensch ist, wo er nicht mehr den Reichen, der im prunkenden Wagen bei ihm vorüber fährt, beneidet, wo er nicht mehr bettelt, nicht mehr zu stehlen wagt, nicht etwa aus der moralischen Ueberzeugung des Unrechts, oder der Furcht vor Strafe, nein, nur deshalb, weil er aufgehört hat, Mensch zu sein und sich der übrigen Gesellschaft gleich zu achten. Er würde es selbst bei dem peinigendsten Hunger nicht wagen, ein Brod von dem Tische eines Bäckerladens zu nehmen, aber er balgt sich mit einem Hunde um einen Knochen, den das Thier einem Rinnstein entnommen. Er hat selbst das nicht mehr mit seinen Mitmenschen gemein, daß er sündigen kann.

Die Leserin, welche früher die so günstige Gelegenheit hatte, das alltägliche Leben aus den Romanen Sternbergs, oder den Schriften der aesthetischen Mellenburgerin von Grund aus kennen zu lernen, die Leserin; welche es sogar gewagt hat, Bettina's Buch in die

Hand zu nehmen, welches nicht des Königs allein, nein jedes Menschen Eigenthum sein sollte, und die nach Beendigung dieser sonderbaren Lectüre mit einem leichten Schauder den eleganten Deckel zuklappt, sagend: „das muß doch schauderhaft sein, wenn es wahr ist;“ diese thäte allerdings wohl besser daran, bei dieser Stelle unseres Buches abzubrechen und nicht weiter in diese Mysterien einzudringen. Wenn die Phantasie des Dichters die gräßlichsten Scenen des Jammers und der Noth erschafft, um auf das Gefühl der Leser Eindruck zu machen, so webt dennoch die Himmelstochter Poesie einen leichten, luftigen Schleier darüber, unter welchem uns diese starren, nackten Formen minder grausig entgegen treten. — Aber die Wirklichkeit entbehrt jenes versöhnenden Hauches, und wir schildern hier das Elend, wie wir es gefunden.

Die Thür, welche das Mädchen zunächst öffnete, führte in eine kleine Küche; auf dem Heerd brannte ein schwaches Feuer und erlaubte dem Beobachter nur undeutlich, diese wenigen, schmutzigen Geräthschaften zu unterscheiden, welche darin enthalten waren. Carentierce hatte indessen wenig Zeit zu einer genaueren Musterung dieses räucherigen Aufenthaltsortes, denn seine Führerin öffnete eine Seitenthür, und der Graf trat in ein nicht grade kleines Zimmer, dessen Räumlichkeit jedoch hauptsächlich durch den Mangel an Meubles hervorgebracht zu werden schien. Diese bestanden außer einem Bett und einer sehr großen Kommode, aus drei zerbrochenen Polsterstühlen mit schäbigem, zerrissenem Ueberzuge, einem in demselben Zustande sich befindenden Tisch und zwei großen sogenannten Spulrädern, welche hinlänglich die Beschäftigung der Bewohner dieses trüben Lokals verriethen.

Bei ihrem Eintritt erhob sich aus dem schmalen Bette ein gewisses Etwas, welches der Graf erst bei genauer Betrachtung, so weit es der Schein der düster brennenden Lampe zuließ, für den mit einem bunten Tuche umwickelten Kopf einer alten Frau erkannte.

Dies Tuch, die Haare und einen Theil der Stirn bedeckend, während die Zipfel unter dem Halse zusammengeknotet waren, gab dem darin steckenden, lederfarbigen Gesichte einen in der That scheußlichen Anblick, nur die Augen, welche erloschen und glanzlos, dennoch einige Beweglichkeit behalten hatten, schienen zu verrathen, daß noch Leben in dieser lebendigen Mumie sei, denn auch der zahnlose Mund schien sich kaum zu bewegen, als sie sagte:

„Bist Du es Mathilde?“

„Ja Frau Kruse,“ entgegnete das Mädchen; „kann ich die Lampe nehmen?“

Durch diese Unterhaltung aus dem Schlaf gestört, tauchte aus der schmutzigen Decke des Bettes ein zweiter, auf ähnliche Weise eingepackter Kopf hervor, eine Hand rieb die Augen dieses zweiten Kopfes, dessen Mund in einer tieferen Stimme einige rohe Flüche ausstieß und etwas von „Schlafstören, nicht 'mal des Nachts Ruhe“ u. s. w. murmelte. Alsbald kam auch eine zweite Hand oder vielmehr Faust, die indessen mit diesem Kopfe nicht so befreundet schien, als die erste, hervor, und stieß ihm in das Gesicht, worauf dieser Kopf, noch ein unartikulirtes Grunzen ausstoßend, wieder unter der Bettdecke auf eine um so räthselhaftere Weise verschwand, als diese Decke so schmal war, daß man kaum begriff, wie auch nur eine einzige Person darunter Platz finden konnte.

„Ich will Dir lehren, still zu sein Alter,“ sagte die Frau im Berliner Dialekte; — „na nimm die Lampe Mathildeken. Du hast Dir ja einen feinen Kober mitgebracht.“

Das Mädchen erwiederte nichts, sondern machte von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch. Sie nahm diese sehr kleine, blecherne Lampe vom Tisch, zog vermittelst einer darauf liegenden, beschmierten Haarnadel den Docht etwas höher heraus, öffnete die Thür eines zweiten Zimmers und trat hinein, während ihr Cartentierce folgte.

Dieſe Stube, wenn man den von vier Wänden eingefaßten Raum mit dieſem Namen bezeichnen darf, hatte zwei Fenſter, von denen das eine nach dem Hofe, das andere, in der Seitenmauer belegene, nach einem Garten führen mochte. Dieſe Fenſter hatten keine Laden, und die Verhänge beſtanden aus zuſammengeklebtem Papier, Stücke von großen, von einer Straßenecke abgeriſſenen Anſchlagzetteln. Die Stube enthielt ein Bettgeſtell, einen großen, hölzernen Koffer, auf welchem die Jahreszahl 1805 mit den Köpfen kleiner, in den Deckel eingeſchlagener Nägel gebildet war, und eine rohe Bank ohne Lehne, wie man ſie etwa in einem, auf keinen Luxus Anſprüche machenden Bauergarten, findet. Noch hing an der Wand ein Stückchen Spiegelglas, welches in Ermangelung eines Rahmen, ſinnreich genug, in die hölzerne Einfaſſung einer Schiefertafel eingeklemmt, und vermöge derſelben an einem Nagel aufgehängt werden war. Auf dem Sims des nach dem Garten hinführenden Fenſters ſtanden, eine in der That dem Auge an dieſem öden Orte wohlthuende Erſcheinung, drei oder vier zerbrochene Töpfe, einige perennirende Feldpflanzen enthaltend. Aber auch dieſe Gewächſe ſahen elend und verkrüppelt aus, als wenn ſie krank geworden wären in dieſer übelriechenden Atmoſphäre, dieſer dumpfigen Luft, welche den Wohnungen der Armen ſo eigenthümlich iſt, und die man im gemeinen Leben ſo treffend mit dem Ausdruck: „es riecht nach armen Leuten“ bezeichnet.

Die Lampe, welche jetzt heller brannte als vorher, erlaubte dem Grafen dieſe Bemerkungen ſchnell zu machen; aber als ſein Auge zum zweiten Male auf das vorher nur flüchtig beachtete Bettgeſtell fiel, ſchrak er unwillkürlich zuſammen, als er auch hier ein menſchliches Weſen ſich bewegen zu ſehen glaubte.

„Wir ſind nicht allein,“ ſagte er. — „Wer iſt dort im Bette?“

Das Mädchen wendete ſich verwirrt, beſchämt von dem Fragenden ab, eine große ſchwere Thräne hing in ihrem Auge, die Hand, in welcher ſie die Lampe hielt, zitterte, daß das Oel auf den Fußboden floß. Endlich ſagte ſie mit erſtickter Stimme:

„Es thut nichts mein Herr, es iſt nur mein Vater.“

Es war nur ihr Vater! — Gerechter Gott! — —

Carlentiere ſtand beſtürzt. Er wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte. — Hier hatte das Laſter in Verbindung mit dem Elend einen Grad der Niedrigkeit erreicht, vor welchem ihm graute. — Er zögerte, weiter zu fragen:

„Er iſt zu krank und ſchwach, um das Bett verlaſſen zu können,“ ſagte endlich das Mädchen hinzu, — „und wir haben beide nur dies eine Zimmer. Die Gicht hat ſeine Füße zuſammengezogen; — ſo liegt er ſchon ſeit anderthalb Jahren.“

Der Graf nahm die Lampe aus der Hand des Mädchens, das ihr Geſicht abwendete, und mit dem Zipfel ihres groben, wollenen Tuches die Augen trocknete. Er näherte ſich dem Bette und beleuchtete das Geſicht des Kranken. Dieſer hatte ſich ſo gewendet, daß er die Stube überſehen konnte. Nicht das mindeſte Zeichen menſchlicher Intelligenz blickte aus ſeinen ſtieren Augen. Denn öffnete er den Mund und murmelte mechaniſch, wie eine eingelernte Formel, die Worte:

„Sie werden nicht fortgehen, ohne meiner Tochter etwas zu ſchenken. Sie ſind ein ſo feiner Herr und wir haben ſolchen Hunger.“

Dieſe letzten Worte waren in der That überflüſſig, man konnte es dieſem Manne anſehen, daß er lange nichts gegeſſen hatte.

Carlentiere antwortete nichts auf dieſe Anrede, er trat ſchweigend von dem Bett zurück und ſetzte die Lampe auf den vorerwähnten Koffer.

„Hole Dir und Deinem Vater etwas zu eſſen,“ ſagte er dann und reichte dem Mädchen einen Dukaten. „Ich habe beim Herkom-

men drüben an der Ecke eine Reſtauration bemerkt, wo noch Licht war. Du kannſt auch eine Flaſche Wein mitbringen."

Das Mädchen griff mit einer unwillkuhrlichen Haſt nach dem Gelde; aber ſie kannte den Werth des Geldes nicht, und als ſie das kleine Geldſtück fuhlte, antwortete ſie zweifelnd:"

„Aber mein Herr, wird man mir auch das Alles dafür geben?"

„Du wirſt noch etwas wieder herausbekommen. Es gilt drei Thaler und einige Groſchen."

„Drei Thaler! — Mein Gott, und ich ſoll das Geld behalten!"

„Gewiß mein Kind, ich ſchenke es Dir."

Das Mädchen zögerte noch immer, zu gehen.

„Nun, was haſt Du noch? — Willſt Du noch etwas?"

„Ach mein Herr," ſagte ſie; „wenn ich dieſes Geld morgen früh wechſele, werden wir einen ganzen Monat davon leben können, ich werde wieder Arbeit bekommen und habe nicht nöthig, des Abends auf die Straße zu gehen."

„Aber Dein Vater hat noch nichts gegeſſen, — und Du?"

„Ich kann ſchon bis morgen aushalten, und für den Vater iſt geſorgt. — Es ſteht in der Küche Brodſuppe auf dem Feuer, die meine Wirthin für ihn gekocht hat; und das iſt weit billiger, denn ſie iſt eine gute Frau, und ſie nimmt keinen Profit von uns. Denken Sie nur, einen ganzen Topf voll Suppe für einen Sechſer, und rechnen Sie das Salz und Brod, und Butter kommt auch noch dazu; — dann noch das Holz. — Wahrhaftig man kann es nicht billiger haben?"

„Warum hat aber die Wirthin Deinem Vater noch nichts gegeben?"

„Ach mein Herr, ſie iſt ſelbſt arm, und ich konnte ihr nichts bezahlen, weil ich kein Geld hatte: da bin ich denn fortgegangen —."

Sie ſteckte bei dieſen Worten, das Gefühl der Schaam geht bei dem Weibe nur ſelten ganz verloren.

„Geh nur, geh mein Kind," ſagte der Graf; „ich werde dafür ſorgen, daß Du Dir etwas auf eine andere Weiſe verdienen kannſt. Jetzt aber geh'."

Sie eilte nun ohne Widerrede fort, Gartentiere mit dem Kranken allein laſſend, der dies Geſpräch mit angehört hatte, ohne jedoch deſſen Inhalt zu begreifen. Der Graf näherte ſich dem Bette.

„Es geht Euch hier ſchlecht Alter," ſprach er nach einer Pauſe. Eure Tochter hat mir geſagt, daß Ihr ſehr krank ſeid."

Die erlittenen Entbehrungen hatten offenbar die Verſtandeskräfte des Alten geſchwächt. Er ſtierte den Sprecher an, als die Stimme dieſes fremden Mannes ſein Ohr traf, dann antwortete er:

„Meine Tochter? — Ja, ja, wo iſt ſie, wo iſt Mathilde?"

„Sie iſt fortgegangen, um Euch etwas zu eſſen zu holen."

„Eſſen! — Ach Gott ja, eſſen!"

Dies Wort ſchien ſeine Lebenskräfte mit neuem Feuer zu erfüllen, er machte den Verſuch, ſich von ſeinem dürftigen Lager aufzurichten, ſank aber kraftlos zurück, noch einige unverſtändliche Worte vor ſich hinmurmelnd.

Der Graf trat indeſſen nachdenklich zu dem nach dem Garten führenden Fenſter. Er ſchlug die buntſcheckigen Verhänge zurück, ſein Auge fiel zufällig auf einen dieſer bedruckten Papierſtreifen, aus denen ſie beſtanden, es war eine Buchhändler Anzeige. Er las die durch große Buchſtaben markirten Worte! „Das enthüllte Geheimniß der Kunſt reich zu werden."

Es war eine Ironie des Zufalls, in der That dazu geeignet, uns ein ſchmerzliches Lächeln abzuzwingen, eine Recenſion dieſes vielleicht viel gekauften, viel geleſenen Buches, wie ſie nie beſſer dageweſen ſein konnte, dieſer Zettel hier an dem Orte des Elends.

In der That bleibt es merkwürdig, wie noch zu einer ſo weit

vergeſchrittenen Zeit, wie die unſrige, ſolche und hundert ähnliche, andere Bücher gedruckt und verkauft werden können. Man ſagt die Dummheit habe Glück; aber gewiß, wer dumm genug iſt, ſich durch eine ſo handgreifliche Myſtifikation hintergehen zu laſſen, an dem mag ein großer Theil der Schuld liegen, wenn er arm iſt und es bleibt.

Mit ähnlichen Gedanken mochte ſich auch der Graf beſchäftigen, als er allein in dem Zimmer zurückblieb. Nichts ſtörte ihn längere Zeit in ſeinen Reflexionen; der Kranke hatte die Bettdecke über ſein Geſicht gezogen, ſeine röchelnden Athemzüge waren nur ſchwach zu hören.

Der Graf richtete endlich ſein Auge auf den Garten, nach welchem das Fenſter führte; dieſer Garten ſchien ihm von bedeutenderem Umfange als der eines Privat-Hauſes. Zufällig fiel ſein Blick auf den dunklen Schatten, welchen der dicke Stamm eines alten Kaſtanienbaumes verbreitete. Er glaubte irgend ein lebendes Weſen ſich dort bewegen zu ſehen, doch als er ſeine Augen ſchärfer auf dieſen Gegenſtand richtete, verharrte derſelbe, eine dunkle unförmliche Maſſe, die der ſchwache Sternenſchimmer ihm nicht deutlicher zu unterſcheiden erlaubte, in völliger Regungsloſigkeit. Zweifelhaft ob er ſich vorher nur getäuſcht, oder ob er wirklich recht geſehn, trat er vom Fenſter zurück und ließ den Vorhang herunter, um von demſelben verdeckt dieſe Erſcheinung zu beobachten. Doch ehe er noch dieſe augenblickliche Neugierde befriedigt hatte, wurde er durch die beſchleunigte Rückkehr Mathildens geſtört, und ihr Eintritt lenkte ſeine Gedanken wieder auf ſeine Umgebung zurück.

Das Geſicht des jungen Mädchens glänzte vor Freude, als ſie das Tuch abwickelte, welches ſie um die Teller gebunden hatte, um das darin befindliche Eſſen warm zu halten. Sie ſetzte das Geſchirr und den mitgebrachten Wein auf den Tiſch, und während ſie aus einer Schublade Gabel und Meſſer herausſuchte, ſagte ſie mit dem Ausdruck der herzlichſten, unverſtellten Freude:

„Da bin ich ſchon wi der zurück, mein Herr. — Ich habe mich recht geſputet, um Sie nicht lange allein zu laſſen.“

„Nun, haſt Du Alles mitgebracht? Nicht wahr, das Geld hat doch gereicht?“ fragte Cartentiere lächelnd.

„Ach ja wohl, und ich habe noch zwei Thaler wieder herausbekommen. Man fragte mich, was für eine Sorte Wein und Eſſen ich haben wollte, und nannte mir eine ſolche Maſſe fremder Namen, daß ich es gar nicht im Kopf behalten konnte, da ſagte ich, man möchte mir nur geben, was man wolle. Ach, — und dann bin ich auch ſelbſt in der Küche geweſen; — was war das für ein prächtiger Geruch! Und die großen Braten, die da ſtanden und ſo appetitlich ausſahen, das einem das Waſſer im Munde zuſammenlief. Hier iſt auch das Geld wieder mein Herr.“

„Ich ſagte Dir ſchon, daß Du es behalten möchteſt.“

Es war ihr immer noch nicht möglich geweſen, zu glauben, daß dieſer fremde Mann wirklich ſo freigebig gegen ſie ſein könne. Bei den geringen Bedürfniſſen ihrer Lebensweiſe erſchien ihr dies Goldſtück von bedeutendem Werthe, als einem reichen Kapitaliſten die Summe von Tauſenden. Sie hatte ſelbſt geſagt, daß ſie faſt einen ganzen Monat hindurch mit dem erhaltenen Gelde ihren Unterhalt beſtreiten und ſich inzwiſchen nach Arbeit umſehn könne; dieſe wenigen Thaler waren vielleicht hinreichend, eine wichtige Veränderung in ihrem ganzen zukünftigen Leben hervorzubringen. — Ach, wir, die wir ſo manches Mal eine bedeutend größere Summe auf die thörichtſte Weiſe verſchwenden, wir glauben es nicht, wie viel Glückliche wir durch eine andere Anwendung einer ſolchen Kleinigkeit machen können.

Dieſes arme Mädchen erſchöpfte ſich daher in Aeußerungen ihrer Dankbarkeit, ſo daß Cartentiere ſie endlich darauf aufmerkſam machen mußte, daß das gehelte Eſſen kalt und unſchmackhaft werden würde, wenn ſie länger zögere. Hieran erinnert, begann ſie, zunächſt für ihren Vater zu ſorgen.

Es war in der That eine rührende Scene der kindlichen Liebe, als sie sich jetzt auf das Bett des Kranken setzte, der den Geruch der Speisen einathmend, instinctmäßig alle seine Kräfte aufbot, sich aufzurichten. Sie rückte das Strohkissen, welches als Kopfkuhl diente, höher hinauf, um ihm das Sitzen zu erleichtern und ihn zugleich vor Kälte zu schützen; dann zog sie die Bank heran, setzte die Teller darauf, schnitt das Fleisch in kleine Stückchen und begann dem Kranken die einzelnen Bissen zu reichen, wie man ein kleines Kind füttert. Bei dieser Beschäftigung schien sie sich selbst ganz und gar vergessen zu haben; auch sie hatte lange Zeit nichts gegessen, auch sie fühlte Hunger, aber nicht jenes Gefühl, welches wir unter diesem Worte verstehen, welches nach einem Spaziergange in der frischen Luft unseren verwöhnten Gaumen reizt, nein, sie fühlte diesen entsetzlichen, nagenden Hunger, der in unseren Eingeweiden wühlt, wie das ätzende Gift des Sublimats, diesen Hunger, der unsere Wangen bleicht, der das Mark unseres Körpers austrocknet, der uns, bis zu einer gewissen Stufe gesteigert, zum Wahnsinn treiben kann.

Der Moralprediger, behaglich beim üppigen Mahle sitzend, erklärt einen solchen Hunger für ein Unding, für eine Mißgeburt der erregten Phantasie; mit salbungsreichen Worten reicht er dem um ein Stück Brod Bittenden ein ascetisches Schriftchen mit dem schönen Motto: Bete und arbeite. Aber diese kraftlosen Arme haben keine Arbeit, diese zitternden Lippen kein Gebet. Es ist eine Schmach für uns, eine Blasphemie, es ist eine Sünde gegen das Gesetz des ewigen Gottes, wenn wir den leidenden Mitmenschen auf ihn verweisen, ohne selbst etwas für den Bittenden zu thun. Er, der Herr, offenbart sich durch seine Werke, er offenbart sich durch uns, durch den Menschen, durch sein schönstes, sein herrlichstes Werk. Indem wir die Bitte des Flehenden erhören, erhört Gott durch uns jene Gebete, die ihm der Leidende in seinem Elend vorgewinselt; entreißen wir ihn diesem Elende, so wird seine Lippe von Dankgebeten

überfluthen, er wird das Walten des Allmächtigen kennen lernen, nicht aus dürren, todten Worten, nein, aus der kräftigen, lebendigen That. —

Hatte indessen bei den vorher von uns geschilderten Personen die Noth jene, in der That grauenvolle Höhe erreicht, vor welcher der Fühlende zurückschaudert, so muß es doch in unserer Brust eine beruhigende, wohlthuende Empfindung erregen, wenn wir dabei die Ueberzeugung gewinnen, daß der Mensch gewisse Gefühle in seinem Herzen hegt, Gefühle, welche ihren Ursprung zu tief in dem Princip der uns inwohnenden Göttlichkeit begründet haben, als daß sie uns durch äußere Einwirkungen genommen werden könnten.

Dieses bleiche, hungernde Mädchen, als sie auf dem Bette des Vaters saß, hatte keinen andern Gedanken, als den der Freude, daß sich jener sättigen könne; nicht der mindeste Ausdruck der Lüsternheit zeigte sich auf ihrem Gesichte, die Sorge für ihren Vater hatte sie die eigenen Leiden vergessen lassen.

In der That, es giebt kein schöneres, hingebenderes Gefühl, so vollständig geläutert von den Schlacken des Eigennutzes, mit denen unsere anderen Empfindungen sämmtlich mehr oder minder verunreinigt sind, als das der Kindesliebe. —

Es gewährte dem Grafen eine Art von Beruhigung, als er dies Mädchen mit einer so rührenden Aufmerksamkeit sich mit ihrem Vater beschäftigen sah.

„Wahrhaftig, sie verdient ein besseres Loos," sagte er zu sich selbst; „ich glaube, ich werde es nicht zu bereuen haben, wenn ich sie unterstütze."

Der Kranke verschlang indessen mit einer Hast und Gier die ihm gereichte Speise, daß Gartentierce fürchten zu müssen glaubte, der ungewohnte und übermäßige Genuß könne ihm schaden. Er machte Mathilden darauf aufmerksam und forderte sie auf, nun auch an sich zu denken.

Sie genoß indeſſen nur wenige Biſſen, und da Gartentierce ſah, daß ſeine Gegenwart ihr Zwang auflegte, griff er nach ſeiner Kopfbedeckung. Dies war eine gewöhnliche runde Mütze, von ſilbergrauem Tuch, mit einem ſehr großen, bauſchigen Deckel und kleinem Lederſchirm. Ein Zufall, oder die Nachläſſigkeit ſeines Bedienten hatte ihn eine ſehr ſchöne Reiſemütze von Zobelpelz unterwegs verlieren laſſen. Der Mützenmacher eines kleinen, franzöſiſchen Provinzialſtädtchens hatte dieſen Verluſt durch das Machwerk ſeiner Kunſtfertigkeit erſetzt; aber er war ein zu guter Patriot, um daſſelbe nicht auch mit jenem Zeichen der Nationalität zu ſchmücken, welches Frankreich mit ſo vielem Blute erkaufte. So hatte er vorn die dreifarbige Kokarde befeſtigt, und der Graf, obſchon er dieſe Schauſtellung (die in neuerer Zeit von unſern Patrioten ſehr eifrig empfohlen iſt) haßte, hatte es doch vergeſſen, dieſes Abzeichen zu entfernen. — Dieſer Umſtand wurde ſpäter von Wichtigkeit für ihn.

„Ich will Dich jetzt verlaſſen mein Kind, aber ich werde in dieſen Tagen, morgen oder übermorgen wiederkommen," ſagte er. — Wir wollen ſehn, was für Euch zu thun iſt. — „Jetzt nimm die Lampe und leuchte mir hinaus."

Mathilde folgte dieſen Anordnungen.

IV.

Eine Kellerwohnung.

Unſre Scenerie wechſelt flüchtig, wie die Landſchaft vor den Blicken eines Eiſenbahnreiſenden. — Durch lachende, üppig gebaute Felder, über öde Sandebenen zwiſchen finſterem Hochwald, bald unter dem düſter, gewölbten Gemäuer des Tunnels, bald auf der über den ſchwindelnden Abgrund gebauten Brücke, fliegt der Zug pfeilſchnell vorwärts, voraus dieſe ſchnaubende, dampfende Maſchine, dann die Waggons mit den Paſſagieren, welche neugierig den Kopf aus dem Fenſter ſtecken und dann wieder ſcheu zurückfahren, wenn eine jener gefährlichen Stellen kommt, wo man Gefahr läuft, den Kopf gegen einen Balken zu zerſtoßen. So auch die Phantaſie des Dichters. Durch die verſchiedenartigſten Scenen folgt ihr der Leſer, zuweilen in ſtiller Ergebung das Ende erwartend, wenn's durch eine langweilige, traurige Gegend geht; oder er ſteckt auch wohl den Kopf vor, ein paar Blätter überſchlagend, um zu ſehen, ob nicht bald eine intereſſantere Stelle kommen mag.

So führt uns denn jetzt die Locomotive der Phantaſie in das Kellergewölbe deſſelben Hauſes, in welchem wir bisher verweilt.

Ein großes, mit Stücken von altem Bauholz genährtes Feuer, brennt dort in einem viereckigen, eisernen Ofen, auf dessen rothglühender Platte zwei Pfannen stehen, die nach dem Geruch, welchen sie verbreiten, zu schließen, etwas Gebratenes enthalten; ein irdener Topf und ein kupferner Theekessel, stehen innerhalb des Ofens am Feuer.

Sinnreich genug haben die Bewohner dieses unterirdischen Ortes eine ganz eigenthümliche Verrichtung erfunden, dem Rauch des Feuers wenigstens einigermaßen Abzug zu verschaffen, da die eigentliche Bestimmung dieses Kellers nicht die war, von Menschen bewohnt zu werden, sondern derselbe vielmehr zur Aufbewahrung von Brennholz und andern Gegenständen diente, weshalb der ganze Raum auch durch Lattenverschläge in so viele einzelne Zellen getheilt ist, als sich Miether im Hause befanden, — von diesen Latten sind indessen die meisten weggebrochen und als Brennholz benutzt worden. Um somit dem Mangel eines Rauchfangs abzuhelfen, hat man das Ofenrohr in die blecherne Gosse geleitet, durch welche das auf dem Dache sich ansammelnde Regenwasser in den Keller hinabgeführt wurde. Dies ist zwar nur ein nothdürftiger Behelf für den fehlenden Schlot, reicht aber doch hin, wenigstens einen Theil des Rauches entweichen zu lassen und gewährt außerdem den Vortheil, daß ein Fremder die dünne, aus der Gosse, nicht aus dem Schornstein emporwirbelnde Rauchsäule weniger leicht bemerkt, was bei dem unbewohnten Hause leicht Aufsehn erregen könnte.

Die Bewohner dieses seltsamen, räuchrigen Aufenthaltes bestehen zu diesem Augenblick aus fünf Personen. Die Eine von ihnen, eine Frau von großer, robuster Statur, und entsprechendem Gesichte, die jedoch noch nicht über die Vierzig hinaus zu sein scheint, ist am Feuer mit Kochen beschäftigt. Zwei Männer, von denen der Eine etwas jünger als dreißig Jahr, der Andere etwas älter zu sein scheint, sitzen auf einer, dem Feuer nahgeschobenen Matratze und unterhalten sich in der Diebessprache, während sie, aus kurzen, schmutzigen, Pfei-

ſenſtummeln dichte Rauchwolken blaſend, den an dieſem Orte befindlichen Qualm noch vermehren. —

Ein Knabe von etwa vierzehn Jahren ſitzt, ihnen aufmerkſam wie ein wißbegieriger Schüler zuhorchend, auf der äußerſten Ecke dieſes prunkloſen Kanapé's, da er wahrſcheinlich aus Ehrerbietung nicht näher zu rücken wagt.

Die fünfte Perſon in dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft iſt ein alter Mann, der auf einem Strohlager in einer Ecke liegt. Er iſt etwas blödſinnig und ſehr taub, aber gerade durch dieſe Eigenſchaften ein nützliches Mitglied dieſer Vereinigung — Bei jeder Gelegenheit, wo die Polizei eine ihrer Unternehmungen ſtört, wird er, der dabei eine ganz untergeordnete, unthätige Rolle ſpielt, gewöhnlich verhaftet, während ſeine Gefährten, dadurch begünſtigt, entkommen. Wird er dann zum Arreſt gebracht, ſo weiß er nichts, oder doch nur ſehr wenig auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, und da keine Beweiſe gegen ihn vorliegen, ſein Blödſinn außerdem zu ſeinen Gunſten ſpricht, wird er faſt jedesmal frei geſprochen und ſeinen unröſtlichen Verwandten zurückgegeben, deren Pläne er auf ſolche Weiſe unterſtützt, die ſich aber wohl hüten, die geringſten Indicien gegen ſich ſelbſt aufkommen zu laſſen. Er hat daher von ſeinen Bekannten den Beinamen Ghoſtſche Tate [1]) bekommen, und iſt unter demſelben ziemlich allgemein bekannt.

Außer dem Ofen und der Matratze enthält dieſer unterirdiſche Aufenthalt keine weiteren Geräthſchaften, als einen Eimer und einiges Küchengeräth.

„Nun wie ſtehts Line," wendete ſich endlich der Eine der beiden Männer zu dem Frauenzimmer, indem er, die Pfeife ausklopfend

---

1) Wörtlich: freier Vater, d. h., der, da man ihm nichts beweiſen kann, frei und ungehindert umhergeht.

und das Geſpräch mit ſeinem Nachbar abbrechend, von ſeinem Sitze aufſtand. — „Was haſt Du zu acheln [1])?“

Die Angeredete antwortete mit einer, wahrſcheinlich durch den häufigen Gebrauch des Branntweins ſehr heiſer gewordenen Stimme:

„Du wirſt doch nicht ſo 'ne Eile haben. — Ich habe Euch etwas von Eigel-Boſſer zurecht geſünkelt [2]), wonach Ihr alle zehn Finger lecken werdet — Aber wir wollen warten, bis der Trittlingsmelochner [3]) kommt.“

„Das kann lange dauern,“ verſetzte der Mann mürriſch. „Ich habe Hunger, wie ein Keilef [4]). Meinſt Du nicht auch, daß wir immer acheln wollen, Franz?“

„Schaden kann's mir nicht,“ erwiederte dieſer, der Jüngere von Beiden, ein ſchmächtig ausſehender, bleicher Menſch. „Wir haben ſo lange mit einander gekaspert [5]), daß es bald zwölf ſein muß.“

„Nun wie Ihr wollt; — Honzche [6]), gieb' mir mal die Karre [7]) her.“

Der Knabe ſprang auf und reichte dem Weibe eine große, irdene Schüſſel, die mit mehrem andern Geſchirr in einer Ecke ſtand. Die Wirthſchafterin dieſer ſonderbaren Menage ſchüttete in den hohlen Bauch der Schüſſel, oder richtiger, dieſes Napfes, den Inhalt der einen Pfanne, welcher aus gebratenen Kartoffeln beſtand. Doch ließ ſie einen Theil davon für den noch zu Erwartenden zurück. Ebenſo verfuhr ſie mit dem Fleiſch, welches ſie mit einer Art von Zierlichkeit auf dem Gemüſe ordnete.

In dem Augenblick, in welchem ſie ſich umwenden und die Schüſſel ihren Koſtgängern verſetzen wollte, hörte man an der als Rauchfang dienenden Oeffe von außen ein Geräuſch, als ob Jemand

---

1) eſſen. 2) Kalbfleiſch gebraten. 3) Schuhmacher. 4) Hund. 5) geplaudert. 6) Junge. 7) Schüſſel.

mit einem Steck dagegen ſchlage. — Alle lauſchten. — Dieſer Ton wiederholte ſich viermal, dann war es wieder ſtill.

„Geh hinauf Karl,“ flüſterte nach einer Pauſe der Aeltere der beiden Männer dem Knaben zu; „geh hinauf und frage den Buckligen, wer gekommen iſt. — 's muß ein Fremder ſein; wenn's die Schetrim[1]) waren, hätte er fünfmal geklopft.“

Der Knabe entfernte ſich leiſe, während die Männer in bangem, erwartungsvollem Schweigen verharrten. Einige Minuten vergingen in ängſtlicher Spannung, bis ein leichtes Geräuſch auf der Kellertreppe die Rückkehr des Fortgeſchickten anzeigte. Statt deſſelben trat aber aus der Dunkelheit, welche den Eingang verhüllte, ein andrer Knabe, etwa von dem gleichen Alter, als Jener, hervor. Es war der vorher genannte Bucklige, der eben die Wache gehabt und die Ankunft eines Fremden auf die beſchriebene Weiſe ſignaliſirt hatte. Dieſer Knabe, von der Natur auf jene trübe Weiſe vernachläſſigt, welche ihm den Beinamen des Buckligen verſchafft hatte, war auch außerdem von einer abſchreckenden Häßlichkeit. Er hatte brandrothes Haar, kleine graue Augen, von denen er mit dem einen ſchielte, ſo daß es faſt ausſah, als könne er zu gleicher Zeit nach zweien Seiten hinſehen. Dazu trug ſein Geſicht den Ausdruck von Bosheit und Liſt, und das grinſende Lachen, mit welchem er ſich ſeinen Genoſſen näherte, hatte wirklich etwas Dämoniſches. Sein Anzug beſtand in einem ſehr langen, blauen Rock, der indeſſen zu zerriſſen ausſah, als daß man hätte glauben können, er ſei auf das ſpätere Wachsthum des Knaben berechnet, außerdem trug er ein graues Beinkleid, Filzpariſer und eine buntgefleckte, ſogenannte Tigermütze.

„Der Karl kann lange warten, ehe ich ihn abzulöſen komme,“ ſagte er kichernd. „S'iſt 'ne gedaule Kure[2]) draußen, wenn man ſo lange auf Schmiere[3]) ſteht.“

---

1) Polizeioffizianten. 2) große Kälte. 3) Wache.

„Aber was haſt Du denn baldowert [1]), daß Du uns ſtörſt? Ich glaube, der Kadiſch [2]) hat ſich bloß einen Spaß gemacht.“

Der Knabe warf einen trotzig höhniſchen Blick auf den Sprecher.

„Ich bin kein Kadiſch,“ ſagte er ſtolz. „Mein Großvater iſt ein Chaſſuegänger [3]) geweſen, und es ſind wenig Kochemer [4]), die meinen Vater nicht kennen. Wenn er wird ſeine zehn Jahre in Groß-Mokum [5]) abgemacht haben, wird er ſehen, daß ich unſerer Miſchpoche [6]) keine Schande gebracht.“

„Die miſſa meſchunne [7]) über Dich! Willſt Du bald reden!“ rief der Fragende, über die Aufzählung dieſes Stammbaums noch ärgerlicher geworden. — „Was hat's gegeben?“

Der Knabe machte noch immer ein trotziges Geſicht und ſchien nicht Willens, der empfangenen Aufforderung zu folgen; als indeſſen Jener mit einer ziemlich unzweideutigen Bewegung nach einem Scheit Holz griff, ſagte er:

„'S iſt Einer mit dem Schnerrmädchen [8]) hinten auf den Hof gegangen, er ſah mir aus wie ein Hernickel [9]) und ich dachte, man könnte etwas melechnen [10]).

„Spaß — ein Hernickel bei der;“ entgegnete der Mann. „Das wird ein guter Kaffer [11]) ſein.“

„Ich weiß nicht, was Du nur immer von dem Jungen willſt, Lampert,“ unterbrach das anweſende Weib dies Geſpräch, welches der Knabe allem Anſchein nach durch eine bittere Erwiederung fortgeſetzt haben würde. „Du ſchiltſt ihn, daß er aufgepaßt hat, und würdeſt ihn noch mehr ſchelten, hätte er es nicht gethan.“

„Jedenfalls müſſen wir wiſſen, wer es iſt,“ bemerkte der andere

---

1) ausgekundſchaftet. 2) Naſeweis. 3) Ein Räuber, der Gewalt, keine Liſt anwendet: 4) die Gauner, im Gegenſatz zu der übrigen Geſellſchaft, die klugen Leute. 5) Spandau. 6) Familie. 7) das böſe Weſen. 8) Bettlermädchen. 9) reicher Mann. 10) machen. 11) Bauer.

Mann, den ſein Kamerad vorher mit dem Namen Franz angeredet. „Es könnte am Ende gar ein Kärneretzer [1]) ſein, wenn der Bucklige nicht Recht hat.“

„Nun wie Du meinſt. — Willſt Du, oder ſoll ich gehen? — Ja, ja, bleib da, ich kann beſſer ſehen, wie Du. — Komm!“

Dieſe letzte Aufforderung richtete der Dieb, welchen wir Lampert nennen hörten, an den Knaben, der inzwiſchen zum Ofen herangetreten war, um ſich zu wärmen, und beide entfernten ſich, geräuſchlos die Treppe hinaufſteigend.

Die beiden Seitenflügel des Hauſes, in welchem die Handlung ſtattfindet, ſtießen an den Garten der Thierarzneiſchule. Eine nicht ſehr hohe Mauer ſchied den Hofraum von dieſem Garten, und mit Hülfe einer Leiter, die eigends zu dieſem Gebrauch beſtimmt ſchien und in einer Ecke lehnte, erſtieg der ältere Dieb dieſe Mauer, nachdem er zuvor vergeblich verſucht hatte, durch das Hoffenſter in die Stube zu ſehen, in welcher ſich Gartentierce mit dem Mädchen und deren Vater befand.

Auf dem Sims der Mauer angekommen, zog Jener die leichte Leiter nach ſich, ſetzte ſie auf der andern Seite an und ſtieg in den Garten hinab, während der bucklige Knabe ſich in den Schatten des Hauſes zurückzog, um Wache zu halten, und ſeinem Gefährten den wenig kameradſchaftlichen, daher auch nur halblaut geäußerten Wunſch, das Genick zu brechen, nachſchickte.

Er hatte indeſſen kaum Zeit gehabt, ſich in ſein Verſteck zu begeben, als er die Thür knarren hörte und Mathilde heraustrat, um das Eſſen für ſich und ihren Vater zu holen. Sie bemerkte indeſſen den in der Ecke Kauernden nicht, ſondern entfernte ſich raſch durch den Hausflur.

---

1) Polizeioffiziant.

Das ſcharfe Ohr des Diebes jenſeit der Mauer hatte jedoch auch dies Geräuſch vernommen. Er klopfte an die Mauer, um den Wachehaltenden aufmerkſam zu machen; dann fragte er leiſe:

„Wer iſt da fortgegangen?“

„Es iſt die Schickſel [1]) geweſen. Sie klapperte mit Tellern, ich glaube, ſie will etwas zu acheln holen.“

Durch dieſe Worte beruhigt, ſchlich ſich der Dieb eine Strecke weit in den Garten hinein, um zuerſt das Fenſter von Weitem beobachten zu können, und ſich ſo weniger der Gefahr auszuſetzen, entdeckt zu werden.

Der Umſtand, daß Gartentiere zufällig an das Fenſter kam, und die Vorhänge zurückſchlug, nöthigte ihn jedoch in einer ziemlich unbequemen Stellung zu verweilen, bis endlich des Grafen Zurücktreten ihm erlaubte, ſich dem Hauſe zu nähern. Eine Oeffnung in dem zerriſſenen Papier vergönnte ihm, deutlich das Innere des Zimmers zu überſehen.

Daß die fragliche Perſon kein Polizeioffiziant ſei, glaubte er mit Recht ſchließen zu können, da ihm dieſe Beamten aus ſeiner langjährigen Laufbahn, faſt ſämmtlich perſönlich bekannt waren, und das Aeußere des Fremden außerdem nicht mit dem eines Solchen zuſammenſtimmte. Die Speiſen und der Wein den Mathilde geholt, bekräftigten noch mehr ſeine Vermuthung. Dennoch ſchien es ihm nicht wahrſcheinlich, daß ein ſo fein gekleideter Mann dies Mädchen nur in gewöhnlicher Abſicht beſucht haben ſollte.

Ohne ſich jedoch in weiteres Nachdenken über dieſen Punkt einzulaſſen, ſchlich er zu der Stelle, wo er die Leiter gelaſſen und kehrte auf demſelben Wege, den er gekommen, in den Hof zurück, wo der Bucklige wartete.

„Du bleibſt hier ſtehn, und wenn der Ghoſſen [2]) kommt, ehe ich wieder da bin, gehſt Du ihm nach und ſiehſt, wo er bleibt.“

---

1) Das Mädchen. 2) Der zu Beſtehlende.

Mit dieſem leiſe geflüſterten Befehl entfernte er ſich, um in den Keller zu ſeinen Genoſſen zurückzukehren. Dieſe hatten ihn begierig erwartet.

„Wenn man wüßte, ob er Rieß [1]) bei ſich hat,“ ſagte Lampert, nachdem er ſeinen Bericht geendet; „ſo wäre er ſchon zu gebrauchen. Wir haben ſeit den letzten vierzehn Tagen nichts verdient.“

„Aber wie ſollen wir an ihn kommen?“ entgegnete der Blaſſe. „Die Lampen [2]) paſſen jetzt ſcharf auf, und der Balmacheme [3]) an der Kaſerne wird's hören.“

„Bah, wir müſſen's hier im Hauſe abmachen.“

„Damit er nachher pfeift [4]) und wir abgefaßt werden.“

„Er wird nicht pfeifen,“ entgegnete Jener, ein großes Einſchlagmeſſer mit langer, ſpitzer Klinge aus der Taſche ſeines weiten Beinkleids ziehend, und es an dem Aufſchlag ſeines Rockärmels abwiſchend. „Ich ſage Dir, er wird nicht pfeifen!“

„Du weißt, daß ich da nicht dabei bin; ich will keinen Kappere machen. [5])“

„Und dann müßte auch die Schikſel d'ran glauben, und die Alten hinten, ſonſt machen die Larm — nein das geht nicht;“ ſagte die Frau. „Wir müſſen auf etwas Anderes denken.“

„Aber was denn!“

„Nun ich meine,“ fuhr die Sprecherin fort, während ſie gleichgültig das kochende Waſſer aus dem Theekeſſel in einen großen Topf goß, um eine Art von Punſch daraus zu bereiten; „ich meine, daß es uns nichts ſchad't, wenn er auch wirklich nachher pfeift. — Wir müſſen doch bald auseinander gehen, und es iſt gleich, ob wir's heut

---

1) Geld. 2) Wächter. 3) Schildwacht. 4) Anzeige machen. 5) werden.

thun oder morgen. Wenn wir ihm eins auf den Kopf geben, daß er keinen Lärm macht, ist's genug, wir bringen ihn dann in den Keller und lassen ihn morgen seinen Weg allein suchen, dann kann er pfeifen, so viel er will."

„'Sis Vernunft dr'in in Deiner Rede," entgegnete Lampert nach einem augenblicklichen Nachdenken. — „Aber wir haben nicht viel Zeit. Komm 'rauf Franz, und Du Line, nimm ein Licht, aber bleib hinter der Thür stehn, damit er den Schein nicht sieht."

Das würdige Kleeblatt schlich zur Kellertreppe hinauf; die beiden Männer traten auf den Hausflur, während sich das Weib hinter der wieder zugemachten Thür stellte, und außerdem das Licht noch mit ihrer Schürze verdeckte. Der bucklige Knabe, von seinem Posten abgerufen, bestätigte, daß der Fremde das Haus noch nicht verlassen habe.

Fünf Minuten verflossen so. Die Räuber hatten sich je zu beiden Seiten der nach dem Hof führenden Thür aufgestellt, als sich der Graf in Begleitung des Mädchens, welches die Lampe trug, ihnen näherte. In demselben Augenblick, in welchem er in den Hausflur trat, empfing er einen heftigen Faustschlag gegen die Seite des Kopfes, daß er taumelte. Er trat einen Schritt zurück, aber zugleich warf sich der kleine Bucklige, mit der Geschicklichkeit einer wilden Katze, zwischen seine Beine, und dieselben mit einem heftigen Ruck anziehend, stürzte er den Grafen zu Boden, der so heftig mit den Kopf gegen die Erde schlug, daß er bewußtlos liegen blieb.

V.

Der Schuhmacher.

Die Einzelnheiten dieſes Angriffs waren ſo ſchnell aufeinander gefolgt, daß Mathilde kaum begriff, was geſchah, und noch ehe ſie einen Schrei ausſtoßen konnte, hatte ſie der Blaſſe bereits bei der Kehle gepackt, während ſich ſein Gefährte auf den Grafen warf, um nöthigenfalls deſſen Aufſtehen zu verhindern. Zugleich erſchien die Frau mit dem Lichte auf dem Flur.

„Halte das Mädchen, daß ſie nicht ſchreit," ſagte Lampert; „und Du Franz hilf ihn in den Keller 'runter bringen. Er hat 'nen guten Klapps gekriegt und rührt ſich nicht."

Während die beiden Männer den Ohnmächtigen hinabſchleppten, folgte die Frau mit ihrer Gefangenen, deren Sträuben ſie durch Drohungen zu beſchwichtigen wußte. Der Bucklige nahm die bei dem Kampfe zur Erde gefallene Mütze des Grafen, und ſtieg ebenfalls die Treppe hinab.

Ohne ſich indeſſen weiter um den Zuſtand ihres Opfers zu kümmern, machten ſich die beiden Räuber, nachdem ſie den Bewußtloſen auf die am Feuer liegende Matratze geworfen, mit vieler Ge-

wandheit darüber her, seine Taschen zu leeren. Ihre Erwartungen eines guten Fangs wurden indessen nicht befriedigt. Die Börse des Grafen enthielt nur einiges Gold, im Werthe von kaum zwanzig Thalern; eine Brieftasche hatte er nicht bei sich, und die goldene Uhr war noch das einzige, was sie an Werthvollem fanden.

„Das verlohnt sich nicht der Mühe," sagte Lampert verdrießlich die Börse hinwerfend. — „Wir wollen ihn in die Schlafstube tragen, da kann er liegen, bis er zu sich kommt."

Das zu der Gesellschaft gehörende Weib hatte indessen, obschon sie das Mädchen, welches ihrer Obhut anvertraut war, noch immer festhielt, mit gierigem Blicke die Bewegungen der beiden Männer verfolgt, um gewiß zu sein, daß dieselben nichts von der Beute unterschlügen. Dann wendete sie sich zu der Zitternden:

„Wo hast Du denn den Kober hergeholt? fragte sie. — Ist er schon früher 'mal bei Dir gewesen?"

Das geängstigte Mädchen, voll Entsetzen über diesen Auftritt, von dem sie so unerwartet Zeuge gewesen und zu welchem sie, wie sie sich selbst den Vorwurf machte, die nächste Veranlassung gegeben hatte, wollte eben antworten, als ein Schrei des Erstaunens von dem buckligen Knaben ausgestoßen, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf ihn lenkte.

„Was giebt's? fragte Lampert, die Matratze, auf welcher er den Ohnmächtigen mit seinem Kameraden in die sogenannte Schlafstube getragen, rücksichtslos fallen lassend.

„Was hast Du?" rief das Weib hinzutretend.

Der Knabe, welcher die Mütze des Fremden als gute Prise erklärt, und sich damit beschäftigt hatte, dieselbe aufzuprobiren, deutete auf die daran befindliche Kokarde.

„Es ist einer von den fremden Kochemern;" sagte er.

„Von den Fremden?" wiederholten die Uebrigen wie aus einem Munde, und der ältere Räuber griff nach der Mütze, während auch

die Anderen neugierig und erstaunt ihre Blicke auf diesen Gegenstand richteten.

„Eine graue Mütze mit einer Kokarde, blau, roth und weiß;“ brummte er nachdenklich. — „S'ist allerdings richtig. — Wahrhaftig er wird zu den welschen Neppern [1]) gehören, die jetzt hier sind.“ Ich glaube, daß Du Recht hast, Junge. Aber was machen wir da?“

Mathilden, die während dieses Augenblicks unbeachtet geblieben war, durchblitzte der Gedanke an Flucht. Wenn sie die Hausthür erreichte, konnte sie Lärm machen und vielleicht den Mann retten, der sich so gütig gegen sie gezeigt hatte.

Sie näherte sich allmälig, rückwärts gehend, die Augen auf die Anwesenden geheftet, dem Ausgange des Kellers; wirklich glaubte sie schon unbemerkt ihre Absicht erreicht zu haben, als dasselbe Signal an der Gosse, wie vorher die Aufmerksamkeit der Diebesbande von dem Gegenstand ihrer Neugierde abzog; auch das Mädchen stand ängstlich still. Diesmal waren es indessen nur drei Schläge, welche sich hören ließen, und Lampert sagte ruhig:

„Es ist der Trittlingsmelochner.“

„Nach wenigen Augenblicken hörte man auch den Tritt der mit Eisen beschlagenen Schuhe des Ankommenden auf der Kellertreppe, dann trat er selbst, mit rauhem Gruße die Gesellschaft bewillkommnend, herein.

Dieser Mann, der von der Profession, welche er zum Schein

---

1) Unter Nepper versteht man in der Gaunersprache einen Betrüger, der unter der Maske eines sehr fein gekleideten Mannes, gewöhnlich eines Ausländers, unerfahrene Personen, durch Verkauf falscher Pretiosen, auch wohl falscher Papiere, überhaupt auf alle mögliche Weise beträgt. — Welsch, so viel als fremd, ausländisch.

trieb, den für die Zunge des Leſers ſo ungewohnt klingenden Beinamen erhalten hatte, — weshalb wir es auch vorziehen, denſelben ferner nur in der ſchon oben angedeuteten Ueberſetzung zu brauchen. — alſo der Schuhmacher, mochte etwa fünfzig Jahre, eher mehr als weniger, zählen. Er war nahe an ſechs Fuß hoch, und mit dieſer Größe ſtanden auch die übrigen Dimenſionen ſeines Körpers im vollkommenſten Verhältniß. — Die breite Bruſt, der kräftige Bau des Nackens und des Unterkörpers zeigte, daß die Natur bei ihm nicht, wie man dies häufig genug findet, die Ausbildung der phyſiſchen Kraft in einem einzigen Gliede beſonders entwickelt, ſondern vollkommen gleichmäßig durch dieſen Körper vertheilt habe, ein Umſtand, durch welchen eine um ſo größere Wirkung der einzelnen Kräfte möglich wird, wenn ſich dieſelben auf einen einzigen Punkt concentriren. Das Geſicht dieſes Mannes trug den Stempel roher Brutalität, ſeine kleinen, dunklen Augen verkündeten einen gewiſſen Grad von Verſchmitztheit. Sein pechſchwarzes Haar, vom Hinterkopf glatt nach der Stirn herüber gekämmt, reichte, nachdem er den Hut abgenommen, dennoch nicht aus, den kahlen Scheitel gänzlich zu verdecken, während der dichte, buſchige Backenbart ihm ein noch wilderes, finſteres Anſehn gab. Seine Haltung, wahrſcheinlich eine Folge ſeiner ſitzenden Lebensweiſe und Beſchäftigung, war gebückt, und ſein Blick deshalb meiſtentheils zur Erde geheftet. Er trug einen ziemlich dicken Stock, mit einer ſtarken eiſernen Zwinge und einem ledernen Riemen an der Handhabe, einen ſogenannten Ziegenhainer. Auf dieſen Stock ſtützte er ſeinen abgenommenen Hut, ſtellte beides in eine Ecke, und gewahrte nun erſt das fremde Mädchen, welches ſich bei ſeinem Eintritt wieder ſcheu in eine Ecke gedrückt hatte.

„Was iſt das? — Was thut das Mädchen hier!“ fragte er barſch.

Lamvert erzählte ihm das Vorgefallene mit großer Umſtändlich-

keit, und obgleich sein Vortrag hinsig mit jenen nur den Eingeweihten verständlichen Ausdrucken durchwebt war, verstand Mathilde doch so viel davon, daß der Mann, der sich so freundlich gegen sie gezeigt hatte, ebenfalls ein Dieb oder Räuber sei. Ihrer Meinung nach ließ es sich jetzt leicht erklären, warum derselbe so freigebig sein konnte. Zugleich fühlte sie sich in dem Punkte beruhigt, daß ihm diese Männer noch ferner ein Leid anthun würden, ja sie schätzte sich sogar glücklich, daß es ihr nicht gelungen war, zu entkommen und Lärm zu machen, weil sie sonst wahrscheinlich den Händen der Gerechtigkeit auch den überliefert haben würde, welchen sie schützen wollte.

Als indessen Jener seinen Bericht geendet, war sie es nicht allein, die über diesen Punkt die nöthigen Aufschlüsse erhalten, sondern es gab noch Jemand in dieser unterirdischen Wohnung, der nicht weniger über den Inhalt jenes Gespräches erstaunte.

Dies war Niemand anders, als der Graf von Gartenlaube selbst.

Der heftige Schlag, den er am Hinterhaupt empfangen, hatte ihm einige Minuten das Bewußtsein geraubt. Als ihn die Räuber vom Feuer weggeschleppt, trug die Erschütterung, mit welcher sie die Matratze zur Erde warfen, mit dazu bei, ihn aus dieser Betäubung zu erwecken. Mit nicht geringem Staunen sah er sich in diesem sonderbaren Aufenthaltsorte um. — Die Schlafstube, wie sie von den Bewohnern dieses Ortes genannt wurde, war eine kleinere Abtheilung des Kellers, in welcher einige Matratzen und Betten zusammengehäuft lagen. Sie war ebenfalls durch ein Lattengitter von dem größeren Raum geschieden, aber dennoch reichte der Schein des Ofenfeuers nicht hin, auch nur die geringste Helle dorthin zu verbreiten, so daß es Niemand sehen konnte, wie sich der Graf bei seinem wiederkehrenden Bewußtsein emporrichtete, die Stirn rieb und einige Augenblicke Zeit brauchte, sich auf das Vorgefallene zu besinnen.

Er vermochte indeſſen aus der Dunkelheit deutlich das Treiben jener Leute zu beobachten, und auch ebenſo den Inhalt ihres Geſprächs zu verſtehen, nachdem ihm ſeine Beſinnung vollſtändig wiedergekehrt.

Es konnte ihm wohl ſchwerlich noch einen Augenblick zweifelhaft ſein, in welche Hände er gefallen; doch während er mit der kaltblütigen Geiſtesgegenwart eines Mannes, der ſchon oft der Gefahr in's Auge geblickt, überlegte, auf welche Weiſe er ſich am Leichteſten dieſer drohenden Situation entziehen könne, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch das Erſcheinen des Schuhmachers, ſo wie durch die Erzählung Lamperts im höchſten Grade in Anſpruch genommen.

Anfangs war der allerdings begründete Argwohn in ihm aufgeſtiegen, daß jenes Mädchen mit dieſen Leuten gemeinſchaftliches Spiel getrieben und ihn denſelben überliefert habe; bald genug ſah er indeſſen die Grundloſigkeit dieſer Vermuthung ein, und ſeine Ueberraſchung wuchs noch, als er aus dem Kauderwelſch der geführten Unterhaltung halb verſtand, halb errieth, daß man ihn wegen ſeiner Mütze und der daran befindlichen Kokarde ebenfalls für einen Dieb halte. Dies war ihm noch um ſo leichter möglich, da der Schuhmacher in ſeiner Unterhaltung weniger von der Gaunerſprache Gebrauch machte, ſondern die Unterredung meiſtentheils in reinem, obwohl mit einem fremdartigen Dialect geſprochenen Deutſch fortſetzte.

„Aber wo iſt er denn eigentlich?“ ſagte er, nachdem er den Vorgang angehört, und auch die Mütze mit dem daran befindlichen Zeichen aufmerkſam betrachtet hatte.

„Er liegt in der Schlafſtube,“ entgegnete Lampert, ein Stück Kien am Feuer anzündend und vorleuchtend. — „Gieb mal etwas Waſſer her, Junge.“

Die Beiden näherten ſich der Matratze, auf welcher der Graf lag, der dem ſchnell gefaßten Plane gemäß, ſeine frühere Stel-

lung wieder eingenommen hatte, als wenn ſeine Ohnmacht noch immer fortdaure.

„Fein genug ſieht er aus,“ ſagte der Schuhmacher, den Liegenden betrachtend: — „wahrhaftig, wir werden ihn gut gebrauchen können. — aber der arme Junge muß einen tüchtigen Schlag gekriegt haben. — Wir wollen ihm die Schläfe mit Branntwein waſchen. — Ha — er rührt ſich. Er kommt wieder zu ſich.“

Cartentierce ſchlug die Augen auf. Er ſtierte mit verwundertem Blicke die beiden neben ihm ſtehenden Männer an, als könne er ſich des Vorgegangenen nicht mehr beſinnen; dann ſagte er mit matter Stimme auf Franzöſiſch: „Mein Gott, — wo bin ich?“

VI.

Ein Miſzverſtändniſz.

Der ziemlich ſonderbare Irrthum, den Fremden für einen Mann ihres Schlages zu halten, in welchen dieſe Leute verfallen waren, hatte nichts deſtoweniger ſeine guten Gründe. In dem kurzen Zeitraum von wenigen Tagen waren in Berlin mehre bedeutende Betrügereien vorgekommen, die allgemeines Aufſehn erregt hatten. Unter andern war ein Juwelier mit einem falſchen Staatspapiere auf eine in der That merkwürdige Weiſe betrogen worden. Ein Fremder hatte einige Pretioſen bei ihm gekauft und dieſelben mit einer Obligation über hundert Thaler bezahlt. Der Verkäufer hielt das Papier für richtig, und erſt, als er daſſelbe einem Banquier präſentirte, bemerkte dieſer zu nicht geringem Schreck des Erſtern daß man durch ein ganz eigenthümliches, chemiſches Verfahren die Zahl der Obligation verfälſcht und dieſelbe ſtatt hundert Thaler nur fünf undzwanzig an Werth habe. Mehre ähnliche Betrügereien waren dieſem Streiche gefolgt; aber vergeblich hatte ſich die Polizei bemüht dieſe kecken Gauner zu erwiſchen. Die Ausſagen der Beſtohlenen lauteten zwar in dem Punkte ziemlich übereinſtimmend, daß die Individuen, welche den Betrug verübt, immer ſehr elegant gekleidet

gewesen waren und im ausländischen Dialekt gesprochen hätten; dagegen wich die Personen-Beschreibung derartig von einander ab, daß man nothwendig auf die Vermuthung kommen mußte, es sei nicht Einer, sondern vielmehr Mehrere, welche sich mit diesem einträglichen Gewerbe beschäftigten.

Obgleich nun zwar die Personen, bei welchen wir bisher verweilten, durchaus nicht in die Klasse dieser Betrüger gehörten, so waren dieselben doch über diese Angelegenheit weit besser unterrichtet, als selbst die thätigsten Agenten der Polizei. Während diese die Thäter unter den bereits auf der schwarzen Liste stehenden, in Berlin ansässigen und bekannten Individuen suchten, wußten jene mit ziemlicher Bestimmtheit, daß die fraglichen Betrügereien von fremden Glücksrittern ausgeübt werden seien, die eigens dazu nach der Residenz gekommen waren, um diesen Industriezweig zu betreiben. Hatten nämlich diese Vorfälle die Aufmerksamkeit sämmtlicher Bewohner der Residenz im Allgemeinen in Anspruch genommen, so war dies doch um so mehr bei denjenigen Personen der Fall gewesen, welche ihre Fremden als eine Art von Nebenbuhler betrachteten und gewissermaßen Mit über diese glänzenden Erfolge empfinden mußten. Aller Bemühungen ungeachtet war es indessen Niemanden möglich gewesen, etwas Näheres über jene Herren zu erfahren, die sich im ein undurchdringliches Dunkel hüllten. Das Einzige, was so ziemlich festgestellt wurde, war der Umstand, daß sie wirklich keine Deutschen, sondern Ausländer seien. Außerdem hatte man seit einiger Zeit mehr Personen in Berlin bemerkt, welche gewöhnlich die dreifarbige Kokarde am Hut, oder auch zuweilen eine, der des Grafen ähnliche Münze trugen, und man vermuthete mit nicht unbegründeter Gewißheit, daß dieselben zu jener Klasse von Betrügern gehörten.

Es war eine in der That höchst romanhafte Idee, — und dies Buch will und soll kein Roman sein — wenn wir die Behauptung aufstellen wollten, daß die in Berlin leider ziemlich zahlreiche Klasse

von Menſchen, welche auf eine unredliche Weiſe ihren Lebensunterhal erwerben, auch nur eine entfernte Art von directer Verbindung unter einander unterhielte. Die Thätigkeit unſerer Behörden wurde einen ſolchen Verſuch ſchon im Entſtehen erſticken, und außerdem iſt es Leuten dieſes Schlags ſattſam genug bekannt, daß das Geſetz jedes Verbrechen, ſei es Raub oder Diebſtahl, bedeutend ſtrenger beſtraft, wenn die einzelnen Theilnehmer zu einer organiſirten Bande zuſammentreten. Nichts deſtoweniger ſtehen aber dieſe Menſchen in einem fortwährenden Rapport mit einander; es ſind Zunftgenoſſen, welche zwar keine regelmäßigen Zuſammenkünfte mit einander halten, die aber dennoch von dem kleinſten Detail, welches ihre Beſchäftigung angeht, die genauſte Kunde erhalten. Faſt möchte man glauben, daß ein gewiſſer Inſtinkt ſie dazu befähigt, unter der übrigen Geſellſchaft diejenigen heraus zu finden, welche ihre Geſinnung und ihre Beſchäftigung theilen. Dazu kommen noch die zahlreichen Kneipen, in welchen ſie gewiß ſind, Genoſſen zu finden, wenn ſie Geſellſchaft wünſchen, ſei es, um ſich zu unterhalten, oder um einen Gehülfen zu einer beabſichtigten Unternehmung aufzuſuchen. Auf eine ſolche Weiſe beſteht eine fortwährende, wenn gleich indirecte Verbindung unter dieſen Leuten, deren Erwerb ſich auf Betrug oder Diebſtahl gründet; daß man natürlich mit ihnen nicht den Armen, der von augenblicklicher Noth gedrängt, ſich an das fremde Eigenthum vergreift, verwechſeln dürfe, verſteht ſich von ſelbſt: denn während ein ſolcher Diebſtahl faſt jedesmal durch die Unvorſichtigkeit des ungeübten Thäters entdeckt wird, treiben jene leider lange Jahre hindurch ihre Beſchäftigung, ohne ertappt zu werden.

Daß die Perſonen, mit denen wir hier zu thun haben, zu dieſer letzteren Klaſſe von Menſchen gehörten, bedarf wohl nicht noch der Erwähnung, und ſomit vollkommen über die vorerwähnten Vorfälle unterrichtet, war der Irrthum, in welchen ſie verfielen, leicht zu erklären; beſonders da ſich noch der Umſtand hinzugeſellte, daß man die

fragliche Perſon bei einem Mädchen geſehen, das durchaus nicht dazu geeignet war, die Aufmerkſamkeit eines vornehmen Lüſtlings auf ſich zu ziehen. — Demnach dachten ſie zu verſichtig, ſich ohne Weiteres einem Fremden blos zu ſtellen, und wahrſcheinlich hätte dies ſehr bald eine Aufklärung herbeigeführt, wenn anders Gartentierce von ihrer Abſicht nicht unterrichtet geweſen wäre.

Als der Graf daher die Augen aufſchlug, ſagte der Schuhmacher mit Artigkeit, aber wie es ſchien, in höchſter Verlegenheit:

„Gott ſei Dank, mein Herr, daß Sie ſich wieder erholt haben: wir ſind in der größten Angſt geweſen, daß Sie durch dieſen unglücklichen Verfall Schaden genommen hatten. — Wie geht es Ihnen?“

Gartentierce ſchüttelte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß er kein Deutſch verſtünde. —

„Nicht deutſch ſprechen,“ ſagte er ſchwerfällig im gebrochenen Dialekt — „Franzöſiſch, polniſch.“

„Sie ſind ein Pole! — So ſind wir Landsleute!“ rief nun der Schuhmacher ebenfalls in dieſer Sprache. — „Wie lieb iſt es mir, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“ Gartentierce ſchien indeſſen dieſe Meinung wenigen zu theilen; er erwiederte nichts auf dieſe ſchmeichelhafte Anrede, ſondern wiederholte ſeine frühere Frage, wie er an dieſen Ort gekommen und wo er ſich eigentlich befände, auf polniſch. Jener erzählte ihm nun ein ſchnell erſonnenes Mährchen, wie ſeine Kameraden den Grafen für einen Anderen gehalten, der häufig jenes Mädchen beſuche, und mit dem ſie früher ſchon Streit gehabt. Ohne ſich erſt von der Wirklichkeit ihrer Vermuthung zu überzeugen, hätten ſie auf ihn losgeſchlagen, nachher aber ihren Irrthum bemerkt und den Verwundeten in den Keller hinabgetragen, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. — Im Uebrigen befände er ſich unter armen, doch ehrlichen Leuten.

Der Schuhmacher wußte dies Alles mit einer Gewandtheit vorzutragen, und ſchimpfte dabei ſo kräftig auf die Unbeſonnenheit ſeiner

Gefährten, daß ſeine Erzählung wirklich einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit gewonnen hätte, wäre ſein Zuhörer nicht beſſer unterrichtet geweſen. Zugleich bemühte ſich der Blaſſe, den Grafen mit ängſtlicher Sorgfalt beim Aufrichten zu unterſtützen und wußte ihm geſchickt die Börſe wieder in die Taſche zu ſtecken, während ihm Lampert die Uhr mit dem Bemerken überreichte, daß man ihm dieſe nur deshalb vom Halſe abgenommen habe, damit ſie keinen Schaden leide. Dies Alles geſchah mit einer anſcheinend ſo ungekünſtelten Einfachheit, daß der Unbefangene wirklich dadurch gewonnen werden ſein müßte, während zugleich das Weib mit freundlicher Sorgfalt etwas mit kaltem Waſſer befeuchtete Leinwand auf die Beule legte, die der heftige Schlag am Hinterkopf des Grafen hervorgebracht hatte.

Mathilde war eine ruhige, wenn gleich nicht theilnahmloſe Zuſchauerin dieſes Treibens. Sie wunderte ſich zwar über das ſo ſchnell gewechſelte Betragen dieſer Menſchen, noch mehr aber darüber, daß der Graf nicht deutſch ſprechen zu können vorgab; aber wenn ſie auch weder den Grund des Einen, noch den des Andern errieth, ſo ſagte ſie ſich doch, daß es nothwendig ſei, nicht zu verrathen, daß jener der deutſchen Sprache nicht ſo unkundig ſei, als er vorgab.

Die Verletzung Carentiere's war indeſſen ſo geringfügig, daß er der gaſtfreien Aufforderung des Schuhmachers, ſich an das Feuer zu ſetzen, und ein Glas heißes Waſſer mit Rum zu genießen, ohne weitere Umſtände Folge leiſtete.

Es wurden zwei Matratzen an den Ofen gerückt, und während Carentiere mit möglichſter Unbefangenheit auf der einen Platz nahm, ſagte der Schuhmacher bedeutſam, auf Mathilden zeigend:

„Du kannſt das Mädchen hinausbringen, Lampert, und ſage ihr, wie ſie ſich zu verhalten hat.“

Der Räuber nahte ſich ihr, um ſie beim Arm zu faſſen; aber ſie flüchtete in eine Ecke.

„Nein, nein!“ rief sie. „Ich gehe nicht von hier. — Ihr wollt ihn ermorden.“

„Willst Du das Maul halten, Canaille,“ entgegnete Jener leise „Ich drehe Euch beiden den Hals um, wenn Du noch ein solches Wort sprichst.“

„Er kann es nicht verstehen, er spricht nicht deutsch,“ fuhr das Mädchen mit glücklicher Besonnenheit fort. — „Aber ich werde nicht ohne ihn fortgehen. — Versuche es nicht, mich anzufassen, sonst schreie ich, daß es der Wächter hört.“

Die Festigkeit, mit welcher sie sprach, schien einige Wirkung auf diese Leute zu machen.

Der Schuhmacher hatte indessen seinen neuen Gast scharf fixirt, ob diese Worte einigen Eindruck auf ihn hervorbringen würden, denn er traute ihm in der That nicht gänzlich die Unkenntniß der Landessprache zu; wirklich zuckte auch der Graf unwillkürlich zusammen, als das verhängnißvolle Wort „ermorden“ an sein Ohr schlug, und diese Bewegung, obwohl nur so flüchtig wie ein Hauch, entging nicht dem aufmerksamen Auge des Beobachtenden.

„Mich friert,“ sagte indessen Cartentiere, mit kalter Besonnenheit seine Bewegung absichtlich noch einmal wiederholend und sich in seinen Mantel wickelnd.

Jener murmelte einige unzusammenhängende Worte, welche eine Entschuldigung und die Aufforderung zu trinken enthielten, dann bedeutete er seinem Gefährten, das Mädchen in Ruhe zu lassen.

Als nun Mathilde sich von ihrem Gegner befreit sah, der indessen nicht unterlassen konnte, ihr noch zuvor wie aus Gewohnheit, einen derben Puff mit der Faust zu versetzen, kauerte sie sich in eine Ecke des Kellers, zunächst der Thür, fest entschlossen, diesen Aufenthalt nicht ohne den Mann zu verlassen, der sich so gütig gegen sie bewiesen hatte.

Lampert setzte sich hierauf ebenfalls nieder, um sich nun auch

an dem Abendeſſen zu betheiligen, zu welchem auch der Graf eingeladen worden war, der aber dieſe Aufforderung abgelehnt hatte. Der kleine Bucklige erhielt den Befehl, den anderen Knaben hereinzurufen, und nachdem die Abendmahlzeit beendet, begann zwiſchen Gartentiere und dem Schuhmacher eine Unterhaltung, an welcher auch die beiden andern Männer einigermaßen Theil nehmen konnten, da ſie wenigſtens in etwas der polniſchen Sprache kundig waren.

Die Art und Weiſe, in welcher die Converſation geführt wurde, hätte dem Kabinet eines Diplomaten Ehre gebracht. Mit argwöhniſchen Blicken beobachteten dieſe Leute jede Bewegung, jedes Wort ihres neuen Geſellſchafters, zugleich aber eben ſo ſehr bemüht, nicht das leiſeſte Zeichen dieſes Argwohns zu verrathen, und wo möglich eine mehr vertrauliche Annäherung gegenſeitig hervor zu bringen. Gartentiere hingegen, das Verfahren jener Männer mit der äußerſten Kaltblutigkeit überblickend, feſt entſchloſſen, ſich unter keinen Umſtänden eine Blöße zu geben, plauderte eben ſo unbefangen mit ihnen, die nur durch einen glücklichen Zufall abgehalten waren, ſein Blut zu vergießen.

Während dieſer gleichgültigen und anſcheinend ſo ſorgloſe geführten Unterhaltung wendete ſich der Schuhmacher plötzlich von ſeinen Kameraden ab zu dem Grafen.

„Wie viel Uhr iſt es, Herr?“ ſagte er raſch in deutſcher Sprache.

Aber Gartentiere ließ ſich ſelbſt durch dieſen Kunſtgriff nicht aus ſeiner Faſſung bringen; keine Handbewegung zeigte, daß er dieſe Worte verſtanden; dann antwortete er etwas erſtaunt auf polniſch:

„Habt Ihr etwas zu mir geſagt, guter Freund?“

Jener warf einen ausdrucksvollen Blick auf ſeine Gefährten.

„Ich glaube jetzt wirklich, daß er nicht verſteht, was wir ſprechen,“ ſagte er.

Die beiden Andern erklärten sich ebenfalls überzeugt und die Unterhaltung wurde in der früheren Art fortgeführt.

Dies dauerte indessen nur kurze Zeit, denn der Schuhmacher, der sich seiner Sache nun ziemlich gewiß glaubte, beschloß diese Scene zu enden.

Er öffnete eine kleine, hölzerne Schnupftabaksdose, die durch ihren beständigen Aufenthalt in einer schmutzigen Westentasche eine sehr merkwürdige Farbe erhalten hatte, legte seine Hand vertraulich auf die Schulter des Fremden, und während er demselben die Dose reichte, sagte er, seinen Mund zu einem verschmitzten Lachen verziehend, so daß man die beiden Reihen seiner untadelhaften, aber unförmlich großen, hauerähnlichen Zähne sehen konnte.

„Ihr seid kluge Jungens, Ihr Nepper; — aber auch gute Kameraden. — Das muß wahr sein!“

„Für einen guten Kamerad hat man mich überall gehalten,“ entgegnete der Graf, einigermaßen befremdet scheinend; „aber was soll das hier?“

„Pah!“ fuhr der Schuhmacher fort, den Arm zurückziehend und eine unsichtbare Prise in das eine Nasenloch schiebend, dann das zweite auf eine ähnliche Weise versorgend, — „pah, ich sagte auch, daß Ihr ein kluger Junge seid — außer der Kameradschaft. — Ich denke, Ihr werdet wissen, wer wir sind.“

„Ihr habt es mir vorher selbst gesagt, arme, aber ehrliche Leute.“

„Nun,“ bemerkte der Schuhmacher mit selbstgefälligem Schmunkeln: „ich glaube, daß es nicht viele arme Leute geben wird, die solches Feuer in ein Glas heißes Wasser gießen können, wie ich es hier thue.“ Er füllte bei diesen Worten ein ziemlich großes Glas, in welchem sich nur eine geringe Quantität Wasser befand, mit Rum, hielt das Getränk gegen das Licht des Feuers, um gleichmäßig

„das Auge und den Gaumen zu ergötzen“

und goß dann dieſe Miſchung, die ſelbſt dem Schlunde eines Feuerkönigs gefährlich geworden wäre, mit ſo großer Gewiſſenhaftigkeit bis auf den letzten Tropfen herunter, wie eine ältliche Dame, die den Brunnen trinkt, um ihre Taille wieder herzuſtellen. Nachdem er das Glas geleert, ſchmatzte er einigemale behaglich mit der Zunge und fuhr dann fort: —

„Ich ſage Euch alſo, — und ich denke Ihr werdet ſelbſt ſo viel Menſchenverſtand haben, es zu ſchmecken, — daß das kein Getränk iſt für arme Leute; nun aber was die Ehrlichkeit anbetrifft, ſo iſt es gewiß, daß da keiner meiner Kameraden iſt, der ſagen kann, ich hätte jemals ſo viel im Geſchäft unterſchlagen, als ich unter meinem Nagel leiden kann. — Für die beiden da kann ich auch gut ſagen. — Weiß Gott, es giebt keine ehrlicheren Leute, wie wir ſind.“

„Das iſt alles ſehr gut,“ ſagte Gartentierce trocken; „und es freut mich, in ſo ehrenwerther Geſellſchaft zu ſein. — Aber was ſoll das bedeuten? — Ich verſtehe nichts davon.“

„Er fragt, was es bedeuten ſoll! Er verſteht nichts davon! Ein prächtiger Junge, in der That!“ rief der Schuhmacher vergnügt ſeinen Gefährten zunickend. — „Der würde nicht pfeifen,[1]) und wenn ihm der Inquirent Daumſchrauben anlegte. — Ein herrlicher Kerl das! — Gieb mir die Hand Junge.“

Er reichte ihm bei dieſen Worten ſeine Hand, eine große, knochige, ſchmutzige Hand, deren lange Nägel durch den häufigen Gebrauch des Schnupftabacks und den weit ſeltneren von Seife und Waſſer einen kohlſchwarzen, unappetitlichen Rand erhalten hatten, welcher ihnen als hauptſächliches Unterſcheidungsmittel von den Klauen irgend eines ſehr großen Vogels diente, mit denen ſie in der That, ihrer Bildung nach, eine merkwürdige Aehnlichkeit hatten.

---

1) Verrathen.

„Und nun mein Junge,“ fuhr der Sprecher lebhafter werdend fort, nachdem er mit dieser Hand die seines Gastes ergriffen, denn die Masse des genossenen, starken Getränkes hatte anscheinend einige Wirkung auf ihn hervorgebracht: „nun mein Junge, wollen wir ein Wort vernünftig mit einander sprechen. — Verstelle Dich nicht weiter. Wir wissen, wer Du bist. — Und wenn wir zusammen Geschäfte machen wollen, würde es Dein Schade nicht sein. — Wir wollen Dich nicht etwa brennen [1]) — Gott bewahre, ich sagte Dir schon vorher, daß wir ehrliche Kerls sind, — nein, wir wollen zusammen arbeiten, Du bist ein Junge, der nach was aussieht, und wir können sie einen gut zum Kalkbrennen [2]) brauchen. Wahrhaftig, Du kannst kein besseres Geschäft machen!“

Obwohl nun der Graf hiervon nicht so sehr überzeugt war, nahm er doch eine schwankende, unentschlossene Miene an, und noch ehe er antwortete, fuhr Jener fort:

„Ich verdenk' es Dir durchaus nicht, daß Du Dir die Sache überlegst,“ sagte er. „Du bist keine Gesellschaft für Dich hier unten, meinst Du. — Aber bist nur so eine Geschäftswohnung für den Augenblick, da wir grade in der Gegend hier etwas zu thun hatten. — Die Sache ist jetzt abgemacht, und ich wohne so überdies nicht hier, sondern in der Stadt. — Du kannst mich morgen besuchen, Nachmittag, und ich will schon nach Svandau kommen, wenn Du je besseren Kaffee getrunken hast, als ihn meine Alte Dir vorsetzen wird. — Du sollst meine Alte kennen lernen; — eine Frau, die etwas vom Geschäft versteht. — Ja, wahrhaftig, sie versteht etwas; ich kann es mit Stolz sagen. — Sie war zweimal übern Berg in ihrer Jugend, und sie hat ihre Zeit gut angewendet, sie hat etwas gelernt! — Nun willst Du kommen? — Hier ist meine

---

1) Durch Verleumdung bei Verrath Geld erpressen. 2) Gelegenheit zum Stehlen auskundschaften.

Karte. — Gottlieb Leberecht. — Nicht wahr, ein schöner Name, Leberecht, — ich kann es meinem Vater nicht Dank genug wissen, daß er mir diesen Namen gegeben, — es sieht wirklich sehr schön aus, wenn auf den Acten steht: „In der Untersuchungssache wider den Gottlieb Leberecht.“ Es ist, als ob man schon vorher freigesprochen werden müsse. Ich hab's schon mehrmals gesehen. — Es macht sich gut — Gottlieb Leberecht, Schuhmacher, arbeitet in Rind-, Kalb-, lakkirtem und farbigem Leder, auch Korduan, verfertigt alle Arten Stiefel, Schuhe, Pantoffeln, und erbietet sich zu Reparaturen jeder Sorte in Sohlen, Flecken und Riestern, auf's Beste und Billigste. — Nicht wahr, eine schöne Karte. — Sehr schön gesagt. Wie gefällt sie Dir?“

Der Graf erwiederte, daß das wirklich sehr schön gesagt sei, und der Schuhmacher fuhr noch eine Zeitlang fort, die Vortheile einer solchen Addresse auseinander zu setzen, die ihm, wie er beiläufig sagte, ein Studirter, der ehemalige Schreiber eines Justizcommissarius, angefertigt hatte, was auf seinen Charakter ein in der That sehr günstiges Licht warf, da eine andere, minder wahrhafte Person sich gewiß die Autorschaft angemaßt hätte, wie dies ein Fall ist, der heut zu Tage sehr oft vorkommt. Er machte auch auf den guten Eindruck aufmerksam, den es auf einen Polizeibeamten hervorbringt, wenn man ihm eine solche Karte überreicht und um gefällige Rekommandation bittet, nachdem die Untersuchung beendet ist, und fügte noch andere Bemerkungen hinzu, die eben so sehr für seinen Scharfsinn in dergleichen Angelegenheiten sprachen. Während dieser langen Rede hatte er den ganzen Inhalt der in Händen habenden, langen, dünnhalsigen Flasche, in kleinen Zwischenräumen geleert, ohne sich erst die Mühe zu geben, das Getränk auf die frühere Weise zu verdünnen. Die Folge davon war, daß ihm dasselbe allmälig nach dem Kopf zu steigen anfing, und er sich mit immer

größerer Lebhaftigkeit über das einmal beregte Thema zu verbreiten begann.

„Und nun Kamerad," ſchloß er endlich ſeinen Vortrag; — „glaubſt Du noch, daß Du mit elenden Pfuſchern zu thun haſt? — Willſt Du Dich noch weigern, ein ſo ehrenvolles Anerbieten anzunehmen?"

„Du haſt ſelbſt geſagt," entgegnete Cartentierce; „Du haſt ſelbſt geſagt, daß ein ſolcher Verſatz überlegt ſein will. — Ich werde morgen zu Dir kommen, ich habe Deine Adreſſe."

„Ja wohl, Du haſt meine Adreſſe, mein Junge, und ich wiederhole Dir, daß es Dich freuen wird, die Bekanntſchaft meiner Alten zu machen. — Jetzt fehlt zu unſerer Bekanntſchaft weiter nichts, als daß Du mir ſagſt, wo Du wohnſt, und wie Dein Name iſt."

Der Graf zögerte einen Augenblick.

„Du kannſt mich Caſimir nennen," ſagte er. „Es iſt genug, wenn man weiß, wie man ſeine Freunde ruft. — Weiter iſt nichts nöthig."

„Gewiß reicht es, und weiter will ich auch nichts wiſſen. Aber wo wohnſt Du mein Junge? — wo findet man Dich, wenn man Dich ſprechen will. Ich fahre vielleicht einmal meine Frau bei Dir ein. Du weißt, die Weiber haben mitunter ihre Launen."

„Ich wohne im Gaſthofe."

„Im Gaſthofe? — Das iſt ſehr gut, man reſpectirt die Fremden. — Aber in welchem?"

„In der Stadt Rom unter den Linden," erwiederte Cartentierce ohne Zaudern, denn er war feſt entſchloſſen, ſich nicht durch eine unzeitige Unwahrheit zu verrathen; außerdem konnte ihm eine ſolche Offenheit hier keinen weiteren Schaden bringen.

Nachdem er indeſſen das Geſpräch bis zu dieſem Punkte fortgeführt hatte, glaubte er es nicht mehr ſo nöthig zu haben, länger in dieſer Geſellſchaft zu verweilen, ſondern beſchloß, ſobald als mög-

lich den unheimlichen Aufenthalt zu verlaſſen. — Als er aufſtehend dieſe Abſicht ausſprach, hatte auch der Schuhmacher nichts dagegen einzuwenden, ſondern ſeinen neuen Bekannten in einer freundſchaftlichen Umarmung faſt erdrückend, wünſchte er ihm gute Nacht, erinnerte ihn nochmals an den verſprochenen Beſuch für den folgenden Tag, und ſank dann ſchläfrig auf die Matratze zurück.

Lampert warf einen halb ärgerlichen, halb verächtlichen Blick auf den Liegenden.

„Er iſt wieder betrunken," ſagte er halb leiſe auf deutſch zu dem Blaſſen; „und denn iſt er ſo unvorſichtig und ſchwatzhaft, wie ein altes Weib." — Dann trat er drei Schritte vorwärts auf den Grafen zu, und indem er die Stirn runzelte, und ſeine rechte Hand drohend ballte, fuhr er in gebrochenem Polniſch fort: „Wenn der Schuhmacher Dir auch in einer halben Stunde mehr erzählt hat, mehr als Du von mir in einem halben Jahre erfahren hätteſt, ſo haſt Du Dich um ſo mehr zu hüten, Dein Geheimniß gut zu bewahren, ſonſt — —. Nun ich wünſche Dir eine gute Nacht, und für meine Worte gutes Gedächtniß."

„Ich danke Dir für Deinen Rath," entgegnete Cartentierce, kaltblutig ſeine Handſchuhe anziehend; „indeſſen iſt mein Gedächtniß ſo ſchwach nicht. — Auf Wiederſehn. — Wo iſt der Ausgang? — Ihr müßt mich ſchon hinausbringen — wenn auch nicht ſo, wie Ihr mich hereinbrachtet."

Bei dieſen Worten ſich kurz nach der Ecke hinwendend, wo Mathilde ſaß, legte er, ſie bedeutſam anblickend, den Finger auf den Mund, warf ihr einen Kußfinger zu, um dieſe Handbewegung zu bemänteln, grüßte das Weib, welches bisher eine ſtumme, doch aufmerkſame Zuſchauerin dieſer Scene abgegeben hatte, und folgte dann dem jüngeren, voranleuchtenden Knaben die Treppe hinauf, da ein gebieteriſcher Ruf Lampert's den Buckligen, der dies Geſchäft ver-

richten wollte, zurückgehalten hatte. — In zwei Minuten erreichte der Graf die Hausthür und befand sich im Freien.

Einige Augenblicke stand er still, die frische, kalte Nachtluft in sich zu saugen, nachdem er so lange den feuchten, räucherigen Dunst des Kellers eingeathmet hatte. Die am Kopf erhaltene Verletzung schmerzte ihn noch immer, und um die Wunde vor der Kälte zu bewahren, schlug er den Mantelkragen höher hinauf, und eilte dann mit schnellen Schritten den Linden zu.

Als er sich nach einiger Zeit umblickte, bemerkte er in der Entfernung von etwa hundert Schritten hinter sich, eine menschliche Gestalt, die er jedoch der Dunkelheit wegen nicht näher zu unterscheiden vermochte. Diese Gestalt schien ihm zu folgen. Sie stand still, wenn er still stand, sie bewegte sich vorwärts, wenn er weiter ging.

„Ich glaube, meine neuen Freunde wollen mich sicher nach Haus geleiten lassen;“ sagte er lächelnd zu sich selbst, als er sich davon überzeugt hatte, daß dieser Verfolger nicht näher kam, sondern sich jederzeit in der vorher angedeuteten Entfernung hielt.

Es verhielt sich in der That so. Lampert hatte ihm den kleinen Buckligen mit dem Auftrage nachgeschickt, genau Acht zu geben, ob er auch wirklich nach dem von ihm angegebenen Gasthof gehe.

Da der Graf indessen nicht fest davon überzeugt sein konnte, daß sich diese Sache in der That so verhielt, warf er von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf diesen geheimnißvollen Begleiter zurück.

„Doch wer sollte es wagen, hier auf der Straße etwas gegen mich zu unternehmen;“ fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort. „Da sind schon die Linden, und dann kann ich ja auch einen Nachtwächter zur Unterstützung herbeirufen.“

In diesem Augenblick stolperte er über die Beine eines Mannes, der auf einer steinernen Treppe sitzend, die Füße weit auf das Pflaster hinausgestreckt, in dieser ziemlich unbequemen Lage eingeschlafen war. Und dieser Schlaf war so fest, daß der Schlum-

mende ſelbſt durch den ziemlich heftigen Stoß nicht geſtört wurde ſondern ruhig weiter ſchnarchte.

„Guter Gott,“ dachte Carteatierce; „es iſt ein armer, obdachloſer Menſch, vielleicht hungrig, erfrierend — hier auf dem kalten Pflaſter. — Ich will ihn wecken.“

Er rüttelte den Schlafenden heftig.

„Heda! Heda, guter Freund!“ rief er.

Der Schlafende fuhr haſtig empor.

„Nun was iſt denn nun ſchon wieder los. — Wo iſt denn Jener?“ fragte er die Augen aufreißend im reinſten Berliner Dialecte.

„Es iſt kein Jener guter Mann,“ ſagte der Graf; „ich wollte Euch, weil Ihr leicht erfrieren könnt hier in der Kälte.“

„Ach was, — marſchieren Sie, daß Sie wegkommen, und kujonieren Sie hier nicht Leute;“ entgegnete Jener drohend, und griff nach einer ſehr merkwürdig ausſehenden, verroſteten Handpike, die eine auffallende Aehnlichkeit mit den Waffen eines Häuptlings der Hottentotten, oder Südſeeinſulaner hatten, wie man ſie häufig in Menagerien oder Raritäten-Kabineten zu ſehen bekommt. — „Wenn Sie nicht ruhig Ihre Wege gehen, werd' ich Ihnen arretieren. — Sie nachtſchwärmeriſches Individuum, Sie wollen einen Nachtwächter annijiren, Sie! — Wiſſen Sie auch, das drauf Spandau ſteht, wenn Sie einen Nachtwächter in Ausübung ſeiner Dienſtpflichten ſtören.“

Der Graf ging lächelnd weiter. — Er hatte bis dahin die Dienſtpflichten eines Berliner Nachtwächters noch nicht in ihrem ganzen Umfange gekannt.

VII.

Die Wolfsschlucht.

Es ist vielleicht, mein lieber Leser, als Du diesen Namen ausgesprochen, allerlei schreckbare Gedanken in Dir aufgestiegen, Gedanken an Mut und Verzweiflung, an weiße, grinsende Zähne und bleichende Todtengebeine, über welche der kalte Wind klappernd hinfährt. — Dies ist nicht so.

Die Wolfsschlucht ist ganz einfach eine Weinstube in der Altstadt, eine still, gemüthlich aussehende Weinstube, mit munteren, rothköpfigen Flaschen, kühlem Champagner und klingenden Gläsern; ein hübscher, behaglicher Ort, sich an einem stürmischen Winterabend hinzusetzen, bei einem Beefsteak und einer Flasche Zweiundreißiger, und den Erzählungen irgend eines alten, grauköpfigen Herren zuzuhören, der das eiserne Kreuz im Knopfloch trägt, und etwas aus dem Tagebuche seines bewegten Lebens zum Besten giebt, so etwas Schauerliches, wo Einem das warme Herzblut gerinnt und man nothwendig noch eine Flasche trinken muß, um nur wieder aufzuthauen;

ein hübscher, behaglicher Ort, vor der Mittagshitze eines schwülen Sommertages zu flüchten und eine Flasche Selterwasser zu trinken, so recht kühl und frisch, das stockende Blut zu verdünnen, und und dann langsam einzunicken in der Sophaecke, vielleicht die Staats-Zeitung in der Hand, und dann und wann aufblinzelnd, wenn der Kellner auf dem kausternden Sand bestreuten Boden leise umherschleicht, uns nicht zu stören; — ein recht hübscher, recht gemüthlicher Ort!

Aber, mein lieber Leser, vielleicht ist es Dir auch schon so gegangen, daß Du an einem schönen Frühlingsmorgen hinausgegangen bist, auf einen anmuthig gelegenen Berg, um Dich an der Fernsicht auf das schöne, frischgrüne Thalgelände zu ergötzen, oder in einen recht heimlich stillen Forst, um die balsamische Luft zu athmen, und hast Dich gefreut über die glitzernden Thautropfen auf der Grasspitzen und die bunten Schmetterlinge und das geheimnißvollen Surren der Käfer, und hast dann recht glücklich und zufrieden zu Dir selbst gesagt: Ach wie so schön sind doch die Werke Gottes! Und kaum ist Dir das Wort über die Lippen gegangen, da springt ein häßlicher, struppbaariger Kerl hinter dem nächsten Baum hervor, mit einer alten Reitergitarre oder Knotenstock bewaffnet, und fordert Deine Börse oder goldene Cylinderuhr. Und ist's auch nicht grade so gefährlich, so ist's doch ein Bettler oder ein armes Weib mit hungrigen Augen und knochernem Gesicht, dünnbeinig, zerlumpten Anzugs, mit sehr heiserer Stimme ein Almosen fordernd, um Gotteswillen, um des Herren Willen, der die Menschen so sehr geliebt, daß er ihnen diese schöne Natur geschaffen und sie zu Königen darin gemacht hat.

Aber so geht's immer im Leben. Der Mensch selbst verpestet mit dem Hauch der Sünde und des Lasters diese wenige Erde die der Schöpfer mit seinem Athemzuge geheiligt, über die er sich gefreut, da er sah, daß sie gut war.

So erzählte ich vorher, wie das ein ſo hübſcher, gemüthlicher Ort ſei, dieſe Weinſtube, deren Name die Ueberſchrift dieſes Capitels bildet, ein Ort der Behaglichkeit und Ruhe, wie einer ihn ſich nur immer wünſchen kann; aber Du würdeſt Dich bitter enttäuſcht abwenden, mein lieber Leſer, wenn Du jene Leute genauer kennen möchteſt, welche dieſes gemächliche Lokal zu dem Schauplatz ihres unedlen Treibens erwählt haben. — Doch nicht Jeder kennt ſie; aber wenn er ſie kennen gelernt, iſt es zu ſpät.

Da iſt der kleine, rundwangige, ſpitzbauchige Mann, mit jovialem, freundlichem Geſicht, ſo einem Geſicht, daß einem das Herz aufthaut und man ſich freut, in dieſer kalten, ſelbſüchtigen Welt Jemandem zu begegnen mit einem ſolchen Antlitz — ſo zufrieden, ſo vergnügt, ſo behaglich, ſo herzlich gutmüthig. Dieſer kleine Mann iſt ein ehrlicher, braver Bürger, wohlhabend durch ſeiner Hände Arbeit, durch Fleiß und Sparſamkeit. Er will ſein kleines Kapital, die Frucht langjähriger Mühen, auf eine Hypothek ausleihen, oder ein Grundſtück kaufen, oder zum Neubau ſeines Hauſes Geld aufnehmen. Er hat das in den Zeitungen bekannt machen laſſen, und da iſt irgend ein Herr zu ihm gekommen, ein erſchrecklich reicher Herr, der eine große, goldene Kette trägt und an der Kette eine ganz kleine goldene Uhr und zwei Brillantringe, die andern werthvollen Pretioſen, als Buſennadel, Hemdknöpfchen u. ſ. w. gar nicht zu rechnen; ein erſchrecklich reicher Herr, der mit den Tauſenden nur ſo um ſich wirft und ſich erboten hat, das Geſchäft zu machen, aus reiner Menſchenliebe, nur weil es ihm Vergnügen macht, einem braven Bürger zu helfen. Da wollten ſie nun Beide zum Juſtizkommiſſarius gehen, um dieſe Sache in Richtigkeit zu bringen; auf dem Wege aber hat der reiche Herr den guten Bürger eingeladen, mit ihm zu frühſtücken. Der hat's auch angenommen und ſitzt nun hier in der Weinſtube mit hochrothem, glühendem Geſichte vor der vierten Flaſche, und ſeine ſchwimmenden Augen ſehen nicht mehr die gurgelabſchneideriſchen Galgenge-

ſichter ringsumher, ſondern nur die reichen Herren, die ſo und ſo viel Tauſende im Vermögen haben, und mit ihm ſo freundlich und höflich ſind, als wäre er einer Ihresgleichen. — Was ſoll man da erſt weiter gehen! Das Geſchäft wird auf der Stelle abgemacht. der Wein äußert ſeine Wirkungen immer mehr, und wenn unſer guter Mann wieder zur Vernunft kommt, iſt er geprellt, betrogen, oft genug ruinirt. —

Und dann des Nachts, wenn die Hausthür geſchloſſen iſt. —

Da wird auf den runden, ehrwürdig weinfleckigen Tiſch ein großer, grüner Tuchlappen ausgebreitet, worauf mit Kreide allerlei Linien und Striche gemalt ſind, wie eine geheimniß-volle, mathematiſche Figur, nur dem Eingeweihten verſtändlich. Zugleich geht ein leiſes Geflüſter durch die anweſenden Gäſte, der Banquier ſetzt ſich vor jene Tuchdecke nieder, und zündet die Cigarre an. Dann leert er den Inhalt ſeiner Börſe auf den Tiſch aus, eine lange, weitbauchige, ſeidengeſtrickte Börſe, die auf der einen Seite das Kourantgeld, auf der andern Gold enthält, Gold, lockendes verführeriſches Gold, eine ganze Untertaſſe voll. Louisd'ors, Dukaten, glänzend und unbeſchnitten, ſeltſam funkelnd mit ihren rothen, gierigen Augen in der Flamme des daneben brennenden Wachslichtes, und ſo unachtſam, gleichgiltig durch einander geworfen, lüſtern und verliebt hinſchielend nach allen Seiten, wie die rothgemalten Wangen einer Kokette. Nachher das Papiergeld; eine wohlgefüllte Brieftaſche — Kaſſenanweiſungen jeder Art, von einem Thaler bis zu Hundert; eine große Summe und dabei ſo achtlos umherliegend, wie die Gedichte und Liebesbriefe in dem zierlichen Wandkorb einer beliebten Operntänzerin; höchſtens einige Thalerſtücke darauf, damit die leichten Papiere nicht fortfliegen.

Da bringt der Kellner die Karten.

Der Banquier lächelt freundlich, verneigt ſich ein klein wenig und ſagt dann:

„Es ist angerichtet, meine Herren. — Kellner, eine Flasche feinen Rothwein, von meiner Sorte."

Und nun drängen sie sich um den Tisch her, bleiche, hohlwangige Gesichter, starren Blicks, Angst und Freude, Furcht und Hoffnung auf ihren Zügen wechselnd. — Während schon die Eifrigeren die Stühle rings um den Tisch besetzt haben, stellen sich die Andern hinter ihnen. Es herrscht ein geheimnißvolles Regen. Der Eine folgt mit gierigen Augen jeder Handbewegung des Banquiers. Der Andere zählt den Inhalt seiner Börse, vielleicht das Geld, mit dem er morgen einen ungestümen Gläubiger befriedigen wollte, oder das Geld, welches, der Verdienst einer vierteljährlichen Arbeit, zum Unterhalt seiner Frau und Kinder bestimmt war, seiner kleinen, blauäugigen Frau, die jetzt zu Haus im einsamen Bett liegt, weinend und die kleinen weißen Hände gefaltet, oder dem dreijährigen Töchterchen ein Gebet versprechend für den Vater, mit häufig vor Schluchzen erstickter Stimme; und das Kind sieht die Mutter verwundert an mit den großen klugen Augen unter dem allerliebsten, weißen Nachthäubchen hervorguckend, und sagt, das Gebet abbrechend: — „Mama weint? — Papa fort?" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Karten sind gemischt und abgehoben.

Sept en bas — Faitez votre jeu.

Noch einige Minuten regsamer Bewegung folgen auf diese Worte des Banquiers, der, die Karten emporhebend, die unten liegende zeigt; Jeder setzt. Die Einen irgend einen thörigten Calcul aus der en bas liegenden Karte ziehend, die Andern aus einem zu diesem Zweck eigends mitgebrachten Kartenspiel irgend ein Blatt hervorzupfend und es dann besetzend; noch andere, das Geld blindlings hinwerfend, wohin es rollt; einige mit zusammengekniffenen Lippen den

erſten, oder einige Abzüge abwartend. — Das grüne Tuch, der ſogenannte Talon, für die einzelnen Karten in beſondere Felder getheilt; — eine in Berlin ziemlich allgemein gewordene Art des Spiels — iſt jetzt aller Orten beſetzt; noch eine tiefe, ängſtliche Pauſe. Niemand rührt ſich mehr. Das Spiel beginnt.

Anfangs geht's dennoch einigermaßen geräuſchvoll her, man hört einzelne, zotige Späße, man lacht; aber bald genug verſtummt dieſes Geräuſch, es herrſcht eine in der That erſchreckende, grauenvolle Stille. Nur wenn die Taille geendet iſt, und neu gemiſcht wird, wenden ſich dieſe ſtieren Augen von dem Punkte ab, auf welchem ſie bisher gefeſſelt waren; die Einen gießen den Wein hinab in ihren heißen, ausgetrockneten Schlund, als wäre es kühles Waſſer, während das kochende Blut ihnen die Lippen aufſprengt vor Hitze. Die Anderen zünden die erloſchene Cigarre an, noch Andere trocknen ſich den Schweiß von der heißen Stirn und ſitzen gedankenlos, erſchöpft da, Gewinn und Verluſt berechnend und von Zeit zu Zeit einen ſchrecklich gierigen Blick nach dem in der Bank befindlichen Gelde werfend, bis ſie auf's Neue aus ihrer Lethargie erweckt werden durch dieſen heiſeren, eintönigen Ruf: „Faitez votre jeu!“

Und nun wieder dieſe grauenhafte Stille. Nur das Klingen des Geldes, nur ein halblauter, ſchrecklicher Fluch, ein Fluch, an welchem Blut klebt, Blut und Verzweiflung. Dazu das ruhige Geſicht des Banquiers, mit ſeiner zum Wahnſinn bringenden Höflichkeit, gleichgiltig, unverändert, wie die Lampe, die an der Decke gerade über dem Tiſch hängend, ihren bleichen Schein auf dieſe entſetzliche Gruppe herabwirft.

Nachher der Morgen!

Aus der geöffneten Thür ſchleicht langſam und widerſtrebend die trübe Dunſtwolke heraus, welche die Atmoſphäre des verſchloſſenen Zimmers bildete, verſtohlen in der hellen, freundlichen Morgenluft verſchwimmend, wie ein Gebrandmarkter, der ſich unter das fröh-

liche Gedränge eines belebten Marktplatzes miſcht, ſich ſelbſt und eine Schande in dem Gewühl zu verbergen; ekelhafte, widrige Dünſte, die peſtartige Unnatur des Menſchen in ſich tragend. Und nun dieſe Menſchen ſelbſt! Das Blut aus den mageren, ſchwindſüchtigen Wangen geſchwunden, die Augen eingeſunken, mit ſtruppigem Bart, die ungekämmten Haare ſchweißverklebt in das ungewaſchene Geſicht hängend, mit ſchmutzigen Stiefeln, verſtörtem Anzuge, befleckter Wäſche, — ſo ſtehlen ſie ſich ſchüchtern, einzeln aus dieſem Hauſe hervor, in der nächſten Quergaſſe verſchwindend, um keine Spur hinter ſich zurückzulaſſen. Für ſie iſt die Sonne nicht, die ſo freundlich die Dächer der Häuſer vergoldet, dieſe köſtliche Morgenluft, die uns zu neuer Thätigkeit weckt, für ſie iſt das Alles nicht; kein Morgen, keine Sonne, nichts, gar nichts. — Sie eilen nach Haus, wankenden Schrittes, bis auf den Tod erſchöpft, um zu ſchlafen. Aber dieſer Schlaf! Da ſind dieſelben Träume von vorhin, Träume von Haufen Geld und von Reichthümern, von mageren Fingern, die ſich gierig danach ausſtrecken; Träume von tiefem, tiefem Waſſer.

Das iſt die Wolfsſchlucht! — —.

VIII.

Der Freier.

Wenn Dich, mein lieber Leſer, die gute Dame Fortuna mit Reichthümern bedacht hat, oder Du vielleicht einmal in die Verlegenheit gekommen biſt, ein Viertel vom großen Looſe zu gewinnen, und Du haſt Dir dann Deine Borſe voll Geld geſteckt und tritiſt mit wagelustigem Herzen an einen Spieltiſch, ſo biſt Du ein ſo prächtiger Freier, wie je einer ſein Geld mit Anſtand verloren. Ich ſage, verloren, denn gewinnen kann und darf ein Freier niemals, höchſtens im Anfang, damit er nicht von vorn herein die Luſt verliere und abgeſchreckt werde. Aus dieſem Grunde gehören außer der gutgefüllten Börſe und der Luſt zum Spiel, noch zwei andere Eigenſchaften zu einem vollkommenen Freier, nämlich Leidenſchaftlichkeit und Dummheit. Dieſer letzte Ausdruck iſt indeſſen eigentlich nur Kunſtausdruck, und wir wollen, um jedem Mißverſtändniß vorzubeugen, ſtatt deſſelben lieber das Wort „Unerfahrenheit" brauchen, nämlich Unerfahrenheit in den Kniffen und Pfiffen der Spieler von Profeſſion, von den für jeden Uneingeweihten ſchwer, faſt unmög-

lich zu bemerkendem Geheimniß der beschnittenen Karten an, bis zu den feineren und complizirteren Kunststücken des Velteschlagens und anderen, durch welche diese Leute sich jedesmal den Gewinn zu sichern wissen.

Man muß indessen zunächst die Spieler Berlin's, das heißt solche Leute, die ein Gewerbe aus dem Spiel machen, in zwei Klassen theilen.

Die eine von ihnen besteht aus solchen Personen, welche nicht ohne Vermögen sind und die dadurch in den Stand gesetzt werden, ohne Anwendung von Betrügereien, ihrer Leidenschaft zu genügen. Ein Solcher ist gewöhnlich der Bankhalter, wenn nach einem Mittagessen, oder einem Abendtisch in einem anständigerem Lokale gespielt wird. Der Vortheil, welchen der Banquier über die Pointeurs jederzeit im Voraus hat, und der an öffentlichen Spielbänken es möglich macht, jene oft so bedeutenden Pachtsummen zu zahlen, sichert ihm auch hier fast jedesmal den Gewinn. Dabei hat ihn die lange Erfahrung klug genug gemacht, sich selbst dem geübtesten Gauner gegenüber zu behaupten. Er ist in alle Arten von Betrügereien derselben eingeweiht, ohne dieselben jedoch selbst jemals in Anwendung zu bringen, mit einem Wort, er ist ein ganz ehrlicher Kerl, bei dem man, wenn das Glück sonst günstig ist, so gut gewinnen kann, wie bei einer öffentlichen Bank.

Auf einer weit niederen Stufe stehen jedoch jene andern Individuen, welche die zweite Klasse dieser Haupteintheilung bilden.

Diese sichern sich den Gewinn nur durch Betrug. Der Ungegebte, sei er Bankhalter, oder Pointeur, wird jederzeit gegen sie verlieren. Man nennt dies auf Betuch (auf sicher) machen.

Die zu dieser Klasse Gehörenden, theilen sich wieder in zwei Abtheilungen, in sogenannte Schlepper und Macher.

Der Schlepper ist das, was der Schakal für den Tiger. Er muß, außer einem Grad von Bildung, der indessen gewöhnlich ein

ſehr geringer iſt, eine um ſo größere Unverſchämtheit beſitzen. Er treibt ſich aller Orten umher. Man findet ihn an der table d'hôte eines Gaſthofes erſter Klaſſe, im Theater, Concerten, auf Bällen, kurz überall, wo er darauf rechnen kann, Bekanntſchaften zu machen. Hat er nun Jemand gefunden, welcher die vorerwähnten Eigenſchaften eines Freiers in ſich vereinigt, ſo hängt er ſich an ihn, wie eine Klette, er verläßt ihn keinen Augenblick. Er führt ihn, (der Freier iſt gewöhnlich ein Fremder,) überall umher, iſt der freundlichſte, aufmerkſamſte Geſellſchafter und hütet ſich wohl, ein Wort fallen zu laſſen, das ihn als einen Spieler verdächtigen könnte. So vergehen oft Wochen, ſogar Monate bis endlich der günſtige Augenblick gekommen iſt, den der Schlepper mit ſeltener Conſequenz abwartet. Dann ſchleppt er ſein Opfer unter irgend einem Vorwande nach einem Winkel-Kaffeehauſe, wo ſich der Macher bereits befindet. — Man ſchwatzt, man trinkt, man fängt ein Spielchen an und in wenigen Stunden iſt der Freier gemacht. Zuweilen mißlingt auch ein ſolches Verfahren. Der Freier will nur in größerer Geſellſchaft ſpielen, und der Schlepper ſieht ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, noch Mehre in das Geſchäft zu ziehen, die natürlich den gleichen Antheil bekommen, wenn die Sache geendet iſt. — Selten, nur ſehr ſelten entgeht ein einmal geköderter Freier ſeinem Schickſal, und es iſt wirklich faſt unglaublich, mit welcher ausdauernden Liſt und Gewandheit dieſe Leute ihren Zweck verfolgen, welche Mittel ſie anwenden, den Unerfahrenen in ihr Garn zu locken.

Das Geſetz verbietet das Hazardſpiel; aber gerade dieſes Verbot begünſtigt jene ſchreckliche Art des Betrugs.

Aller angewendeten Aufmerkſamkeit ungeachtet, iſt es unſerer Criminalpolizei bisher noch nicht gelungen, das Hazardſpiel zu unterdrücken, und ſelbſt einſichtsvolle, praktiſche Beamte werden zugeſtehen, daß dies auch für die Zukunft nicht möglich iſt.

Der Vortheil, welchen der Wirth eines Kaffeehauſes, wo ge-

wöhnlich gefrielt wird, von seinen Gästen zieht, ist zu bedeutend, als daß er nicht seine Einwilligung zum Spiel geben sollte, auch auf die Gefahr hin, bei der Entdeckung in eine wenig bedeutende Geldstrafe genommen zu werden.

Und wie schwer ist es diese Entdeckung herbeizuführen. — Bei einiger Vorsicht ist der Beweis sogar unmöglich.

Der Kellner wird entfernt, nur der Wirth mit den Spielenden befindet sich in dem nach allen Seiten verschlossenen Zimmer. — Polizeibeamte wollen eindringen, sie finden die Thür verriegelt, und wenn auf ihr Klopfen geöffnet wird, sind die Karten und das Geld verschwunden, und die Spieler sitzen ruhig um den mit Weinflaschen besetzten Tisch, die Staatszeitung eifrig studierend, und es ist weder verboten, ein Spiel Karten im Tischkasten zu haben, noch die Staatszeitung zu lesen. Selbst wenn einer der Spielenden, vielleicht der Betrogene, eine Anzeige macht, so erlangt er nichts dadurch, als seine eigene Bestrafung. — Die Andere bleiben bei'm Leugnen, und das Zeugniß des Denuncianten selbst ist zu ihrer Verurtheilung unzureichend, da er selbst nicht der Zeuge sein kann, wo er Angeschuldigter ist.

Vor nicht zu langer Zeit — man erinnert sich dieses Vorfalls vielleicht aus den Zeitungen — überlieferte sich ein junger Mann, der Buchhalter eines Berliner Kaufmanns, selbst dem Gerichte. Er hatte seinen Principal um eine beträchtliche Summe bestohlen — um zu spielen.

Fast täglich ereignen sich unter unseren Augen ähnliche Vorfälle, mehr oder minder schrecklich, wenn sie auch nicht auf solche Weise zur öffentlichen Kenntniß gelangen. Unbesonnene, junge Leute, opfern im glücklichsten Falle die Zeit ihrer Studien, ihre Gesundheit am Spieltische, Familienväter ruiniren sich und die Ihren, bis sie zu Verzweiflung und Selbstmord getrieben werden. — Sind diese Be-

dauernswerthen ſpielten ohne die geringſte Ausſicht auf Gewinn. — Sie wurden **betrogen**!

Wäre da nicht ein öffentliches Spielhaus vorzuziehen?

In dem vorigen Kapitel habe ich mich über das Spiel im Allgemeinen ausgeſprochen; meine Anſichten über dieſen Gegenſtand ſind darin enthalten. Aber dennoch behaupte ich, das Verbot des Haſardſpiels iſt eine willkührliche Beſchränkung der moraliſchen Freiheit, ich ſage eine willkührliche, ſo lange noch die Lotterie, dies große Haſardſpiel vom Staate nicht nur geduldet wird, ſondern ſogar von ihm ſelbſt autoriſirt iſt. — Tauſende haben ſich durch hohes Spielen in der Lotterie zu Grunde gerichtet!

Man wird vor dem Gedanken einer öffentlichen Spielbank zurückſchaudern; und mit Recht. — Aber man bedenke das Folgende:

Es ſind in Berlin mindeſtens zehn bis zwölf Orte, wo faſt täglich geſpielt wird; denn wenn auch wirklich eine polizeiliche Recherche dieſe Induſtrie-Ritter von einem Orte verjagt, ſo verſammeln ſie ſich bereits am nächſten Tage in einem anderen Lokale. Oft werden Hunderte, ja Tauſende verloren, und wenn man durchſchnittlich annimmt, daß an jedem dieſer Orte der Bankhalter täglich fünfzig Thaler gewinnt, ſo iſt dieſe Annahme gering genug. Dies giebt auf das Jahr eine Summe von mehr als **zweimalhunderttauſend** Thalern. Und die Hälfte dieſes Geldes, — mehr als die Hälfte, wird durch Betrug gewonnen.

Man bedenke dieſes ſchreckliche Factum!

Wer Luſt zum Spielen hat, findet täglich Gelegenheit dazu. Wer das Spiel noch nicht kennt, wird durch dieſe Leute, die ein Gewerbe damit treiben, dazu verleitet. — Und dieſe Lockungen ſind ſind oft weit ſtärker, als die offenſtehenden Thüren eines privilegirten Spielhauſes.

Es iſt außerdem noch das Folgende zu beachten:

Der Unglückliche, welcher ſich allmälig am Spieltiſche ruinirt,

treibt dies schreckliche Laster, ohne daß es seine Umgebung ahnt. Es ist nichts infamirendes dabei, ein Kaffeehaus, oder eine Weinhandlung zu besuchen und dort zu Abend zu essen; es ist ein ganz unschuldiges, scheinbar gemüthliches Treiben. — Erst wenn sich die Uneingeweihten entfernt haben, beginnt das Spiel. — Wie ganz anders ist es aber mit dem Besuch eines öffentlichen Spielhauses. — Ein Jeder kennt die Absicht dessen, der über diese Schwelle tritt. Er ist moralisch gebrandmarkt. Der Kaufmann wird sich hüten, sich an diesem Orte sehen zu lassen, in der Furcht seinen Credit zu verlieren. Der Beamte fürchtet die Cassatten, der Buchhalter oder Commis die Entlassung aus seinem Dienstverhältniß.

Wer dergleichen Rücksichten nicht zu nehmen hat, wird sich durch die Bitten, die Vorstellungen seiner Angehörigen warnen lassen, denn diese werden es bald erfahren, daß er spielt. Diese Winkelspielerei wird aufhören. — Niemand wird mehr betrogen werden!

Man glaube indessen nicht, daß ich diese Worte für das Spiel geschrieben habe. — Ich bin weit entfernt davon: sie sind im Gegentheil wider dasselbe gerichtet. — Aber wenn es dem Gesetze schwer fällt, ein Verbrechen auszurotten, so ist dies bei einem Laster unmöglich. Es giebt nur ein Mittel dasselbe zu unterdrücken: Man gebe es der Oeffentlichkeit preis; man brandmarke es.

Aber kehren wir wieder zur Wolfsschlucht zurück.

Es war dem Schützling der Mutter Wegener nicht schwer in das bereits lange Zeit verschlossene Haus zu dringen denn auch zu diesem hatte er den betreffenden Schlüssel. Er öffnete daher mit leichter Mühe die Thür und trat in die noch offene Stube, denn das Spiel hatte noch nicht begonnen.

Es waren indessen grade keine freundlichen Blicke, mit denen er von den Anwesenden empfangen wurde, und nur frostig ward sein

„Guten Abend, meine Herren;“ erwiedert, denn Jeder betrachtete ihn als einen überzähligen Theilnehmer an der zu machenden Beute.

Ohne ſich indeſſen hierüber ſonderlich zu betruben, hing Arthur ruhig Mantel und Hut an einen in der Wand befeſtigten Haken, beſtellte ſich einen Schoppen „gelbgeſiegelten“, zündete eine Cigarre an und ſetzte ſich dann behaglich in einen Lehnſtuhl nieder, um die anweſende Geſellſchaft zu muſtern.

Einem ſo geübten Auge, wie das Arthur's, war es nicht ſchwer auf den erſten Blick den Freier zu erkennen.

Es war dies ein junger, flachshaariger, kurznaſiger, gutmüthig ausſehender Menſch mit einem etwas einfältigen Geſichte, ſo einem Geſicht, zu welchem nothwendig ein paar krumme Beine gehören. Er war ſehr modern und elegant gekleidet, und ſah luſtig und vergnügt aus, als freue er ſich, in ſo ehrenwerther Geſellſchaft zu ſein.

Neben ihm ſaß ein kleiner, magerer Kerl, mit braunem Haar und gleichfarbigem Backen- und Schnauzbart. Das Geſicht deſſelben war in der That intereſſant genug. Da waren alle jene Nüancen des Charakters mit ſorglicher Genauigkeit ausgeprägt, die dazu nothwendig ſind, ein vollendeter Schuft zu werden. Kriechende Freundlichkeit, ſpitzbubiſches Lächeln, ſchurkiſches Blinzeln, jämmerlich heimtückiſche Feigheit, rückſichtsloſe Gemeinheit: mit einem Worte Alles, was den ausgefeimten Gauner bezeichnet, war auf dieſer zehn Quadratzoll haltenden Fläche, die er ſein Geſicht nannte, zuſammengedrängt. Da war auch nicht der mindeſte Ausdruck eines beſſeren, ehrenwertheren Gefühls zurückgeblieben. Dies Geſicht — auf dem Laſter jeder Art tiefe Furchen gegraben hatten — ſah aus wie ein Haufe zuſammengefegter, ſchlammiger Straßenkoth, der an der Sonne getrocknet iſt und in der Hitze allerlei Blaſen und Riſſe bekommen hat, durch welche man den unten liegenden, widerlichen Schmutz gewahrt.

Es that uns um Arthur's, ja ſelbſt um der Mutter Wegener willen, die ſo menſchenfreundliche Geſinnungen Betreff's der Nachlaßſachen ihres verſtorbenen Mannes entwickelte, in der That leid, ſagen zu müſſen, daß der Inhaber dieſes Geſichtes der vorerwähnte Ruſſe iſt.

In dieſer einzigen Phyſiognomie ſind die der ſämmtlichen Anweſenden enthalten, das heißt derer, welche das Grundelement dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft ausmachen, und die aus etwa zehn oder zwölf Perſonen beſtehen; denn da ſind außerdem noch ein paar hohlwangige, trübſelige Geſichter, die nichts davon wiſſen, was hier geſchehen ſoll, ſondern ungeduldig den Augenblick abwarten, wo das Spiel beginnen wird, um am Morgen um die wenigen Thaler ärmer nach Hauſe zu gehen, welche ſie vielleicht durch den Verſatz ihres Mantels oder wattirten Ueberrocks aufgetrieben haben.

Noch einen Mann müſſen wir indeſſen erwähnen, einen kleinen dicken, ungeſund ausſehenden, aufgedunſenen Mann, in einem braunen weitſchößigen Leibrock mit breiten Knöpfen.

Da es dieſer Herr für ein ſehr gutes Ding hält, eine Geſellſchaft angenehm zu unterhalten, er aber nur ſchwaches Talent dazu beſitzt, indem ſich ſeine ſchönwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe nur auf verſchiedene Kartenkunſtſtücke erſtrecken, ſo hat er dafür Sorge getragen ſeinen Pudel dies Amt übernehmen zu laſſen, welches derſelbe auch mit wunderbellem Anſtand verſieht, indem er auf Befehl ſeines Herrn allerlei ſehr merkwürdige Kunſtſtücke macht, z. B. einen Teller zwiſchen den Zähnen nach der Küche hinausträgt, ſich auf die Hinterpfoten ſetzt, ſich nach Kommando todt ſtellt, oder auf die Frage ſeines Herrn, „wie ſpricht der Hund!“ in ein ſehr lautes Bellen ausbricht, eine Thür auf und zu macht, ſeines Herrn Hut ſucht und was derartige in der That ſehr unterhaltende Sachen mehr ſind.

In dem Augenblick, in welchem Arthur die Wolfsſchlucht betrat und ſich niedergeſetzt hatte, war dieſer intereſſante Pudel eben be-

ſchäftigt, eins jener merkwürdigen Kunſtſtücke zu produziren. Er ſtand nämlich ſehr gerade auf den Hinterbeinen und hatte ſeine Naſe ſehr hoch in die Luft emporgehoben. Auf dieſe Naſe legte ihm nun ſein Herr einen doppelten Louisd'or, wahrſcheinlich um dadurch zu zeigen, daß er erſt kürzlich Jemanden geprellt hatte, ſonſt wäre ein Viergroſchenſtück auch hinreichend geweſen — Der Hund balancirte nun das Geldſtück mit großem Ernſte eine Zeitlang auf der Naſe, bis ſich ſein Herr zu der ſtaunenden Geſellſchaft wendete:

„Nicht wahr, meine Herren," ſagte der Beſitzer dieſes intereſſanten Hundeexemplars, in ſehr merkwürdigen Konſtruktionen ſprechend, die wir wieder zu geben, einen ſchwachen Verſuch machen wollen. „Dies iſt ſehr merkwürdig, was die Vernunft der ziſtliſirten Menſchen alles von der rohen Natur eines Geſchöpfes abzugewinnen weiß. Ich kann Ihnen auf mein Ehrenwort verſichern, daß der berühmte Hundekünſtler Schreier mir dreißig Louisd'or für dieſes Exemplar von Pudel geboten hat; aber ich verkaufte denſelben nicht, erſtens, weil ich das Geld nicht brauche, was zwar bei einem Andern, ausgenommen mir, ein Gegenſtand iſt von hundertfunfzig Rth.) Geld, und dann zweitens, weil meine Frau das Thier ſehr lieb hat und das Thier liebt ihr, und ich liebe meine Frau. — Achtung Kare. Will er weil? — Nie mein Herrn, nun geben Sie gefälligſt Obacht. Wenn ich bis drei zähle, wird dieſes gut dreſſirte Vieh das auf der Naſe liegende Geldſtück hochwerfen und nachher mit der Schnauze wieder auffangen. Achtung, Kare. — Paß auf Kare. — Zwei und — drei!"

Vielleicht war dieſe Rede dem beſagten Pudel etwas zu lang für ſeine unbequeme Stellung, und gab daher durch ihre Ausdehnung die Veranlaſſung, daß der verbindige Künſtler, bei erfolgtem Kom-

---

1) Thaler.

mandewort zu hastig aufspringend, diesmal nicht den allgemeinen Beifall errang, der ihm bisher zu Theil geworden. Genug, das Goldstück fiel an die Erde, ein klein wenig umherrollend, und zehn bis zwölf Gesichter verschwanden sogleich unter den Tisch, um in Verbindung mit fünfzig bis sechzig sehr langen Fingern dem Pudel suchen zu helfen.

Mit einer an das Wunderbare grenzenden Geschwindigkeit hatte sich aber der Besitzer des Pudels, vielleicht weil ihm ein solcher Fall schon früher vorgekommen war, von seinem Stuhle herabgleiten lassen, noch ehe auch nur einer der erwähnten langen Finger den Boden berührt hatte.

„Ich bitte, bemühen Sie sich nicht, meine Herren," sagte er, unter dem Tisch angekommen; „ich finde schon ganz allein und der Hund konnte beißen."

Sogleich erschienen die zehn bis zwölf Gesichter wieder, einander sehr ehrbar ansehend und sämmtlich versichernd, daß es gar keine Mühe für sie gewesen wäre, daß mehre Augen doch besser sehen könnten als zwei, und noch einige andere Bemerkungen hinzufügend.

Die Richtigkeit dieses letztern Grundsatzes sollte sich auch bald genug sehr deutlich herausstellen. Der Mann mit dem Hunde hatte bereits beim Leuchten neun Fidibus verbrannt und dann den Wirth ersucht, ihm ein Licht zu reichen; aber noch immer war das Goldstück nicht wieder gefunden. Die Anwesenden, wahrscheinlich wegen der Zurückweisung ihrer angebotenen Dienste etwas beleidigt, ließen indessen den kleinen Dicken ruhig unter dem Tisch herumkrabbeln, sie litten es sogar, daß er häufig einen oder den andern Fuß aufhob, um darunter nachzusehen, versetzten ihm aber dabei mitunter einen sehr derben Stoß, oder traten ihm auf die Finger, worauf sie dann sehr höflich um Entschuldigung baten, versichernd, daß es ihnen Leid thue und daß sie nicht dafür gekonnt hätten. Da aber der doppelte Louisd'or, aller dieser Anstrengungen ungeachtet, noch immer

nicht aufgefunden wurde, ſo gab dies wieder die Veranlaſſung zum Erzählen von mehren anderen, ſehr wunderbaren Geſchichten, die ſich in demſelben Lokal ereignet hatten, und von denen beſonders die Eine ſehr merkwürdig war, die von einem Funfzig-Thalerſchein handelte, der auf die geheimnißvollſte Weiſe von einem Tiſch verſchwunden war, ohne daß man die geringſte Spur von ihm entdecken konnte. Die Zuhörer, denen dieſe wunderbaren Sagen, die von einigen Stammgäſten erzählt wurden, bisher noch nicht bekannt waren, verriethen dabei einige Unruhe, da ſie, etwas abergläubiſcher Natur, nicht länger an irgend eine in dieſem Lokal geheimnißvoll und unſichtbar waltende Macht zweifeln konnten, um ſo weniger, da einer der Erzähler die Wahrheit des Geſagten mit ſeinem Ehrenwort bekräftigte. Ja der eine von dieſen Leichtgläubigen ging ſogar ſo weit, ſich mit ängſtlicher Sorgfalt davon zu überzeugen, ob eine in ſeinem, an der Wand hängenden Mantel ſteckende Brieftaſche nicht auch ſchon jener geheimnißvollen Macht zum Opfer gefallen ſei, und als er ſich zu ſeiner großen Beruhigung von dem Vorhandenſein derſelben überführt hatte, ſteckte er dieſelbe in die Bruſttaſche ſeines Oberrockes und knöpfte den Rock zu, worüber der größte Theil der Anweſenden lächelte, und mit Recht, denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein Kobold oder Poltergeiſt ſeine Macht nicht auch auf einen zugeknöpften Rock ausdehnen könnte, und dieſe Vorſicht ſomit ganz überflüſſig war.

Glücklicherweiſe für den Wirth, denn vermuthlich hätte dieſer neue Vorfall das Lokal in den vollſtändigſten Ruf eines Zauber- oder ſpukhaften Ortes gebracht, wurde indeſſen der doppelte Louisd'or gefunden und zwar durch den Inſtinkt des Hundes, der mit großer Emſigkeit an einem Stiefel kratzte, in welchem das linke Bein eines der Herren ſteckte, welche vorher dieſe wunderbaren Geſchichten erzählt hatten. Der Herr des Hundes nun ergriff dieſes Bein und bemerkte das Geldſtück alsbald zwiſchen der Sohle des Stiefels und

einem blauen, wollenem Strumpf ſteckend. Da beſagte Sohle in der Mitte ein ſehr großes Loch, etwa von der Größe eines Zweithalerſtücks hatte, in welches ſich das Geld ſehr merkwürdiger Weiſe durch einen Zufall eingeklemmt hatte; ein ſehr beachtenswerthes Beiſpiel für den Leſer, woraus er entnehmen kann, wie oft dergleichen Verfalle ſich auf die natürlichſte Weiſe erklären laſſen, und daß man ſich jederzeit vor dem Glauben an übernatürliche Erſcheinungen und vor blauen Strümpfen, die in zerriſſenen Stiefeln ſtecken, hüten muß.

Nachdem das Geldſtück ſomit wieder an ſeinen rechtmäßigen Herrn gelangt war, und dieſer dem Hunde ein Stück Wurſt versprochen hatte, herrſchte einige Minuten hindurch tiefes Schweigen, und da es nach einer ſo intereſſanten Unterhaltung, als die frühere, nicht gut möglich war, abermals ein ſo allgemein anſprechendes Thema aufzubringen, ſchlug Jemand vor, ein Spielchen zu machen.

Dieſer Gedanke wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und ſogleich Karten beſtellt.

Der Mann mit dem Pudel, nachdem er von mehren Seiten aufgefordert war, Bank zu legen, und ſich lange Zeit, wie irgend ein ſehr beſcheidener Künſtler, der etwas in einer Geſellſchaft vortragen ſoll, geweigert hatte, ſchüttete endlich eine ziemlich bedeutende Summe, etwa hundert Louisd'or in verſchiedenen Goldſorten, auf den Tiſch.

„Bringen Sie Karten", wendete er ſich zum Wirth. — „Vier Spiel, ganz neue. Ich werde ſie gleich karappen *)."

Der Wirth ging zu einer Schublade, um das Verlangte zu holen. In demſelben Augenblick ſprang der Pudel zuvorkommend auf, nahm dem Wirth die Karten ab und reichte ſie dem Banquier.

*) Ungeſehen.

Dieſe an und für ſich ſo unbedeutende Höflichkeit hatte nichts deſtoweniger ihren guten Grund. Der Ruſſe hatte die Karten vertauſcht.

Nachdem die Thür verſchloſſen, und neue Flaſchen auf den Tiſch geſetzt waren, begann das Spiel.

Wir wollen den Leſer nicht mit jenen ausführlichen Einzelnheiten aufhalten, welche nunmehr folgten, förmlich nach einer Art von Syſtem berechnet und alle auf einen Punkt hingerichtet, den Freier zu betrügen; wir wollen nicht umſtändlicher erzählen, wie dieſer junge Mann Anfang's durch ſein fortwährendes Gewinnen ermuthigt, von einem kleineren Satz zu einer höheren überging und dann fortwährend verlor, bis er endlich die Summe von zweihundert Louisd'or eingebüßt hatte. Und dieſes Geld war nicht ſein Eigenthum

Seine Geſchichte war ganz einfach die Folgende:

Er hieß Seeſtein, Eduard Seeſtein und war der Geſchäftsreiſende eines Bremer Handlungshauſes, ein guter, braver, ehrlicher, Niemandem Böſes zutrauender, herziger Menſch, dabei ein gut ſpekulirender Kaufmann, aber etwas einfältig, am allerwenigſten den Kniffen eines Berliner Gauners gewachſen Sein böſes Schickſal hatte ihn bald nach ſeiner Ankunft in Berlin, wo er mehre Zahlungen einziehen ſollte, mit dem Ruſſen zuſammengeführt, einem äußerſt gewandten Schlepper. An dem Tage, von welchem wir hier ſprechen, hatte der junge Mann Nachmittags dieſe verlornen Tauſend Thaler in Gold einkaſſirt; der Ruſſe wußte darum, er hatte ihm förmlich aufgelauert, und um ihn zu verhindern, das Geld nach ſeiner Wohnung zu tragen, hatte er, ihm zufällig begegnend, eine Spazierfahrt vorgeſchlagen, die damit endete, daß er ihn nach der Wolfsſchlucht führte, wo die Uebrigen bereits warteten.

Erſchöpft, bleich, nach dem glänzenden Goldhaufen ſtierend, ſaß der Bedauernswerthe da, als der letzte Louisd'or verloren war: mit zitternder Hand goß er aus einer nahe ſtehenden Flaſche ein Glas

Champagner ein und ſtürzte es hinab. In dieſem Augenblick bog Arthur, der natürlich auch mitſpielte, ein six-le-va und gewann dreißig Louisd'or, das Geld ſo ruhig einſtreichend, als ſei dies die einfachſte Sache von der Welt. — Und es war auch in der That nichts einfacher, wenn Jener nur eben ſo gut die betrügeriſche Zeichengebung gekannt hätte, in welcher die Karten geordnet waren. — Abermals fünf oder ſechs Karten hintereinander gewonnen! — Arthur war zu erfahren in dem Treiben ſeiner Kameraden, als daß er ſich nicht dieſes Geld jetzt geſichert haben ſollte, wo es noch Zeit war, um nachher bei der Theilung nicht willkürlich behandelt zu werden.

Außerdem liegt es nicht in dem Princip dieſer Betrüger, daß Einer von ihnen, am allerwenigſten aber der Banquier ganz allein gewinnt. Der Betrogene wurde alsdann leichter auf die Vermuthung geführt werden, daß er hintergangen werden iſt, und zugleich zerſplittert ſich das Geld ſichtlich vor den Augen des Verlierers. — Arthur gewann noch immerfort.

„Mein Gott, mein Gott,“ ſagte Eduard zu ſich ſelbſt; „dieſer Mann hat ein unerwünſchtes Glück, wenn ich mit ihm zugleich die Karten bekäme, würde ich mein Geld wieder gewinnen!“

Nach einem Augenblick zauderte er. Er kämpfte um einen Entſchluß; er konnte ſeine Augen nicht abwenden von dem verführeriſchen Glanze des Goldes. Da lag es, funkelnd, blitzend, das Geld, welches er noch vor einer Stunde in ſeiner Taſche gehabt. Der Banquier ging ſo gleichgiltig, ſo ruhig damit um, während er es gern mit ſeinem beſten Herzblute zurückerkauft hätte. Da lag es, ſo nah, ſo nah, daß er es mit dem ausgeſtreckten Arme erreichen konnte. — Es war ja etwas ſo Einfaches, es wieder zu bekommen. Nur ein paar glückliche Treffer. — Er hatte ja vorhin ſo viel Unglück gehabt. Das mußte ſich doch einmal ändern. — Es war gar nicht möglich, daß er immerfort verlieren konnte. Er mußte jetzt gewinnen: — er mußte.

Seine Hände zitterten ſo heftig vor innerer Aufregung, daß er das Gravon nur mit Mühe aus der Brieftaſche hervorziehen konnte welche er aus ſeiner Taſche genommen.

„Meine Herren, hätte vielleicht Jemand von Ihnen die Güte," wollte er ſagen; aber ſein Schlund, ſeine Lippen waren von dieſer fieberhaften Hitze ſo ausgedörrt, daß er nur ein leiſes, unverſtändliches Lispeln hervorbringen konnte, welches von Niemanden gehört wurde. Wieder goß er den Wein hinab, — Oel, austrocknendes, Flamme nährendes, glühendes Oel in dies entſetzliche Feuer.

„Meine Herren, hätte vielleicht Jemand von Ihnen die Güte, mir dieſen Wechſel zu discontiren: — Er iſt gut: — im nächſten Monat zahlbar — auf die Gebrüder Schickler. Bitte, ſehen Sie ſich das Papier an. — Ich muß doch wenigſtens verſuchen, ob ich meinen Verluſt nicht wieder gut machen kann. — Oder wollen Sie mir vielleicht darauf eine Kleinigkeit borgen? Ich zahle es morgen mit dem größten Dank zurück."

Der Unglückliche bemühte ſich, einen recht leichtfertigen, ſorgloſen Ton anzunehmen. Er glaubte ſich ſchämen zu müſſen, eine eine ſolche Aufregung unter Leuten zu verrathen, die ſo ſorglos mit dem Gelde umgingen.

Der Mann mit dem Pudel nahm das Papier. Es war ein nach Sicht zahlbaren Wechſel über zweitauſend Thaler Courant.

Während er aber die Handſchrift zu prüfen ſchien, ſchielte er mit den kleinen, häßlichen Augen fragend zu dem Ruſſen hinüber. Dieſer winkte bedeutſam: dies war genug.

„Ich will für jetzt hundert Louisd'or geben; wenn Sie gewinnen, können Sie das Ding wieder kriegen: — Ich kann nicht alles Geld aus der Bank rauswirthſchaften, aber ich helfe gern meine Mitmenſchen. Wahrhaftigen Gott, auf Ehre!"

Eduard nickte. Das Geld wurde ihm hingezählt, das Spiel begann auf's Neue.

Seinem Vorſatze gemäß, beſetzte der junge Mann, jetzt diejenigen Karten, welche Arthur ſpielte. Anfänglich gewann er, dann verlor er.

Arthur hörte auf zu pointiren, als er bemerkte, daß der Freier ihm folgte; zwei widerſtrebende Gefühle ſtritten ſich in ſeiner Bruſt. Es gehörte zum Geſchäft, dieſen jungen Mann auszuziehen, für ſein ganzes Leben zu Grunde zu richten. Er ſelbſt war früher auch in wohlhabenden Umſtänden geweſen, man hatte ihn auf dieſelbe Weiſe geplündert, wie den jungen Mann hier, die Noth hatte ihn zu dieſer Lebensweiſe geführt, welche er jetzt trieb; aber ſein Herz war im Grunde genommen nicht ſo verderbt, wie die Geſinnungen ſeiner Kameraden.

Der Freier ſpielte indeſſen weiter; aber ehe eine halbe Stunde verging, hatte er dieſe hundert Louisd'or verloren. Er ließ ſich abermals Geld geben, er ſpielte fort, und als der Morgen kam, hatte er den vollſtändigen Betrag des Wechſels verſpielt.

Stumm und in ſich gekehrt ſaß der Unglückliche eine lange Zeit da; ihm ſchwindelte vor den Augen, aber das Gefühl ſeiner ſchrecklichen Lage rief ihn wieder in's Bewußtſein zurück. Er ſtand auf und griff nach ſeinem Mantel.

„Herr Wirth," ſagte er mit tonloſer Stimme. — Ich habe kein Geld mehr, um meine Rechnung zu bezahlen. Wollen Sie vielleicht meine Uhr zurückbehalten? Sie kennen mich nicht und ich habe Alles verſpielt. — Alles!"

Der Wirth entgegnete mit einer artigen Verbeugung, daß es ihm Vergnügen mache, Kredit zu geben, denn der Ruſſe hatte ihm zugeflüſtert, daß die Bank Alles bezahlen werde, und der Mann mit dem Pudel ſagte ſehr freundlich:

„Kann ich Sie vielleicht mit einer Kleinigkeit dienen, — zu'ne Droſchke?"

Jener dankte ſtumm, nahm ſeinen Mantel und ging, er ging

ohne noch einen Blick rückwärts zu werfen, ohne den Gruß des Wirthes zu erwiedern, ging, oder ſchwankte vielmehr wie ein Träumender durch die Gaſſen.

— Aber es war kein Traum geweſen, es war Wirklichkeit, ſchreckliche Wirklichkeit.

So erreichte er die Linden. — Er wohnte in demſelben Gaſthofe, in welchem Gartentierce und Davernay abgeſtiegen waren, — ſo erreichte er ſein Zimmer, ſo warf er ſich auf ſein Bett, — angekleidet, ſchwer athmend, mit brennender Stirn, ſchmerzenden Augen, das Blut hinaufdrängend in die Adern des Kopfes, als ſolle ihn der Schlag rühren, — ſo lag er bewußtlos zwiſchen Schlafen und Wachen, träumend von kühlem Waſſer, ſeinen ausgedörrten Gaumen zu befeuchten, und wenn er den labenden Trunk zu erhaſchen vermeinte, ſo verwandelte ſich das Waſſer in Gold, in flüſſiges, glühendes, rauchendes Gold, rauchend von dem Blut und Schweiß der Menſchen.

Und während er ſo lag und träumte, ſaßen ſie, heimlich flüſternd und tückiſch lachend, zuſammen in der Wolfſchlucht und theilten das Geld.

IX.

Alte Bekannte.

In einer jener ſchmutzigen, engen, übelriechenden Winkelgaſſen, welche die Spandauerſtraße mit der Judenſtraße verbinden, ſieht man eine Reihe von Läden, in welchen Schuhmacherarbeit feilgehalten wird, und in denen ſich die ärmere Klaſſe von Berlin's Einwohnern größtentheils mit Fußbekleidung verſieht. Alte Stiefeln mit neuen, ſehr dicken Sohlen, viele merkwürdig ausſehende Flicken in das Oberleder eingeſetzt; Pantoffeln ſchlecht und kunſtlos aus einem, jeder Reparatur ſpottenden Stiefelpaar herausgeſchnitten; Kamaſchenſtiefel und Schuhe für das ſchwächere Geſchlecht, in Zeuge de Berry und Leder, ſchiefgetreten, fleckig, zerriſſen und grob wieder zuſammengeſtopft, Kinderſchuhe in jeder Größe, Alles, Alles enthalten dieſe merkwürdigen Waarenlager, die ſich zum Theil bis auf die Straße hinauserſtrecken, ohne Rückſicht auf den immerwährenden Schmutz, der im Winter, den erſtickenden Staub, welcher im Sommer dieſe Gaſſen zu einem höchſt unlieblichen Aufenthalt macht.

Ueber der Eingangsthür des einen von dieſen Läden, zu deren

beiden Seiten, bis an die Decke, eine wirklich erstaunliche Menge der vorerwähnten Waaren auf eine ziemlich groteske Weise aufgestapelt und aufgehangen war, konnte der Vorübergehende, wenn er es sonst wagen wollte, des halsbrechenden Steinpflasters ungeachtet, den Blick zu erheben, ein großes, schwarzes Schild bemerken, auf welchem mit rother Farbe einer jener urweltlichen Stiefel gemalt war, die unbestimmten Meinungen verschiedener Naturforscher zufolge, von jenen antideluvianischen Menschen getragen werden sein sollen, die in in jener räthselhaften Zeit den Mammuthe gelebt, und noch keine Idee von unseren modernen Hühneraugen gehabt haben. Es war ein großer, merkwürdiger Stiefel, sich halb zu den Kanonen eines Göttinger Studenten, halb zu der Façon eines sogenannten Wasserstiefels hinneigend, mit fingerdicker Sohle und entsprechendem Absatz, einer jener Stiefel, der unwillkührlich Entsetzen einflößt, wenn man sich einen entsprechenden Fuß darin, und diesen Fuß im Gedränge auf das zierlich geschnürte Bein einer jungen Dame gesetzt denkt. Unter diesem Stiefel las man mit sehr plump aussehenden Buchstaben die Worte: Gottlieb Leberecht, Schuhmacher.

Und da stand nun dieser ehrliche, brave Bürger, Gottlieb Leberecht mit seinem schmutzigen, recht beschmierten Schurzfell angethan, aus einem sehr kurzen, krummgebogenen Pfeifenstummel rauchend, dessen Kopf mit Leder überzogen war, um ihn vor dem Zerbrechen zu bewahren, da stand er vor Thür seines Ladens, passend und den Rauch in kurzen Stoßen von sich blasend, so behaglich, so vergnüglich, so stillfreundlich aussehend, daß da nicht leicht Jemand gewesen wäre, der sich nicht über dieses Bild eines guten, arbeitsamen Bürgers mit ruhigem Gewissen gefreut haben sollte; da stand er, die Pfeife zuweilen mit der einen Hand aus dem Munde nehmend, während er mit der Andern das Intelligenzblatt hielt, bald aufmerksam einige Zeilen durchlesend, bald den Gruß eines vorübergehenden

Bekannten erwiedernd, bald die ſchmale Gaſſe hinunterblickend als ob er Jemand erwarte.

So war es auch in der That; und er wartete auf keinen Andern, als auf ſeinen neuen Bekannten, den Grafen von Cartouche, der ihm, wie wir geſehen, einen Beſuch für dieſen Tag zugeſagt hatte.

Es ſchlug drei Uhr Nachmittags von dem Thurme der Nicolai-Kirche, und das Glockenſpiel der Parochialkirche begleitete mit ſeinen melodiſchen Klangen den Schlag, als der Schuhmacher, nachdem er wieder ſeufzend nach der Spandauerſtraße hinabgeblickt, das in den Händen habende Blatt zuſammenfaltete, und ein zufriedenes Lächeln über ſein Geſicht flog.

„Ich wußte, daß er Wort halten würde;“ ſagte er halblaut zu ſich ſelbſt — „Mögen die Andern auch reden, was ſie wollen — Es iſt ein ſo cheñer*) Junge wie ich je einen geſunden, oder ich müßte keine Augen im Kopf haben.“

Dieſes überſprudelnde Lob galt dem Grafen von Cartouche, der in der That in dieſem Augenblick um die Ecke bog, und ſich ihm mit ſchnellen Schritten naherte.

Nachdem nämlich Cartouche in der verwichenen Nacht glücklich ſeine Wohnung erreicht, und um jede üble Folge zu verhindern, die empfangene Kopfwunde noch einmal mit friſchem Waſſer gewaſchen und verbunden hatte, war er in einen ſo tiefen und feſten Schlaf verſunken, als die Ermüdung einer längeren Reiſe, verbunden mit einem ſo aufregenden Abenteuer nur immer hervorbringen konnte. Der Tag war daher ſchon ziemlich weit vorgeſchritten, als er erwachte, und zu ſeinem nicht geringen Staunen ſah er, als er die Augen aufſchlug, Davernay neben ſich ſitzen, emſig damit beſchäftigt, eine von des Grafen Nachtmützen, die er zerſchnitten, zu kleine

* Klager

Nähchen zu zupfen, während auf dem Nachttische, ein geöffnetes Mahagonn Nähchen, mit allerhand sonderbar aussehenden Instrumenten gefüllt, stand.

„Aber in aller Welt, was machen Sie da, Vicomte mit meiner Nachtmütze!“ rief er, nachdem er eine Zeit lang verwundert dies merkwürdige Treiben beobachtet.

Davernay blickte auf.

„Ah, Sie sind erwacht, mein theurer Freund,“ entgegnete Jener; „Gott sei Dank, es ist nicht gefährlich mit Ihnen! — Aber was hat's gegeben? — Ich stehe auf, sehe Sie im Bett liegen, blutig, mit verbundenem Kopf, denken Sie meinen Schreck, — doch ein Soldat hat sein Verband-Zeug immer bei sich. — Nur an Charpie fehlte es mir und da habe ich einer Ihrer Nachtmützen genommen. — Halten Sie sich ruhig lieber Graf, erst will ich den Verband auflegen und dann erzählen Sie mir Ihr Abenteuer. — Ich brenne vor Begierde! — Mein Gott, was Sie doch für ein glücklicher Mensch sind. Eine Nacht in Berlin und schon verwundet. Ich will nur hoffen, daß es von Bedeutung ist — nämlich das Abenteuer — nicht die Wunde. — Nun lassen Sie 'mal sehen!“

Der Vicomte hatte, während er sprach, die auf seinem Schlafrock umherliegenden Fädchen mit der größten Sorgsamkeit gesammelt, und wollte sich dem Freunde nähern, als dieser sich bereits aufgerichtet hatte und mit einem Sprunge aus dem Bette war.

„Diesmal ist Ihre freundliche Hülfe überflüssig, Vicomte,“ sagte er lächelnd. „Ich habe nur bei einem Fall den Hinterkopf verletzt, aber so unbedeutend, daß ich wahrhaftig nicht daran gedacht hätte, wenn Sie mich nicht daran erinnert, und nicht dieses Tuch hier gewesen wäre. Was aber mein Abenteuer anbetrifft, so will ich Ihnen das beim Frühstück ausführlicher erzählen.“

Glücklicherweise für die Ungeduld des Vicomte, war diesen Zeitpunkt nicht allzufern, und mit staunendem Gesichte hörte

Davernay die Erzählung deſſen, was Gartentierce am verwichenen Abend widerfahren war.

„Und ich lag indeſſen und ſchlief!“ mit dieſem ſchmerzlichen Ausrufe unterbrach er von Zeit zu Zeit den Erzähler; als aber dieſer ſeinen Bericht geendet, ergriff er ungeſtüm deſſen Hand, ſeine Augen glänzten vor Aufregung: „mein Gott, Gartentierce,“ ſagte er mit einer Art von Verzweiflung: „Sie werden doch dieſe köſtliche Bekanntſchaft fortſetzen und dieſen Schuhmacher beſuchen? Sie führen mich bei ihm ein, die beiden anderen Schuſte ſind wahrſcheinlich auch da, vielleicht noch Mehre, unſere Bekanntſchaft dehnt ſich weiter aus, wir examiniren dieſe Leute, wir bilden eine Freicompagnie, Sie der Hauptmann, ich Ihr Lieutenant, — es iſt köſtlich, köſtlich!“

Der Graf brach bei dieſen ſo raſch aufeinander folgenden Vorſchlägen des luſtigen Vicomte in ein lautes Gelächter aus, worauf Davernay ſogleich ſehr ernſt wurde, und dann ebenfalls aus vollem Herzen in dieſen Ausbruch von Fröhlichkeit einſtimmte.

Nachdem ſie Beide eine Zeit lang ihrer guten Laune den Zügel hatten ſchießen laſſen, wurden ſie ernſthafter und beſchloſſen, zunächſt zu überlegen, was nun zuvörderſt gethan werden müſſe.

Einen Augenblick hatte Gartentierce die Meinung geäußert, ob es nicht beſſer gethan ſei, dieſe Verbrechen welche ein Zufall entdeckt, der Polizei zu überraſchen; aber was konnte er gegen die ſiegende Beredſamkeit Davernay's aufbringen. „Ihr früherer Agent hat mit Hülfe der Behörden Ihre Familie nicht ausfindig machen können,“ ſagte er; „auch uns wird es nicht gelingen unſeren Zweck zu erreichen, wenn wir nicht unſere Abſicht in das tiefſte Geheimniß hüllen. — Wenn der Bruder Ihrer Frau Gemalin unſere Abſicht erfährt — und wer weiß, was ihm daran liegen mag, dieſelbe zu vereiteln, — ſo dürfte unſer Plan gewiß ſcheitern. Nein Graf, laſſen Sie uns lieber dieſe Leute zu unſeren Zwecken benutzen, vielleicht gelingt es uns, durch ſie eher an's Ziel zu kommen, als auf anderem Wege.

— Und dann, was wollen Sie? — Sie wollen dieſe Menſchen dem Gericht übergeben, gut; aber welche Zeugen, welche Beweismittel haben Sie? — und mich ſollte es außerdem wundern, wenn Sie bei Ihren philantropiſchen Anſichten das Gefängniß als einen Ort der Beſſerung anſehen. — Nein, noch einmal, ich ſage Ihnen, wir können ſehr froh ſein, dieſe Bekanntſchaft gemacht zu haben, ſie wird uns dienlich ſein und wir werden vielleicht Gelegenheit haben, Verbrechen zu verhüten und Menſchen auf eine andere Weiſe der Geſellſchaft wieder zu geben, als dies durch die Zuchtruthe des Geſetzes möglich iſt.“

Zugleich beſtand auch der Vicomte darauf, ſeinen Freund ohne Umſtände zu begleiten und ſich dem Schuhmacher vorzuſtellen, deſſen Bekanntſchaft zu machen er vor Begierde brannte; aber Gartentierce wies dieſen Vorſchlag zurück, da die Ankunft eines Fremden leicht Argwohn erregen konnte. Er verſprach dagegen, daß er Davernay's Beſuch vorbereiten, und ihn dann mitnehmen wolle; während deſſen aber ſolle Dieſer Nachrichten über den Banquier, den Bruder Rebecca's einziehen, und wo möglich die Art und Weiſe überdenken, wie es ihm gelingen möchte, Zutritt in dem Hauſe deſſelben zu erhalten.

Da es ziemlich ſpät geworden war, bevor ſie dieſe Verabredungen beendet, blieb ihnen wenig Zeit übrig, und nachdem Beide ihr Mittageſſen in ihrem Zimmer eingenommen, um daſſelbe ſchneller beenden zu können, machte ſich Gartentierce fertig, ſeinen ſonderbaren Beſuch abzuſtatten.

Als er, welcher Berlin noch ziemlich genau von ſeinem früheren Aufenthalt her kannte, um die Ecke jener Gaſſe bog, ſah er vor ſich zwei feingekleidete Damen denſelben ſchmutzigen Weg einſchlagen. Es nahm ihn dies mit Recht Wunder, und mit leicht verzeihlicher Neugierde, beſchleunigte er ſeine Schritte, um dieſe Damen auch von vorn zu betrachten. Als er flüchtig bei ihnen vorbeiſtreifte, und ſich umblickte, ſah auch ihn die Aeltere der beiden Frauenzimmer an. Ein

dickes, aufgedunsenes Geſicht, auf welchem Spuren früherer Schönheit zurückgeblieben waren, das aber dabei aus ſeinen kleinen Augen Frechheit, ſogar Gemeinheit verrieth.

Dies Geſicht war Cartentiere bekannt; er ſah dies auf den erſten Blick, ohne ſich jedoch erinnern zu können, wo er es früher geſehn aber in einer ſo unwillkührlichen Bewegung, wie dieſelbe uns häufig vorkommt, zog er den Hut ab und grüßte. Beide Damen dankten, während Jener ſchnell vorüber ging und auch dem Laden des Schuhmachers vorbeieilte, weil er nicht vor den Blicken Jener in dieſes dürre Gewölbe treten wollte, wo ihn Leberecht erwartete.

Dieſer, welcher das Grüßen ſeines neuen Bekannten geſehen hatte, denn er war in der Thür ſtehen geblieben, ſchien die Anſicht deſſelben vollſtändig zu theilen, denn er blinzelte blos ein klein wenig mit den Augen, um ſich mit dieſer Vorſicht einverſtanden zu erklären, ohne auf eine andere Weiſe ſeine Bekanntſchaft mit dem Vorübergehenden zu verrathen.

Dieſer eilte bis zum Ende des Gäßchens, bog in die Judenſtraße ein und trat in die Thür eines offenſtehenden Hauſes, um jene Damen vorüber zu laſſen.

Als dieſe gleichfalls in der Judenſtraße erſchienen, gingen ſie bei dem Grafen vorüber, aber über den Damm, und traten in ein auf der anderen Seite der Straße liegendes Haus. Eine Frau, die, im erſten Stockwerk dieſes Hauſes aus dem Fenſter ſehend, Jene erwartet zu haben ſchien, nickte ihnen zu und verſchwand dann bei ihrem Eintritt.

„Mein Gott, wer iſt dieſe Frau?“ ſagte Cartentiere nachdenklich zu ſich ſelbſt, als beide in den Hausflur getreten waren; — ich muß ſie kennen. Aber wo habe ich Sie geſehen? In Paris? — Nein. — In Warſchau. — Ich könnte mich nicht beſinnen. — — — Ah — jetzt fällt's mir ein; — wahrhaftig, ſie iſt es. — Aber wie verändert!“

Der Leſer erinnert ſich vielleicht, daß wir vorher erwähnten, wie Gartentierce bei ſeinem früheren Aufenthalte in Berlin, ein Kaffeehaus untergeordneten Ranges, eine ſogenannte Bürgertabagie zu beſuchen pflegte, und die Wirthin derſelben gemalt hatte. Dieſe war mit der Frau, welche er begegnet, ein und dieſelbe Perſon; er erinnerte ſich jetzt deutlich dieſer Züge, die er auf Leinwand übertragen, wenn ſie auch durch das Alter eine ſehr bedeutende Veränderung erlitten hatten.

„Und die Jüngere iſt wahrſcheinlich ihre Tochter,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort; „dieſes kleine, niedliche Mädchen, mit dem blonden Köpfchen, dem ich immer Bonbons und Confitüren mitbrachte. — Wie hieß ſie doch! — Ich glaube Henriette. — Ja, ja, ich entſinne mich jetzt genau. — Ein merkwürdiges Zuſammentreffen! — Ob ſie mich nicht wieder erkannt haben mag? Indeſſen will ich einmal hingehn, wenn ſie noch das Geſchäft haben. — Aber jetzt zu meinem neuen Freunde!“

Mit dieſen Worten kehrte er nach der Gaſſe zurück; an der Ecke angekommen ſah er ſich noch einmal nach dem Hauſe um, in welches Jene hineingegangen waren, aber ſtatt der Damen, ſah er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung denſelben jungen Mann, den er geſtern auf der Eiſenbahn im Waggen getroffen, — er konnte ſich nicht irren, — in dies ſchäbig ausſehende Gebäude eintreten.

„Es ſcheint, als ob meine Bekannte ſämmtlich an dieſem Punkt zuſammentreffen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. — „Ich möchte faſt glauben, daß dieſer Herr in irgend einer Beziehung zu den beiden Frauen ſtehen mag. — Seltſam, in der That!“

Er hatte während dieſes abgebrochenen Selbſtgeſpräches wieder den Laden des Schuhmachers erreicht; dieſer, — Gottlieb Leberecht nämlich, — ſtand noch immer vor der Thür, und Gartentierce ſchlüpfte in den Laden hinein!

„Guten Tag.“

„Guten Tag, Landsmann," entgegnete der Schuhmacher, in die dargebotene Hand des Grafen einschlagend, während er ihn tiefer in dies schmale, dunkle, übelriechende Gewölbe führte, dessen Wände zu beiden Seiten dicht voll der vorher angedeuteten Waare hingen. — „Guten Tag, Landsmann, — hast Dich vorher geschämt bei Deinem Freunde einzutreten, als es die beiden Frauenzimmer sahen. — Still, keine Entschuldigung, mein Junge, Du hast ganz Recht gehabt. Vorsicht ist überall gut. — Eine hübsche Person die jüngste. Ja, ja, Du hast Geschmack in diesen Sachen, nun Du wirst ja meine Frau sehen; zwar nicht mehr jung, aber Spuren ehemaliger Schönheit, sehr viel Spuren!"

Cartentierce erwiederte natürlich, daß es ihm sehr schmeichelhaft sein würde, diese Spuren zu sehen und zu begrüßen, worauf der Schuhmacher ihn ersuchte, einen Augenblick Platz zu nehmen, und zugleich einen alten Polsterstuhl mit zerrissenem Ueberzuge, auf welchem seine Kunden sich setzten, wenn sie Schuh oder Stiefel anpaßten, herbeibrachte, so daß der Graf Muße genug gehabt hätte, seinen Aufenthaltsort genau zu mustern, wenn sonst etwas Besonderes daran gewesen wäre. Dies war indessen nicht der Fall. Dieser Laden war wie gesagt, ein sehr langes und schmales Gemach, eigentlich nur eine Art von Gang oder Corridor, in dessen Hintergrunde eine mit altem Papier verklebte Thür zu der Wohnung des Schuhmachers führte. Ein niedriger, bei den Schuhmachern gebräuchlicher Arbeitstisch, ein dreibeiniger Schemel ohne Lehne und der Stuhl auf welchem Cartentierce saß, bildeten mit drei oder vier Stiefelknechten — und jeder Leser, der einmal in einem Chambre-garni gewohnt hat, wird wissen, welch' ein wichtiges Stück ein Stiefelknecht ist — dies Meublement des Ladens, der theils durch das wenige Tageslicht, welches durch die offenstehende Thür hereinfiel, theils durch den trüben Schein einer kleinen Oellampe, der eine große Glaskugel als Reflector diente erleuchtet wurde.

Während der Graf dieſe Bemerkungen machte, hatte der Schuhmacher die Hinterthür des Ladens geöffnet und einige Worte hinausgerufen, die Jener indeſſen nicht verſtand. Wenige Minuten nachher trat aber, zu nicht geringem Staunen Gartentierce's, der kleine bucklige Knabe herein, den er geſtern in der Karlſtraße geſehen.

„Ich habe Dir noch nicht geſagt, daß dies mein Lehrburſche iſt;“ ſprach der Schuhmacher, dem Knaben freundſchaftlich auf den Rücken, oder vielmehr — und zwar im eigentlichſten Sinne — auf den Buckel klopfend. „Es iſt ein arbeitſamer, fleißiger Junge, und ich habe mich ſeiner angenommen. Er iſt übrigens von ſehr guter Familie. Sein Vater ſitzt jetzt wegen einer Kleinigkeit in Spandau, hat zehn Jahr gehabt, und wird in dieſen Tagen loskommen. Du ſollſt ihn kennen lernen, ein prächtiger Kerl; ſein Großvater iſt auch in ſeinem Beruf geſtorben, er wurde in Warſchau gerädert, weil er einen alten Herrn und deſſen Haushälterin den Kopf — —“

Hier wurde der Schuhmacher in der Mitte ſeiner hiſtoriſchen Erinnerungen durch den gellenden Ruf einer weiblichen Stimme unterbrochen, die aus jener Gegend herzukommen ſchien, die man gewöhnlich als den Aufenthaltsort der Engel bezeichnet, nämlich aus der Decke des Zimmers, und als Gartentierce verwundert zu derſelben hinaufblickte, gewahrte er ein zirkelrundes Loch, etwa von der Größe eines Thalerſtücks, durch welches ein etwas helleres Licht in das düſtre Gewölbe fiel. Dies Licht verſchwand indeſſen faſt zu gleicher Zeit mit dem Tone jener Stimme, die auf eine etwas heftige — und für einen Engel ſomit unpaſſende Weiſe gefragt hatte, ob denn der fremde Herr ewig in dieſem ſchmierigen Loche bleiben und nicht in das Wohnzimmer hinaufgeführt werden ſollte.

„Es iſt meine Frau geweſen,“ erklärte der Schuhmacher dies ſeltſame Phänomen. „Sie hat wahrſcheinlich durch das Sprachrohr Deine Ankunft gehört und iſt ungeduldig geworden. — Nicht wahr, eine hübſche Erfindung das?“

Er setzte ihm zugleich noch weitläuftiger auseinander, wie mannigfache Vortheile dieses von dem Fußboden seines Wohnzimmers ausgehende Loch gewähre, da man von eben herab, Alles was unten vorgehe, genau sehen und hören könne, während dieses Loch von einem Fußteppich verdeckt sei; und selbst wenn es Jemand fände, er es nur für ein zufällig in der Diele befindliches, sogenanntes Mäuseloch halten würde, welches nichts destoweniger, besonders bei einer unvermutheten, polizeilichen Haussuchung von der höchsten Wichtigkeit sei.

Während dieses Gespräches hatte er jedoch nicht verfehlt, dem kleinen Buckligen einige besondere Instructionen, Betreffs der Bewachung des Ladens zu geben, unter denen besonders das Gebot hervorgehoben und mit der Androhung von sehr vielen Ohrfeigen, Prügeln mit dem Knieriem, und anderen Martern noch geschärft wurde, die Branntweinflasche unberührt zu lassen und keinen Taback zu rauchen: worauf der Knabe sehr demüthig Gehorsam versprach und, nachdem er allein war, sich einen Cigarrenstummel anzündete, ein ziemlich großes Stitzglas Kümmel einschenkte, und sich behaglich an den Eingang des Ladens hinsetzte, wo er von dem in der Decke befindlichen Observatorium aus nicht bemerkt werden konnte.

X.

Die Frau des Schumachers.

Es war eine ſchmale, halsbrechende, morſche, knarrende Treppe, vielmehr eine Leiter oder Hühnerſteige, welche zu der Wohnung des Schuhmachers emporführte. Ein Haufe Müll und Kehricht, der unter derſelben lag und einen ungedielten, feuchten Raum von vielleicht vier Quadratfuß, welcher eine Art von Flur bildete, faſt gänzlich ausfüllte, verbreitete einen Geruch an den man ſich erſt gewöhnt haben mußte, wenn man längere Zeit an dieſem Orte verweilen wollte, als dazu erforderlich war, beſagte Treppe zu erklimmen, die oben durch eine Art von Fallthür verſchloſſen wurde. Dieſe Thür ſtand indeſſen offen und nur durch das hereindringende Licht unterſtützt, wurde es dem Grafen möglich, ohne weitern Unfall das Ende der Treppe zu erreichen, wo bereits die Dame wartete.

Und dies war keine unſrer modernen, zerbrechlichen, ſchnürleibsgepreßten, bleichwangigen Frauen, das war vielmehr noch eine jener altdeutſchen Damen, wie ſie ſchon Tacitus beſchreibt, blondhaarig, groß, rüſtig, Geſundheit und Kraft athmend. — Außerdem athmete ſie aber, wie Gartenlaube zu bemerken glaubte, noch etwas Anderes, und zwar Wacholderbranntwein, wie ſich auch bald genug

herausstellte, als er in das Zimmer trat, und sie ihm nach den ersten Complimenten ein Glas dieses Getränkes anbot; „denn," sagte sie mit zwei schelmischen Gruben — wir würden zu sehr von der Wahrheit abweichen, brauchten wir das Wort Grübchen — auf den Wangen: „der Wachholder darf in meinem Hause nicht alle werden; es ist ein sehr gesundes Getränk, ist es, und ich ich bin es von Jugend auf gewohnt, denn sie müssen mich nicht für eine Berlinerin halten, mein Herr, nein, ich bin eine geborne Holländerin, bin ich, wie sie vielleicht sehen können noch aus meinem Kostüm."

Dieses Costüm war in der That originell genug.

Es bestand aus einem Rock von gelbem, großgeblümten Gingham, etwa nach Art jener Zeuge gemustert, mit denen man Meubles zu überziehen pflegt; hierzu kam ein Spenzer von schwarzem Sammetmanchester, mit kurzen Aermeln und sehr vielen kleinen Knöpfen von Bronze besetzt. Ihre Füße steckten in Pantoffeln von rothem Saffian, Pantoffeln von so merkwürdiger Größe, daß ein geschickter Schlag mit einem derselben hinreichend gewesen sein würde, einen Ochsen zu Boden zu werfen. Ein in der That sehr merkwürdiger Theil dieses Anzuges, der ihn gewissermaaßen erst vervollständigte, war noch ein dreieckiges Stück vergoldetes Silberblech, welches die gute Frau vor der Stirn trug, wie eine Art von Diadem und welches nach hinten zu durch eine Kette von sehr blankgeputzter Kompositition befestigt war.

Auf solche Weise herausgeputzt, glich die gute Frau wirklich auf ein Haar, nur im vergrößertem Maaßstabe, jenen Mädchen, die man ehemals häufiger, als jetzt auf den Messen und Jahrmärkten fand, um sogenannte Waffeln feil zu bieten, ein Gebäck, das dem Leser wohl hinlänglich bekannt sein möchte, als daß noch eine Erklärung nothwendig wäre. Wirklich hatte sie auch in ihrer Jugend eine solche Carriere durchgemacht, und war auf ihren Streifereien endlich nach Berlin gekommen. Ein Diebsjahr,

den ſie bei einem Herrn verübt, der ſich in ihre keineſwegs Geſtalt verliebt haben mochte, hatte ſie in's Zuchthaus, oder, wie ſich ihr Gemal kunſtgerecht ausdrückte, über'n Berg gebracht. Ein zweiter, ähnlicher Verſtoß gegen das ſiebente Gebot hatte eine bedeutend längere, ähnliche Strafe zur Folge, doch als ſie nach ihrer Entlaſſung über die Grenze gebracht werden ſollte, war es der Schuhmacher, welcher dies nützliche Individuum dem Staate erhielt. — Er hatte ſie — wo baut Amor nicht ſeinen Altar — im Unterſuchungsarreſte kennen gelernt. Beide hatten ſich ewige Treue geſchwört, und nach ſeiner vorläufigen Freiſprechung und ihrer Entlaſſung aus der Strafanſtalt hatte er ſie heimgeführt.

So war die Frau Magdalene, Johanna, Ulrike Leberecht; von ihrem Manne auch ſchlechtweg Riekchen, oder, wenn er von ihr ſprach, „meine Alte„ genannt.

Der Graf, während er dieſe Bemerkungen machte, war indeſſen mit etwas indiscreter Neugierde darauf bedacht geweſen, auch die beſagten Spuren in dem fleiſchigen, Branntwein gefärbten Geſicht der Dame aufzufinden; ein Blick ſagte ihm indeſſen, daß Madame Leberecht ſelbſt durchaus nicht der Meinung ihres Mannes ſei, ſondern vielmehr in der Ueberzeugung lebe, wie ihre Reize ſich noch ſo gut conſervirt hätten, daß jenes Wort überall, nur nicht hier, am rechten Fleck ſei. Der graziöſe Blick, mit welchem ſie Jenen zum Sitzen einlud, die Handbewegung, mit welcher ſie auf den Sopha deutete, ſprachen laut genug für dieſe Anſicht.

Nach den erſten, formellen Begrüßungen, die einem ſolchen Beſuche vorangehen, hatte ſich Cartenticree auf den Sopha niedergelaſſen; die Hausfrau zündete den Docht einer Spirituslampe an, die unter einer großen, gelben Kaffeemaſchine ſtand, und ſchenkte dann die Taſſen voll, während ſie neben dem Gaſte Platz nahm, ſo daß das Ganze ſo weit recht behaglich ausſah, denn das Zimmer war freundlich meublirt, etwa wie bei einem wohlhabenden Bürger.

Die blank polirten, birkenen Schränke, Kommoden und Stühle, der weißgescheuerte Fußboden, der dicke Kachelofen, der eine so angenehme Wärme verbreitete, daß das Eis von den Fenstern herunter gemußt hätte, wäre es außen auch noch einmal so kalt gewesen, — Alles dies deutete auf eine Gemüthlichkeit hin, die man in der That nicht bei diesen Leuten erwartet haben sollte, Leuten, denen dennoch dies eine fehlte, was die ärmliche Strohhütte zu einem beneidenswertheren Aufenthalt macht, als den üppigsten Pallast: — das gute Gewissen!

Der Mensch indessen gewöhnt sich an Alles; er gewöhnt sich sogar an das Verbrechen, und diese Gewohnheit, wenn sie auch nicht jenes Gefühl, welches wir das Gewissen nennen, tödten kann, so drückt sie dasselbe doch in den Hintergrund zurück und macht uns taub und gleichgiltig gegen die Stimme desselben.

So war es auch hier.

Man hätte glauben sollen, daß ein Mann, wie der Schuhmacher, ein Mann, der Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, in steter Furcht gelebt haben müsse, den Arm des Gerichtes nach sich ausstrecken zu sehen; aber da war gerade das Gegentheil. Daran gewöhnt, dem Gesetze Hohn zu sprechen, in der Sünde ergraut, trieb er seine Beschäftigung mit einer Ruhe und Gleichgiltigkeit, wie der Bürger sein Handwerk. Er vergaß nie, vor dem Schlafengehen sein Vaterunser zu beten, und wenn er bis zu der Bitte des täglichen Brodtes gekommen war, dachte er an irgend einen zu begehenden Diebstahl, wenn er überhaupt etwas dachte und wenn dies Gebet etwas Anderes, als eine bloße, mechanisch gesprochene Formel war.

Man hätte außerdem die Unterhaltung dieses Mannes hören sollen!

Da kamen erst die Gespräche über Politik, über Theater und Kunst, über das schlechte Wetter und über die schlechte Zeit, wie Alles der Concurrenz unterliege, und wenn ein ehrlicher Kerl einmal

etwas Ordentliches unternehmen wolle, müſſe er keine Zeit verlieren, ſonſt käme ihm ein Anderer zuvor; wie es ihm erſt vor wenigen Wochen ergangen, wo er einen Ladendiebſtahl beabſichtigte, und in der Nacht vor der, welche er zur Ausführung beſtimmt, hatten Andere das Geſchäft gemacht.

Die Erwähnung dieſes Verluſtes machte den Schuhmacher ſo wüthend, daß er mit der geballten Fauſt auf den Tiſch ſchlug und einen fürchterlichen Fluch ausſtieß, worauf ihn ſeine Frau tröſtete und ermahnte, doch nicht ſolche Reden zu führen, und ihn endlich darauf hinwies, daß der liebe Gott ihn ſchon wieder auf andere Weiſe dafür entſchädigen werde

„Und er hat es ja auch ſchon gethan," ſchloß ſie ihre Rede: „indem er dir dieſen Herrn zuführte, der gewiß Segen in unſer Haus bringen wird; obwohl ich es nicht recht begreifen kann, wie ein ſo hübſcher, wohlgebildeter Mann — und bei dieſen Worten ſah ſie den Grafen mit einer Art von Vorwurf an und ſchlug dann die Augen nieder, als ob der Gegenſtand ihr weibliches Zartgefühl verletze — ich ſage, wie ein ſolcher Mann Gefallen an einem ſolchen Mädchen finden kann, wie die, welche Sie geſtern beſuchten; ich ſollte meinen, da gäbe es noch Andere." Sie ſchlug die Augen noch tiefer nieder und ſpielte verlegen mit ihrem Schurzenbande.

„Das kannſt Du nicht beurtheilen, Nielchen," nahm ihr Gemal das Wort: „wir Männer folgen unſerer augenblicklichen Laune, mag ſie auch noch ſo ſonderbar ſein, und ich könnte Dir eine Geſchichte erzählen, wie ein junger Mann — —"

„Gottlieb!" rief Madame Leberecht entrüſtet aufſtehend; „ich bitte, keine Zweideutigkeiten in meiner Gegenwart, bitte ich; keine dieſer Geſchichten: — Du weißt, mein Ohr verträgt das nicht."

Dann ſetzte ſie ſich wieder hin und klappte ſpielend mit den Abſätzen ihres Pantoffels gegen die Diele, worauf der Schuhmacher

ein sehr ernsthaftes Gesicht machte und nach einem minutenlangen Schweigen das Gespräch wieder auf das Geschäft lenkte.

„Ja, Ja," fuhr er endlich fort; eine schlechte Zeit, die jetzige. — Die Hauptsache macht, daß kein Geld unter den Leuten ist, kein baares Geld; — und das ist das Traurige. Eisenbahnaktien, auch hin und wieder Staatspapiere, die findet man wohl, aber weiter nichts. — Ach die Eisenbahnen haben einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Geschäft gehabt. — Ich habe nie ein Staatspapier angerührt, mein Junge; — nie in meinem Leben, es ist das Unüberlegteste, Dümmste, was man thun kann. Das steht gleich andern Tag's an allen Ecken, groß und breit, und schon mancher brave Kerl hat sich durch so ein verdammtes Papier in's Unglück gebracht. Da ist der Vater des Buckligen, der sich nur dadurch hineingeritten hat; aber 's ist seine eigene Schuld, ich hab's ihm oft genug gesagt. Wir haben sogar einmal deshalb Streit gehabt, das einzige Mal, daß wir uns erzürnten. Ich weiß es noch wie heute. Wir hatten ein Geschäft in der Jägerstraße gemacht, eine ganz einfache Sache, — ich glaube, es sind jetzt zwölf oder dreizehn Jahre her."

„Zwölf bis dreizehn Jahr! — In der Jägerstraße!" schrie der Graf.

Der Schuhmacher sah über der Heftigkeit wegen, mit welchen er diese Worte ausstieß; verwundert an.

„Ja wohl in der Jägerstraße," fuhr er fort. — „Was ist da Merkwürdiges? Es war sogar ein sehr gutes Geschäft."

„Weiter Mann, — erzähle weiter, — hörst Du nicht?" sagte Gartentierer dringend.

Diese augenscheinliche Begierde etwas Näheres über einen, an sich so unbedeutend scheinenden Vorfall zu erfahren, hatte für den Schuhmacher, selbst da sie von einem Kameraden ausging, etwas Verdächtiges, und er zögerte eine Zeitlang, bevor er mürrisch antwortete:

Ich weiß nicht, was Dich dabei ſo intereſſirt. — Es war eine einzelne, junge Frau mit zwei Kindern, das Dienſtmädchen war mit dabei; ſie öffnete uns die Hausthür, — höchſt einfache und gefahrloſe Sache das."

„Weißt Du noch die Nummer des Hauſes?"

„Nein, ich habe ſie vergeſſen: man hat ja mehr zu denken als ſolche Lumperei. — Nun, wie ſchmeckt Dir der Kaffee. — Nicht wahr, eine ſchöne Bohne?"

Der Schuhmacher durch die Haſt ſeines Kameraden aufmerkſam und mißtrauiſch gemacht, ſchien offenbar Willens, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand nicht länger fortſetzen zu wollen. Auch Gartentiere wurde dadurch an die Rolle erinnert, welche er hier ſpielte und die er offenbar beinahe vergeſſen hätte.

Aber ſeine Aufregung war ſo natürlich. — Seine Frau hatte vor dreizehn Jahren ebenfalls in der Jägerſtraße gewohnt!

Hatte der Zufall, oder vielmehr ein höheres Walten ihn jetzt wirklich mit dem Manne zuſammengeführt, deſſen ruchloſe Hand zunächſt jenes trübe Schickſal veranlaßt, welches ſeine verlaſſenen Lieben getroffen. — Er ſchauderte; der Blick, mit welchem er den Schuhmacher anſah, hatte etwas unnatürlich Wildes, Drohendes.

Indeſſen gelang es ihm mit Aufbietung aller ſeiner Willenskraft, die ſorgloſe, heitere Miene wieder anzunehmen, die er bis dahin gezeigt hatte. Auch der Schuhmacher vergaß endlich ſein Mißtrauen, das durch dieſen Vorfall erregt worden war, und begann zuletzt, ſich ausführlicher über ſeine Pläne und Abſichten für die Zukunft zu verbreiten.

Er ſetzte es dem Grafen weitläuftig auseinander, wie es ihm und ſeinen Kameraden ſchon ſehr lange an Jemand gefehlt habe, der vermöge ſeines mehr gentleelen Aeußern und ſeiner gebildeten Manieren an vielen Orten Zutritt erlangen könne, Gelegenheit zum Diebſtahl auszukund-

ſchaften, Wachsabdrücke von den zu eröffnenden Schlöſſern nehmen, mit einem Wort den Spion (in der Diebesſprach: Baldewer) machen ſolle. Mit großer Zungenfertigkeit ſchilderte er die gefahrloſen Vortheile eines ſolchen Geſchäftes, da der Graf nur zum Auskundſchaften, aber nicht bei der Ausführung gebraucht werden ſollte, und endlich rückte er mit der Frage heraus, ob Gartentierce bereits einen Vorſchlag machen könne, da gerade Zeit genug übrig ſei und man die günſtige Jahreszeit nicht ungenutzt verſtreichen laſſen dürfte.

Der Graf erwiederte nun zwar, daß ihm dieſer Antrag ſehr ehrenvoll ſei, daß er ſich Mühe geben wolle, das in ihn geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen, doch bedauerte er von ganzem Herzen, nicht augenblicklich im Stande zu ſein, einen Plan angeben zu können. Zugleich deutete er auch darauf hin, daß er noch einen Freund habe, einen Franzoſen, der nothwendig mit in dies Geheimniß gezogen werden müſſe, worauf der Schuhmacher zwar einwendete, daß es bei der Theilung immer beſſer ſei, ſo wenig Theilnehmer als möglich zu haben, endlich aber ſeine Zuſtimmung mit der ſchmeichelhaften Bemerkung gab, wie es für ihn eine ſehr große Ehre ſein würde, auch dieſen jungen Mann von Talent kennen zu lernen.

Die Dame Leberecht hatte während dieſer Unterhaltung das Ihrige redlich dazu beigetragen, ihrem Gaſte die Zeit zu verkürzen, indem ſie ihn bald mit ihren großen, grauen Augen auf eine ganz eigenthümliche Weiſe anſchielte, bald dieſelben niederſchlug, wenn Jener aufſah und dann ſehr eifrig beſchäftigt ſchien, die vielen Knöpfe an ihrem Mieder zu zählen, auch die geleerte Taſſe ihres Gaſtes zum Ueberlaufen vollſchenkte, worauf ſie ſich dann höflichſt entſchuldigte und hinzufügte, ſie wiſſe gar nicht, woher es komme, daß ſie heut ſo ſchrecklich zerſtreut wäre, es müſſe etwas einen Eindruck auf ſie gemacht haben, ohne daß ſie es ſich erklären könnte; zwar habe ſie ſich vorher etwas über die Dreiſtigkeit eines jungen Menſchen geärgert, der beim Vorübergehn auf eine ſchamloſe Weiſe zu ihr, da ſie am

Fenſter ſaß, hinaufgeblinzelt hatte, aber das könne doch nicht die Urſache ſein, ſondern es müſſe durchaus ein anderer geheimer Grund obwalten.

Natürlich ſprach die gute Frau auch etwas gebrochen Polniſch, oder radebrechte wohl gar Franzöſiſch, da ſie, wie ſie wenigſtens erzählte, aus Brüſſel gebürtig war; und bei dieſer Gelegenheit ſei uns erlaubt, die oft durch Erfahrung beſtätigte Bemerkung zu machen, wie durch ganz Deutſchland unter der niederen Volksklaſſe keine andere fremde Sprache ſo häufig und ſo gewöhnlich gehört wird, als grade die polniſche. Ueberall, ſelbſt in den kleinſten Städten und Flecken finden ſich mit ſeltenen Ausnahmen, einzelne Individuen, welche theils polniſch ſprechen, theils dieſe Sprache verſtehen. Mehrfache Urſachen mögen dieſem Umſtande zu Grunde liegen.

Zunächſt ſind viele Handwerker auf ihren Wanderungen in Polen geweſen, und haben wegen ihres dortigen Aufenthaltes Gelegenheit gehabt, die Landesſprache mehr oder minder kennen zu lernen; ein zweiter Grund — und dieſer geht beſonders Preußen, und hier wieder Berlin an, iſt das preußiſche Militairverhältniß. Ein ſehr großer Theil der Garderegimenter rekrutirt ſich aus der Provinz Poſen und jährlich kommt eine große Zahl von Rekruten in Berlin an, die kaum wenige Worte deutſch ſprechen; von dieſen lernt theils eine, wenn auch geringe Zahl ihrer Kameraden, die polniſche Sprache, theils bleibt ein großer Theil dieſer Leute nach beendigter Dienſtzeit in der Reſidenz zurück, um ſich daſelbſt zu domiciliren, und es iſt ſehr natürlich, daß Frau und Kinder etwas von der Mutterſprache des Hausvaters erlernen. Die Auswanderung der Bewohner von ruſſiſch Polen, beſonders nach der letzten Revolution, gehört auch hieher, wenn dieſer Grund vielleicht auch von allen der mindeſt wichtige iſt. — So viel iſt indeſſen gewiß, daß das Franzöſiſche unter dem Volke weit weniger geſprochen wird, wenn wir auch Leute genug haben, die be-

ſonders während der Feldzüge von 1814—15 lange Zeit in Frankreich geweſen ſind.

Auf ſolche Weiſe wurde es auch der Hausfrau des Schuhmachers möglich, mit ihren geiſtreichen Bemerkungen die Unterhaltung der beiden Männer zu würzen, die indeſſen durch das allmälige Eintreten der Finſterniß und die Aufforderung Leberechts an ſeine Frau, die Lampe anzuzünden, einige Unterbrechung erlitt.

In dieſem Augenblick hörte man unten die Hinterthür des Ladens öffnen, und die Stimme des kleinen Buckligen ſehr heſer hinauf ſchreien:

„Meiſter! Meiſter! Kommen Sie 'runter; — es iſt Jemand da.“

Auf dieſen Ruf ſtand Leberecht auf und blickte, ſich zur Erde niederbeugend, durch das Loch in der Diele nach ſeinem Verkaufslokal hinab.

„Es iſt die kleine Nachbarin von drüben, die Mairoſe;“ ſagte er aufſtehend zu ſeiner Frau; dann öffnete er die nach dem Flur führende Thür und rief hinab: „Ich komme gleich!“ Gieb man der Mamſell ein Paar Stiefel aus'm zweiten Fach links an der Ecke.“ Die von der Schwefelholz-Marie werden ihr paſſen. Ich kenne ſchon das Maaß.“

„Schwefelholz-Marie?“ ſagte Gartentiere, dies Wort ſchwerfällig ausſprechend: „mein Gott, das iſt ein ſehr merkwürdiger Name.“

„Ganz einfach,“ entgegnete der Schuhmacher. „Wenn Du ein Berliner wäreſt, würde es Dir nicht auffallen; jeder Menſch kennt ja die Schwefelholz-Marie. — Sie iſt eine meiner beſten Kunden, denn ſie braucht eine Menge Schuhzeug; aber natürlich keine Arbeit, nicht von mir; doch ich kaufe die alten Stiefel und Schuhe von ihr. Es iſt ein hübſches Mädchen, wahrhaftig, — hat etwas von dem Geſichte meiner Frau, — früher war ſie ganz arm, trieb ſich auf der Straße umher und verkaufte Schwefelhölzer. Daher hat

ſie den Namen bekommen; — jetzt iſt ſie eine vornehme Dame geworden — na du verſtehſt mich ſchon, was ich ſagen will. — Man kann in Gegenwart der Frauen nicht ſo gerade herausſprechen; — man muß immer delikat ſein. Nicht wahr?"

Gartentierce ſagte, daß ſeine Geſinnungen in dieſem Punkte vollkommen mit denen Leberechts übereinſtimmten, und daß es ſehr viele Dinge gäbe, die man allerdings nicht in Damengeſellſchaft äußern dürfe, wodurch er abermals bedeutend in der Achtung der Hausfrau ſtieg, die einige Worte über die Rohheit und Unzartheit unſerer jetzigen, verderbten Jugend hinzufügte. Dagegen fand ſie dieſe Delikateſſe etwas zu weit getrieben, als Gartentierce erklärte, er wolle den Schuhmacher in den Laden hinab begleiten, da es jedenfalls unpaſſend wäre, mit einer Dame im Dunkeln allein zu bleiben; ja ſie machte ſogar eine beißende Anſpielung, daß Jener vermuthlich auch gern dieſe kleine Roſe ſehen wollte, welcher Vorwurf ihn indeſſen völlig unverdient traf, da es in der That einzig und allein ſeine Abſicht war, ein Tete a Tete zu vermeiden, welches ihn mit gewiſſen dunklen, grauſenhaften Ideen erfüllte.

Er proteſtirte ſomit ſehr ernſtlich gegen eine derartige Beſchuldigung, ſtieg aber während dieſes Proteſtirens bereits mit dem Schuhmacher die Treppe hinab, ſo daß er mit demſelben zugleich in dem Gewölbe ankam.

Da in dieſem Laden, wenn es Außen noch eigentlich erſt dämmerte, bereits völlige Finſterniß herrſchte, hatte der kleine Bucklige eine runde, an drei Schnüren von der Decke herabhängende, ſehr ſchmutzige Lampe angezündet, deren Schein durch einen Schirm von Blech auf eine nur geringe Ausdehnung concentrirt, den größten Theil des Gewölbes in dunkelem Schatten ließ, und nur den kleinen Raum, wo des Schuhmachers Arbeitstiſch ſtand, erhellte, ſo daß dieſe in der That ganz eigenthümliche Beleuchtung, der düſteren Scenerie angemeſſen, einen um ſo intereſſanteren Anblick gewährte.

Sagten wir indeſſen, daß das Licht in dieſem unheimlichen Lokale einzig von jener Lampe ausgegangen ſei, ſo iſt dies gewiſſermaßen falſch, denn da war noch das Geſicht dieſer kleinen Maienroſe ſelbſt, ſo roth, ſo friſch, ſo lächelnd, ſo glänzend in unſchuldsvoller, freudiger Reinheit, daß die dumpfigen Wände wieder zu glänzen ſchienen von dieſem freundlichen Blick der offenen, lachenden Augen, daß die großen Stiefel ringsumher ausſahen, wie eben ſo viel alte behagliche Herren, gemüthlich blinzelnd und einander zunickend, als wollten ſie ſich zu verſtehen geben, wie ſie ihre herzinnige Freude hätten an dem kleinen, allerliebſten Weſen, welches ihnen dieſen Beſuch abſtattete.

Sie hatte den rechten Fuß, auf welchen ſie den zu kaufenden Stiefel angezogen, auf den niedrigen Schemel des Schuhmachers geſetzt, um bei dem Schein der Lampe beſſer ſehen zu können, ob auch dieſer Stiefel für ſie paſſe. Und auf welches Füßchen ſollte er paſſen! Das war kein Fuß einer vornehmen Dame, ſchmal zuſammengepreßt, nicht zum Gehen eingerichtet, mit ſchmerzendem Ballen und beſchnittenen Hühneraugen, das war ein Füßchen, wie es nur immer die Mutter Natur geſchaffen hat, rund, weich, elaſtiſch und zart, ſo ein Fußchen, auf dem man nur tanzen kann und fröhlich ſein, ein Füßchen, welches uns hinträgt durch's Leben, heiter und ſorglos, Laſter und Sünde meidend, ein Füßchen, welches den Ort heiligt, den es mit ſeiner leichten Berührung betritt.

Das junge Mädchen, welches die Frau des Schuhmachers mit jenem anmuthig klingenden Beinamen bezeichnet hatte, war faſt noch ein Kind, denn ſie mochte erſt etwa fünfzehn bis ſechzehn Jahr alt ſein, obgleich die Ausbildung ihres Wuchſes faſt als vollendet angeſehen werden konnte. Sie trug ein Kleid von ſchwarzem Kaſertuch, mit engen Aermeln, welches ſie wahrſcheinlich ebenfalls alt gekauft und für ſich umgeändert hatte, daß es wunderhübſch zu ihrer zierlichen Figur paßte, ein langes bis an den Hals hinaufgehendes

Kleid und darüber einen kleinen, etwa zwei Finger breiten, sauber gekniffen Kragen von weißem Zeuge, so zierlich, so allerliebst unter dem kurzen, fadenscheinigen Mantel hervorguckend, daß man seine heimliche Freude darüber haben mußte.

So stand sie nun, die Stiefel anprobirend und Gartenlierce stand auch still, als sein Blick auf sie fiel, und er hielt den Athem an, um sie nicht zu stören. Aber sie ließ sich gar nicht stören; nicht durch den Schuhmacher, nicht durch den fremden Mann, der mit ihm zugleich eintrat. Es fiel ihr gar nicht ein, daß das etwas Ungeziemendes sein könne, sich einen Stiefel anzupassen, es war das ja eine so einfache Sache, die einfachste von der Welt!

„Guten Abend, Meister;" sagte sie, ihr Köpfchen hebend, und ihm freundlich zunickend; „guten Abend. Da bin ich schon wieder in Eurem Laden; — die letzten Stiefel haben sehr schlecht gehalten."

Und hatte man je einen frischeren, helleren Ton gehört, als den Klang dieser silberreinen Stimme!

Das kam so frisch, so rein aus der Brust heraus, das paßte so hübsch zu den munteren, großen Augen, zu der klaren Stirn, zu den allerliebsten rothen Lippen. —

„Das ist wohl nicht gut möglich, Mamsell;" entgegnete der Schuhmacher. „Die Stiefeln waren ja noch ganz gut; — tüchtig ausgebessert. — Sie werden sie wohl sehr strap'zirt haben."

„Ach eigentlich wohl; ich hatte sehr weite Wege in diesen Tagen;" fuhr Maienrose fort. Da war ich dreimal in der vergangenen Woche im Thiergarten bei der Hofräthin, und das ist ein sehr weiter Weg, und dann bei dem Kaufmann in der Linienstraße, und bei — —"

Hier stockte sie, und ein düsterer, kummervoller Schatten flog über ihr hübsches Gesicht, sie fuhr leicht mit dem groben Aermel des Mantels über ihre Augen und ließ die Hand, in welcher sie den Schnürsenkel hielt, herabfallen.

„Mein Gott,“ dachte Gartenlaube; „auch hier iſt Kummer, — dieſe arme Kleine! — Was mag ihr fehlen?“

„Ach Sie meinen wegen Ihres Bruders. — na laſſen Sie man gut ſein: Jugend muß austoben, und Sie ſollten ihn nur mir einmal herſchicken, ich will ihm ſchon den Kopf zurecht ſetzen.“

Der Graf lächelte unwillkürlich über den ernſten und originellen Ton, in welchem dieſer Mann ſprach.

In dieſem Augenblick wurde die Geſellſchaft in dem Gewölbe durch die Frau des Schuhmachers vermehrt, welche ebenfalls herabgekommen war, vielleicht, weil ſie ſich eben ſehr einſam fühlte, oder aus einem andern Grunde, über den uns keine ſpeziellere Kenntniß zugegangen iſt; genug, ſie war da, ehe man's ſich verſah und ſagte:

„Guten Abend, Mareſe.“

„Guten Abend, Madame.“

„Nun wie geht's Ihnen, meine Liebe: immer munter, immer luſtig, immer fleißig? — Und was machen die Blumen?„

„Die wachſen prächtig, Madame; — beſonders der ſchöne Epheuſtock, den Sie mir neulich geſchenkt haben. Ach, es iſt etwas ſo hübſches, wenn der Schnee Außen liegt und die Fenſter gefroren ſind, daß man dieſe ſchönen, grünen Blätter ſehen kann. Es giebt kein größeres Vergnügen, nicht wahr, Madame?“

„In Ihrem Alter freilich nicht, mein Kind;“ entgegnete Jene mit dem Blick und Lächeln einer Weltdame; „doch bietet das Leben noch andere Schönheiten dar; z. B. die Liebe; dann ein Ballet zu ſehen, oder die Kunſtreiter, oder ein neues Stück im Königſtädter; dann ein Kränzchen in einer geſchloſſenen Geſellſchaft; dann die Erfüllung der Pflichten als Hausfrau und Gattin und noch ſehr viel andere Schönheiten des Daſeins.“

„Ach ja, ich glaube, daß das Alles ſehr ſchön ſein muß; aber es iſt auch ſo hübſch, dieſe friſchen Blumen zu ſehen, ſie alle Morgen zu begießen und anzuſehen, und das ſo vor Augen

zu haben, wie ſie allmälig anfangen zu wachſen und zu blühen. Es iſt wirklich ſehr ſchön.

„Glückliche Unſchuld,“ ſagte Madame Leberecht mit einem tiefen Seufzer und ſah Cartentierre an. — „Wirklich, ſehr glücklich! Ich bin einſt auch ſo geweſen, ich.“

Das Geſpräch über dies Thema, ein Thema das ſich bekanntlich ſehr weitläuftig und ausführlich behandeln läßt, wurde indeſſen hier durch die Bemerkung des jungen Mädchens, daß ſie noch einen Gang nach der Poſtſtraße hätte, und mit der Frage nach dem Preiſe der Stiefeln unterbrochen, worauf der Handel nach einigem Hin- und Herreden geſchloſſen wurde.

Dann entfernte ſich die Kleine, ein freundliches „Gute Nacht“ wünſchend.

„Ein allerliebſtes, kleines Ding;“ ſagte Cartentierre, als ſie ſich entfernt hatte.

„Sehr richtig, mein Herr, ſehr richtig. — Ein kleines Ding, weiter nichts. Ding, — ja ja, das iſt der richtige Ausdruck. — Ein allerliebſtes, kleines Ding ſage ich auch, ſag' ich.“ — Madame Leberecht ſchien ſich bei dieſen Worten ſehr erleichtert zu finden.

„Aber was iſt ſie? — Wer ſind Ihre Eltern?“

„Es iſt eine arme, blutarme Waiſe,“ nahm der Schuhmacher das Wort. „Sie geht außer dem Hauſe nähen, wohnt uns gegenüber, drüben vier Treppen hoch. Wir haben ihr den Namen Mairoſe gegeben, meine Frau und ich, weil ſie immer ein paar Roſenſtöckchen am Fenſter ſtehen hat, und ſelbſt ſo friſch und roth ausſieht wie eine Roſe. — Nicht wahr Nickchen?“

Madame Leberecht antwortete bejahend und fügte noch mehre Lobeserhebungen über das junge Mädchen hinzu, die allerdings ziemlich zweideutig aus dieſem Munde klangen, dennoch aber ganz ernſtlich gemeint waren, denn das Laſter, wenn es ſich in das Gewand der Tugend hüllt, iſt mit Lobpreiſungen Anderer ſelten kärglich und

sucht von dem Licht, in welches sie Diese stellt, einige Strahlen auf sich selbst fallen zu lassen.

Nachdem dann somit dieser Gegenstand ziemlich ausführlich abgehandelt war, und Madame Leberecht ein Langes und Breites über Unschuld, Sittsamkeit, Tanzkränzchen und Wurstwickenicks gesprochen hatte, fügte sie die Einladung hinzu, wieder in das Wohnzimmer hinaufzugehen und eine Tasse Thee zu trinken.

Diesen freundlichen Antrag lehnte indessen der Graf ab, vorschützend, daß er seinem Freunde versprochen habe, nach dem Theater zu gehen. Der Schuhmacher nickte ihm darauf freundlich und geheimnißvoll zu, als verstände er gar wohl, was damit gemeint sei, und gab noch einige gute Lehren und Vorsichtsmaaßregeln, die von verkleideten Polizeiofficianten handelten, welche schon manchen geschickten Lorfdrucker*) erwischt, und in's Unglück gebracht hätten. Gartenlaube dankte natürlich sehr artig, meinte aber mit der Sorglosigkeit der unbesonnenen Jugend, daß es mit ihm seine guten Wege habe und er sich schon hüten wolle: worauf Herr Leberecht dann kopfschüttelnd die Bemerkung machte, man könne nie vorsichtig genug sein, und Madame Leberecht mit einem leisen Schluchzen hinzufügte, daß es schrecklich wäre und sie es nicht überleben würde, wenn sie erfahre, daß ihr junger Freund „abgefaßt" werden sei.

Durch diesen Beweis uneigennütziger Freundschaft schien der Graf ebenfalls sehr gerührt, er küßte sogar die Hand der Dame, ließ sich den Druck der knöchernen Finger des Schuhmachers gefallen, und trat dann vorsichtig hinaus auf die dunkle, schmutzige Straße.

Mit mannigfachen, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Gedanken beschäftigt, eilte er durch die enge Gasse der Judenstraße zu und bog dann nach der Königsstraße ein. .

---

*) Falschendrieb.

Der Kopf ſchwindelte ihm faſt von der Maſſe der Gedanken und Pläne, die ſein Gehirn durchkreuzten. — War das wirklich ſeine Frau geweſen, die von dieſem grauen Böſewicht zu Grunde gerichtet worden? Hier hatte er vielleicht eine Spur gefunden, die er mit dem äußerſten Scharfſinn verfolgen mußte!

Aus dieſen Gedanken wurde er durch den ſehr lauten Klang einer weiblichen Stimme, die ihm bekannt vorkam, dicht neben ihm, geweckt. Er blickte auf und ſah Mairoſe vor ſich.

„Laſſen Sie mich los, mein Herr; es iſt ſehr unanſtändig von Ihnen, ein Mädchen zu verfolgen, die ruhig ihren Weg geht.“

Dieſe Worte richtete ſie an einen großen Herrn mit dunklem Paletot, der neben ihr ging und ſie mit Gewalt unter den Arm zu faſſen ſuchte.

„Warum darf ich Dich denn nicht begleiten, Du kleiner Engel?“ entgegnete indeſſen der Zudringliche; „ich bin der Baron von Bok, ein ſehr reicher Mann; vielleicht ſuchſt Du eine Condition, Du kannſt bei mir Wirthſchafterin werden, oder ich richte Dir ein Putzgeſchäft ein, oder ich verſchreibe Dir eine Leibrente von jährlich dreihundert Thalern.“

Dieſe Art, einem unbekannten Mädchen auf der Straße Anträge zu machen, hatte etwas ſo Sonderbares und Beluſtigendes, daß der Graf beinahe laut aufgelacht hätte.

„Das Mädchen hat in der That recht,“ ſagte er indeſſen vortretend, um Mairoſe in Schutz zu nehmen; „und Sie ſollten ſich ſchämen, als ein Mann von Bildung ſich ſo zu betragen.“

„Herr wer ſind Sie?“ ſchnaubte Jener, ohne indeſſen das Tuch der Mairoſe loszulaſſen. „Was gehe ich Ihnen an? — Wiſſen Sie wer ich bin? — Nein Sie wiſſen es nicht, ſonſt würden Sie das nicht wagen!“

„Sie ſind ein ungezogener Menſch,“ erwiederte Carentiere ruhig, das Tuch des Mädchens losmachend; worauf Mairoſe, ohne ſich

um umzusehen, verschüchtert und ängstlich davon lief. „Ein ungezogener, roher Mensch!“

„Was! Herr, das ist eine Injurie; — eine fiskalische noch dazu! Ich bin der Herr von Beck auf Beckau. Hier ist mein Wappen, da. Ein Beck im blauen Felde! — Eine sehr alte Familie die Beck, Herr — wissen Sie das — Herr.“

Er hielt dem Grafen bei diesen Worten seine rechte Hand hin, auf deren Daum er über einem weißen, waschledernen Handschuh einen großen, goldenen Siegelring trug, und deutete mit einem sehr dicken Rohrstock, den er in der andern Hand trug, auf das besagte, in den Stein des Ringes eingeschnittene Familienwappen.

„Sehen Sie? den Beck, Herr? — Sie, — Sehen Sie den Beck, frage ich?“

Carentierre schob ihn indessen halb lächelnd, halb zornig bei Seite. —

„Lassen Sie mich, Sie sind ein Narr,“ sagte er ärgerlich.

„Ein Narr! Eine zweite Injurie, wieder fiskalisch! — Du hast's gehört, Junge. Du bist Zeuge. Bist Du schon eingesegnet?

Diese Frage richtete er an einen zerlumpten Gassenbuben, der sich seitwärts hingestellt hatte, um diesem Wortwechsel zuzuhören.“

„Ne, noch nicht. Erst nächste Ostern, ich gehe noch bei'n Prediger;“ entgegnete der vorgeschlagene Zeuge.

„Dann freilich ist Dein Zeugniß nicht zureichend. — Halt, Sie bleiben hier mein Herr, Sie gehen nicht fort, ich muß wissen, was Sie sind. Ich verlasse Sie nicht. Ich hefte mich an Ihre Sohlen, wie Goethe so schön sagt. — Ja, mein Herr, ich bin kein roher Mensch, ich kenne die deutschen Dichter. — Ich hatte einen Handlehrer in meiner Jugend.“

„Dieser Mann muß wahnsinnig sein,“ dachte Carentierre; „es ist nicht möglich, daß sich Jemand so beträgt, der seine gesunde Vernunft beisammen hat. — Schon versammeln sich die Leute um

uns. — „Mein Herr, hier haben Sie meine Karte," ſagte er endlich laut, dieſelbe aus dem Portefeuille ziehend. — „Ich denke, ich habe nun dem genügt, was Sie als Ehrenmann von mir fordern können. Thun Sie was Ihnen beliebt und gehen Sie nöthigenfalls zum Teufel!"

Bei dieſen Worten befreite er ſich durch einen plötzlichen Ruck von der Hand des Läſtigen, und während dieſer über die neue Beleidigung empört, ſich an die Umſtehenden mit der Frage wendete, ob nicht Jemand da ſei, der bei einer fiskaliſchen Unterſuchung beſchwören wolle, daß Jener geſagt, er möge ſich zum Teufel ſcheeren, erreichte der Graf glücklich die Ecke der Königsſtraße, und ſich unter das Gedränge miſchend, verſchwand ihm jede Furcht, ſich von ſeinem Verfolger eingeholt zu ſehen.

XI.

Der Ruſſe.

Es mochte etwa gegen zwei Uhr Mittags deſſelben Tages ſein, da konnte man in dem Zimmer der Mutter Wegener, welches wir im erſten Abſchnitt bereits genau beſchrieben haben, eins jener fünf Betten ſehen, welches, der ſpäten Tageszeit ungeachtet, noch nicht geordnet war und zwar aus dem höchſt einfachen Grunde, weil der Miether dieſes Bettes noch darin lag, und mit dämiſch trüben Augen in die Sonnenſtrahlen blickte, die durch das abthauende Fenſter in die Stube fielen. Nachdem der Langſchläfer ſich theils mit dieſer geiſtreichen Beſchäftigung, theils damit unterhalten hatte, die Zipfel ſeines Deckbettes in mannigfache, phantaſtiſche Geſtaltungen zu formen, faßte er endlich die beiden Enden von der Kopflehne ſeines Bettgeſtells mit den Händen feſt an, und verſuchte dann, das entgegengeſetzte Ende mit den Zehenſpitzen zu erreichen. — Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinen Körper ſo viel als möglich in die Länge ausgedehnt, warf er plötzlich die Decke zur Seite und ſprang auf. — Als er in Schlafrock und Pantoffeln gefahren, trat er vor den

Spiegel, um ſich ſeine intereſſanten Geſichtszüge zu betrachten, intereſſant in der That, denn dieſer Menſch war Niemand anders als der Ruſſe.

„Ich ſehe etwas angegriffen aus, auf Wort,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. — „Ja, ja man wird alt mit der Zeit. — Man muß ſehen, wo man bleibt!“

Nach dieſem kurzen Selbſtgeſpräch ergriff er eine auf der Kommode liegende Bürſte, und begann mit großem Eifer ſeinen Bart und ſein Haar auszubürſten, ein ſehr langes, ſtruppiges, pferdeſchweifähnliches Haar, das er nur mit großer Mühe in die von ihm gewünſchte Ordnung bringen konnte. Dabei machte er manchmal eine Pauſe wie vor Erſchöpfung, und beide Hände auf die Bürſte, dieſe wieder auf die Kommode ſtützend, allerlei Bemerkungen, die ſich über den Gegenſtand verbreiteten, wie es am Beſten gehen werde, eine kleine Frau in ſich verliebt zu machen, die er ſehr häufig an dem Fenſter einer nah belegenen Parterre-Wohnung geſehen.

„Wenn Sie mich nur einmal ſprechen gehört hätte,“ ſagte er unter Anderem; „dann wäre ſie gewiß mein. Es liegt in meinem Dialect ſo etwas Hinreißendes; man hört, daß ich ein Ausländer bin, — und die Frauen verlieben ſich weit eher in einen Fremden. — Gewiß. — Es iſt ſehr merkwürdig, aber es iſt wahr.“

Er bemühte ſich bei dieſen Worten ſehr langſam zu ſprechen, und viele Worte falſch zu betonen, obſchon er, wenn er wollte, ſehr gut Deutſch ſprach, aber er hielt dieſe Ausdrucksweiſe für naiv.

So fuhr er noch eine ganze Zeitlang fort, das Haar zu bürſten, ſich auszuruhen, und ſeine anmuthige Stimme anzuhören, als plötzlich Tritte auf dem Flur hörbar wurden, und Arthur eintrat.

Der Ruſſe erkannte in dem der Thür gegenüber hängenden Spiegel den Eintretenden, und ohne ſich erſt umzudrehen nickte er ihm zu:

„Guten Morgen, Baron!“

„Guten Morgen, Ruſſe! — Ausgeſchlafen?“

„Nicht ſo recht. — Hol der Henker die Sippſchaft, die ſich hier bei der Laute jetzt einquartiert hat; — man hat ſeine Ruhe nicht! — Der eine iſt Stadtreiſender für eine Cigarrenfabrik und ſteht ſchon um ſieben Uhr auf, wichſt ſeine Stiefeln in der Stube und macht einen Höllenlärm; dann der Abonnentenſammler, und der Schauſpieler, der im vergangenen Sommer in Steglitz geſpielt hat, die ſtudiren ſich gegenſeitig Reden ein; nachher der Privatſekretair und der Commiſſionair; — alles iſt ſchon um acht Uhr aus dem Bett, — wahrhaftig ich will frech ſein, wenn ich erſt aus dieſer Bude heraus bin.“

„Ach ja es iſt eine dumme Geſchichte, ſo krumm zu liegen.“

„Ja wohl, und noch dazu mit ſolchen Leuten, die kein anſtändiges Geſchäft haben. Apropos, da fällt mir etwas ein. — Ich habe da neulich eine Vorladung gehabt, von der Sicherheitspolizei; man hatte mich denuncirt und ich ſollte meinen Broderwerb nachweiſen. Der Criminalcommiſſarius war ordentlich unangenehm und ſagte, man kennte mich ſchon und ich wäre ein bloßer Abenteurer, weiter nichts. — Na, ich habe ihn ſchön zurecht geſtoßen, ich ſagte, daß ich ein Berliner Bürger wäre, daß ich meinen Unterhalt redlich erwerbe durch Privatunterricht in der ruſſiſchen Sprache, und was dergleichen mehr war. — Ich ſoll nun eine Liſte von den Perſonen einreichen, denen ich Stunden gebe. — Du ſtehſt auch darauf Arthur. Ich habe geſagt, jeder bekommt drei Stunden wöchentlich, die Stunde acht Groſchen; fünfzehn Bekannte habe ich angegeben, macht fünfzehn Thaler wöchentlich. Wenn der Sergeant zu Dir kommt, weißt Du, was Du zu ſagen haſt. — Hörſt Du, vergiß es nicht.“

„Aber muß ich das auch nicht etwa beſchwören?“ fragte Jener.

„Gott behüte! — Es iſt eine ganz einfache Sache. Irgend

ein Polizist kommt zu Dir und fragt, sagen Sie, ist das richtig, daß Sie von dem Herrn und Sonndso Unterricht empfangen, und was bezahlen Sie ihm für die Stunde? — Du antwortest, wie ich Dir gesagt habe; der gute Mann notirt es sich und diese Sache ist abgemacht. — Es wäre ja schrecklich, wenn es nicht auf solche Weise ginge! — Ich bin nun schon seit zehn Jahren in Berlin, bin mindestens fünfzehn Mal denuncirt gewesen, um einen Erwerb nachzuweisen; — aber man kann mir nichts anhaben. — Ich lache sie Alle aus!"

— Es ist in der That so, wie dieser Mensch sagte.

Eine Verläumdung wäre es, wollte man die Polizeibehörde Berlin's in diesem Punkte der Nachlässigkeit beschuldigen; — aber die Art und Weise, mit welcher sie mit diesem Verfahren zu Werke geht, ist nicht energisch, nicht durchgreifend genug. — Täglich ereignen sich dergleichen Fälle. Ein Mädchen, welches aus der Provinz, oder einem anderen Lande hier ankommt, und die Schande ihrer Prostitution nicht aufdecken will, wird von der Polizei aufgefordert, ihren Unterhalt nachzuweisen. Nichts ist einfacher. Sie geht zu dem ersten, besten Modewaarenhändler, zu dem Besitzer eines Tapisserie-geschäftes, der sie kennt, dem sie vielleicht gefällig gewesen ist, und bittet ihn, ihr eine Bescheinigung zu geben, daß sie wirklich durch Handarbeiten bei ihm so viel verdient, als für ihren Lebensbedarf nothwendig ist. Dies Attest reicht, nachdem die Richtigkeit desselben anerkannt ist, vollkommen hin, die Behörde zu beruhigen. — Aber dies ist nur ein leichter, im Grunde genommen wenig bedeutender Fall. — Das männliche Individuum, der müßige Bettler, der Betrüger, der Dieb, sie machen es eben so. Auch sie haben einige Bekannte, von denen sie auf dieselbe Weise protegirt werden.

Viele Personen thun dies vielleicht ohne Nebenabsichten, aus reiner Gutmüthigkeit; sie halten dies für die unschuldigste Sache von der Welt. — Aber dies ist nicht so. Wir gefährden unsre eigene

Sicherheit dadurch; wir legen uns selbst neue Lasten auf, indem wir die Besserungsanstalten mit Verbrechern, die Krankenhäuser mit Kranken füllen. Wir werden gewissermaßen die Mitschuldigen dieser Leute, selbst im günstigsten Falle schon dadurch, daß wir die Behörde hintergehen und ihr die Ausübung ihrer Pflichten erschweren.

Ich bin nicht Jurist, und ich weiß nicht, ob ein Eid in einer so einfachen Polizeisache zulässig ist. Ueberhaupt wird der Schwur schon an sich viel zu häufig und mit zu großer Gleichgültigkeit angewendet; wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen. Wenn aber bei einer Gelegenheit, wie die oben erwähnte, der Zeuge von dem Inquirenten mit Ernst darauf hingewiesen würde, daß eine Strafe auf eine solche Täuschung der Behörde steht — und diese Strafe dürfte keine Geldstrafe sein, — so würde sich Mancher weislich hüten, sich in eine so bedrohliche Lage zu begeben.

Es wird dem Scharfblick des Inquirenten nicht schwer werden, die Fälle von einander zu sondern, wo jenes Zeugniß nur fingirt, und wo es richtig ist. Eine specielle, gewandte Untersuchung der Umstände an Ort und Stelle würde alsdann das eigentliche Resultat liefern, das Gesetz wird seinen Gang gehen können.

Die natürlichen Nachrichten, die in den Zeitungen mitgetheilt werden, nennen uns fast eine unglaubliche Zahl von Fremden, die jährlich nach Berlin kommen, um sich hier zu domiciliren. Wie viele unter ihnen mögen sein, die nur gekommen sind, in dem Gewühl der Residenz unbemerkt ihr unredliches Treiben zu verbergen. — Und derselbe Bürger, der sich mit bitteren Worten über die Behörden beschwert, wenn ein Diebstahl oder Betrug ihn um einen Theil seines Eigenthums bringt, derselbe bietet vielleicht in arglosester Gutmüthigkeit die Hand dazu, ein solches Individuum zu unterstützen. Er vergißt, daß alle Maaßregeln der hohen und niederen Beamten nie eher ein günstiges Resultat liefern werden und können, als bis dieselben in ihren Bemühungen durch das Eine unterstützt werden, welches sich in

allen Verhältniſſen des ſocialen Lebens bewähren wird, durch den Gemeinſinn ſämmtlicher Staatsbürger. —

Weitläuftiger noch, als hier der beſchränkte Raum dieſer Blätter geſtattet, verbreitete ſich indeſſen der Ruſſe über dieſen Gegenſtand, nachdem er die erſten Elemente ſeiner Toilette beendet hatte, und behaglich auf dem zerriſſenen Sopha ſaß, den in der Ofenröhre warm gehaltenen Kaffee vor ſich, und die dampfende Cigarre im Munde.

Nachdem indeſſen dies Thema abgehandelt, kam Arthur auf den eigentlichen Zweck ſeines Beſuches, der am verwichenen Abend in der Wolfsſchlucht nicht ausführlicher hatte behandelt werden können, zurück. Dieſer beſtand in nichts Anderem als in der Abſicht, den Grafen von Carteuticre, deſſen Bekanntſchaft Arthur in dem Wagen gemacht hatte, zu plundern.

„Er ſcheint ein reicher Kerl zu ſein,“ ſchloß der Baron ſeinen Vortrag; „ein Mann, dem es nicht darauf ankommt, ein paar hundert Louisd'or zu verlieren. Einen ſolchen Freier kann man ſchon einmal machen, das geht. — Aber ich muß Dir offen geſtehen, daß es mir ordentlich Leid thut, ſo einen armen Jungen vorzukriegen; — wie zum Beiſpiel den jungen Menſchen geſtern. Wahrhaftig, ich könnte ihm das Geld zurückgeben.“

Der Ruſſe, welcher eben die Taſſe zum Munde führen wollte, ſetzte ſie erſtaunt wieder nieder und blickte ſeinen Freund groß an; als er aber ſah, daß Jener ſeine letzten Worte ernſtlich gemeint habe, verwandelte ſich der Ausdruck der Verwunderung auf ſeinem Geſichte in eine ſpöttiſche Indignation.

„Baron,“ ſagte er, wieder im ausländiſchen Dialect, und ſehr langſam ſprechend, wie Jemand der eine gewiſſe Energie in ſeine Worte legen will; „Baron, ich ſage Dir, wenn mein Bruder heut nach Berlin käme und hätte zehn Rat in der Taſche, und ich wüßte, daß er morgen aufgehängt würde, wenn er das Geld nicht bezahlt,

ich werde mich mit ihm hinſetzen und ihm die zehn Rat abnehmen, ſo wahr ich der Ruſſe bin."

„Und dann würdeſt Du ſie ihm wiedergeben."

„Wiedergeben!" der Ruſſe lachte verächtlich. — „Wiedergeben! — Ich würde hinausgehen, wenn er gehangt wird, und ſehen, ob ich nicht einen neuen Freier finden kann; bei einer Execution kommen ſehr viel Menſchen zuſammen, und man kann leicht eine Bekanntſchaft machen. — Siehſt Du — das iſt Geſchäft."

Arthur lachte, aber dieſe Lachen war erzwungen. Sein beſſeres Gefühl ſagte ihm, wie ſchrecklich es ſei, auf einem gleichen, geſellſchaftlichen Standpunkte mit einem ſolchen Menſchen zu ſtehen, über den er in moraliſcher Beziehung ungeachtet ſeines gleichfalls unredlichen Treibens doch weit erhaben war.

Ueberhaupt war der Ruſſe ſelbſt unter ſeinen Kameraden verachtet und gehaßt; es konnte wohl nicht leicht noch Jemand geben, der ſo niedrige Geſinnungen theilte.

„Du wärſt ſchlecht als Schleppen zu gebrauchen," fuhr der Ruſſe, nachdem er ſich ſo nachdrucksvoll über dieſen Gegenſtand ausgeſprochen, in einem gemüthlicherem Tone fort; „ſehr ſchlecht. Siehſt Du, ich werde mich jetzt anziehen, wenn ich mit dem Raſiren fertig bin, und zu Mittag im Hôtel de Rome eſſen, wo der Freier wohnt — Vielleicht hat er noch einen Wechſel, oder einige Zahlungen einzukaſſiren. Ich werde ihn bedauern und ſagen, daß er ein ander Mal vielleicht mehr Glück hat, daß er es verſuchen ſoll. — Iſt nichts mehr bei ihm zu holen, ſo laß ich ihn laufen."

„Er wohnt im Hôtel de Rome? — Mein Gott, da ſind ja auch meine beiden Freier abgeſtiegen!" rief Arthur.

„Sehr gut. — Da iſt mein Gang gewiß nicht unnütz. — Na warte nur, ich will mich anziehen, wir wollen zuſammengehen."

„Ich habe nicht Zeit," erwiederte Jener; „aber ich will bleiben, bis Du fertig biſt. Ich habe noch mit der Laute zu ſprechen."

„Gut, — wie Du willſt.“

Der Baron nahm auf einen am Fenſter ſtehenden Stuhl Platz, und während der Ruſſe daran ging, ſeine Toilette zu vollenden, vertrieb er ſich die Zeit mit der geiſtreichen Beſchäftigung, den Rauch ſeiner Cigarre gegen das noch zur Hälfte gefrorene Fenſter zu blaſen, um es dadurch aufzuthauen.

XII.

Literariſche Intereſſen.

Mitten in dieſem Treiben, welches den jungen Mann ſehr ernſthaft zu beſchäftigen ſchien, wurde er durch das Oeffnen der Thür und das Eintreten von zwei Perſonen geſtört, die zu den Bewohnern des Zimmers gehörten; und zwar waren dies der Schauſpieler und der Soldat, von denen der Erſte vorher gebrochen hatte.

Dieſer würdigte die beiden Individuen keines Blickes, ſondern fuhr mit der wunderbarſten Gelaſſenheit fort, ſich die grauen Haare aus ſeinem Backenbart auszurupfen, während Arthur, nachdem er den Gruß der Eintretenden erwiedert, ganz und gar das Fenſter vergaß, um dieſe Leute genauer zu betrachten.

Es konnte in der That nichts merkwürdigeres geben, als dieſe beide Herren neben einander zu ſehen.

Der Eine von ihnen, und zwar der Schauſpieler, war ein Mann, über deſſen Alter man nichts weiter ſagen konnte, als daß er majorenn ſein müſſe; ob er aber dreißig, vierzig, funfzig, ſechzig, oder noch mehr Jahre zähle, war unmöglich, genau zu beſtimmen. Er war ſehr lang, ſehr dünn, ſehr mager und hatte ſehr lange Beine, welche der vorgerückten Jahreszeit ungeachtet in ſehr ſchmutzigen

Nankinghosen, mit einer Silbertresse und gelb ledernen Sprungriemen steckten, so daß sie fast wie zwei türkische Pfeifenröhre aussahen. Dazu trug er einen schwarzen Leibrock und einen dicken Shawl als Cravatte, über welchen er einen schmalen Streifen weißes Papier geklappt hatte, der die Stelle eines Hemdkragens vertrat. Sein Gesicht war indessen das Merkwürdigste an ihm. Dies Gesicht bestand aus einer Nase, einer sehr dicken, breiten, dunkelrothen Nase, mit allerlei Warzen und Leberflecken schattirt, einem wahren Gebirge von Nase, das alle übrigen Theile des Gesichtes in den Hintergrund zurücktreten ließ.

Es schien, als wenn die sämmtlichen Fleischtheile seines Körpers ein stillschweigendes Abkommen getroffen hätten, zur Bildung dieser Nase beizutragen; überall nichts als Haut und Knochen, — nur die Nase in strotzender Fülle wohlbeleibter Behaglichkeit.

Bei seinem Gefährten, der ihm grade bis an den untersten Knopf des Leibrocks reichte, wenn er sich auf die Zehen stellte, herrschte indessen in Bezug auf den Körperbau eine größere Symmetrie, die besonders hervortrat, wenn man seinen Bauch und sein Gesicht in irgend einen mathematischen Vergleich brachte, worauf sich dann das Resultat ergab, daß Beide in Bezug auf ihren Flächeninhalt gleich seien.

Das Kostüm dieses Mannes war auch nicht, wie bei seinem Gefährten auf das Ideale, sondern mehr auf das praktische Leben berechnet.

Er hatte einen sehr langen, grünen Kalmankrock an, der wahrscheinlich für eine bedeutend größere [illegible] richtiger längere Person berechnet gewesen, jetzt aber für seinen zeitigen Besitzer auf die einfachste Weise dadurch zugerichtet war, daß man die Schöße desselben so weit abgeschnitten hatte, als nöthig wurde, sie gerade bis auf die schiefgetretenen Absätze seiner Stiefel herabfallen zu machen; weshalb auch die Taschen dieses Rockes fast auf der Erde nachschleppten.

Seine graue Tuchhoſe entbehrte jener jugendlich modiſchen Unbequemlichkeit der Sprungriemen, ſeine Halsbinde beſtand aus ſchwarzem Merino, und mit Verachtung jeder Art von Chemiſet, Vatermörder und Manſchetten, hatte er ſeinen Rock bis dicht an das Kinn zugeknöpft, und trug ein Paar wattirte Fauſthandſchuh von grauem Wollzeuge. Halb auf den Rücken geſchoben, um nicht am Gehen verhindert zu ſein, trug er eine große, lederne, glänzend-gewichſte Mappe, an einem eben ſolchen Riemen um den Hals hängend, aus welcher ſehr viele bedruckte und unbedruckte Papiere hervorguckten.

Das Ausſehn dieſes Mannes war übrigens ſehr würdevoll, was wahrſcheinlich durch eine ſtählerne Brille mit großen, zirkelrunden Gläſern hervorgebracht wurde, welche er alle Augenblicke mit der rechten Hand in die gehörige Lage brachte, da ſie eben ſo oft von der Naſe herunterrutſchte: — dazu war auch ſein Geſicht ſehr ernſt, beſonders im Vergleich mit dem etwas leichtfertigen Ausſehn ſeines langen Gefährten.

Dieſer, nachdem er Arthur mit einer graziöſen Verbeugung gegrüßt und ſeinen abgezupften Hut auf den Tiſch geſtellt, auch die etwas zerriſſenen, mit irgend einer geheimnißvollen Miſchung von gelber Erde und Waſſer neu aufgefärbten Glacehandſchuhe ſorgſam ausgezogen, ſagte zu ſeinen Gefährten, auf Arthur deutend:

„Alphons, ich vermuthe, daß dieſer Herr ein Freund der ſchönen Literatur iſt. Er hat ganz das Anſehn eines Mannes von Bildung — Willſt Du ihm nicht etwas von Deinen Artikeln anbieten.“

Auf dieſe einleitende Rede trat der kleine Herr hervor: er hieß eigentlich Hanne, aber ſein Freund hatte ihm jenen ſo pomphaft klingenden Beinamen gegeben, in Betracht daß das Wort Hanne durchaus unpaſſend für die höhere Geſellſchaft ſei. Das Verhältniß in welchem dieſe beiden Männer zu einander ſtanden, war ſehr einfach

Der lange Herr war, wie gesagt, ein Künstler, ein Mime. Er hatte, — um ein Verbum zu gebrauchen, welches er sich mit einer, aller grammatikalischen Formen spottenden Genialität gebildet, auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands mit glänzendem Erfolge „gemimt;" in Spandau, Köpenick, Bernau, Steglitz und vielen andern bedeutenden Städten, war er der Bahn des Ruhms gefolgt. Sein eigentliches Fach waren die Geister, doch spielte er auch zuweilen Intriguants, wobei ihm sein sehr heiseres Organ gut zu statten kam. Diese Heiserkeit war übrigens perpetuell; nur wenn er sich einmal erkältet und den Schnupfen hatte, wurde seine Stimme klar, weshalb er sich auch sorgfältig vor einem solchen Zufall hütete. Uebrigens wußte er eine sehr merkwürdige Geschichte von dieser Heiserkeit zu erzählen, welche er seit seinem siebzehnten Jahre besaß, wo er sich in irgend eine junge Dame von wunderbarer Schönheit verliebt hatte, von der Treulosen aber verlassen worden war. Der Schmerz, den er darüber empfand, war so groß, daß er sich auf's Branntweintrinken und Weinen legte, was er bis dahin verabscheut hatte; er weinte und trank vier Nächte und drei Tage hindurch, bis er am Ende des dritten Tages in eine Art von Starrkrampf verfiel, aus dem er erst erwachte, als man ihn schon im Leichenhemde in den Sarg gelegt hatte. Seit jener Zeit hatte er auch einen unnatürlichen Widerwillen gegen Alles, was Hemd hieß, gefaßt, da er sich bei dieser Gelegenheit die Erkältung zugezogen; und dieser Widerwille ging sogar so weit, daß er nie ein Hemd trug, sondern nur einen papiernen Kragen und ein sehr kleines Chemiset, welches er einen Monat hindurch, ohne es zu waschen, benutzte; nämlich zwei Wochen auf der rechten Seite, und zwei auf der linken, wobei er noch sehr merkwürdige Variationen hervorbrachte, indem er bald das Unterste nach oben kehrte, bald es wieder in seiner eigenthümlichen Form trug, bald quer über die Brust zusammenband, so daß jedes

mal diejenige Stelle zu ſehen war, die ſich durch die mindeſten Schmutzflecke am vortheilhafteſten ausnahm.

Außerdem beſaß dieſer Herr noch viele andere Talente; er konnte z. B. einen Stuhl auf der Naſe balanciren, einen kleinen Jungen auf derſelben reiten laſſen, und noch viele andere Sachen, womit er im Theater das Publikum während der Zwiſchenacte unterhielt, und von denen beſonders das eine Stück mit ſehr großem Beifall aufgenommen wurde, welches darin beſtand, daß er ein halbes Pfund Talglichte mit den Dochten aufaß und nachher einen Koſack tanzte.

Aber alle dieſe Talente — und ſo geht es dem wahren Genie häufig — waren nicht hinreichend geweſen, ihm ein Engagement bei einer der Bühnen in der Reſidenz zu verſchaffen. Er war eben im Begriff, anderswo das Glück zu ſuchen, welches ihm hier nicht lächeln zu wollen ſchien, als er die zufällige Bekanntſchaft des kleinen Herrn machte, der ſich in einer ähnlichen Lage befand. Dieſer war nämlich Laternenputzer geweſen. Er hatte während einer Reihe von Jahren die Univerſität, die Stadtvogtei und andere ſociale Bildungsanſtalten geputzt, bis die Einführung der Gaslaternen ſeiner Profeſſion den Untergang bereitete. In der Hoffnung, daß die Schädlichkeit dieſer verderblichen Neuerung bald genug anerkannt werden würde, hatte er den Vorſchlag, die Stallſchreibergaſſe und das Kopernicker Feld zu putzen, mit Verachtung zurückgewieſen, und in dieſer Erwartung ſein Leben kümmerlich gefriſtet. Da aber die Gaserleuchtung nicht nur blieb, ſondern auch in allen neuen Straßen eingeführt wurde, beſchloß er ſein ſchönes Vaterland mit dem Rücken anzuſehen und die öffentlichen Inſtitute eines anderen Staates zu putzen. —

In ſolcher Lage lernten ſich die beiden deutſchen Männer kennen, als ein glücklicher Gedanke den langen Herrn durchblitzte und in den kleinen Herrn einſchlug.

Sie wurden Subſcribentenſammler, und zwar ſammelten ſie in

Compagnie, indem der Lange dem Kleinen Unterricht in der Diction gab, und an Orten, wo ein mehr durchdachtes Auftreten erforderlich war, das Wort führte, denn wir müssen erwähnen, daß der Laternenputzer ein sehr stiller, schweigsamer, sogar blöder Mensch war, einer der Männer, die man erst tiefer sondiren muß, will man ihren vollen Werth erkennen.

Nachdem der kleine Herr durch jene Worte seines Compagnons auf Arthur aufmerksam gemacht worden war, trat er mit einer gewissen Würde, die ihm sehr gut stand, näher und sagte, einige Blätter bedrucktes Papier aus seiner großen Mappe ziehend, in sehr feierlichem Tone:

„Hier mein Herr, gebe ich mir die Erlaubniß, Ihnen eine sehr gute Zeitschrift anzubieten. Sie hat einen sehr schönen Titel, denn sie heißt: die Blätter für Häuslichkeit, Familienglück und Bürgerwohl, und wird deshalb sehr viel von Stadtverordneten und bürgerlichen Familienvätern gelesen, monatlich erscheinen dreizehn Nummern mit einem sehr schönen Stahlstich für den Preis von vierthalb Silbergroschen; wenn Sie aber kein Bürgerlicher sind, sondern ein Herr von, so kann ich Ihnen auch die deutsche Adelszeitung liefern; das ist auch ein sehr schönes Blatt mit Portraits berühmter Adeliger, aber nicht in Stahlstich, was daher kommt, daß der Adel sehr schwer auszustechen ist."

Diese Rede hatte er von dem Schauspieler gelernt, der sie ihm so lange vorgesprochen bis er sie auswendig wußte, und der sich nicht wenig darauf zu gut that, da er nach Art aller Künstler zu den Liberalen gehörte.

Arthur dankte indessen sehr höflich für die beiden angebotenen Blätter, da er keinen Gebrauch davon machen könnte, worauf der lange Herr das Wort nahm und ihm noch zwei oder drei Dutzend anderer Werke anbot, alle mit sehr schönen Stahlstichen illustrirt, und in wöchentlichen Lieferungen im Preise zu fünf Dreiern erscheinend,

was man ein werthvolles, populäres Werk nenne, welches außerdem noch, wie in dem Prospect stände, für Kind und Kindeskinder einen bleibenden Werth habe, also förmlich auf drei Generationen berechnet sei. Er verbreitete sich bei dieser Gelegenheit noch sehr weitläuftig über die Interessen der Literatur und des Buchhandels. Er beklagte sich über die schlechten Zeiten und über das schlechte Honorar der Buchhändler, was in der großen Concurrenz der Schriftsteller seine Ursachen fände. Und diesen Grundsatz erläuterte er wieder sehr ausführlich und schön durch das Beispiel eines seiner Freunde, der seiner Profession nach ein Barbier, sich auf die Schriftstellerei gelegt und einen Thaler und zwölf Groschen wöchentlich verdient hatte, als er für eine bedeutende Buchhandlung zwei sehr gediegene Bücher, ein juristisches und ein theologisches Werk geschrieben. Dann habe er ein ebenfalls sehr werthvolles, medicinisches Werk herausgeben wollen, wozu zwei prächtige Stahlstiche, das Brandenburger Thor zu Berlin und die Söhne Eduard's darstellend, als Kunstbeilagen gegeben werden sollten; aber ein Schneidergeselle habe ihn heimlich ausgestochen und sich erboten, den Bogen fünf Silbergroschen billiger zu schreiben, wobei der Andere nicht bestehen könnte, da er Frau und Kinder zu ernähren hätte.

„Aber mein Gott," sagte Arthur verwundert, sich so plötzlich in die Mysterien des Buchhandels eingeweiht zu sehen; „mein Gott, wie kann denn ein Schneidergeselle ein medicinisches Werk schreiben, das ist ja rein unmöglich."

Der lange Herr sah den Sprecher einige Minuten sehr ernst an, dann sagte er verwundert: „Nun, ist denn ein Schneidergeselle kein Mensch?"

Arthur erwiederte, daß die Schneidergesellen allerdings Menschen wären, obschon ihm zwar oft genug der Fall vorgekommen sei, daß sich unter den Meistern einige Unmenschen befänden; doch

ſchiene es ihm ſehr zweifelhaft, daß jeder Menſch ein Schriftſteller werden könne, wenn er nicht Beruf und Talent dazu in ſich fühle.

„Beruf? – Was verſtehen Sie unter dieſem Worte? — Beruf?“ entgegnete der Lange. — „Der Beruf, Bücher zu ſchreiben beſteht darin, daß man nicht mehr weiß, was man anfangen ſoll. Haben Sie vielleicht Luſt? — Ich habe gute Connexionen unter den Buchhändlern. Ich will ſie protegiren. — Sehen Sie,“ fuhr er fort, und einen Stuhl heranziehend, ſetzte er ſich Arthur gegenüber, ſeine langen Beine auf eine ſehr geſchickte Weiſe über einander ſchlagend, da ein Anderer ſich höchſt wahrſcheinlich die Naſe mit dem Knie geſtoßen haben würde; „ſehen Sie, die Sache iſt ſehr einfach. Zuerſt nehmen Sie einen Namen an, von irgend einem berühmten Schriftſteller, oder ſetzen wenigſtens Doktor vor den Ihren, denn das preußiſche Geſetz iſt in dieſer Beziehung ſehr human. — Der Schneidergeſelle, von dem ich mit Ihnen vorher ſprach, hat ſich auch auf den Titel ſeines Buches Doktor genannt — Man ſollte es zwar kaum glauben, aber es iſt ſo. — Ich würde Ihnen den Vorſchlag machen, ein Werk über die Pocken zu ſchreiben; die Pocken ſind jetzt ſehr häufig, und Sie würden ein glänzendes Debüt machen. — Was meinen Sie zu dem Titel: „Keine Pocken mehr! Ein unentbehrlicher Rathgeber für Jedermann, der ſich vor dieſem ſchrecklichen Uebel ſchützen will, ein Buch, das in keiner Familie fehlen darf, ein Buch, auf welches wir Eltern, Väter, Mütter, und Vormünder ganz beſonders aufmerkſam machen. Erſcheint in wöchentlichen Lieferungen, von einem Bogen Text, im Preiſe von einem Silbergroſchen und mit einer Schlußprämie, einen ſchönen Stahlſtich in Aqua Tinta, Napoleons Tod auf St. Helena darſtellend, wie dieſer große Mann nicht an den Pocken ſtirbt; — herausgegeben von Dr. Dieffenbach.“

„Dieffenbach!“ rief Arthur verwundert, „mein Gott, hätte denn der wirkliche Dieffenbach nicht das Recht, mich deshalb zu verklagen!“

„Gott behüte," entgegnete der lange Herr über die Unkunde des jungen Mannes lächelnd: „der kann gar nichts machen, höchstens in die Zeitungen einrücken laſſen, daß er das Buch nicht geſchrieben hat. — Aber wer lieſt das grade? — Die Leute kaufen's doch und denken, daß es der wirkliche Doktor geſchrieben hat. — Man nennt das ſpekulatives Buchermachen."

„Aber das iſt doch ein offenbarer Betrug der Käufer! Ich denke die Cenſur leidet das nicht."

„Die Cenſur!" — Der Sprecher lächelte wieder etwas ſpöttiſch. „Wenn Sie nichts gegen Kirche und Staat ſchreiben, können Sie thun was Sie wollen. Mein Freund, der Barbier, hat keine Zeile geſchrieben, die ihm geſtrichen werden wäre; — und es iſt, meiner Anſicht nach, die lächerlichſte Thorheit gegen die Cenſur zu ſchreien, wie einzelne Ungnügſame thun."

„Wer aber einmal auf ſolche Weiſe hintergangen iſt, kauft doch nicht zum zweiten Male ein ähnliches Buch."

„Kauft nicht! — Lächerlich." — Der lange Herr zog dabei ein ſehr kleines, ſchmutziges, rothes Taſchentuch hervor, auf welchem viele ſehr intereſſante Figuren von Menſchen und Thieren abgebildet waren, wahrſcheinlich irgend eine Scene aus einem wichtigen, politiſchen Ereigniß der neueren Zeit darſtellend, und nachdem er einen Zipfel dieſes Tuches um ſeinen Zeigefinger gewickelt, begann er, mit vieler Sorgſamkeit das Innere ſeiner Naſe zu reinigen. Nachdem er dies muhſame Geſchäft beendet, legte er das Tuch wieder ſorgfältig zuſammen, ſteckte es in die Taſche und wiederholte in ſehr ſtolzem Tone: „Kauft nicht? — Ich ſage Ihnen, kauft ja! — Er muß kaufen!"

„Er muß kaufen?" wiederholte Arthur.

„Er muß! — Wozu wären wir da, wir Subſcribentenſammler!"

Der lange Herr blickte den Baron bei dieſen Worten mit einer

gewiſſen Majeſtät an; als er aber noch immer das ungläubige Geſicht des jungen Mannes bemerkte, begann er ihm die Pflichten und Obliegenheiten eines Subſcribentenſammlers ſehr weitläuftig auseinanderzuſetzen, und um die Sache noch deutlicher zu machen, erklärte er, daß, obgleich die gewöhnliche Stunde noch nicht da ſei, er doch mit ſeinem Freunde die Lection vernehmen wolle. Arthur erkundigte ſich darauf, was unter dieſem Worte zu verſtehen ſei, worauf ihm Jener erwiederte, daß der Laternenputzer noch nicht vollſtändig in die Kunſt des Abonnentenſammelns eingeweiht ſei, und daß er denſelben täglich eine Stunde in dieſer Wiſſenſchaft unterrichte, und wenn Arthur eine Kleinigkeit zu einem Kümmel und einigen Butterſchnitten geben wolle, würden ſie in ſeiner Gegenwart dieſen Unterricht beginnen.

Da ſich Jener zu dieſer Bedingung bereitwillig zeigte, und dem langen Herrn ein Viergroſchenſtück gab, winkte Dieſer ſeinem Gefährten zu, daß er ſich bereit machen möchte, und nahm demſelben die große Mappe ab, worauf Jener fragte, ob Jemand gerädert oder friſirt werden ſolle.

„Friſirt," erwiederte der lange Herr; „friſirt ohne Zweifel, wir müſſen etwas Ordentliches zeigen. — Sie wundern ſich über dieſe Ausdrücke, mein Herr:" fuhr er fort, als er Arthurs Erſtaunen ſah, und Sie wundern ſich mit Recht, denn noch haben Sie wahrſcheinlich keine Idee von dem eigentlichen Syſtem des Subſcribentenſammelns gehabt. — Wir theilen nämlich die Abonnenten nach ihren vier Temperamenten in vier verſchiedene Klaſſen, in ſanguiniſche, choleriſche, phlegmatiſche und melancholiſche Abonnenten. Die erſte und letzte Klaſſe ſind am Leichteſten zu behandeln, da gehört wenig Studium zu. — Der Melancholiſche entſchließt ſich zwar am ſchwerſten zur Unterſchrift; aber man muß nur Geduld und Ausdauer haben. — Wenn man bei einem Melancholiſchen kommt, und etwas anbietet, ſchüttelt er ſchweigend mit dem Kopf und deutet nach der Thür. Der Abonnentenſamm-

ler bleibt indeſſen ruhig ſtehen, er nimmt gleichfalls eine ſehr traurige Miene an, ſpricht von Weib und Kind, von bitterer Armuth, von Strick kaufen, fragt ob die Spree bei Moabit tiefer ſei, als bei Stralau u. ſ. w. Dies dauert oft eine ganze Stunde, manchmal noch länger, bis endlich der Abonnent unterſchreibt; — es gehört wie geſagt, nur Geduld dazu, und man nennt dies Verfahren einen Abonnenten rädern. — Bei dem ſanguiniſchen Abonnenten iſt es noch einfacher; man ſpricht etwas von groſſem Gelehrten, Kenner der Literatur und Beſchützer der Kunſt, man macht einige Lobeserhebungen über das elegante Ausſehn des Zimmers und der Perſon ſelbſt, und der Abonnent unterzeichnet. Dies heißt einen Subſcribenten tändeln. Die getändelten Abonnenten ſind indeſſen die ſchlechteſten, ſie ſpringen leicht ab und es iſt ſehr gut, wenn man ſich von ihnen im Voraus bezahlen läßt. — Das Verfahren bei einem Phlegmatiſchen, was man einen Abonnenten pflaſtern oder auch wohl breitſchlagen nennt, iſt ſchon bedeutend ſchwieriger. Der Phlegmatiſche unterſchreibt nur ſelten beim erſten Beſuch; man muß mehre Tage, oft Wochen lang an jedem Tage hingehen, und zwar immer regelmäßig zu derſelben Stunde; ich habe die Zeit nach dem Eſſen ſehr gut gefunden; da ſchläft der Phlegmatiſche gern, um ungeſtört zu verdauen, und wenn der Sammler jedesmal den richtigen Moment abpaßt, wo Jener ſo eben eingeſchlafen und dann ſehr ſtark klingelt, ſo wird der Abonnent bereits in einigen Tagen gepflaſtert ſein, er mag wollen oder nicht. — Das Friſiren iſt indeſſen der Triumph des Abonnentenſammlers, gleichſam das Probeſtück. Es wird bei choleriſchen Menſchen angewendet und man muß alle jene Talente, Geduld, Ausdauer, Gewandheit, Schmeichelei, ſogar Grobheit anwenden, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, man muß gleichſam geiſtig um ihn herum ſpringen, bis man eine Gelegenheit findet, ihn zu faſſen. — Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen das Friſiren hier bildlich darzuſtellen." —

Nach dieſer ſehr langen Rede verneigte ſich der lange Herr anuthig vor Arthur, nahm dann die Mappe, Hut und Handſchuhe und ging hinaus, während der kleine Herr, zurückbleibend ſich den Rock aufknöpfte, als wäre ihm ſehr warm, dann die Haare ſehr noch empor ſtrich, die Stirn runzelte, von Zeit zu Zeit mit den Zähnen knirſchte und ſehr haſtig in die Stube auf- und abging während er mitunter ausrief: „Ha, ich werde mich rächen! oder: „be Gott, das ſoll nicht geſchehen!“ oder: „da verhüte der Himmel und mein guter Degen!“ und noch mehre andere Ausdrücke, an denen man einen choleriſchen Menſchen erkennt.

Nachdem dies eine Zeit lang zum großen Ergötzen Arthurs und des Ruſſen gedauert, welcher Letztere allmälig auch aufmerkſam geworden war, klopfte es ſehr beſcheiden an die Thür, worauf der choleriſche ſehr barſch „herein“ rief und dann der lange Herr eintrat.

„Was giebt's! Was will man hier?“ ſchnaubte der kleine Herr den langen Herrn an.

Dieſer erwiederte ſehr demüthig, daß er ein Subſcribentenſammler ſei, und zur Unterzeichnung auf ein ſehr ſchönes, populäres Werk einlade; aber noch ehe er mit ſeiner Rede zu Ende war, packte ihn der choleriſche Herr, da er nicht weiter reichen konnte, um die Beine und warf ihn mit großer Kraft zur Thür hinaus, wogegen Jener ſehr laut proteſtirte und ſchrie, daß das kein Benehmen ſei, welches er von einem gebildeten Herrn erwarten dürfe u. ſ. w.

Der kleine Herr hatte indeſſen kaum die Thür zugemacht und wieder einige der vorerwähnten Redensarten ausgeſtoßen, als Jener abermals eintrat, und zwar ohne anzuklopfen, und ſagte, daß er Erſatz fordere für ſeine Beinkleider, die bei dieſer Gelegenheit zerriſſen wären, worauf der Andere verſetzte, er werde ihn diesmal nicht zur Thür allein, ſondern auch zur Treppe hinunter werfen. Als nun der Lange ſehr patzig erwiederte, er möge es nur thun, ſo ſchleppte

ihn der Cholerische wirklich bis zur ersten Stufe der Treppe, und versetzte ihm einen sehr derben Fußstoß gegen die Kniekehlen, daß Jener, sich am Geländer haltend, die Scene des Hinunterfallens mit großer Naturtreue darstellte.

Die Art des Hinunterwerfens wurde nun noch zweimal wiederholt, und zwar so zu sagen im Comparativ und Superlativ, nämlich zunächst zwei Treppen und dann drei Treppen hinab, worauf der lange Herr immer wiederkehrte, und zwar zuletzt mit den schönen Worten: „Sie haben mich sechs Treppen hinuntergeworfen mein Herr. Sie können jetzt nichts weiter thun, als mich zermalmen. — Ja zermalmen Sie mich, mein Herr, ich werde dann keine Beinkleider mehr brauchen; — aber seien Sie großmüthig und unterzeichnen Sie! Gewiß, ich appellire nicht umsonst an Ihren Edelmuth."

Bei diesen Worten machte der kleine Herr ein schreckliches Gesicht und ballte die Fäuste, als wolle er Jenen wirklich zermalmen, wisse aber noch nicht recht, ob er bei dem Kopf, oder den Beinen anfangen solle: da er indessen sah, daß Jener diesen schrecklichen Blick, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, aushielt, nahm er allmälig eine freundlichere Miene an und sagte, daß er, der lange Herr, ein verteufelt muthiger Bursche sei, daß ihm noch Niemand vorgekommen, der es gewagt, sich ihm so keck gegenüber zu stellen, und daß er die zerrissenen Beinkleider bezahlen und auch unterschreiben wolle, er möge nur das Buch hergeben.

Der lange Herr machte nun abermals eine Verbeugung gegen Arthur, wie irgend ein Kunstkünstler, der eine sehr schwierige Piece ausgeführt hat, dann sagte er, während er seinen Rock mit der flachen Hand von den Staub- und Kalkflecken säuberte, die derselbe bei dieser Gelegenheit bekommen:

„Dies war das Frühren, mein Herr; — ich denke es wird zu

Ihrer Zufriedenheit ausgefallen ſein. — Soll ich Ihnen vielleicht noch eine Probe vom Pflaſtern geben?"

„Arthur erwiederte indeſſen, daß er die Herren nicht weiter bemühen wolle, daß es ihn freue, ein ſolches Talent geſehen zu haben, und noch mehre andere dergleichen Schmeicheleien. Der lange Herr nahm dieſen ihm gezollten Beifall ſehr freundlich auf und fragte, während er wieder Platz nahm, und ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte, ob Arthur, nach einer ſo ſchönen Probe von dem buchhändleriſchen Verkehr der neueren Zeit, nicht Luſt habe, Schriftſteller zu werden, er könne ihm nöthigenfalls eine gute Stelle in einer hieſigen Buchhandlung nachweiſen, wo er ſeine vier bis fünf Thaler monatlich verdienen könne, mit Schlafſtelle, vorausgeſetzt, daß er ſonſt keinen weiteren Erwerb und ſomit den vollkommenſten Beruf habe, das zu werden, was man einen volksthümlichen Schriftſteller nennt.

Arthur dankte indeſſen für dies freundſchaftliche Anerbieten, worauf der lange Herr eine nicht ſehr kleine, runde Flaſche von weißem Glaſe aus der Taſche zog, auf der ein Kranz von Roſen und Vergißmeinicht gemalt war, in welchem die Worte ſtanden: „Erlebe noch oft den heutigen Tag." Nachdem er den Pfropfen dieſer Flaſche mit einer ſehr langſamen Handbewegung geöffnet, daß derſelbe einen ganz eigenthümlich harmoniſchen Ton von ſich gegeben, reichte er die Flaſche an Arthur und fragte ihn, ob ihm nicht gefällig ſei, von der darin enthaltenen Flüſſigkeit zu trinken, die eine ſehr geheimnißvolle Miſchung von Kümmel und Luft enthalte, nach dem Zeugniß der geſchickteſten Chemiker ausgezeichnet gut zu gebrauchen, einer geiſtigen Erſchlaffung vorzubeugen, welcher ſelbſt die größten Männer unſerer Zeit häufig ausgeſetzt ſeien. Arthur lehnte jedoch das dargebotene Getränk ab, worauf der lange Herr mit einer ſehr anmuthigen Verneigung wenigſtens um die Erlaubniß bat, ſeine Geſundheit trinken zu dürfen, wogegen Jener allerdings keinen vernünftigen Grund einzuwenden hatte. Hierauf reichte der lange Herr dem

Kleinen die Flasche, mit der Aufforderung den besagten Toast auszubringen; aber Dieser, der ebenfalls ein zartes Gefühl für feinen Anstand besaß, wies die dargebotene Flasche mit den Worten: „es steht in guter Hand" zurück, worauf endlich der lange Herr, nachdem er nochmals diese Ehre abgelehnt und noch viele Worte deßhalb gewechselt waren, die alle auf seine feine, gesellschaftliche Bildung ein höchst günstiges Licht warfen, die Flasche an den Mund setzte, und ein sehr vernehmliches Klucken in so langer Ausdehnung hörbar wurde, daß der Laternenputzer ein etwas ängstliches Gesicht zu machen begann und beinah so aussah, als bereue er seine frühere Höflichkeit, das Zurückweisen der Flasche betreffend.

In diesem Augenblick hörten die sämmtlichen, in dem Zimmer der Mutter Wegener versammelten Personen einen sehr lauten Schrei von dem unteren Stockwerk heraufdringend, den Schrei einer weiblichen Stimme, grell, schneidend, durchdringen, in jedem Winkel des Hauses wiederhallend, einen Schrei: „Hülfe, Mord! — Hülfe!"

Der lange Herr schluckte in der Hast den ganzen Rest des gerühmten Elixirs herunter, der kleine Herr ließ die nach der Flasche ausgestreckte Hand sinken, dem Russen entfiel das Wachs, mit welcher er seinen Bart färbte, Arthur stürzte nach der Thür.

XIII.

Die Katze.

Wir haben im erſten Kapitel dieſes Buches Gelegenheit gehabt, aus dem Munde der Minka Wegener erfahren, wer jene Perſon iſt, die von den Mitbewohnern des Hauſes der Judenſtraße dieſen wenig ſchmeichelhaften Beinamen erhalten hat. — Dieſelbe treibt, wie geſagt, das Geſchäft einer Wickelfrau, welches zwar nicht ſehr einträglich, aber um deſto tauglicher iſt, ihr vor den Augen des minder Scharfſichtigen ein ehrbares Anſehn zu geben und ein zweites Gewerbe zu verdecken, welches allerdings größeren Gewinn abwirft, als jenes.

Ihrer Perſönlichkeit nach iſt ſie eine kleine, ſtumpfnaſige, ſehr blonde Frau, mit grauen Augen und einem gemeinen, durch ſehr ſchlechte Zähne noch mehr entſtellten Munde. Ihre Kleidung iſt ihrem Stande wenig angemeſſen. Die Eitelkeit der Frauen wird ſelten durch überlegende Selbſtbeherrſchung derartig beſchränkt, daß ſie nicht ihrem natürlichen Hange zur Putzſucht fröhnen ſollten, wenn ſie die Mittel dazu in Händen haben, ſelbſt in dem Falle, wo die Befriedigung dieſer Leidenſchaft ihnen nachtheilig ſein könnte

Ich habe dem Leſer verſprochen, ihn nicht mit haarſträubenden Entſetzlichkeiten, die von vorn herein den Stempel der Unwahrſcheinlichkeit tragen, zu unterhalten, ſondern die Wirklichkeit zu ſchildern, dieſe oft weit ſchrecklichere Wirklichkeit, als jene blutgefärbten Scenen, welche die Phantaſie des Dichters erfindet. Man verzeihe mir deshalb, wenn ich ausführlicher bei der Schilderung eines Charakters verweile, der nicht ungairt iſt, wenn es auch die Perſon iſt, bei der Schilderung eines Charakters, wie er nur zu häufig in unſerem ſocialen Leben verkommt und mit ſeinem peſtartigen Hauche unſre heiligſten, ſüßeſten Intereſſen vergiftet, tückiſch und unerkannt umherſchleichend, und dem Unkundigen, dem Leichtſinnigen um ſo gefährlicher. — Und wenn dann auch nur eine Einzige von denen iſt, welche dieſe Zeilen geleſen, eine Einzige, die ſich derſelben in dem Augenblick der nicht geahnten Gefahr erinnert, eine Einzige, die vor dem giftgeſchwängertem Athemzuge der Verſucherin zurückbebend, ſich ſelbſt und ihren beſſeren Gefühlen erhalten wird, ſo ſei dies Bewußtſein lohnender und beruhigender, als aller Ruhm einer geprieſenen Autorſchaft.

Zunächſt, und dies iſt allerdings wenn auch nicht ehrenvoll, doch jedenfalls etwas Unſchädliches, beſchäftigt ſich dieſe Frau mit der Erziehung jener unglücklichen, beklagenswerthen Kinder, denen ſich ſchon im Augenblick ihrer Geburt der Fluch der Sünde aufdrückt, durch welche ſie in das Leben traten, jener Fluch, der bis zum Tode ſchmerzlich auf ihnen laſtet, ohne daß ſie ihn verſchuldet, der ſie zunächſt ſchon dadurch ſo gräßlich trifft, daß ſie das ſüßeſte aller Gefühle, die Liebe der Eltern entbehren, und vielmehr als ein ſtummer Vorwurf für dieſelben, eher gehaßt als geliebt von denen, die ihnen das Leben gegeben, höhniſch belächelt von herzloſen Fremden, durch das Leben gehen, um im Augenblicke ihres Todes ein Vergehen wieder gut zu machen, welches ſie nicht verſchuldet haben.

Von dieſen Kindern, mit ihren lieben, unehelichen Geſichtchen,

wie ſie Heine ſo treffend bezeichnet, kann man in einem engen, unordentlich ausſehenden Hinterſtübchen der Katze etwa ein halbes Dutzend in dem verſchiedenen Alter von drei bis zu zehn Jahren ſehen, ſtumm, niedergeſchlagen, blaſſen und trübſeligen Ausſehens; nicht etwa munter auf der Erde umherſpielend, lachend und lärmend, wie Kinder dieſes Alters, ſondern jedes mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſchwindſüchtigen Ernſt auf den kleinen, mageren Wangen, Furcht und altkluge Tücke in den trüben, ungewaſchenen Augen. Die jüngeren ſind ſehr eifrig damit beſchäftigt, in den Dielenritzen zu kratzen, oder an ihren Fingern zu ſaugen, während die Aelteren aus dem kleinen Katechismus mit mechaniſcher Emſigkeit irgend ein Gebet herausbuchſtabiren, ohne zu wiſſen, was ein Gebet iſt, denn ſie haben ja Niemand für den ſie beten könnten, weder einen Vater, der oft ſein Tagewerk unterbricht, um den rothbäckigen Knaben auf den Knieen zu ſchaukeln, oder ihm einen dreieckigen Hut aus einem Bogen Papier zuſammenzufalten, noch eine Mutter, die ihr kleines, freundliches Ebenbild am Abend in das ſaubere Bettchen legt und dieſe niedlichen Finger zu einander faltet, in einzelnen Worten das Gebet ſprechend, welches ſie einſt eben ſo von ihrer Mutter gelernt hat, und das davon handelt, wie der liebe Gott ſie fromm und gut machen möge, und wenn ſie es nicht werden ſollte, möge er ſie aufnehmen in ſein Himmelreich — eine Mutter, die ſorgend ihren eigenen Schlaf unterbricht, um nachzuſehen, ob die Bettdecke dieſes kleinen Weſens auch nicht herabgefallen ſei, und die ſich dann freut über das freundliche Ausſehn der kleinen Schläferin, und ihre Athemzüge belauſchend die Nachtlampe weiter fortrückt, damit der Schein des Lichtes ſie nicht erwecke, und dann wohl ſelbſt in ſtiller Mitternacht ihr Gebet emporrichtet zu dem Herrn da oben, Segen und Heil für das unſchuldige Geſchöpf herabzuflehen; — ſie haben auch keinen Bruder und keine Schweſter, mit denen ſie ſpielen könnten, ſpielen und ſchmollen, und ſich wieder verſöhnen und einen Kuß geben mit den kleinen, aller-

rebsten rothen Lippen; — sie haben auch keine Engel, von denen sie träumen können, und die des Nachts zu den Kindern kommen, mit schönen, himmelblauen Augen und langen, goldgelockten, leuchtenden Haaren, und bei ihnen Wache halten, wenn der Schlaf sich auf die Augen der Mutter herabgesenkt hat; sie haben auch keinen Gott, zu dem sie ihre kleinen Hände emporheben können, denn es ist Keiner da, der ihnen von ihm erzählt hätte, sie haben Niemand, Niemand — — sie sind so ganz und gar verlassen.

Das nicht unbedeutende Kostgeld, welches von den Aeltern dieser beklagenswerthen Geschöpfe gezahlt wird, und allerdings eine sorgsamere, wenn auch nicht liebevolle Pflege bedingt, bildet die eine Einnahme der Katze, und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß sie auf alle mögliche Weise die Rechnung für den Unterhalt ihrer Zöglinge zu erhöhen sucht, während dieselben im eigentlichsten Sinne des Wortes Mangel leiden. Eine andere, noch reichlichere Erwerbsquelle entspringt ihr aus dem schon vorher angedeuteten Geschäft, welches sie daraus macht, unerfahrene Mädchen, junge, leichtsinnige Frauen in ihr Netz zu locken.

Wir haben es indessen hier nicht etwa mit einer [illegible] Personen zu thun, welche auf die Gefahr hin, von dem Gesetze entdeckt und bestraft zu werden, nichts destoweniger ein einträgliches Gewerbe damit treiben, ganz einfach dem sich gegenseitig entgegenkommenden Laster Vorschub und Gelegenheit zu gewähren, nein das Verfahren dieser Frau läuft keine Gefahr, von dem Arme des weltlichen Richters unterdrückt und gestraft zu werden. —

Die Liebe mit all ihren mannigfaltigen Farben und Schattirungen hat lange Zeit hindurch den Dichtern aller Nationen den Stoff zu ihren Romanen geliefert, und diese Zeitperiode wird so treffend durch die Anecdote von jenem Literaturfreunde charakterisirt, den man fragte, ob er den Numa Pompilius gelesen, und welcher darauf erwiederte: „ach das ist doch alles ein und dasselbe; die Numa liebt

den Pompilius und zuletzt heirathen sich Beide: — das ist das Ganze!“ — In neuerer Zeit haben indessen viele Dichter ihre Romane da angefangen, wo man früher dieselben aufhören zu sehn gewohnt war, nämlich mit der Ehe; und vor allen diesen Schriftstellern ist es Madame Dudevant (Georges Sand), welche sich über dies Thema mit einer fast schreckenerregenden Schonungslosigkeit ausgesprochen hat. Während wir in den Schriften früherer Autoren, und der Frauen in's Besondere, fast immer einen idealen, weiblichen Charakter gezeichnet finden, hat diese Frau sich zur Dichterin der socialen Uebel gemacht, ohne indessen den Balsam der Poesie auf diese klaffende Wunde zu träufeln, welche sie uns in ihrer entsetzlichsten Gestalt vorführt. In ihrem Romane Jaques, welchen einer unserer neueren Kritiker so treffend den Roman der Ehe nennt, spricht sie ihre Ansichten über dieses Verhältniß der gesellschaftlichen Zustände deutlich genug in den merkwürdigen Worten aus, welche sie Jaques vor der Hochzeit an seine Braut schreiben läßt: „Sie sind im Begriff mir Treue und Unterwürfigkeit zu schwören, das heißt, Niemand anders zu lieben, und mir in allen Stücken zu gehorchen. Der eine dieser Eide streitet wider die gesunde Vernunft, der andere ist eine Erniedrigung. — Sie können niemals für die Gefühle Ihres Herzens verantwortlich sein, selbst wenn ich der größeste, wenn ich der vollkommenste Mann wäre.“ — In diesen Worten ist so zu sagen, das Glaubensbekenntniß dieser geistreichen Frau über die Ehe enthalten.

Unter den übrigen Schriftstellern der neueren Zeit ist es außer ihr noch Bulwer, welcher mit der in allen seinen Werken hervortretenden Schärfe der psychologischen Beobachtungsgabe und der geistreichen Reflexion, in seinem so vielfach angegriffenen Roman „Falkland“ einen weiblichen Charakter gezeichnet hat, welcher sich ebenfalls dem Drange einer mächtigen, plötzlich erwachten Leidenschaft gegenüber nicht zu behaupten weiß, sondern endlich als ein bedauernswerthes Opfer derselben fällt.

Bulwer indeſſen ſchildert eine Engländerin, Madame Dudevant ihre leicht erregbaren Landsmänninen; unſre deutſche Frauen ſind jedoch weder mit den Einen noch mit den Andern zu vergleichen, und dennoch ſind ſie es ſelbſt, die ſich am Liebſten mit ihnen vergleichen zu ſehen wünſchen. Aber grade dieſes unglückſelige Haſchen nach fremder Sitte und Gewohnheit, welches die Nationalität des geſammten Deutſchlands zu untergraben droht, hat auch auf unſre deutſchen Frauen den nachtheiligſten Eindruck geübt. Die Franzöſin, die in der Einſamkeit einer faſt klöſterlichen Erziehung ihre Mädchenjahre verlebt hat, tritt erſt bei ihrer Verheirathung in die Welt ein; die Arbeiten und die Erholungen des Mannes theilend, ſchließt ſie ſich mit Liebe an denſelben an, ſich ſchnell in jeden Wechſel, in jede Beſchäftigung eines bewegten Lebens findend, ihrem Haushalt dagegen nur geringe Aufmerkſamkeit zuwendend. Das deutſche Mädchen hingegen, im älterlichen Hauſe lebend, theilnehmend an allen Vergnügungen der Mode, betrachtet mit dem Hintreten vor dem Altar die glänzendſte Periode ihres Daſeins geſchloſſen; ſie ſieht die Ehe als eine Art von Verſorgungsanſtalt für das Alter an, als eine unangenehme Nothwendigkeit und fügt ſich nur, weil ihr die Vernunft ſagt, daß es nicht wohlgethan iſt, als alte Jungfer zu ſterben, nachdem ſie ſich mit ruhigem Spekulationsgeiſte das Für und Wider erwogen, etwa wie ein Spaziergänger, der ſich vorſichtig einen Regenſchirm mitgenommen, um ſeinen neuen Hut nicht zu verderben, und der, wenn das Wetter ſchön und heiter geblieben, tauſendmal die unnütze Laſt verwünſcht, die er ſich aufgebürdet. In keinem anderen Lande werden daher häufiger Convenienzheirathen geſchloſſen, als bei uns; aber ſelbſt in der Ehe, die nur aus gegenſeitiger Neigung entſprang, erkaltet dieſe Liebe in dem ſich von einander ſondernden Treiben der beiden Gatten. Die Frau betrachtet den Mann als den Vater ihrer Kinder, als den Verſorger derſelben, ſie erkennt ſeine Beſtrebungen und Mühen an, aber ſie nimmt keinen direkten

Theil an denſelben und für dieſe Behauptung charakteriſtiſch genug hörte ich einſt eine Dame ihre Meinung über eine Andere mit den Worten ausſprechen: „Dieſe Frau iſt ſehr undankbar, ihren Mann zu betrügen, der ſich den ganzen Tag hindurch quält und für ſie arbeitet.“ — Sie nannte dieſe entehrende Treuloſigkeit ganz einfach eine Undankbarkeit; ſie würde ſie vielleicht noch ſchonender bezeichnet haben, wenn der Mann ein weniger anſtrengendes Geſchäft betrieben hätte. In dieſem einzigen Worte iſt die Philoſophie unſerer Frauen enthalten. Sie lieben, wenn ſie unſere Anſtrengungen, unſere Arbeiten ſehen und ſich davon überzeugen, daß dieſe Arbeiten ihren Vortheil bezwecken; geiſtige und körperliche Vorzüge gelten weniger in ihren Augen, als das Bewußtſein, daß wir uns um ihretwillen Gefahren und Mühen jeder Art ausſetzen.

Aber grade dieſe Höhe ſpeculativer Reflexion, auf welcher ſich die deutſche Frau behaglich niederläßt, macht ſie der Verſuchung unzugänglicher; ſie mag ihren Mann nicht lieben, ſie mag ihn verachten, haſſen, aber ſie wird ihn deßhalb dennoch nicht verrathen; — und wiederum vergißt ſie oft genug ihre Pflicht, während nichts da iſt, was auch nur den entfernteſten Schatten einer nichts ſagenden Entſchuldigung auf ſie werfen könnte.

Woher nun dieſer ſeltſame Widerſpruch?

Einfach genug erklärt er ſich aus einem gewiſſen Mangel an Selbſtſtändigkeit, den wir in dem Charakter unſerer deutſchen Frauen ſo häufig finden; ihre Untreue entſpringt weder aus leidenſchaftlicher Liebe zu einem Andern, oder aus Haß oder Gleichgültigkeit gegen den, welchen ſie lieben ſollte, nein ſie folgt vielmehr dem Beiſpiel und den Einflüſterungen einer gefährlichen Freundin, oder irgend eines Weibes, das wenn auch keine andere Abſichten, doch wenigſtens die hat, eine Schuldloſe zu derſelben niedrigen Stellung herabzuziehen, welche ſie in moraliſcher Beziehung einnimmt. Es wird einem Manne nie gelingen, eine deutſche Frau zur Untreue zu bewegen, das

Gefühl des Unrechts hält ihrer geringeren Leidenschaftlichkeit das Gleichgewicht; aber williger öffnet sie das Ohr, wenn eine ihres Geschlechtes ihr jene gefährlichen Lehren einflüstert, nur allzu gut geeignet, allmälig, ohne daß sie es selbst weiß, die festesten Grundsätze zu untergraben. — Kommt dann die Stunde der Versuchung, jene Stunde, wo sich noch andere Gefühle, als die bisher gekannten im Herzen regen, so ist weder die Alles opfernde Liebe, noch die Gleichgültigkeit oder der Haß gegen den, an welchen sie ihre Pflicht bindet, die Ursache, welche eine Deutsche fallen läßt, nein, mit kalter, besonnener Reflexion dessen, was sie gehört und gesehen, weicht sie, sei es nun aus dem einen oder dem anderen Grunde, vom Pfade der Tugend ab.

Eine deutsche Frau fällt nur dann, wenn ihr sittliches Gefühl durch die Lehren des Lasters vergiftet ist; man hüte sie hiervor und es wird keine treuere Gattin geben, als die Deutsche: —

Wo ein Anderer, vermöge ihres entschlossenen Temperaments selbstständig handelnd auftritt, schließt sich die deutsche Frau zunächst vertrauensvoll an ihren Mann an; an ihm ist es, die Schritte seiner Gattin zu leiten, nicht mit der drückenden Kette einer lästigen Eifersucht, nicht mit dem Schein einer geheuchelten Gleichgültigkeit, durch welche man die Liebe wach zu halten glaubt, nein, mit der ernsten, festen, würdevollen Haltung, wie man sie von dem Manne erwarten darf, dessen Handlungen zunächst die der Frau regeln und leiten sollen, und den unmittelbarsten Einfluß auf sie ausüben. — Nach ihm ist es der Umgang, und zwar wie gesagt der Umgang mit dem eigenen Geschlechte, welcher nur zu häufig über das Schicksal einer Frau entscheidet; erröthend und unwillig wendet sie sich von dem Manne, der es wagt, ihr mit sündigen Worten zu nahen, wenn ihr Ohr nicht bereits früher jenen verderblichen Lehren gelauscht hat. —

So ist schön, und die deutsche Nation kann stolz darauf sein,

wenn wir hier den Grundsatz aufstellen und ihn gegen Jeden kräftig und ritterlich zu behaupten vermögen, daß unsere Frauen selbst lieben können, rein, wahr, mit der ganzen Tiefe ihrer schönen Seele, und daß selbst dann noch das Gefühl der Tugend und Sitte zu fest in ihnen wurzelt, um sie jemals ihrer Pflicht vergessen zu machen. —

Diese Art von psychologischer Abhandlung, möchte vielleicht im ersten Augenblick etwas zu weit ausgedehnt für den Raum der vorliegenden Blätter erscheinen; aber der Leser sowohl als der Kritiker mag es nicht vergessen, daß der Zweck dieses Buches nicht allein auf eine gewöhnliche Romanlecture hinausgeht, sondern es sich außerdem zur Pflicht gemacht hat, auf jene Uebel hinzudeuten, die wie fressende Krebsschäden an unseren socialen Verhältnissen nagen, und die nur durch energische Mittel auszurotten sind.

Wir hielten diese Worte für nothwendig, um das Treiben jener Art von Frauen in seiner ganzen Abscheulichkeit darzustellen, welche so oft das Glück und die Ruhe einer Familie mit herzloser Niederträchtigkeit untergraben haben, um ihre eigenen, selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, und die um so gefährlicher erscheinen, als das Gesetz selbst nichts gegen die Vorsicht vermag, mit welcher sie bei ihrem Treiben zu Werke gehn.

Die Person, welche wir in unsere Geschichte unter dem Namen der Katze eingeführt haben, gehört mit zu denselben.

Ihre bereits angedeutete Beschäftigung als Wickelfrau bringt sie in vielfache Berührung mit jungen Frauen der verschiedensten Stände, und noch dazu in Situationen einer Art, in welchen man gern mittheilend ist, und manche Dinge zu verhandeln hat, die selbst eine höher gestellte Dame den Unterschied des Ranges vergessen und derselben in einer solchen Frau eher eine Rathgeberin, eine Freundin, als die Dienende erblicken lassen. Mit der einem jeden Weibe eigenthümlichen Gewandheit, weiß nun diese Frau bald genug die Schwächen derjenigen auszukundschaften, die sie zu ihrem Opfer er-

loren; ſie weiß aus den leiſeſten Andeutungen zu entnehmen, ob beide Eheleute in einträchtiger Liebe mit einander leben, ob bisweilen Mißverſtändniſſe vorfallen, welcher Art dieſelben ſind und in welcher Beziehung der Mann ſeiner Frau mißfällt. Wehe dann der Beklagenswerthen, die nicht charakterſtark genug iſt, um der ſyſtematiſchen Verführung Trotz zu bieten, mit welcher ſie von Jener bedroht wird!

Das war eine jener ſchrecklichen Cultur-Tragoedien, wie wir ſie alle Tage in den reich geſchmückten Wohnungen der prächtigſten Straßen, wie in den niedrigen Hütten der ärmlichſten Gaſſe finden können, reich an gewaltigen, Entſetzen erregenden Wirkungen, mit niedrigen Charakteren, ekelhaften Situationen und herzerſtarrendem Schluß: dieſe einfache Geſchichte von der kleinen, blonden Frau, die wir dem Leſer bereits, wenn gleich nur in flüchtigen Umriſſen vorgeführt haben, und die nun eben ſo wahre, als warnende Epiſode in unſerem Buche bildet.

Der Leſer, welcher mit einiger Aufmerkſamkeit unſerer Erzählung bis hieher gefolgt iſt, wird ohne Zweifel vermuthen, daß die beiden Damen, welche Arthur am Abend vor dem in Rede ſtehenden Tage aus der Wohnung der Kaße kommen ſah, dieſelben ſind, welche Charlotte wieder erkannte, als er den Schuhmacher zu beſuchen beabſichtigte: — und in der That iſt dieſe Vermuthung richtig.

Wir wollen hier mit wenigen Worten die Geſchichte dieſer Frau erzählen:

Sie war, wie wir aus den Erinnerungen des Grafen gehört haben, die Tochter jener alteren Frau, und ihr Vater der Wirth eines Kaffeehauſes zweiter Klaſſe geweſen. In ihrer Jugend hatte man ſie ſich völlig ſelbſt überlaſſen; Niemand kümmerte ſich um ſie, ihre Aeltern hatten mit dem Geſchäft zu thun, durch welches ſie ſich ihren Unterhalt erwarben, das junge Mädchen wurde ſogar häufig dazu gebraucht, die Gäſte bedienen zu helfen, und in dieſem gefährlichen Treiben wuchs ſie heran. Auf ſolche Weiſe nur mit dem ma-

teriellen Leben und deſſen Schönheiten bekannt, entfaltete ſich das Kind zur Jungfrau. Täglich in der Geſellſchaft von Männern, die dem unerfahrenen Mädchen Höflichkeiten und Schmeicheleien ſagten, war es kein Wunder, wenn ihre Eitelkeit, dieſer böſe Dämon der Frauen erwachte, aber dennoch blieb ſie reinen, und unverdorbenen Herzens, ein fröhliches, unſchuldiges Kind, unberührt von dem böſen Beiſpiele ihrer eigenen Mutter, einem in jeder Beziehung verderbten Weibe. — So ſchloß ſie die erſte Periode ihres Daſeins; ſo trat ſie in das Haus des Gatten, faſt noch ein Kind, denn ſie zählte bei ihrer Verheirathung kaum ſechszehn Jahre; aber ihre Mutter hatte dieſe frühe Verbindung veranlaßt, theils um ſich der Sorge für die Tochter, obgleich ihr einziges Kind, zu entledigen, theils weil ſie kokett genug war, noch immer Anſprüche auf ihre Reize zu machen, die durch die aufblühende Schönheit des jungen Mädchens mit jedem Tage mehr verdunkelt wurden.

So war ſie aus dem Kinde eine Frau geworden; aber ſie war doch immer noch ein Kind, ein harmloſes, freundliches Kind, leicht zu lenken, keinen anderen Gram kennend, als vielleicht den, ein Kleid nicht vollſtändig nach Wunſch paſſend zu ſehn. Sie liebte ihre Eltern, ſie hatte ihnen gehorcht, wie es ſich geziemte, und ſie hielt es für eben ſo leicht, ihren Mann zu lieben und ihm zu folgen; an Dieſen war es, die Fehler einer vernachläſſigten Erziehung wieder gut zu machen, es wäre ihm ein Leichtes geweſen, dieſes weiche Herz zu bilden und ſtark zu machen in dem Bewußtſein der Tugend. Aber dieſer Mann gehörte ſelbſt zu jenen elenden, charakterloſen Menſchen, denen kein Gedanke von dem edleren Principien der menſchlichen Natur inne wohnt. Durch ſeine Liederlichkeit in Schulden geſtürzt, hatte er dieſe Heirath nur geſchloſſen, um ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern, und als er ſeinen Zweck erreicht ſah, überließ er ſich nach wie vor ſeinem ausſchweifenden Leben.

Seine arme, verlaſſene, kleine Frau ſaß zu Haus, betend und

weinend oft bis ſpät in die dunkle Nacht; Anfangs mit ängſtlicher Furcht den Gatten erwartend und ſorgend, daß ihm ein Unfall zugeſtoßen ſein konnte; doch wenn ſie dann endlich ſeinen wohlbekannten Tritt im Vorzimmer vernahm und freudig aufſpringend ihm entgegeneilte, hörte ſie wohl gar rauhe, unzarte Worte, die ſchneidend ihr Herz durchdrangen, daß ſie ſich ſtumm abwendete, um die Thränen zu verbergen, die ſich mit Gewalt aus ihren von Müdigkeit ſchmerzenden Augen drängten. —

Das war die erſte Zeit ihrer Ehe.

Dann aber hörte ſie allmälig auf, zu ſorgen und ſich zu ängſtigen, wenn ſie des Nachts ſpät im einſamen Zimmer ſaß. Nicht mehr wie ſonſt lauſchte ſie mit freudiger Erwartung auf den Zuſtritt eines Nachtſchwärmers, der in der Entfernung auf dem wiederhallenden Pflaſter nach Hauſe eilte; ſie öffnete nicht mehr tauſendmal das Fenſter, ſich rückſichtslos der kalten Nachtluft ausſetzend, um die ſchweigende Straße nach ihm hinabzuſchauen; nein, ſie ſaß ſchweigend und heimliche Thränen in den ſonſt ſo klaren Augen in einer Ecke des Sopha, und wenn ſie weinte, weinte ſie über ſich ſelbſt und über ihr unglückliches Schickſal, an einen Mann gefeſſelt zu ſein, der ſie vernachläſſigte. — Und wenn er dann zu ihr in's Zimmer trat, verbarg ſie die Spuren ihres Unmuths und hieß ihn mit gleichgültiger Stimme willkommen.

Bald nachher kam die Zeit der Reflexionen.

Da begann ſie, ihr Leben mit dem ihrer Freundinnen zu vergleichen, die in glücklicheren Verhältniſſen lebten, ſie fragte ſich, warum ſie doch ein ſo hartes Schickſal verdient habe, warum doch Andere glücklich ſein konnten, weshalb ſie es nicht wäre, und ob es denn kein Mittel gäbe, es zu werden.

Dieſe Zeit dauerte ſehr lange; ſie konnte zu keinem Reſultat gelangen, aber während dieſer Zeit entfremdete ſich ihr Herz immer mehr ihrem Manne; ſie fing an, ihn nicht mehr zu achten.

Von dem Rande des Abgrundes, an welchen ſie dieſe gefahrlichen Träumereien ihr ſelbſt unbewußt geführt hatten, wurde ſie indeſſen durch das beſeligendſte, reinſte Gefühl des Weibes zurückgeriſſen. Sie betrachtete ihren Manne abermals von einem anderen Standpunkte, als den Vater des Kindes, welches ſie unter ihrem Herzen trug. — Bei der Geburt deſſelben lernte ſie die Katze kennen.

Dieſes Weib war nicht nur laſterhaft, — nein ſie war auch eine Verbrecherin: auf ihrem blutbefleckten Gewiſſen laſtete eine Schuld, die das Geſetz der Menſchen mit dem Tode beſtraft. Wir werden ſpäterhin auf dieſe ſchreckliche That, die bedeutungsvoll in unſere Geſchichte eingreift, zurückkommen.

Und dieſes entſetzliche Weib mit der fluchbeladenen Hand, mit dem entmenſchten Gefühle des kaltblutigen Verbrechens, ſetzte ſich an das ſchuldloſe, fromme Bett jener verlaſſenen, kleinen Frau, von ihrem fühllosen Gatten ſelbſt in jener Zeit verlaſſen, wo ſie die ſchönen Träume einer glücklicheren Zukunft verwirklicht zu ſehen glaubte, und ihr Athemzug wehte die an, die bis dahin ſo rein, ſo ſchuldlos war, wie der giftige Thau auf die jugendliche Blüthe fällt, die ſich friſch und fröhlich dem Morgen zu entfalten ſtrebt.

Da kamen nun zuerſt die allgemeinen Geſpräche über die ſchlechten Eigenſchaften der Männer, über den Wankelmuth, über die Treuloſigkeit derſelben, dann die Anwendung dieſer Unterhaltung auf die trübe Lage der jungen Frau, und wie ungerecht es doch eigentlich ſei, daß das ſchwächere Geſchlecht ſo ruhig Alles dulden und tragen müſſe, ohne das Vergeltungsrecht zu üben, und daß man es im Grunde genommen, keiner Frau verargen könne, wenn ſie ſich zu entſchädigen ſuche und noch vieles Andere, welches die Verlaſſene anfänglich mit dem Unwillen eines noch unverdorbten Gemüthes anhörte. Aber bald genug gefiel ſie ſich in dem Gedanken, daß es in ihrer Macht ſtände, ſich für die ihr zu Theil werdende Vernachläſſigung und üble Behandlung zu rächen. — Dieſes Gefühl iſt dem

Menſchen ſo natürlich. — Wir ſchmeicheln uns ſelbſt mit dem Bewußtſein einer gewiſſen Großmuth, daß wir das nicht thun, was wir doch thun könnten, wir gefallen uns in dieſer Rolle, während unſere Pflicht uns gebietet, ſo und nicht anders zu handeln, und überreden uns endlich ſelbſt, daß es nicht Arges, vielmehr etwas ſehr Einfaches, Naturgemäßes ſei, das Gegentheil zu thun; wir bewundern uns ſelbſt in dieſer ſeufzenden Hochherzigkeit, bis dieſe Selbſtbewunderung uns endlich dem Verderben in die Arme führt. —

Und nun, um ihren Zuſtand noch trüber, noch elender zu machen, nun kamen auch noch andere Sorgen hinzu, die ſie bisher nicht gekannt hatte: die Sorge für ihren Unterhalt, denn ihr Mann verſchwendete ihr Vermögen leichtſinnig und ohne ſich um die Folgen zu kümmern. Er hatte ſeine vierteljährliche Gage bereits auf ein ganzes Jahr bei einem dienſtfertigen Geldmäkler verſetzt, und in der Wirthſchaft mangelte es an dem Nothdürftigſten. —

Es war ein bitteres, ein ſehr bitteres Gefühl für die junge Frau, als ſie ſich genöthigt ſah, die Hülfe ihrer Aeltern in Anſpruch zu nehmen, denn dieſe, Vater ſowohl, als Mutter waren ungeachtet ihres einträglichen Geſchäftes, geizig und habſüchtig. Doch ſie überwand jenes Gefühl; aber auch der letzte Reſt der Achtung, welche ſie für ihren Mann gefühlt, verſchwand in dem unwürdigen Benehmen deſſelben, bei der freudigen Gutmüthigkeit, mit welcher er die baaren Werthe des Schwiegervaters hinnahm, ohne auch nur im Mindeſten ſeine Lebensweiſe zu ändern.

Wenige Wochen nach der Geburt ſtarb ihr Kind, dies kleine, liebliche Weſen, deſſen Anblick ſie ſo oft ihren unſäglichen Kummer vergeſſen gemacht hatte, ſie ſtand wieder allein, verlaſſen da; das Gefühl der Mutterliebe hätte ſie vielleicht rein und von Sünde frei erhalten. Aber ſo hatte ſie Niemand, mit dem ſie ſich über ihre Lage hätte ausſprechen können, nichts, was ſie zerſtreuen konnte. Ein leicht erklärliches Gefühl der Schaam hielt ſie davon zurück,

ihrer Mutter offen und ohne Rückhalt ihre bedauernswerthe Stellung mitzutheilen; außerdem war diese Frau, nachdem was wir über sie gesagt, nicht dazu geeignet, die Lehren der Tugend in der Tochter wach zu halten, ihre Freundinnen hatten sich von ihr zurückgezogen, da war nur jenes Weib geblieben, welches unter der Maske erheuchelter Freundschaft sich an sie drängte, und unter dem Scheine des Trostes die Worte der Versuchung in ihr leicht empfängliches Ohr flüsterte.

So fiel diese Frau. —

Sie fiel, und hatte doch einst ein Herz gehabt, ein Herz, so rein, so fromm, so voll Tugend und Weiblichkeit, ein Herz voll Liebe und Hingebung, das einen Anderen selig gemacht haben würde in ihren Armen; sie fiel —

„— — — eine welke Blume,
von der Paradiesesrose Weib." — — —

„C'est les premier pas, qui coûte," sagt ein französischer Schriftsteller, und nichts ist wahrer als dieses Wort.

Der erste Schritt war geschehen, und was noch schlimmer für sie war, jenes Weib hatte sie dazu verführt, und die Verführerin kettete sich mit der Riesenkraft des Mitwissens an die Verbrecherin.

Wir wollen keine Einzelnheiten dieser Vorfälle erwähnen, es sei genug, wenn wir sagen, daß diese bedauernswerthe Frau nachdem sie noch einige Jahre in diesem Verhältnisse gelebt, von ihrem Manne geschieden wurde und in das älterliche Haus zurückkehrte.

Ihre Aeltern hatten indessen das bisher betriebene Geschäft aufgegeben, und empfingen die Tochter mit schlecht verhehltem Widerwillen, sie sahen sie als eine widerwärtige Last an, und suchten ihr Unglück eher zu erschweren als zu erleichtern.

In dieser Lage war es wieder die Katze, welche als Versucherin zu ihr trat.

Einer der besten Kunden dieses Hauses war nämlich der alte Herr, den die Mutter Wegener schon beschrieben und den wir bereits

flüchtig kennen lernten, denn es war derselbe, mit welchem Cartentierce das Rencontre in der Spandauerstraße hatte, als er die kleine Mairose gegen die Zudringlichkeiten dieses Wüstlings in Schutz nahm. Der Herr von Bok gehörte zu jener Klasse von Männern, die in Sünde und Laster ergraut sind, die nicht die leiseste Ahnung von einem anderen Genuß, als dem ihre Sinne haben, die kein Mittel, selbst das niedrigste, das erbärmlichste nicht scheuen, ihren Zweck zu erreichen. — Er hatte jene kleine, blonde Frau gesehen, und ließ ihr durch seine Verbündete die Katze, nachdem er auf andere Art vergeblich versucht hatte, seine Absichten zu erreichen, den Antrag machen, ihn zu heirathen. Unter den Umständen, in welchen sie sich befand, mußte ein solcher Vorschlag leicht das Schreckliche verlieren, das in dem Gedanken lag, ihr Leben an der Seite eines Mannes zu vertrauern, der außer seinem Alter noch so viele andere, unliebenswerthe Eigenschaften besaß; auch ihre Aeltern drangen in sie, diesen Antrag nicht zurückzuweisen, aber dennoch hatte sie sich bisher hartnäckig geweigert, ihr Jawort zu geben, obgleich auch die Katze alles Mögliche aufbot, sie zu überreden, da ihr der Baron einen bedeutenden Lohn versprochen hatte, wenn er sich am Ziel seiner Wünsche befände. — Dieses Weib hatte durch die Scheidung der Verführten einen großen Theil des Einflusses eingebüßt, welchen sie bisher auf ihr Opfer geübt, denn das Geheimniß, dessen Mitwisserin sie war, hatte an Werth verloren, seitdem Jene keine Rücksichten mehr hatte, es mußte ihr aber Alles daran liegen, dieselbe abermals in einem Verhältnisse zu sehen, in welchem sie wieder ihre frühere Gewalt in Ausübung bringen konnte.

Aber mögen auch die sogenannten starken Geister mit trotziger Stirn behaupten, daß es im Leben nichts von dem giebt, was man die göttliche, ewige Vergeltung nennt, mögen sie es immerhin ausschreien für ein thörigtes Mährchen, erfunden in einer königlichen Ammenstube, dieses unmündige Kind, das Volk am Gängelbande zu

leiten, mag Mancher, der ohne ſeine Schuld im Elend ſchmachtet an dieſem ſchönen, troſtbringendem Gefühle verzweifeln, dennoch giebt es, und nicht etwa erſt in jener unenthüllten, räthſelhaften Zeit unſeres kommenden Seins oder Nichtſeins, nein es giebt bereits in dieſem Leben, in dieſem Zwitterleben der Materie und des Geiſtes, überall und ewig jenes unveränderliche, naturgemäße Gleichgewicht des Rechts und Unrechts, welches wir die Vergeltung nennen, nicht die Vergeltung, die der Menſch an dem Menſchen übt, und durch das Wort „Geſetz“ zu einem nicht angemaßten Vorrecht des Stärkeren ſanctioniren möchte, nein es giebt eine Vergeltung, eine lohnende, eine ſtrafende Vergeltung, in uns und durch uns ſelbſt, und in dem Princip deſſen, was dieſelbe herbeigerufen, ihre innerſte, eigentlichſte Grundlage findend.

Dieſe Frau, dieſe arme, unglückſelige Frau hatte geſündigt, und aus dieſer Sünde wuchs langſam und rieſengroß ihre Strafe empor. Sie hatte geſündigt gegen jenes ſchöne, innige Gefühl, welches rein und klar in dem Buſen eines jeden Weibes ſchlummert; in dieſem Gefühl fand ſie ihre Strafe. —

Sie liebte!

XIV.

Fortſetzung.

Henriette, wir haben dieſe Frau, welche in den Griffeln unſerer Erzählung eine nicht unwichtige Rolle ſpielt, bereits mit dieſem Namen genannt. Henriette hatte an demſelben Tage, an welchem ſie mit ihrer Mutter zu der Katze gehend, dem Grafen von Cartentieres begegnete, eine Unterredung mit dem Manne gehabt, welchen ſie liebte.

Dies war ein junger, talentvoller, ehrgeiziger Mann, ein Maler, der ſeine Kunſt über Alles liebte, und welcher dabei ein tiefes, ehrliches Gefühl für Recht und Tugend beſaß. Er hieß Victor Reimann. Seine Vermögensumſtände waren indeſſen durchaus nicht glänzend zu nennen: er erwarb durch ſeine Kunſt ſo viel, als er gebrauchte, um ſeinem Stande gemäß auftreten zu können, und all' ſein Streben war darauf hingerichtet, ſich über die Hinderniſſe, welche ſich ſeinem Genie entgegenſtellten, hinweg zu arbeiten, um dereinſt eine Stellung einzunehmen, die, wie ſein Bewußtſein ihm ſagte, ſeinen Talenten, ſeinem Genie gebührte. Alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe erlaubten ihm für den Augenblick nicht, eine für das

Leben dauernde, seinem Streben hinderliche Verbindung anzuknüpfen, und offen und ehrlich, wie sein Charakter war, hatte er nicht einen Augenblick angestanden, bereits im ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit Henrietten darauf hinzudeuten. Freilich, wenn er sie geliebt hätte, dürfte seine jugendliche Leidenschaft ihn vielleicht zu einem so unüberlegten Schritte hingerissen haben; — aber dies war nicht der Fall. — Sie hatte ihm dagegen gesagt, daß sie im Begriff wäre, eine sogenannte glänzende Parthie zu machen, daß sie aber um seinetwillen auf Glanz und Reichthum Verzicht leisten, daß sie nur ihn, keinen Andern lieben könne und wolle, sie hatte mit all' diesen Koketterien, die das liebende Weib so verführerisch anzuwenden weiß, einen tieferen Eindruck auf ihn hervorzubringen versucht; aber vergeblich.

Sie hatten sich gegenseitig ein Rendezvous bei Gelegenheit einer jener matinées gegeben, die seit einigen Jahren in unserer Residenz so beliebt geworden; — und das war auch eine jener tragischen Mysterien, welche wir nicht erst in dem Buche eines Romantikers aufzusuchen haben, sondern die sich täglich vor unsern Augen ereignen, das Zusammensein dieser beiden jungen Leute in so verschiedenen Gemüthsstimmungen dort an jenem Orte der Freude.

Ringsumher in dem Salon des Hôtel de Russie diese geputzte, plaudernde und gaffende Menge; diese hübschen, jungen Damen, mit den erwartungsvollen Gesichtchen und der reizenden Toilette, die schwere Winterverhüllung anmuthig von den üppigen Schultern zurückgeschoben und mit schelmischem Lächeln den Worten ihres Begleiters horchend, wenn eine Zwischenpause eingetreten; — diese alten Frauen und Jungfrauen sehr ernst und aufmerksam dasitzend, sich mit dem parfümirten Taschentuch Kühlung zuwehend, als wollten sie zeigen, daß ihnen auch noch warm werden könne, und dann und wann einen strengen Blick auf ihre jugendlichen Nachbarinnen werfend, oder mit einem heiseren, unwillig leisem Zischen zur Ruhe mahnend; — diese bejahrten Herren im schwarzen Frack und weißer Cravatte,

ein ſehr groſſes Opernglas in der Hand haltend und eine auftretende Sängerin mit aufmerkſamen Ernſt betrachtend, bis ihnen der zitternde Arm erlahmt, und ſie ſich dann zu dem Nebenſtehenden mit den Worten wenden: „Noch immer gut conſervirt dieſe Kleine; — ſie hält ſich lange, auf Ehre!“ — Und dann dieſe backenbärtigen Lions, mit lauter Stimme Ruhe gebietend, das ſchildpattene Lorgnon in den rechten Augenwinkel geklemmt, an irgend eine Ecke lehnend in einer ſehr maleriſchen Stellung, die ſie in dem Atelier eines Bekannten, oder auf dem Muſeum ſtudiert, und beim Abtreten einer Künſtlerin in die Hände klatſchend, daß die Knöpfchen von den engen Handſchuhen abſpringen, oder laut mit der Stimme eines Kunſtkenners rufend: „Sehr brav! Auf Ehre, ſehr brav. Bei Gott, ſie war heut ſehr bei Stimme!“ und noch viele andere Worte, die alle von ihrem Geſchmack für die Leiſtungen der Kunſt und Muſtern zeigen, mit denen ſie nachher von dem Concertgeber bewirthet werden; — dann die Recenſenten, mit ihren wohlgenährten Geſichtern und ſehr breitem Rücken, die Bleifeder und das Notizbuch in der Hand, dieſes inhaltſchwere Notizbuch, vor dem die Künſtler zittern und das die Laien mit ehrerbietiger Scheu betrachten, ſich leiſe anſtoßend und in die Ohren flüſternd: „Haben Sie geſehen? Er hat eben ein Kreuz gemacht; er glaube, er wird ſie morgen reißen! — „Dies Alles und noch vieles Andere war dort im Saale zu ſehn und zu hören, wie z. B. das Lachen der Menge über den Vortrag eines beliebten Komikers, die rauſchende Muſik des Orcheſters, mit dem taumelnden Wirbeln der Pauken, dem luſtigen Schmettern der Trompeten, dem klagenden Tone der Flöte, dem phantaſtiſchen Pizzicato der Geigen, und inmitten dieſes tollen Lärmens und Treibens, unbeachtet von den umringenden, gleichgiltigen Geſichtern, ſaß dieſe bleiche Frau in der kleinen, zitternden, unter dem ſchweren Sammetſhawl verborgenen Hand die des Mannes haltend, den ſie liebte, den ſie anbetete, und der ſie kalt und ſtreng von ſich zurückwies.

„Victor," flüſterte ſie endlich, und die Ueberzeugung, daß das Concert bald zu Ende, und auch dieſe Gelegenheit, ſich zu ſehen vorüber ſein würde, gab ihr Kraft zu den Worten, bei denen ihr vorher die Stimme verſagt hatte; „Victor, wir werden nur noch wenig Zeit haben zu ſprechen. Du weißt, daß man mich nachher abholt. — Victor, mein theurer Victor, haſt Du mir gar nichts zu ſagen?"

„Was ſoll ich Dir noch ſagen, Henriette? — Ich habe Alles noch einmal überlegt und —"

„Und?" fragte ſie haſtig den Zögernden.

„Und gefunden, daß ich Dir das noch einmal ſagen muß, was Du ſchon früher von mir gehört."

Die unglückliche Frau ſtieß einen halbunterdrückten Schrei aus, der unbeachtet in der rauſchenden Muſik verklang, nur eine alte Dame, mit einer langen Pleureuſe auf dem Hut und ſehr vielen falſchen Locken und Zähnen, wendete ſich um, und ſah ſie mit einem ſtrengen, mißbilligenden Blick an; Henriette verſuchte auszuſehen, als ob ſie gelacht hätte; es gelang ihr, aber ihr war, als ob das Gefühl jahrelanger Leiden in dieſem einzigen Augenblick wahnſinniger Qual zuſammenſchrumpfe.

„Victor," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während die fürchterliche Angſt ihre Stimme faſt unhörbar machte, und ihre Hand eiskalt wurde; „Victor, Du entſcheideſt in dieſem Augenblick über mein Leben. — Heut Nachmittag ſoll ich dem Baron mein Jawort geben, oder der Vater weiſ't mich aus ſeinem Hauſe. — Er wird nur allzu gewiß Wort halten!"

„Er meint es gut mit Dir. — Sei ruhig, ich bitte Dich. — Warum willſt Du dieſe Heirath ausſchlagen, die nur in jeder Beziehung vortheilhaft für Dich iſt."

„Weil ich Dich liebe! — Weil ich nicht leben kann ohne Dich!"

„Doch, Du wirſt. — Du wirſt ſogar in dieſem Verhältniß

glücklich sein, während wir uns auf andere Weise beide zu Grunde richten."

Sie sah ihn eine lange Minute hindurch an, mit den großen, thränengefüllten, verwurfsvollen Augen. Dann sagte sie: „Nun gut. — ich will nicht Dein Weib werden, Victor;" und während sie diese Worte sprach, zitterte ihre Stimme nicht mehr, auch ihre Hand lag fest in der seinen, wenn sie gleich kalt blieb wie Marmor. — „Du bist unbeugsam in Deinen Grundsätzen; ich bin ein verworfenes, sündiges Weib in Deinen Augen. — Aber Du wirst Jemand brauchen können, der Dein Zimmer reinigt, der Deine Sachen in Ordnung hält; ich will dies thun. — Hörst Du, ich will Deine Magd sein, ich will noch mehr: ich will Dir Alles, Alles geben, was ich noch habe, ich will Deine Maitresse sein!"

„Pst! — Sprechen Sie doch nicht immer so laut;" sagte die alte Dame sich wieder umdrehend, und strich sich die Locken zurück. — „Sie stören ja die ganze Gesellschaft." Und dann wendete sie sich wieder zurück, um dem Schluß der Arie zuzuhören, die ein sehr kleiner Tenorist eben beendete, und während Alles ringsumher in die Hände klatschte und Brave rief, war auch nicht Einer da, der daran dachte, daß in diesem selben Augenblick ein armes Herz in unsäglichem Kummer brach. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage, oder besser am Mittage, denn dieser feurige Liebhaber hatte sich nicht die Zeit zum Essen genommen, um keinen Augenblick zu versäumen, saß der Herr von Bek, im Vorderzimmer der Kaze, der Ankunft seiner Geliebten und deren Entscheidung entgegenharrend. Vor ihm standen die Reste eines schnell improvisirten Frühstücks, eine halbgeleerte Weinflasche und etwas kalte Küche.

Er gewährte wirklich ein sehr schönes Bild in sich aufgeklärter, selbstzufriedener, behaglicher Dummheit, wie er da in der Ecke

des Sopha saß, sich mit einem silbernen Zahnstocher im Munde umherstöbernd, oder einen Schluck Wein nehmend, oder seinen langen Schnurrbart, den er jedesmal in das Glas tauchte, mit der Zunge, auch wohl mit den Fingern abwischend, einen langen, borstigen Schnauzbart, der einen Bürstenbinder mit heimlicher Freude erfüllt haben würde.

Seitwärts von ihm, am Fenster saß die Katze, von Zeit zu Zeit auf die Straße hinabblickend.

„Sagen Sie 'mal, Duenna," begann er endlich nach einer langen Pause, denn er pflegte diese Frau gewöhnlich mit jenem Titel anzureden, den er für sehr gewählt und vornehm klingend hielt; „sagen Sie mal Duenna, ich habe schon mehre Nächte nicht vor dem Gedanken schlafen können, der mir neulich eingefallen ist und der mir seither sehr viel Unruhe gemacht hat; sagen Sie, würde es mir nicht sehr gut stehen, wenn ich meinen Bart schwarz färbte! — Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß ein schwarzer Schnurrbart viel Effect bei den Damen macht, selbst wenn er nur gefärbt ist."

Die Katze erwiederte indessen auf diese wichtige Frage, daß ihr ein blonder Bart besser gefalle, als ein schwarzer, und daß, ihrer Meinung nach, sein Gesicht durchaus keiner weiteren Zierde bedürfe, sondern hübsch genug sei, worüber der ältliche Herr sehr erfreut lächelte und sich dabei mit dem Zahnstocher den Gaumen blutig stieß, indem er sagte, die Duenna sei eine kleine Schmeichlerin, indessen habe er selbst die Ueberzeugung, daß sein Gesicht sehr geeignet dazu sei, einen sehr tiefen Eindruck auf irgend ein weibliches Herz zu machen, doch könne er es sich durchaus nicht erklären, warum diese kleine Frau ihn bisher so spröde behandelt habe, worauf er abermals ein sehr lehrreiches Gespräch über die gefärbten Schnauzbärte begann, welches damit endete, daß er die Katze um ein Stück altes Zeitungspapier ersuchte, den übrig gebliebenen Rest eines Schinkenstückes

und etwas Schweizerkäſe darin einzuwickeln, das er ſich als Abendbrod mit nach Haus nehmen wolle. — Die Katze, obgleich ſie den ekelhaften Geiz dieſes Mannes kannte, den ſie nichts deſtoweniger bei jeder anderen Gelegenheit zu prellen wußte, lächelte dennoch unwillkürlich, als ſie dieſe Victualien in der Taſche ſeines Rockes verſchwinden ſah, worauf der ökonomiſche Herr indeſſen nicht weiter achtete, ſondern ruhig in ſeiner früheren Unterhaltung fortfuhr:

„Nun, ich bin der That neugierig, wie ſich dieſe kleine Frau benehmen wird," ſagte er, ſich wieder in ſeine früheren Stellung begebend. — „Sie wird mir keinen Korb geben, davon bin ich überzeugt, — nicht wahr? — Meint Ihr nicht auch Duenna."

„Sie wird doch ihr Glück nicht mit Füßen von ſich ſtoßen;" entgegnete die Katze.

„Sehr richtig geſagt. — Ja wohl ich werde ihr Glück ausmachen, ihr Glück, ihre Freude, ihre Wonne! Pah," fuhr er nach einer Pauſe fort; „und ſelbſt wenn ſie nicht wollte, wird ſie doch müſſen!"

„Und weßhalb muß ſie?" fragte die Katze verwundert.

Der Beſitzer von Bels'au ſtand mit ſehr geheimnißvoller Miene vom Sopha auf, und näherte ſich der Katze; dann zog er aus der Bruſttaſche ſeines Rockes ein großes Vorſchneide-Meſſer heraus.

„Sehen Sie das Meſſer, Duenna?"

„Mein Gott, Sie werden doch nicht Gewalt brauchen wollen!"

„Gewalt? — Meine liebe Duenna, es giebt zweierlei Arten von Gewalt, eine moraliſche und eine phyſiſche. — Ja, ich werde Gewalt brauchen, aber nur die moraliſche. — Wenn ſie ſich weigert, werde ich ſagen, daß ich nicht ohne ihren Beſitz leben kann, daß ich zu ihren Füßen ſterben will, oder wenn ſie einen Anderen begünſtigt, daß ich dieſen erſtechen werde. — Und wenn ich dann wirklich das Meſſer herausziehe, dann ſchreit ſie, ſie fällt mir in den Arm, ſie bittet, und die Sache iſt gemacht! — Ja, ja, ich kenne

die Weiber, Sie glauben nicht, welchen Effekt das macht. Ha, ha, ha, ha!“

Und der alte Herr lachte ſo herzlich und laut, daß die armen Haltekinder im Hinterſtübchen erſchraken, aus ihrem Mittagsſchlaf emporfuhren und ängſtlich und furchtſam in ihren Bettchen an einander rückten.

In dieſem Augenblick rief die Katze ihm zu, daß die Erwarteten die Straße herauf kämen und öffnete das Fenſter, um ſich davon zu überzeugen, daß ſie nicht falſch geſehen habe. Der Baron warf ſich, nachdem er raſch das Meſſer eingeſteckt hatte, in eine ſehr reizende Attitüde, und bereits nach wenigen Minuten trat Henriette mit ihrer Mutter in das Zimmer. Nach den gewöhnlichen gegenſeitigen Begrüßungen, und nachdem die beiden Frauen Mäntel und Hüte abgelegt hatten, ſagte die Katze zu der Mutter der jungen Frau, daß ſie ein neues Kleid gekauft habe, und es ihr zeigen wolle, ſie möchte nur mit ihr in das Nebenzimmer kommen, und es würde wohl nichts ausmachen, wenn man dieſe jungen Leute einige Augenblicke allein laſſe. Beide gingen darauf fort, die Thür ſehr ſorgſam hinter ſich zumachend, und die Katze fragte neugierig, ob ſich denn Henriette endlich beſtimmt habe, ihre Einwilligung zu geben.

„Ich weiß nicht, was mit ihr vorgegangen iſt, ſeitdem ſie heut aus dem Concert zurückgekommen,“ entgegnete Jene; „ſie ſah ganz anders aus wie ſonſt, und hat mir keine beſtimmte Antwort auf meine Fragen gegeben.“

„Sie muß in irgend Jemand verliebt ſein, ich will darauf ſchwören,“ fuhr die Katze fort; „ich kann mir ihre Weigerung nicht anders erklären. Ja, ja, ein ſchlimmes Ding mit dem Verliebtſein. Wir haben das auch gehabt; nicht wahr, Frauchen?“

Und die beiden alten Weiber brachen in ein leiſes, wohlgefälliges Kichern aus, worauf die Katze den Vorſchlag machte, an der Thür zu lauſchen, um zu hören was drinnen geredet wurde. Nachdem ſie indeſſen ungefähr eine Viertelſtunde vergeblich ihr Ohr angeſtrengt hatten, ohne etwas Anderes, als einzelne abgebrochene Worte zu verſtehen, zogen ſie ſich zurück und begannen ſehr eifrig über das Thema zu plaudern, ob dieſe Hochzeit im engliſchen Hauſe oder in einem anderen Lokale gefeiert werden ſolle, und ob es wohl gerathen ſei, den Ball durch einen Opernkänzer anordnen zu laſſen, oder nicht.

Als ſie dies, und noch viele andere Sachen von eben ſolcher Wichtigkeit eine ſehr lange Zeit hindurch beſprochen hatten, wurde ihre Aufmerkſamkeit endlich durch die Stimme des Barons geſtört, der ſehr laut und ſehr pathetiſch irgend etwas zu deklamiren ſchien,

ſie lauſchten; jetzt eine neue Pauſe, dann ein halblauter Schrei, das Fallen eines ſchweren Körpers gegen die Erde, und Alles war ſtill.

Die Katze, welche den vorerwähnten Theatercoup des excentriſchen Liebhabers ausgeführt glaubte, winkte ihrer Geſellſchafterin, ſtill zu ſein; aber Dieſe hatte bereits raſch die Thür geöffnet und trat in das andere Zimmer.

Da ſtand der Baron in der Mitte der Stube, mit dem einfältigſten, rathloſeſten Geſicht, welches er je gemacht, und vor ihm auf den Fußboden ausgeſtreckt, lag Henriette, bleich, bewußtlos, das Meſſer neben ſich, und aus einer tiefen Stichwunde in ihrer linken Bruſt floß das Blut auf die blankgeſcheuerten Dielen hin.

„Hülfe! Mord! Hulfe!“ kreiſchte die Erſchreckte, als ſie ihre Tochter in dieſem Zuſtande erblickte.

„Mein Gott, was haben Sie denn angerichtet, Baron?“ rief die Katze.

„Ich?“ ſtammelte Dieſer! „Ich! — Sie hat es ſelbſt gethan, auf Ehre. Ich glaube, ſie hätte mich auch erſtochen, wenn ſie nicht bei ſich den Anfang gemacht hätte. — Eine encouragirte Frau das!“

In demſelben Augenblick wurde die nach dem Flur führende Thür des Zimmers heftig aufgeſtoßen, Arthur ſtürzte herein, während ſich ihm der größte Theil der Hausbewohner, mit allerlei phantaſtiſchen Waffen, als Ofengabeln, Beſen, Feuerzangen und anderen Gegenſtänden bewaffnet, nachdrängte.

„Was giebt's, was iſt hier vorgefallen?“ rief der eintretende junge Mann, beſtürzt bald auf die am Boden liegende, blutende Frau, bald auf die Umſtehenden blickend.

„Es iſt nichts vorgefallen, was Sie angehen könnte, mein Herr;“ ſagte die Katze. „Ich bitte, verlaſſen Sie meine Wohnung. — Und Sie Frau, deren Sie auf zu ſchreien, und helfen Sie Ihre Tochter in das andere Zimmer tragen, ich werde ſogleich zum Arzt ſchicken!“

Arthur ſchien indeſſen wenig geneigt, ſogleich dem Befehle der Katze zu gehorchen. Während Henriette von dem Baron, der endlich ſeinen geringen Verſtand wieder erhalten hatte, und ihrer Mutter aufgehoben und auf das Sopha in der Nebenſtube gelegt wurde, entgegnete er trotzig:

„Wozu ruft man nach Hulfe, wenn keine Hülfe nothwendig iſt. — Ich will es wiſſen!“

„Ja wohl, wir wollen es wiſſen!“ wiederholte die Schaar der Hausbewohner im Chor.

Es iſt unzweifelhaft, daß hier eine Verwundung ſtattgefunden, Madame;“ ſagte der lange Herr, ſehr würdevoll das Wort neh-

nend. — „Alphons, geh' und hole das Buch herunter, den unentbehrlichen Rathgeber bei Quetschungen, Verrenkungen, Knochenbrüchen, Schuß, Hieb und Stichwunden. Vielleicht iſt dieſe Dame Willens, darauf zu ſubſcribiren. Dies Werk mit ſehr ſchönen Stahlſtichen illuſtrirt, erſcheint in wöchentlichen Lieferungen, —"

„Mein Herr," unterbrach die Katze den thätigen Literaturförder, indem ſie ſich an Arthur wendete, einſehend, daß es ihr nicht ſo leicht gelingen werde, dieſe neugierige Menſchenmenge zu beſchwichtigen; — „haben Sie die Güte, dieſe Leute aufzufordern, dies Zimmer zu verlaſſen, und eilen Sie dann zu einem Arzte, der ſein Verbindzeug mitbringen ſoll. — Mein Gott, was iſt das für eine traurige Geſchichte!"

Den Anſtrengungen Arthurs, der ſich in dieſen Bemühungen außerdem durch ſeine neuen Freunde, den langen und den kleinen Herrn, unterſtützt ſah, gelang es wirklich, die Eingedrungenen aus dem Zimmer der Katze zu entfernen, worauf er, ohne ſich erſt Zeit zu nehmen, Mantel und Hut zu holen, die Treppe hinabeilte, um ärztliche Hulfe herbeizurufen.

Glücklicherweiſe war ein wenige Häuſer entfernt wohnender Wundarzt zu Haus, und ſogleich bereit, ihm zu der Verwundeten zu folgen. — Nur mit Mühe konnten ſie ſich indeſſen durch die dichte Menſchenmenge, die ſich bereits vor dem Hauſe verſammelt hatte, Bahn brechen und die Treppe hinaufgelangen, wo bereits ein Polizeibeamter angekommen war, um ſich zu überzeugen, ob dieſer Vorfall ſein etwaniges Einſchreiten erfordere. Da dies indeſſen nicht nöthig war, entfernte er ſich und forderte nun die Neugierigen auf, ſich zu zerſtreuen, worauf ſich auch der größte Theil derſelben entfernte, denn dieſe Leute ſind meiſtentheils alle Mal dann zufrieden geſtellt, wenn es die Behörde iſt.

Der Wundarzt unterſuchte nun die Verletzung der Verwundeten, die ſich glücklicherweiſe als nicht gefährlich auswies, da der Stoß eine Rippe getroffen, das Meſſer aber von derſelben abgeglitten war, und durchaus keine edleren Theile verletzt hatte, wenn gleich die Wunde weit von einander klaffend, im erſten Augenblick eher lebensgefährlich, als nicht ſchien. — Während deſſen gewann der Herr von Bek, der ſich endlich von ſeiner hinerſchütternden Ueberraſchung erholt hatte, die nöthige Zeit, um der Katze den Vorfall zu erzählen, der dieſe unerwartete Scene herbeigeführt. Aus dieſer ziemlich verwirrten, und mit den häufigen Betheuerungen „auf Ehre! Bei meinen Stammgütern," und anderen Ausrufungen unterbrochenen Erzählung ließ ſich ſo viel abnehmen, daß der ältliche Liebhaber ſich genöthigt geſehen hatte, zu dem unfehlbaren Mittel des Meſſerergrei-

ſens ſeine Zuflucht zu nehmen; als er aber mit dem ſchönen Ausruf: „Nun denn grauſames, hartherziges Weib, ſo ſieh mich denn hier zu Deinen Füßen verbluten!“ das Meſſer aus ſeiner Taſche zog, und ſich die Weſte aufknöpfte, um dieſe Scene recht naturgetreu darzuſtellen, und zugleich jenes Kleidungsſtück nicht zu beſchädigen, wie es ihm ſchon einmal bei einer ſolchen Gelegenheit gegangen, wo er einen ganz neuen, ſchwarzen Leibrock, gerade auf der Stelle des Herzens durchſtechen hatte, entriß ſie ihm, wie er auch vorausgeſehn, das Meſſer, aber anſtatt es wegzuwerfen und ihm in den Arm zu ſinken, wie dies ſonſt ſo gewöhnlich iſt, ſtieß ſie, das Heft mit beiden Händen umklammernd und die Spitze gegen ſich ſelbſt kehrend, es ſich in die Bruſt, ehe der Ueberraſchte auch nur Zeit hatte, etwas Anderes zu denken, als daß er glücklich ſeine Weſte vor weiterem Schaden bewahrt hätte. Einige undeutliche Worte, die ſie ausſprach, als ſie, zu Boden ſinkend, das Meſſer wieder aus der Bruſt riß, habe er nicht verſtehen können, doch glaube er den Namen Victor oder Hector gehört zu haben, was um ſo ſeltſamer ſei, da er keinen derſelben führe, ſondern vielmehr Heinrich heiße.

Dieſer allerdings ſehr merkwürdige und ihm unerklärliche Umſtand, wurde ihm die Quelle eines tiefen Nachdenkens, aus welchem er endlich durch die Bemerkung der Katze geweckt wurde, daß er lieber fortgehen möge, da er hier doch nur im Wege ſei, und ſein Anblick den Zuſtand der Verwundeten, die man in einer herbeigeholten Kutſche nach Haus bringen wollte, eher verſchlimmern, als beſſern würde.

Obgleich er den Grund dieſer Bemerkung nicht recht einſah, gehorchte er doch, da er ſeit ſehr langer Zeit gewohnt war, den Anordnungen dieſer Frau Folge zu leiſten. Er griff nach Hut und Stock, ſagte, daß er morgen wiederkommen würde, um ſich nach dem Befinden ſeiner kleinen Braut zu erkundigen, und daß man ihm den Reſt Rothwein, der noch in der Flaſche geblieben, verwahren möge, und ſtieg dann die Treppe hinab, immmer noch mit den Gedanken über dieſe merkwürdigen Vorfälle beſchäftigt, bis ſein Ideengang auf der Straße eine andere Richtung bekam, als er zufällig die kleine Näherin begegnete, die Cartouche, wie wir bereits geſehen, vor ſeinen läſtigen Anträgen glücklicherweiſe in Schutz nahm. —

XV.

Eduard.

Selbſt auf die Gefahr hin, den Vorwurf zu erdulden, daß es darauf abgeſehen ſei, dieſen Abſchnitt unſeres Buches mit einem tüchtigen Knalleffect zu beſchließen, müſſen wir dennoch einen Blick auf jenen jungen Mann werfen, der in der Wolfsſchlucht von dieſen herzloſen Gaunern geplündert worden war.

Es war ein ſchreckliches Erwachen für ihn, als er aus den wilden, entſetzlichen Träumen wieder zu ſich ſelbſt kam, die ſeinen erſchöpften Körper in den Zuſtand einer ſchlafähnlichen Bewußtloſigkeit verſetzt hatten.

Verſtört, haſtig emporfahrend, rieb er ſich die Augen, noch einen einzigen, hoffnungsathmenden Moment glaubend, daß er all' dies Entſetzliche nur geträumt habe, dieſe ſchrecklichen Augenblicke, in denen er ſeinen guten Namen, ſeine Stellung, die Achtung ſeiner Mitmenſchen, Alles, Alles verloren hatte; — aber das war kein Spiel ſeiner aufgeregten Phantaſie geweſen, das war Wahrheit!

Er ſtand auf, er wuſch ſeine heiße, fieberglühende Stirn mit friſchem Waſſer, er trank von demſelben ein Glas nach dem andern, bis die auf dem Tiſche ſtehende Flaſche geleert war, er wußte kaum, was er that, ſeine Gedanken waren einzig und allein auf ſeine Schande, auf ſeine Entehrung gerichtet, die nicht nur ihn allein, nein ſeine ganze Familie treffen mußte.

Er warf ſich auf einen am Fenſter ſtehenden Stuhl. — Er dachte an ſeinen Vater, der eine unbedeutende Stellung bei der ſtädtiſchen Verwaltung in ſeiner Vaterſtadt eingenommen hatte, und nur

mit einer sehr geringen Pension seine Familie unterhielt, er dachte an diesen ehrwürdigen Greis mit den grauen Haaren, der ihm das Gefühl für Recht und Unrecht so tief eingeprägt, der ihm jedesmal die alte, zitternde Hand segnend auf's Haupt legte, wenn er von ihm Abschied nahm; er dachte auch an seine beiden Schwestern, die ihm sein kleines Stübchen immer so hübsch und zierlich aufgeräumt hatten, wenn er von seinen Reisen nach Haus kam, und denen er jedesmal ein Geschenk mitbrachte, ein Kleid, ein Tuch, Handschuhe oder andere Kleinigkeiten, worüber sie ihre so innige Freude hatten, und sich's angelegen sein ließen, durch hundert kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten ihre Dankbarkeit zu beweisen; er dachte an alle seine Freunde und Bekannte, die ihn grüßten und die Hand schüttelten, wenn er vom Posthofe kam und ihn fragten, wie es ihm auf der Reise gegangen sei, und ob er gute Geschäfte gemacht habe, er dachte an seinen Principal, wie der alte, würdige Herr hinter dem kleinen, grün-angestrichenen Gitter, in der Fensterecke des Comptoirs saß, und dem Eintretenden freundlich zunickte, das große, schwere Hauptbuch bei Seite schiebend, und der ihn jedesmal so gutmüthig einlud, erst mit ihm zu frühstücken, um sich zu erholen und nachher von den Geschäften zu sprechen; an alle diese Leute dachte er, und auch noch an des Rathschreibers Gustchen, die erst neulich die Parthie mit dem reichen Brauer ausgeschlagen, er wußte nur zu gut, weshalb, und er fühlte, während er sich mit allen diesen Gedanken beschäftigte, daß er unmöglich jenen Menschen wieder unter die Augen treten dürfe. —

Dann öffnete er das Fenster. — Des lieben Herrgott schöne Sonne schien munter und lustig herein in die Stube, und die Spaziergänger unten kamen und gingen, drängten und stießen sich, grüßten einander, plauderten und lachten. Alles war noch wie sonst, und er konnte es gar nicht begreifen, wie die Leute noch überhaupt lustig sein konnten, und so gleichgültig aussehen, während ihm das Herz brannte, während er nicht wußte, was für ihm zu thun übrig geblieben sei auf dieser großen, weiten Erde. — Und indem er so stier, und doch ohne etwas zu sehen auf die bunte Menge hinabblickte, fiel ihm der junge Mensch ein, den er vor vielen Jahren einmal in seiner Vaterstadt wegen Diebstahls am Pranger hatte stehen sehen. Es war schon sehr lange her; aber dennoch entsann er sich aller kleinen Einzelnheiten dieses Vorfalls mit der größten Umständlichkeit. Er hörte das höhnende Geschrei der Gassenbuben, als der Stadtknecht dem Verurtheilten das Eisen um den Hals legte, er sah das entfärbte Gesicht desselben, die niedergeschlagenen, hohlen Augen, die weißen, zuckenden Lippen, er erinnerte sich auch, daß man nachher er-

ählte, dieſer junge Menſch habe ſich bald nachher im Gefängniß erhängt, da er es für unmöglich gefunden, dieſe entſetzliche Schande zu überleben.

Und je länger er an dieſen Verfall dachte, um deſto mehr fühlte er, daß auch er dieſe Schande nicht überleben könne, die ſeiner wartete, daß es kein anderes Mittel gäbe, derſelben zu entrinnen, als den Tod. —

Man hat mehrfach die ziemlich unhaltbare Behauptung ausgeſprochen, daß ein Selbſtmord eine moraliſche Schwäche des Charakters vorausſetze, eine Feigheit, unfähig die Schläge des Schickſals länger zu ertragen. Dies iſt in jeder Beziehung unrichtig. Dulden, in ſtiller Ergebung dulden, iſt nicht die Eigenſchaft eines ſich ſeiner Kraft bewußten Charakters, dieſer unterwirft ſich Niemandem, nicht einmal den Umſtänden; zu jenem ſchrecklichen Augenblicke aber, in welchem man dies ſtrafwürdigſte aller Verbrechen begehen will, das ſtrafwürdigſte, denn es bleibt uns keine Zeit übrig, durch Reue einen Theil unſerer Schuld zu verſöhnen, in jenem Augenblick hat der Menſch eine mehr als gewöhnliche Stärke und Kraft des Geiſtes nöthig, denn kein anderes Gefühl wurzelt nun einmal tiefer in unſerem Herzen, als die Liebe zum Leben.

Eduard beſaß dieſe Kraft nicht. Er fühlte, er ſagte ſich das ſelbſt; er war überzeugt davon, daß es ihm an Muth gebrechen würde, wenn er auch nur einen Augenblick zögere, dieſen finſteren Entſchluß auszuführen. Er dachte daran, an ſeine Familie, an ſeinen Principal zu ſchreiben, aber er würde nachher zu ſchwach geweſen ſein, den Schritt zu thun, welchen ſeine erhitzte Phantaſie ihm als den beſten vorſchrieb. Jede Minute Verzug ſchien ihm gefährlich. —

Er ſprang auf. Mit zitternden Händen ſchloß er den Koffer auf, in welchem er ein kleines Taſchenpiſtol führte. Es war geladen, nur das Zündhütchen fehlte auf dem Piſton. Er wußte, daß er dieſe Kupferhütchen in einer kleinen Schachtel verwahrte, aber er konnte ſie im Augenblick nicht finden. — Haſtig warf er die Kleidungsſtücke, die Wäſche heraus. Da ſtand die Schachtel am Boden des Koffers. Er öffnete ſie, zog den Hahn auf, nur mit Mühe vermochten ſeine zitternden Finger das Zündhütchen in die richtige Lage zu bringen; endlich war es geſchehen. Er ſetzte die Mündung des Terzerols an die Stirn, ſeine Finger berührten den Drücker. In demſelben Augenblicke hörte er Schritte auf dem Corridor; er wollte abdrücken, aber die eingeroſtete Feder bedurfte einer größeren Kraft, als ſein zitternder Finger aufzuwenden vermochte. Er ſammelte noch einmal ſeine ganze Entſchloſſenheit zu einem zweiten Verſuche, da pochte es an die Thür, ſein ermatteter Arm machte eine unwill-

ſtürliche Bewegung nach unten, der Schuß krachte. Aber jene Bewegung hatte die Mündung verrückt; die Kugel ſtreifte nur die Haut ſeines Schädels und zerſchmetterte den hinter ihm hängenden Spiegel. Bewußtlos durch die heftige Erſchütterung des Streifſchuſſes, ſank der Unglückliche zu Boden.

In demſelben Augenblick trat der Ruſſe in's Zimmer, während zugleich Kellner und Gäſte aus allen Thüren hervorſtürzten. — Unter den Letzteren befand ſich auch Davernay.

Ende des erſten Theils.

Die

Myſterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

Zweiter Band.

Berlin, 1844.
Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

XVI.

Der Ball.

Seit jenem in der Bildungsgeſchichte der Völker ſo unendlich wichtigem Zeitpunkte, wo ſich die gewaltigſten Entdeckungen im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte vereinigten, um im Laufe weniger Jahrzehnde die vollſtändigſte Umwälzung der geiſtigen Intereſſen des geſammten Menſchengeſchlechtes zu vollenden, wo Männer, wie Gutenberg, Columbus, Paracelſus, Luther und mit ihnen viele andere die hellſtrahlende Fackel der Intelligenz an den leuchtenden Blitzen ihres Genie's entzündeten, ſeit jener Zeitperiode hat es keine zweite gegeben, in welcher das Fortſchreiten unſerer ſocialen Verhältniſſe ſich lebendiger und gewichtiger zuſammengedrängt hatte, als dieſen Raum der letzt verfloſſenen fünfzig Jahre.

Außer den übrigen Intereſſen der Staatsgeſellſchaft, welche, ſämmtlich und in allen ihren Beziehungen von dieſem allgemeinen Impuls kräftig angeregt, im Vorwärtsſchreiten begriffen ſind, dürfte in's Beſondere die Stellung, welche die Juden in neuerer Zeit zu den übrigen Staatsbürgern einzunehmen beginnen, ein hervorſtechender Beweis für jene Behauptung ſein.

Faſt zwei Jahrtauſende hindurch hat dieſes Volk mit einer an das Unglaubliche grenzenden Beharrlichkeit nicht nur an der Religion, nein auch an den Sitten und Gewohnheiten ſeiner Väter feſtgehalten, ohne ſich weder durch Gewalt, noch durch die Ausſicht auf Vortheil denſelben entfremden zu laſſen, während wir jetzt dieſe Nation ſich immer mehr und mehr, im Einzelnen ſo wie im Ganzen, den übrigen Staatsbürgern anſchließen ſehen. Es ſind kaum vierzig Jahre vergangen, als man noch gewöhnt war, die Anhänger des moſaiſchen Glaubens mit einer in der Gewohnheit begründeten Geringſchätzung zu betrachten, während dieſe dagegen einen gewiſſen Stolz darin ſetzten, ſich durch Kleidung und Sitte von Jenen zu unterſcheiden; — wie anders iſt das jetzt geworden! Dies auf beiden Seiten eingewurzelte Vorurtheil weicht dem kräftig erwachenden Drange des ſich frei machenden Geiſtes, und jeder Staat mag ſich Glück wünſchen, eine bedeutende Zahl nützlicher und thätiger Bürger mehr in denen zu erhalten, welche er ſonſt nur als überläſtige Eindringlinge zu betrachten gewohnt war, und die auch in der That nichts Anderes waren und, ſich von den Geſammtintereſſen des Staates fern haltend, jederzeit nur die eigenen Vortheile mit ſelbſtſüchtiger Engherzigkeit im Auge behielten.

Auch der Mann, von welchem bereits in dieſen Blättern die Rede geweſen iſt, der Banquier Aaron Levin, der Bruder Rebecca's, hatte, obgleich widerſtrebend, dem Drängen des Zeitgeiſtes wenigſtens äußerlich nachgegeben, wenn er gleich noch in ſeinem Innern die erhabeneren Grundſätze eines Anhängers der moſaiſchen Lehre feſthielt, und in ſeinem Hauſe, wenn keine Fremde gegenwärtig waren, ſtreng die Gebräuche des jüdiſchen Cultus beobachtete. Wenn er jedoch ſein Haus verließ, oder in die glänzenden Geſellſchaften eintrat, die er ſeinem Reichthum und theils auch ſeinen bedeutenden Geſchäftsverbindungen zu geben, für angemeſſen erachtete, war er der

heiterſte Gaſt, der freundlichſte Wirth, den man ſich nur wünſchen konnte.

Die Fortſetzung unſerer Erzählung führt uns zunächſt in das Arbeitszimmer dieſes Mannes.

Zu ſeinem Geſchäfts-Lokal hat er ſeit längerer Zeit eine Wohnung ſeines Hauſes, in der frequenteſten Gegend der Stadt belegen, eingerichtet, während er, ſelbſt im Winter, eine ſehr elegant ausgeſtattete Villa im Thiergarten, und zwar mit ſeiner Familie ganz allein bewohnt. Seine Arbeitsſtube iſt im erſten Stockwerk dieſes Hauſes nach dem hinten anſtoßenden Garten zu belegen, einem ſehr großen, geſchmackvoll angelegten Garten, welcher ſich bis an den ſogenannten Landwehrgraben erſtreckt. Dies Zimmer hat nur ein Fenſter, und dieſes Fenſter iſt mit einer Lade, vor welcher eine eiſerne Stange liegt, von innen verſchloſſen. Die innere Einrichtung verräth den Reichthum des Beſitzers, die reichen Tapeten an den Wänden, die elegante Stutzuhr auf dem mahagony Cylinderbüreau, die großen Oelgemälde an den Wänden, Scenen aus dem alten Teſtament darſtellend, Alles deutet darauf hin.

Der Banquier ſelbſt ſitzt auf einem Armſeſſel vor dem Tiſche, auf welchem die Lampe brennt, die mit zwei daneben ſtehenden Wachskerzen das Zimmer ſehr hell erleuchtet. Auf dem Tiſche, denſelben faſt ganz bedeckend, liegen mehrere Spezialkarten, auf denen verſchiedene Stellen mit Roth bemerkt ſind, und Aaron ſitzt brütend und nachdenkend über dieſelben gebeugt.

Er iſt ein kleiner, hagerer Mann, mit ſpärlichem, aber ſehr ſchwarzem Haar, ſeine Stirn iſt ſehr breit, und die ebenfalls ſchwarzen, aber buſchigen Augenbrauen vereinigen ſich über der Naſe miteinander. Dieſe Naſe, ſpitz und in der Mitte etwas gekrümmt, den unverkennbaren Typus der jüdiſchen Abſtammung verrathend, trägt eine goldene Brille, hinter deren Gläſern ein Paar kleine, aber bewegliche, blitzende Augen funkeln; die übrigen Theile ſeines

Gesichts sind regelmäßig, man könnte sagen zart, fast mädchenhaft geformt, und selbst der kurz abgeschnittene, sorgsam rasirte Backenbart, der sich bis an das Kinn verlängert, giebt ihm keinen Ausdruck von Männlichkeit. Zugleich spielt um seinen kleinen, mit hübschen Zähnen besetzten Mund ein stetes, freundliches Lächeln, ein wohlwollend entgegenkommendes, herzliches, ermuthigendes Lächeln, vor dem man unwillkührlich den Hut zieht, ein Lächeln mit welchem man nothwendig irgend einen Gedanken an milde Stiftungen, Krankenanstalten oder Armensuppen in Verbindung bringen muß; — aber grade da, wo sich die linke Oberlippe zu diesem gemüthlichen Lächeln ein klein wenig hinaufzieht, da ist noch ein anderer Zug des Mundes, aber er ist vielmehr nicht da, man sieht ihn nicht, aber man fühlt, daß er da sein muß, das er wenigstens da verborgen ist, und mit heimlicher Tücke lauert, ein Zug, ein Lächeln, aber nicht jenes wohlwollende, nein das Lächeln eines herzlosen Hohns, bei dessen Denken man zusammenschaudert, obwohl man sich keinen klaren, deutlichen Begriff davon machen kann.

Der Anzug des Banquiers ist mit eleganter Einfachheit geordnet.

Eine werthvolle Brillantnadel hält das feine Oberhemd zusammen, und dies ist der einzige Schmuck an ihm, denn selbst die kleine goldene Uhr in der Tasche seiner Weste hat keine Kette, und er würde auch diese Uhr nicht tragen, wenn sie ihm bei seinen Geschäften nicht nothwendig wäre: Seine Kleidung ist übrigens schwarz. —

Auf solche Weise saß er an jenem Abend, wo wir ihn dem Leser vorführen, in seinem Zimmer, eifrig die vor ihm liegenden Karten studierend, und zuweilen einige Minuten in einem geschriebenen Hefte lesend, welches genaue, statistische Angaben über die auf den Karten verzeichneten Orte enthielt. Es handelte sich nämlich um die Anlegung einer projectirten Eisenbahn, einen Plan, den er selbst entworfen und den er mit der Ruhe eines Mannes überdachte und studierte

welcher daran gewöhnt ist, bei jeder Gelegenheit mit klarer Umsicht einen vollständigen Ueberblick über das zu erlangen, was er beginnt. Aber selbst bei diesem Geschäft, welches seine Aufmerksamkeit so vollständig, so spannend in Anspruch nahm, war jener freundliche Ausdruck nicht von seinem Gesicht verschwunden, seine Stirn war glatt und ruhig, während seine Augen rastlos bald über die Karten, bald über das Heft hinstreiften; und daß seine geistige Thätigkeit wirklich nur mit dem fraglichen Gegenstande beschäftigt war, bewies der Umstand, daß eine Dame bereits seit einigen Minuten in das Zimmer getreten war, ohne daß er das Oeffnen der Thür gehört hätte.

Diese Dame war etwa fünf und zwanzig Jahr alt; eine nicht zu große, aber üppig gebaute Gestalt, mit einem Gesicht von jener prachtvollen Schönheit, die wir so häufig bei den Orientalen bewundern. Sie war etwas bleich, aber gerade diese Blässe hatte etwas so hingebend Ueppiges, welches den strengen Ausdruck einer etwas sehr hohen Stirn mildernd, einen gefährlich verlockenden, zauberischen Einklang über jeden einzelnen Zug dieses Gesicht hinhauchte.

Erst das Rauschen des schweren seidenen Kleides dieser Dame, als sie bis dicht an den Tisch herangetreten war, weckte den Banquier aus seinen Gedanken.

„Ah Du bist es Sarah?“ sagte er mit gefälligem Kopfnicken, und schob die Papiere zurück; „Du siehst ich bin fertig. — Ist es denn schon so spät?“

„Gewiß Aaron, und es ist nicht hübsch von Dir, daß Du mich so ganz allein gelassen. Ich habe mich nur auf einen Augenblick fortgestohlen, weil ich keinen Bedienten schicken wollte.“

„Sind alle gekommen?“ fuhr der Banquier, ohne auf diesen Vorwurf etwas zu erwiedern, fort, und aufstehend nahm er von sei-

nem Büreau ein Flacon mit Eau de Cologne, ſich mit einigen Tropfen deſſelben beſprengend.

„Es fehlt Niemand; — der Graf von Rothenburg hat auch die beiden Franzoſen mitgebracht, die er bei uns einführen wollte.“ —

„Ja, ja ich weiß. — Der Eine ſoll ſehr reich ſein. — Geh nur immer meine Liebe, ich folge Dir ſogleich.“

Die Frau des Banquiers entfernte ſich, und ihr Mann verweilte nur noch ſo lange, als nöthig war, einen Blick auf ſeine Toilette zu werfen und Handſchuhe anzuziehen. Dann ſchloß er das Büreau zu, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und trat in den hellerleuchteten Ballſaal.

Dieſer Saal, ebenfalls im Erdgeſchoß belegen, nahm faſt die ganze Vorderſeite des Hauſes ein; an beiden Seiten deſſelben befanden ſich zwei kleine Nebenzimmer, deren jedes noch in zwei andere, nach dem Garten zu liegende Stuben führte, von welchem die äußerſte auf der einen Seite eine kleine Conditorei, die auf der andern Seite das reich ausgeſtattete Büffet enthielt. Der Saal ſowohl, als dieſe Nebenzimmer waren mit Orangen und ſeltenen exotiſchen Pflanzen auf eine höchſt geſchmackvolle Weiſe verziert; die unmittelbar an den Saal ſtoßenden beiden Zimmer, an deren Wänden ringsumher Polſter ſtanden, waren zu Myrthenlauben umgeſchaffen, und die weiche Beleuchtung einer Ampel, die in jedem derſelben ihr mattes Licht durch das grüne Laubwerk dämmerte, bildete einen wunderhübſchen Contraſt gegen die ſtrahlende Helle des Ballſaals. Grade in der Mitte des Saales, war eine kleine Terraſſe von allen Arten der ſeltenſten Geraniums gebildet, auf welcher ſich das Orcheſter befand, mit einem Wort, man konnte nichts geſchmackvolleres ſehn, als die elegante Einrichtung dieſer Räume.

Die Geſellſchaft, welche ſich in denſelben bewegte und etwa aus ſiebzig bis achtzig Perſonen beſtehen mochte, war aus der

haute volée der Reſidenz zuſammengeſetzt; nur drei oder vier ſeiner nächſten Geſchäftsfreunde hatte der Banquier eingeladen. — Aber außer den übrigen beſternten und bebänderten Herren ſah man noch etwa zwei Dutzend blaſſer, und ſtark nach Parfüm riechender junger Leute mit großen Bärten und gebrannten Haaren umherſtreifen, bald hier, bald dort mit einer jungen Dame ein Paar Worte mit einer flötenartigen Stimme wechſelnd, oder mit einer älteren, aber reichen Wittwe kokettirend, oder ſehr nachdenklich und zerſtreut an einem Orangenbaum lehnend, mit ſchwermüthigem Geſichte, den Kopf etwas zur Seite hängend und das rechte Bein über das linke geſchlagen, daß ſich die Spitzen der lackirten Tanzſtiefel berühren, und ſeitwärts den Effect beobachtend, den ſie auf die übrige Geſellſchaft hervorbringen. Dieſe Herren ſind die ſogenannten Stampfer, eine beſondere Klaſſe von Menſchen, deren zwar Theodor Mundt in ſeinen Vorleſungen über ſociale Verhältniſſe keine Erwähnung thut, die aber dennoch niemals bei einem faſhionablen Balle fehlen dürfen.

Dieſe Stampfer beſtehen aus jungen Männern zwiſchen neunzehn und fünf und zwanzig Jahren, die einige Erziehung genoſſen haben, etwas franzöſiſch ſprechen, eine gute Lunge und einen Backenbart haben; ſelten findet man einen Stampfer, der jenes vorſchriftsmäßige Alter überſchritten hätte, aber niemals einen ohne Bart. Das Geſchäft dieſer jungen Leute beſteht darin, mit den Damen, die bei einem ſolchen Balle nicht aufgefordert worden ſind, zu tanzen. Sie ſind eigends, und nur zu dieſem Zwecke da. Sie erhalten dafür zwei Paar Glacéhandſchuh, und je vier und vier eine Kutſche, um nach Haus zu fahren, außer dem Vortheil des Abendbrodtes und verſchiedener Nebenaccidenzien, wie z. B. das Einſtecken von ſehr vielem Zuckerwerk, Bonbons und Kuchen, das gelegentliche Verſchwindenlaſſen eines kalten Faſans oder einer Flaſche Rothwein, und noch mehre andere nicht unwichtige Gegenſtände. Ein ſolcher Stampfer übernimmt auch gewöhnlich die Arrangements der

Tänze, und die Stellung dieses ist daher viel beneidenswerther, als die seiner Collegen. Er tanzt nur selten, und bekommt eine Extravergütigung auf rohe Eier mit Zucker, während die übrigen Stampfer tanzen und springen müssen, ohne auch nur einen einzigen Tanz verüber lassen zu dürfen. — Sobald der Hausherr einen vielleicht erschöpften Stampfer müssig sieht, tritt er mit der freundlichsten Miene von der Welt zu ihm und sagt sehr höflich: „Sie tanzen nicht mein Herr? Ich will nicht hoffen, daß mein Arrangement das Unglück hätte, ihnen zu mißfallen!“ Diese Worte treffen den armen Stampfer wie der Sporn des Jokei die Weichen des gehetzten Rennpferdes. Er stammelt einige Entschuldigungen, wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn und stürzt athemlos, mit verzweiflungsvoller Resignation auf die nächste Dame los, um mit ihr in die Colonne zu treten. — Familien, in denen besonders viele Töchter und keine Söhne sind, bringen sich auch wohl ihren Stampfer mit, um jedenfalls gesichert zu sein. — Diese Privat- oder Familienstampfer, wie man sie nennt, stehen sich ebenfalls besser als die Andern; die Hausfrau wählt dieselben, wenn ihr Mann Beamter ist, aus den jungen Leuten seiner Büreau-Abtheilung, Supernumerarien, Sekretairen ꝛc. ist der Hausherr ein Geschäftsmann, so müssen die Buchhalter und Commis herhalten, wofür dieselben jedoch bei allen vorkommenden Fällen der Protection ihrer Prinzipalin versichert sind. Zuweilen, und das ist auch der Zweck, welchen der Stampfer stets vor Augen hat, gelingt es ihm, sich in das Herz einer Dame hineinzustampfen, die ein hübsches Vermögen und sehr große Vorliebe für das Hackenschottisch besitzt, so daß dieser Stand, der zwar beschwerlich genug ist, doch dafür wieder verschiedene glänzende Seiten darbietet. —

Als der Banquier durch eine Hinterthür unter die Gesellschaft trat, war dieselbe in den verschiedenen Zimmern zerstreut; die Damen plaudernd und zischelnd, in einem vertrauterem Kreise die Ten-

leite der Anweſenden beſprechend, oder, wenn ſich weniger genaue Bekannte in dem Cirkel befanden, ſehr geiſtreiche Geſpräche über Kunſt, Literatur und franzöſiſche Seidenſtoffe führend; die Herren ebenfalls in einzelnen Gruppen umherſtehend und ſich über diejenigen Gegenſtände unterhaltend, welche zumeiſt ihr Intereſſe in Anſpruch nahmen. — Der Wirth fand es daher leicht, ohne grade die allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen, von einer dieſer Geſellſchaften in der Geſellſchaft zur andern zu gehen, zu grüßen, die Hände zu ſchütteln oder zu küſſen, und war endlich auch in das letzte Zimmer gelangt, wohin ſich der Graf von Rothenburg mit den von ihm eingeführten Fremden zurückgezogen hatte.

„Ach da iſt ja unſer liebenswürdiger Wirth;“ ſagte Rothenburg, als der Banquier eintrat. „Ich nehme mir die Freiheit verehrter Freund, Ihnen dieſe beide Herren vorzuſtellen, die von Ihrem Arrangement enchantirt ſind. Hier der Graf Cartentierce, — hier der Vicomte Davernay.“

Der Banquier begrüßte die beiden Herren mit ſeinem ſtereotypen, freundlichem Lächeln, und nachdem die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln gegenſeitig gewechſelt, entfernte er ſich, um wieder nach dem Ballſaal zurückzukehren und dort den Muſikern das Zeichen zum Anfangen zu geben.

Nach einigen Augenblicken verkündeten die Klänge der Polonaiſe, daß der Ball beginne.

Der Graf von Rothenburg, ein junger, lebensluſtiger, liebenswerther Mann, den Davernay und Cartentierce durch einen glücklichen Zufall im Hôtel kennen gelernt hatten, und welcher im Hauſe des Banquiers ein oft und gern geſehener Gaſt war, folgte mit ſeinen beiden Begleitern den auffordernden Klängen der Muſik, und alle drei traten in den Saal, wo der Vicomte die Frau vom Hauſe engagirte, während Rothenburg mit einer anderen, ihm bekannten Dame tanzte. Da keine Tänzerinnen weiter übrig geblieben, lehnte Cartentierce

müßig an der Thür, den seltsam phantastischen Windungen der Polonaise zuschauend, in welchen die bunte Reihe an ihm vorüberzog.

Aber wenn auch sein Auge, mit anscheinender Aufmerksamkeit auf dieser buntbewegten Menge ruhte, so achtete er dennoch wenig darauf, und allerlei düstre, feindliche Gedanken hielten seinen Geist gefangen.

Es war eins jener räthselhaften, uns selbst unerklärlichen Gefühle, die zu tief unserer innersten Seele entkeimen, als daß wir den Ursprung derselben erklären, oder sie doch ganz und gar aus unserem Denken verbannen können, selbst wenn wir sie gern entfernen möchten, eins jener geheimnißvollen Gefühle war es, welches den Grafen von Cartentierce peinigte, als er zum ersten Male den Salon des Bankiers betrat, welches sein Herz mit zitternder Ungeduld schneller schlagen machte, seinen Blick in alle Winkel und Ecken der Zimmer umherschweifen ließ, gleich als erwarte er irgendwo das bleiche, entstellte Bild Rebecca's, wie ein entsetzliches Gespenst erscheinen zu sehn, um ihm furchterliche Geheimnisse in's Ohr zu flüstern. Und als nun dieser Mann zu ihm trat, den er seit so langen Jahren nicht gesehn, daß er ihn nicht wieder erkannt haben würde, wenn sich beide wo anders begegnet wären, dieser Mann, den er haßte, wie man ein ekles, giftiges Gewürm haßt, gegen den ihm irgend ein unbekannter Dämon eine furchterliche Anklage in's Ohr flusterte, eine Anklage eben so unbestimmt, aber eben so unabweisbar, wie dieser geheimnißvolle Ankläger selbst, als dieser Mann zu ihm trat, hatte sich seine Hand unwillkürlich geballt, das warme Blut kochte ihm wallend im Herzen, als wolle es sich durch die Brust heraufdrängen, und nur mit seiner ganzen Geisteskraft hatte er die höflichen Worte hervorgezwungen, welche er auf die Anrede des Bankiers erwiederte. — Auch auf diesen hatte die Erscheinung Cartentierce's einen eigenthümlichen Eindruck hervorgebracht. Er war weit davon entfernt, auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß er den

Mann ſchon früher geſehen, der ihm hier auf's Neue gegenüber trat, aber dennoch fühlte er ein gewiſſes Unbehagen, als er vor ihm ſtand, als der forſchende, durchdringende Blick des Fremden dem ſeinen begegnete. —

Aaron gehörte indeſſen zu den Menſchen, welche daran gewöhnt ſind, über jeden ihrer Gedanken ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen, und da er ſich durchaus keinen reellen Grund für den Widerwillen, den er gegen den Grafen hegte, angeben konnte, zwang er ſich, dieſes Gefühl zu bekämpfen, und näherte ſich demgemäß mit freundlicher Artigkeit ſeinem Gaſte.

„Sie tanzen nicht Herr Graf?“ ſagte er: „Sie erlauben mir, zu fragen, ob dies eine ſtete Regel bei Ihnen iſt, oder ob Sie dieſelbe nur heut in Ausübung bringen wollen.“

„Es iſt weder das Eine noch das Andere;“ verſetzte Gartentierce mit einem leichten Lächeln, hinter welchem er ſeine wahre Gemüthsſtimmung zu verbergen ſuchte; „aber Sie werden ſelbſt einſehen, daß der leidenſchaftlichſte Tänzer an meiner Stelle eben ſo ruhig hier ſtehen würde, da das Schickſal mir keine dieſer reizenden Damen Ihres Salons übrig gelaſſen hat.“

„In der That,“ rief der Banquier, die leeren Sitze überſchauend, „es iſt alles engagirt; und wer nicht tanzt iſt drüben in den Spielzimmern. — Iſt Ihnen vielleicht gefällig, eine Parthie L'hombre oder Boſton zu machen?“

Gartentierce erwiederte indeſſen, daß es ihm mehr Vergnügen mache, dem Tanzen zuzuſchauen, als zu ſpielen, und daß er ſich nachher die Ehre geben würde, die Wirthin um eine Extra-Tour zu erſuchen, worauf der Banquier ſich wieder entfernte, um nachzuſehen, ob in den Spielzimmern Alles in Ordnung ſei.

Der Graf, um jene Gedanken zu verjagen, die ſich ihm immer düſterer und läſtiger aufdrängten, tanzte wirklich mit Madame Levin, und als der, der Polonaiſe folgende Walzer geendet war, engagirte

er eine andere Dame zum nächstfolgendem Tanze. Er hätte indeſſen eine ſolche Eile nicht nöthig gehabt, denn da waren vier oder fünf ältliche Herren, die ihrer Cavalierspflicht vollkommen Genüge geleiſtet zu haben glaubten, nachdem ſie ſich bei der Polonaiſe einige Seitenſtiche zugezogen hatten, und welche daher, dem ferneren Tanzen zuſchauend, eben ſo viel Tänzerinnen übrig ließen, die an einander heranrückten, ſich mit den Fächern ſehr viel Luft zuwehten, indem ſie einander erzählten, daß es ſehr heiß wäre, und daß ſie es deshalb ausgeſchlagen hätten, zu tanzen, obgleich irgend ein Herr ſie ſo dringend erſucht habe, daß es ihnen ordentlich Leid gethan, den armen Menſchen fortzuſchicken; daß es übrigens ſehr wenig Bildung verrathe, wenn man keinen Tanz verſäume, und noch ſehr vieles Andere, was den deutlichſten Beweis lieferte, daß auch nicht eine Einzige unter ihnen ſei, die nicht durch gewiſſe, ſehr wichtige Rückſichten veranlaßt werden wäre, dieſen Tanz und vielleicht auch noch einige der folgenden abzulehnen.

Man weiß indeſſen wohl, daß die Entſchlüſſe einer Dame in mancher Beziehung leicht zu erſchüttern ſind, und ſo war es auch hier der Fall; denn als Davernay in den Saal trat und dieſe Damen, ohne zu tanzen mit der angedeuteten Unterhaltung beſchäftigt, ſitzen ſah, eilte er ſogleich mit der Galanterie eines Franzoſen auf ſie zu, um eine von Ihnen zu engagiren, da er nicht die geringſte Ahnung davon hatte, daß keine tanzen wollte, ſondern dieſen Umſtand vielmehr auf den augenblicklichen Mangel an Tänzern ſchob. Wahrſcheinlich iſt es ſogar, daß er deshalb auch die Gute dieſer Dame, welche er aufforderte, und die ſogleich mit ſeltener Selbſtverläugnung ihren Shwal abwarf und ſeinen Arm ergriff, nicht gehörig zu ſchätzen wußte, ſondern ſich höchſt gleichgültig mit ihr an das Ende der Kolonne ſtellte. Seine Wahl war indeſſen, ſei es durch Zufall oder Abſicht, wir wollen es ungeſagt laſſen, auf die Jüngſte und Hübſcheſte gefallen. Zwar war ſie etwas klein, aber der Vicomte war

em zu gewandter, gracieuſer Tänzer, um dadurch in Verlegenheit zu gerathen. Als daher die Reihe an ihn kam, wollte er die kleine Dame umfaſſen; aber mit Schrecken bemerkte er, daß, ſo lang er auch ſeinen rechten Arm ausdehnte, er doch nicht über den Rücken ſeiner Tänzerin wegreichen konnte, da die Ausdehnung deſſelben, durch einen ſehr groſſen Höcker auf eine ziemlich bedeutende Weiſe vergröſſert wurde. In dem Augenblick dieſer unangenehmen Entdeckung, die ihm, wie er nachher ſelbſt erzählte, eine Art von Schwindel verurſachte, hatte er dennoch Geiſtesgegenwart genug, mit ſchneller Faſſung ſich an die äuſſerſte Spitze dieſes Buckels anzuklammern, um den Bewegungen der Dame zu folgen, die mit ſehr groſſer Leichtigkeit den Saal hinabchaſſirte und ſich dann mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit zu drehen begann, wie ein Kreiſel, der von der Peitſche eines muthwilligen Knaben auf dem Trottoir einer belebten Straße getrieben, ſich rückſichtslos zwiſchen die Beine der Vorübergehenden drängt. Der arme Davernay, der gar nicht wuſte, wie ihm geſchah, hielt ſich wie geſagt, ſo gut er konnte, an den hervorſpringenden Rücken der Dame an, etwa wie ein ungeſchickter Reiter, der den Zügel verloren hat, und ſich nun verzweiflungsvoll an die Croupe ſeines durchgehenden Pferdes anklammert, jeden Augenblick erwartend, in eine ſehr unangenehme Berührung mit der guten Mutter Erde zu kommen. Der Vicomte hielt ſich indeſſen, ein zweiter Alexander, mit kräftiger Hand ſo feſt, als es irgend gehen wollte, bis endlich die Dame, nachdem ſie fünfmal den Saal in der Runde durchbrauſt, und die übrigen Paare bereits lange eingetreten waren, anhielt, und zu Davernay ſagte, er möchte doch aufhören, da ſie ganz außer Athem wäre, worauf dieſer ſehr artig um Entſchuldigung bat, und hinzufügte, daß er nicht hoffe, die Dame beleidigt zu haben, was ſie auch zu ſeiner groſſen Beruhigung verneinte und ihm dann die vertrauliche Eröffnung machte, daß ſie beſonders gern den Contretanz tanze, und dieſer Tanz nachher an die Reihe komme. Hierauf verſetzte

Daverman ſehr artig, daß er auch den Contretanz ſehr liebe, daß derſelbe beſonders in Frankreich ſehr viel getanzt werde, und wenn die Dame es erlaube, werde er ſich die Ehre ausbitten, mit ihr vis-à-vis zu tanzen. Die kleine Dame nahm dies Anerbieten mit einer etwas verdrießlichen Miene an, fügte aber noch hinzu, daß ſie ihrer Vorliebe ungeachtet, dieſen Tanz vielleicht auslaſſen würde, weil ſie der Walzer zu ſehr erſchöpft habe und ſie könne es daher nicht ganz beſtimmt verſprechen. Dies war auch wirklich der Fall, und mit der größten Selbſtbeherrſchung ſah man ſie, während des benannten Tanzes, auf ihrem Platze ſitzen, und ihrer Nachbarin ſehr beißende Bemerkungen in's Ohr flüſtern, welche die Toilette eines jungen, hübſchen Mädchens betrafen, die mit vieler Grazie im erſten Paare der Colonne tanzte.

So verfloß der erſte Theil des Balles, ohne daß ſich irgend ein anderer wichtiger Vorfall ereignet hätte, als daß dem Fräulein Ethelinde Roſenſtiel ein Tänzer auf's Kleid trat, und die Falten ausriß, daß Fräulein Marianne Johanne von Betenthal beim Walzer zweimal aus dem Tact kam, daß ferner der Atlas des linken Schuhes der Madame Bernheſer beim Maſurek in der Gegend des großen Zehen aufplatzte, und noch einige andere ähnliche Sachen, die der weniger Denkende leicht für unbedeutend zu halten veranlaßt wird, die aber nichts deſtoweniger häufig von großer Wichtigkeit ſind, wie man z. B. aus der bekannten Geſchichte entnehmen kann, wo das Strumpfband einer hübſchen Dame Gelegenheit gegeben hat, einen Orden zu ſtiften, den ſelbſt Könige tragen; — und wenn es darauf ankäme, könnten wir noch vielerlei erzählen von ſolchen ſogenannten Kleinigkeiten die aber im Leben oft genug die größte Bedeutſamkeit erlangen.

So war alſo während jener angedeuten Begebenheiten die Zeit der mitternächtlichen großen Pauſe herangekommen, und die Geſellſchaft ſaß wieder in einzelnen Gruppen umher, plaudernd und lachend,

eſſend und trinkend; die Diener des Hauſes liefen mit den großen Präſentirtellern durch die Zimmer, bald die Gäſte bedienend, bald ihr aufmerkſames Auge auf einen der Lohnlakaien heftend, welche zu dieſer Feſtlichkeit beſonders gemiethet waren und die ſich durch die ſehr langen und weiten Taſchen ihrer Leibröcke ſehr ſchön auszeichneten.

Cartentierce und Davernay ſaßen etwas entfernt von der übrigen Geſellſchaft in einer Zimmerecke, und hatten ſich eine Zeitlang ſehr gut unterhalten, indem ſie mit einem allerliebſten, kleinen Mädchen von etwa zehn Jahren plauderten, welches die Tochter des Banquiers und deſſen einziges Kind war. Die kleine Sara, wie ſie nach ihrer Mutter genannt war, lief mit kindlicher Freimüthigkeit unter den Gäſten umher, lebhaft bald hier, bald dort ſcherzend und lachend. Auch Cartentierce fühlte ſich von der anmuthigen Lebendigkeit dieſes hübſchen Kindes angezogen, und hatte die Kleine zu ſich gerufen, um mit ihr zu ſchwatzen, wobei dieſelbe ſo viel natürlichen Verſtand und ſo viel Kenntniſſe verrieth, daß der Graf nicht umhin konnte, ſeine Verwunderung darüber an den Tag zu legen.

„Ach, das ſteckt nun einmal in dem jüdiſchen Blut,“ flüſterte der Vicomte mit einem etwas boshaften Lächeln; „bei einem Chriſtenkinde muß der Lehrer die Ruthe anwenden, um ihm die Lection einzuprügeln, die Sprößlinge des auserwählten Volkes lernen aber wo möglich noch mehr, als man ihnen lehrt, nur um das Schulgeld gehörig abzuarbeiten. — Das iſt das ganze Geheimniß.“

Cartentierce lachte.

„Sie werden mir aber zugeſtehen müſſen, daß es, natürlich im Verhältniß gerechnet, jedenfalls mehr ausgezeichnete Genies unter den Juden giebt, als unter den Chriſten;“ ſagte er.

„Meinen Sie, Graf? — Ich dächte, daß dieſer Grundſatz erſt bewieſen ſein will.“

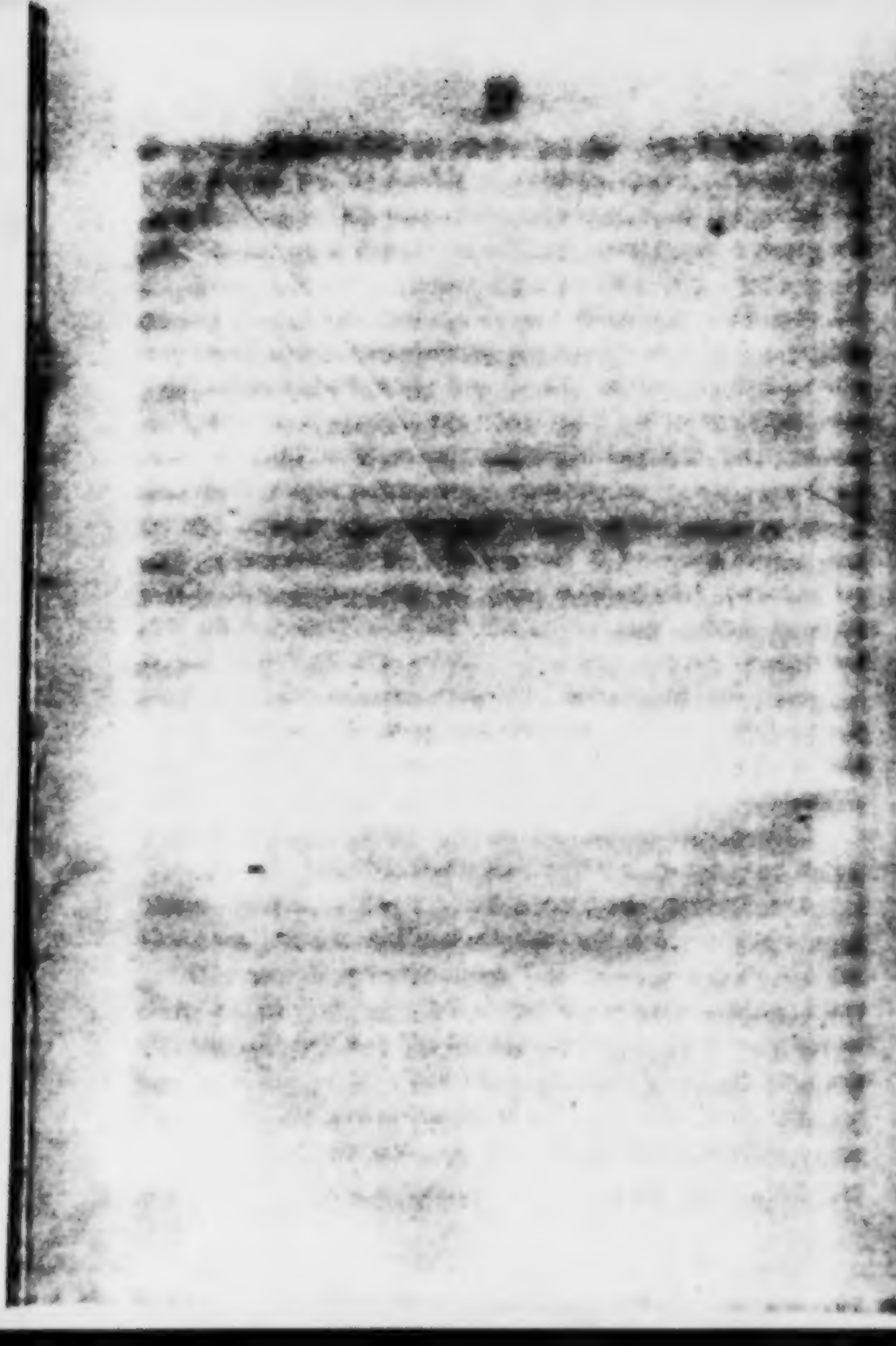
„Nichts iſt leichter als das. — Nennen Sie die Namen der

jetzt lebenden Künstler, denken Sie an die Philosophen, die Dichter die zu diesem Volke gehörten, und erwägen Sie dann die gedrückten Verhältnisse, in welchen sich die Anhänger der mosaischen Lehre befanden und noch immer befinden; — gewiß, Sie werden mir dann Recht geben."

Diese Unterhaltung über ein Thema, das in neuerer Zeit zu so viel öffentlichen Debatten Stoff gegeben hat, wurde indessen durch den unerwarteten Ton des Feuerhorns unterbrochen, welches sich plötzlich, zum nicht geringen Schreck der Gäste, in seinen dumpfen, schreckenerregenden Klängen hören ließ. Alles sprang auf und rannte bunt durcheinander. Wenige Augenblicke nachher, tönte auch von der Infanteriewache am Potsdamer Thore das Blasen des Hornisten herüber.

„Beruhigen Sie sich meine Damen," sagte indessen der Banquier; „ich will sogleich den Wächter fragen lassen, in welcher Stadtgegend das Feuer ist: vielleicht kann ich auch aus einem der oberen Fenster den Schein bemerken. — Ich werde sogleich zurück sein."

Mit diesen Worten entfernte er sich, die Gesellschaft in jenem Zustande erwartungsvoller Unruhe zurücklassend, der bei einer solchen Gelegenheit so natürlich ist. Gartenlierce war, die kalte Nachtluft weniger als die Uebrigen scheuend, dem Banquier auf den Corridor, der nach dem Garten ging, gefolgt, und während Jener die Treppe nach dem höher belegenen Zimmer hinaufstieg, versuchte er die in's Freie führende Thür zu öffnen. Da dieselbe von Innen durch zwei Riegel und mit dem im Schloß steckenden Schlüssel verschlossen war, gelang ihm dies erst nach einigen Minuten, und er trat in eine Art von Veranda, aus dichtem Gitterwerk bestehend, welches im Sommer hübsch mit Wein umrankt war, jetzt aber dieses Schmuckes entbehrte. In dem Augenblick in welchem er die Thür aufmachte, glaubte er zu seiner Linken ein leises Geräusch zu hören; er wendete sich nach dieser Seite, doch da der Mond nicht schien und die Sterne



nur ein trübes Dämmerlicht verbreiteten, auch die Laube ſich nicht nach dieſer Seite hin öffnete, gewahrte er nichts. Er trat dennoch ruhig vor bis an den Rand der in den Garten hinabführenden Freitreppe, als er oben die Stimme des Banquiers aus dem Fenſter rufen hörte: „Halt! Diebe, Diebe! Halt! Hülfe!“

Der Graf blickte ſich um. Eine Leiter ſtand an der linken Seite des Hauſes angelehnt, und Gartentierce ſah eine dunkle Geſtalt an derſelben mit der Schnelligkeit des Gedankens hinabgleiten und über die glänzende Schneefläche dem hinteren Theile des Gartens zu eilen. Mit zwei Sprüngen war er, ohne ſich zu beſinnen, die Treppe hinab; der Flüchtige hatte indeſſen bereits einen Vorſprung gewonnen, und ungeachtet Gartentierce behend hinter ihm her war, kam er ihm um doch keinen Schritt näher. In wenigen Minuten hatten der Verfolgte und der Verfolger das Ende des Gartens erreicht; aber hier hemmte der hohe Bretterzaun die Eile des Erſteren.

Eine Leiter lehnte innen an dieſem Zaun, und über der äußeren Seite deſſelben, wahrſcheinlich mit den Füßen in eine Spalte eingeklemmt, ſah der Graf den Oberkörper eines zweiten Mannes, der ein Piſtol in der Hand hielt und es auf ihn anſchlug.

„Zurück, Du Narr, oder ich ſchieße Dich nieder!“ rief dieſer Zweite drohend dem Verfolger zu.

Der Flüchtige, der indeſſen bereits den Fuß der Leiter erreicht hatte, warf, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, ein kleines Päckchen, welches er in der Hand gehabt hatte über den Zaun hinüber, und hatte ſchon einen Fuß auf die eine Sproſſe der Leiter geſetzt, als er ſich von der ſtarken Fauſt Gartentierce's gepackt fühlte, der ſich von jener Drohung nicht hatte zurückſchrecken laſſen.

Der Angegriffene war ein Mann von rieſenhafter Statur; aber auch der Graf beſaß keine unbedeutende Muskelkraft, und während er ſeinen Gegner mit der linken Hand am Rockkragen feſthielt, griff

er mit der Rechten nach der Kehle deſſelben und drückte mit der Fauſt zwiſchen die Halsbinde und die Gurgel hinein. Jener machte zuerſt den Verſuch, ſich ſeines Verfolgers durch einen heftigen Stoß zu entledigen; da er indeſſen keinen Raum hatte, um mit der Fauſt auszuholen, war der Schlag, welchen der Graf in der Gegend des Magens empfing, nur ſchwach. Zugleich hörte man von dem Wohnhauſe herüber Lärm und Stimmen ſich nähern. In dieſem Augenblick ſagte der Mann auf dem Zaune:

„Mach kurz Gottlieb. Dreh ihn 'rum, daß ich ihn beſſer ſehen kann, ich will ihn eins mit dem Kracher auf den Pelz brennen, dann wird er ſchon loslaſſen.“

Der Räuber, ſtöhnend unter dem Druck der gewaltigen Fauſt, die ſeine Gurgel zudrückte, umfaßte mit beiden Händen ſeinen Angreifer, um denſelben in die bezeichnete Lage zu bringen, da ihm der Graf bis jetzt noch immer von hinten oder doch von der Seite geſtanden hatte. Wirklich gelang es ihm auch, denſelben ungeachtet ſeines Widerſtandes herumzudrängen, ſo daß ſich Beide einander in's Geſicht ſehen konnten. Die Wirkung dieſes Blicks war auf beiden Seiten gleich ſchnell und gleich merkwürdig. Sie ließen einander los und ſtaunten ſich einen Augenblick an, als trauten ſie ihren Augen nicht; dann rief der Schuhmacher, denn er war es:

„Schieß' nicht, Lampert. — Es iſt der Neyper. — Adieu, Junge. Wenn wir Nachjagd bekommen, bringe ſie von der rechten Fährte ab. Wir machen nach Schöneberg.“

Alle dieſe Einzelnheiten waren mit größerer Schnelle auf einander gefolgt, als wir dieſelben hier anzugeben vermochten. Der Schuhmacher war ſchon jenſeits des Zaunes verſchwunden, Gartenthiere hörte den dumpfen Fall ſeines Herabſpringens, das Geräuſch ſeiner Tritte auf dem kniſternden Schnee, er ſtieg einige Sproſſen der Leiter empor, um ihm nachzuſehen, aber die beiden Räuber hat-

ten wahrſcheinlich ein ſich am Ufer hinziehendes Weidengebüſch benutzt, um in dem Schatten deſſelben ihre Flucht zu bergen.

In dieſem Augenblick hatten ſich einige Diener des Hauſes, unter ihnen der Banquier, Davernay und zwei oder drei andere Herren dem Gartenzaune bis auf wenige Schritte genähert.

„Die Schurken ſind entwiſcht!“ rief ihnen Gartentierce zu. „Es iſt keine Spur von ihnen zu ſehen.“

„Sind ſie fort! Wirklich fort?“ fragte der Banquier ängſtlich.

„Gewiß,“ fuhr Jener fort. — „Aber ich will nicht hoffen, daß die Summe bedeutend iſt, um welche Sie beſtohlen wurden.“

„Ich habe mich in der Eile noch nicht überführt; — aber wir wollen zurückkehren, meine Herren, und die Damen beruhigen. — Es iſt unartig, ſie ſo allein zu laſſen. — Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihren Beiſtand Herr Graf. — Aber wie kam es, daß Sie ſo ſchnell bei der Hand waren?“

Gartentierce erzählte hierauf einfach, wie er bei dem Zänkerlärm ebenfalls in's Freie getreten wäre und die Hausthür geöffnet, grade zu dem Augenblick, als der Banquier um Hülfe gerufen. Er habe jedoch den Flüchtigen nicht einholen können, da er geſtolpert und hingefallen, indeſſen Jener entwiſchte.

Unter dieſem Geſpräch hatte die Geſellſchaft, welche inzwiſchen durch noch mehre Herren vergrößert worden war, das Haus erreicht, und während Einige hineingingen, um die geängſteten Damen zu beruhigen, begaben ſich die Anderen in das Zimmer des Banquiers, um ſich dort von der Art und Weiſe des Einbruchs zu überführen.

Die Diebe waren, wie ſchon erwähnt, vermittelſt einer Leiter zu dem Fenſter hinaufgeſtiegen, ſie hatten eine Scheibe zerdrückt, mit Bohrern und Meſſern eine Oeffnung in die Lade geſchnitten und dieſelbe von Innen entriegelt. Die ſchwere Eiſenſtange, welche Innen vor der Aeußerlade lag, hätte ſie wahrſcheinlich von ihrem Vor-

haben abſehen gemacht, wenn dieſelbe mit einem Verhängeſchloß auf der einen Seite, auf der anderen aber in der Wand ſelbſt befeſtigt geweſen wäre. Da dies indeſſen nicht der Fall, dieſe Stange vielmehr nur ganz einfach in zwei, in den beiden Wänden eingemauerte, eiſerne Oeſen eingehakt war, hatte man ſie einfach ausgehoben, und ſo waren die Diebe in das Zimmer gelangt. Das Büreau war durch ein Stemmeiſen geſprengt worden, aber der Banquier mußte noch zeitig genug gekommen ſein, denn ſeiner Ausſage nach, fehlte ihm nichts, und das Fach, in welchem er ſein Geld verwahrte, war noch nicht geöffnet.

Deſſenungeachtet hatte Cartentierce geſehn, daß der Schuhmacher etwas in der Hand trug, was ſeiner Meinung nach geſtohlenes Gut ſein mußte, und er verfehlte nicht, dieſe Bemerkung laut zu äußern.

Maren wurde aufmerkſam; er unterſuchte nochmals eine Schublade, die einzige, die er offen gefunden und welche nur Papiere enthielt. In einer Ecke, war ein leerer Platz, wo offenbar etwas geſtanden hatte.

„Mein Gott, ja!“ rief er; — und ſein Geſicht wurde auf einen Augenblick erfahl, ſeine Lippen weiß, ſeine Knieen zitterten ſo heftig, daß er ſich auf die Lehne eines nahestehenden Stuhls ſtützen mußte. Aber dieſe Bewegung dauerte nur wenige Sekunden; dann nahm ſein Geſicht wieder den Ausdruck jener ruhigen Freundlichkeit an, und er fuhr fort. — „Die Diebe haben Geld zu finden geglaubt; aber es ſind nur Papiere, deren Verluſt allerdings ſchmerzlich für mich iſt; — aber ſie ſind von ganz und gar keiner Bedeutung. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie. — Der Ball iſt lange genug durch dieſen unbedeutenden Vorfall unterbrochen geweſen.“ — Mit dieſen Worten ergriff er eins der auf dem Tiſch ſtehenden Lichte, und ſeiner Aufforderung folgend, begaben ſich die Anweſenden in die unteren Zimmer hinab, wo dieſer Vorfall den allgemeinen Stoff zum Geſpräch hergab, bis endlich die wiederbeginnende

Musik dieser Conversation ein Ende machte. — Der Banquier war, oder schien doch wenigstens, eben so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, er hatte nur seiner Frau den Vorfall kurz erzählt und leicht darüber gescherzt, wie aus dem Unglück des Einen, das Glück für den Anderen erwachse, indem er wahrscheinlich nicht so gut fortgekommen sein dürfte, wenn er des Feuers wegen nicht in sein Zimmer hinaufgegangen wäre. Nichts destoweniger glaubte Cartentierce, dessen aufmerksames Auge ihn scharf beobachtete, eine gewisse Unruhe in seinem ganzen Benehmen zu bemerken, die er mit aller Mühe zu verbergen strebte. Ob aber der Grund dieser Bewegung in der durch diesen Vorfall verursachten Aufregung Aarons liege, oder ob dieselbe sich auf den erlittenen Verlust jener Papiere beziehe, war schwer zu entscheiden. —

Es war bereits gegen drei Uhr Morgens, als der Ball endete, und Cartentierce und Davernay sich von ihrem Wirth: verabschiedeten, der sie mit der größten Zuvorkommenheit bis an den Wagen begleitete und sich dahin äußerte, daß er hoffe, die Herren würden sich bei ihm gefallen haben und ihm bald wieder die Ehre geben, sein Haus zu besuchen, was Jene natürlich mit den gewöhnlichen Gegencomplimenten erwiederten, und dann in den Wagen stiegen, wobei weiter nichts besonderes vorfiel, als daß die kleine Dame, mit welcher der Vicomte den Walzer getanzt hatte, als sie gleichfalls und noch vor ihnen in ihre Kutsche stieg, und die beiden Herren ihr sehr höflich eine Verbeugung machten, mit sehr lauter Stimme dem Bedienten sagte, daß, wenn Jemand am Morgen kommen würde, um sich zu erkundigen, wie sie sich nach dem Ball befinde, er Niemand vor elf Uhr verlassen möchte, — nach dieser Zeit aber sei sie zu sprechen.

XVII.

Der Bucklige.

Damit der Leſer die bunt durcheinander laufenden Fäden unſerer Erzählung klar und deutlich im Auge behalte, ſchalten wir hier die Notiz ein, daß ſich die Vorfälle des vorigen Abſchnitts zwei Tage nach den Begebenheiten zutrugen, welche die letzten Blätter des erſten Bandes erwähnten. Während dieſer Zeit war nichts vorgefallen, was bedeutenderen Einfluß auf den Fortgang dieſer Geſchichte gehabt hätte.

Den Grafen von Rothenburg, einen jungen Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, der außer einem liebenswürdigen Vermögen, noch viele andre liebenswerthe Eigenſchaften beſaß, hatten Gartentiere und Davernay an der Table d'hote ihres Gaſthofes kennen gelernt; und da zufällig die Converſation auf den Banquier Aaron Levin gekommen, und Rothenburg in dem Hauſe deſſelben ſehr gut bekannt war, hatte er es auf ſich genommen, die beiden Fremden dort einzuführen. — Den Schuhmacher hatte Gartentiere ebenfalls nicht eher wiedergeſehn, als bei jenem unvermutheten Zuſammentreffen im vorigen Kapitel.

Es war etwa gegen zehn Uhr Morgens, oder auch wohl noch etwas ſpäter, als die beiden Herren aus dem tiefen Schlaf erwachten, in welchen ſie die Erſchöpfung einer durchwachten Nacht gewiegt hatte. Auf den Ruf der Klingel erſchien François mit dem Frühſtück und ſagte, daß bereits ſeit zwei Stunden ein Burſche Außen warte, der den Grafen zwar nicht bei dem Namen genannt, die Herren aber genau beſchrieben und vorgegeben habe, daß er ein paar Stiefel überbringen ſolle; er, François, hätte zwar verſucht, ihn abzuweiſen, da wahrſcheinlich doch ein Irrthum obwalte, aber ſeine Mühe wäre vergeblich geweſen und der junge Menſch ſei noch immer Außen.

„Ah, ich weiß ſchon," ſagte Cartentierce, den Vicomte mit bedeutſamen Lächeln anblickend; „ich weiß ſchon; es iſt ganz recht. — Laß ihn eintreten, François."

Der Graf hatte mit ſeiner Vermuthung vollkommen Recht gehabt. — Wenige Augenblicke nachher trat der kleine Bucklige in's Zimmer.

Er hatte ſich etwas ſonntäglich herausgeputzt; ſtatt des zerriſſenen, blauen Rockes, in welchem ihn der Graf zuerſt geſehen, trug er einen ſchwarzen, rein abgebürſteten Leibrock mit ſehr ſpitzen, übereinander klappenden Schößen, die ihm indeſſen bei'm Gehen nicht geringe Unbequemlichkeiten zu verurſachen ſchienen, da ſie, bis unter die Kniee herabhängend, ihm fortwährend zwiſchen die Beine kamen. Die gleichfalls ſehr langen Aermel dieſes Rockes machten das Tragen von Handſchuhen zu einem leicht entbehrlichen Luxus, ſtatt der Manchetten aber hatte er ein paar grün wollener, geſtrickter Pulswärmer um. Außerdem hatte er ein ſehr ſteif geſtärktes Chemiſet vergebunden, welches indeſſen etwas verſchoben war, ſo daß man, zwiſchen demſelben und dem Kragen einer grün und roth geſtreiften Weſte, einen lederuen Hoſenträger und ein Loch ſeines ſehr groben und ſehr ſchmutzigen Hemdes bemerken konnte. Sein Beinkleid war

grau, seine Stiefel mit vielem Fischthran geschmiert, und in der einen Hand trug er die besagte Tigermütze, eine Kopfbedeckung, die ihrer Zeit unter den stutzerhaften Lehrburschen und Kutschenaufmachern Berlins sehr beliebt war, während er in der anderen ein paar blankgewichste Stiefel hatte.

„Gu'n Morgen, meine Herren; hier schickt der Meister die Stiefeln!“ sagte er eintretend.

Gartentierce bedeutete Françeis hinauszugehen, worauf er den Jungen fragte, was er wolle. Dieser warf erst einen mißtrauischen Blick auf den Vicomte, doch der Graf beruhigte ihn, indem er Beide einander vorstellte, wobei der Schusterjunge eine tiefe Verbeugung machte, und sich sehr geschmeichelt zu fühlen schien, als Davernay ihm die Hand schüttelte und in sehr gebrochenem Deutsch sagte, daß es ihn freue, diese Bekanntschaft zu machen. Dann wendete er sich wieder zu dem Grafen und zog aus der Brusttasche seines Fracks ein Stück Zeitungspapier hervor, welches er mit großer Sorgfalt auseinander wickelte, worauf sich dann ergab, daß dasselbe einen sehr sonderbar, etwa in der Form eines großen Bonbons zusammengelegten Brief enthalte, dessen Aufschrift, mit sehr großen Buchstaben in der Handschrift eines Schulknaben geschrieben, an den Grafen lautete. Gartentierce erbrach das Siegel und las das Folgende:

Mein Junge!

Wenn wir gewußt hätten, daß Du bei dem Chozen bekannt bist, würden wir ein besseres Geschäft gemacht haben; aber Lampert der den Massematten baldewert*) hatte, wollte keinen dritten Theilnehmer. Sei deshalb nicht böse auf uns und denke, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich würde Dich bitten heute Nachmittag zu mir zu kommen, aber im Fall der Handel von der vorigen Nacht Lärm gemacht hat, könnte Dein Kommen leicht Aufsehn erregen. —

*) Den Diebstahl ausgekundschaftet.

Wir wollen uns deshalb lieber um ein Uhr an der neuen Friedrichsbrücke treffen; Du kannst auch Deinen Freund mitbringen, aber um jeden Verdacht zu vermeiden, müßt Ihr Euren Anzug so einrichten, daß er in der Penne nicht auffällt, wohin ich Euch bringen werde.

Auf Wiedersehn.

Ein Freund, der heut Nacht den Werth eines Freundes erkannt hat.

„Es ist gut," sagte Gartentierce, nachdem er diese Zeilen gelesen;" sage dem Meister, wir würden kommen."

Der bucklige Junge nickte bejahend, als er aber sah, daß der Graf den Brief in seine Tasche steckte, sagte er in sehr bescheidenem Tone, und über seine Dreistigkeit leicht erröthend.

„Sie sind zwar ein so feiner Kochemer, wie ich je einen gesehen; aber mein Vater, der jetzt in Spandau sitzt, und seine Klameniff*) gewiß zu brauchen wußte, der hat niemals einen solchen Brief in die Tasche gesteckt, sondern ihn gleich verbrannt, oder doch wenigstens zerrissen."

Der Graf konnte sich nicht enthalten, über diesen gutgemeinten Rath laut zu lachen.

„Du bist ein pfiffiger Junge, sagte er, „aber beruhige Dich nur, der Brief soll in keine unrechte Hände kommen. Doch willst Du schon wieder gehn? — Ich denke, Du wirst wohl keine solche Eile haben."

„Ja wohl, — ich muß; wir haben Vormittag noch Stunde, ich und der kleine Karl, den Sie neulich Abend's gesehn haben."

„Und was ist das für Unterricht, den Du bekommst?"

Der Bucklige erwiederte mit sehr wichtiger Miene, daß ihm der Schuhmacher Privatstunden im Torfdrucken gäbe, und als Gartentierce eine Erklärung dieses Wortes forderte, sagte er, nicht ohne ein leichtes Erstaunen über die Unwissenheit des Neyers, daß Torf-

*) Nachschlüssel.

drucken ſo viel, als einen Taſchendiebſtahl begehen heiße, und daß er mit ſeinem Freunde wöchentlich drei Stunden in dieſer Kunſt unterrichtet werde; auch habe er wirklich — und er erröthete bei dieſer Gelegenheit wieder über dies Selbſtlob — bereits einige unbedeutende Kenntniſſe in dieſem Zweige des Handelns erlangt, und um dieſes zweideutige Lob durch den Beweis zu unterſtützen, zog er nicht ohne einiges Selbſtgefühl ein ſehr ſchönes, ſeidenes Taſchentuch hervor, welches er eben erſt auf dem Wege nach dem Hôtel einem Herrn aus der Taſche gezogen hatte, der an einer Buchhandlung auf dem Schloßplatze geſtanden und ſich das Bild von dem Mörder Aubnayſel ſehr genau angeſehen habe. Bei Erwähnung dieſes Umſtandes konnte Davernay nicht umhin, mit einer unwillkührlichen Bewegung die Hand nach ſeinem ſchönen Foulard auszuſtrecken, welches auf dem Tiſche lag, doch der Bucklige ſchien das nicht zu bemerken, beſonders da Gartentierce ſeine Aufforderung, eine Wenig zu verweilen, wiederholte und dieſe Einladung durch das Anerbieten von einem Glaſe Madeira und einer Havannah Cigarre unterſtützte, da er ſich an das Verbot des Schuhmachers für ſeinen Lehrling, Tabak im Laden zu rauchen, erinnerte, und aus demſelben die Folgerung zog, daß der Genuß des Rauchens dem würdigen Zögling deſſelben hinlänglich bekannt ſei.

Ein ſolches Anerbieten war auch für den Buckligen zu lockend, als daß er demſelben hätte widerſtehen können. Er nahm daher auf dem ihm dargebotenen Stuhle Platz und mit dem kätzpiſch, ernſten Benehmen eines Jungen von ſeinem Alter begann er, die Cigarre anzuzünden und große Dampfwolken von ſich zu blaſen.

Die beiden Herren nahmen indeſſen ihren Kaffee ein, und obgleich die Unterhaltung ſehr durch den Umſtand gehemmt wurde, daß der Knabe nicht ſehr geläufig welſch ſprach, ſo hoffte doch Gartentierce, einige genaue Notizen über den Schuhmacher und deſſen Genoſſen einziehen zu können. Der ſchwere Wein äußerte auch bald

genug ſeine Wirkung auf den jugendlichen Verbrecher und ſeine Mittheilungen, die anfänglich nur ſparſam und vorſichtig gegeben wurden, fingen an immer vertraulicher zu werden.

Es war ſeine eigentliche Abſicht, etwas Näheres über jenen Einbruch in der Jägerſtraße zu erfahren, doch konnte Gartentierce indeſſen nur wenig aus den Reden des Knaben entnehmen, und als er endlich das Geſpräch direct auf dieſen Punkt lenkte und anſcheinend ganz ſorglos nach den Umſtänden jenes Vorfalls fragte, entgegnete ihm der Bucklige, wie er ſich allerdings erinnere, den Schuhmacher davon reden gehört zu haben, daß auch jenes Weib, die in dem Keller des verfallenen Hauſes die Wirthſchaft geführt habe und die Geliebte Lamperts ſei, mit dem Dienſtmädchen, die den Dieben in das Haus geholfen, ein und dieſelbe Perſon wäre, weiter aber könne er nichts über dieſe Sachen ſagen. Aus den übrigen Reden des Knaben entnahmen indeſſen die beiden Freunde noch ſo viel, daß der Haß, der zwiſchen dem Erzähler und dem mit dem Namen Lampert bezeichneten Individuum waltete, aus dem Umſtande herrühre, daß dieſer auf eine nicht näher angegebene Weiſe den Anlaß zu der Ueberführung und Beſtrafung jenes Verbrechers gegeben, der die Welt mit einem ſo hoffnungsvollem Sohne bereichert hatte. Der Haß, welcher die ganze Seele des Knaben zu erfüllen ſchien, drückte ſich in ſeinen Worten und ſeinen Mienen auf das Entſchiedenſte aus, und es hatte etwas widerlich fürchterliches, als er während ſeiner Erzählung mit der Hand auf den Tiſch ſchlug und ſein jugendliches Geſicht zu einer wilden Grimaſſe verziehend, erklärte und mit einem ekelhaften Fluch bekräftigte, daß er noch immer keine Gelegenheit gehabt hätte, den Vater zu rächen, daß er aber geduldig den günſtigen Augenblick dazu abwarte; er könne ihn zwar jeden Tag an den Galgen bringen, denn Lampert ſei nicht nur ein Dieb, ſondern wie er wiſſe, auch ein Mörder, aber er könne das

nicht thun, ohne den Schuhmacher, dem er ſo viel Dank ſchuldig ſei und noch andere Perſonen von ſehr ehrenwerthem Charakter zu verrathen.

Endlich erinnerte er ſich auch daran, daß es für ihn Zeit ſei, nach Haus zu gehen, wenn er anders nicht den Unwillen ſeines Lehrherrn erregen wolle. Er ſchnippte mit der Spitze ſeines kleinen Fingers die Aſche von dem Cigarrenſtummel ab, welchen er noch immer rauchte, ſpuckte dann mit einem ſehr geringen Aufwand von Grazie auf die brennende Seite, um das Feuer auszulöſchen, und wickelte endlich das übrig gebliebene Stückchen in das Papier, worin der Brief enthalten geweſen war, damit, wie er ſagte, die liebe Gottesgabe nicht umkäme. Dieſer Beweis einer ökonomiſchen Geſinnung, die man bei unſern jungen Herren jetzt nur höchſt ſelten findet, machte auf Davernay einen ſo tiefen Eindruck, daß er nicht umhin konnte, dem Sparſamen ein Geſchenk mit einem halben Dutzend ſeiner Cigarren zu machen, wozu Gartentierce noch ein Achtgroſchenſtück hinzufügte. Dieſe Freigebigkeit rührte den Knaben ebenfalls ſehr, und um gleichfalls ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, nahm er einen der mitgebrachten Stiefel und kehrte denſelben auf den Tiſch um, worauf alsbald des Grafen goldener Siegelring herausfiel, den der Bucklige durch eine nicht bemerkte Bewegung ſeines Aermels von der Kommode heruntergeſtreift und in den Stiefel aufgefangen hatte. Er erklärte indeſſen, während Gartentierce und Davernay nicht ohne Erſtaunen das Kleinod aus ſeinem ſonderbaren Etui hervorkommen ſahen, daß es ihm unmöglich ſei, zwei ſo gentile Herren zu beſtehlen, und daß er lieber den Vorwurf ſeines Gewiſſens ertragen, als ſich auf Koſten von Perſonen bereichern wolle, die er als Collegen betrachte und die ſo freundlich gegen ihn geweſen wären.

Ueber dieſen beluſtigenden Vorfall und die ernſten Worte des

antigennützigen Knaben, brachen die beiden Herren in ein lautes Gelächter aus, in welches Jener mit einstimmte, und so schieden sie als die besten Freunde von einander, während Tartentiere noch einmal versicherte, daß er sich pünktlich zur bestimmten Stunde und an dem angegebenen Orte einfinden werde.

XVIII.

Der Kneipwirth.

Zwiſchen der Königsſtraße und der Kloſterſtraße zieht ſich in einer nicht unbeträchtlichen Ausdehnung eine enge, übelausſehende Gaſſe hin, deren trübſelige Häuſer auf dem Platze erbaut ſind, welchen ehemals die Stadtmauern Berlins einnahmen, von welchen dieſe Gaſſe auch ihren jetzigen Namen erhalten hat.

Wie in den Meiſten dieſer Straßen hat auch die, von welcher wir hier ſprechen, nur ſehr ſchmale, kaum für eine Perſon zu paſſirende Seitenlege, die noch dazu häufig genug von den hervorſpringenden Treppen der einzelnen Häuſer unterbrochen werden, ſo daß der Außgänger ſich gezwungen ſieht, auf dem Fahrweg zu bleiben, und ſich weit lieber der Unannehmlichkeit ausſetzt, von einem vorüberfahrenden Wagen mit Schmutz beſpritzt zu werden, als daß er Gefahr läuft, auf dem holprigen, ſchlüpfrigen Pflaſter des ſogenannten Bürgerſteiges auszugleiten, und im günſtigſten Falle in eine mit ſchmierigem Waſſer und Unreinigkeiten jeder Art gefüllte Goſſe zu fallen. — Der Schmutz, mit welchem dieſe Gaſſe daher ſelbſt in der beſſeren Jahreszeit angefüllt iſt, wird im Winter, beſonders wenn

Thauwetter eingetreten iſt, faſt unergründlich, und der feuchte Dunſt der ſchmutzigen Erde miſcht ſich mit den Ausdünſtungen einzelner Kehrichthaufen, welche die Straße ſperren und auf denen der Abfall von allen möglichen Gemüſearten, wie Kohlſtrünke, Kartoffelſchalen, abgenagte Knochen, ſehr viele zerriſſene Schuhſohlen, auch wohl mitunter der Cadaver einer übergefahrenen Katze zu einem ſchrecklichen Ganzen verfaulen.

Wenn man an einem vielleicht bewölkten Tage bei dieſer Gaſſe vorübergeht, und einen Blick hineinwirft in dieſe dunſtige, ſtinkende Luft, die dicht zuſammengeballt, träge und ſchwer über die Erde hängt, hält man unwillkürlich den Athem an, um dieſe widrige Atmoſphäre nicht einzuſaugen, und die hohen, finſtren Häuſer, die zu beiden Seiten des Einganges ſtehen, ſehen mit ſtummem Ernſte auf den Eintretenden nieder und ſcheinen ſich eben zuſammenzuwölben, als wollten ſie dem Tageslichte den Zugang verſperren, damit ewige Düſterheit über dieſen widerwärtigen Orte brüte. — Und ſelbſt wenn es ein heller, freundlicher Tag iſt, und die luſtige Sonne ſich über das rege Geſchäftsleben in der Königsſtraße freut und die Farben der bunten Zeuge und Tücher an den Schaufenſtern probirt, ob ſie echt ſeien, wie eine ſorgſame Hausfrau thut; wenn der blaue Himmel klar und wolkenlos iſt und auf die Erde herabſieht, wie das lachende Auge eines jungen Muſikanten auf die neu beſaitete Fiedel, ſelbſt dann iſt es nur eine trübe Dämmerung, die in dieſer Gaſſe herrſcht, eine trübe, feuchte Dämmerung, aus der kein Tag werden will, kein glücklicher, goldener Tag, und die Sonne ſieht ſo brummürig und verdrießlich ernſt aus, wie die Unterlehrerin in einem ärtiſchen Waiſenhauſe.

Und wenn man es nun, dieſes widerwärtigen Aeußeren ungeachtet, wagt, einzutreten in das Bereich jenes ungeſunden Miaſma, ſo findet man das wenig erfreuliche Bild, das man ſich von dieſem düſtren Orte entworfen hat, wo möglich noch übertreffen.

Es iſt eine Reihe von kleinen, zuſammengeſchrumpften Häuſern, von denen die Einen ſchmutzig und elend ausſehen, aber dieſes Elend mit einer gewiſſen Frechheit zur Schau tragen, wie der Bettler, der ſich ſeiner Lumpen nicht mehr ſchämt, ſondern ſie für ein gutes Mittel hält, Mitleid zu erwecken und Almoſen zu erpreſſen. Die anderen dieſer Gebäude, eben ſo krüppelhaft und ſiech ausſehend, ſind mit irgend einer auffallenden Farbe beſinſelt und neu abgeputzt; wie eine Buhlerin, welche die Bläſſe der ſchwindſüchtigen Wangen unter der Schminke zu verbergen ſucht; die Fenſterladen und Jalouſien ſind grün angeſtrichen, grün mit der friſchen, freudigen Farbe der Hoffnung, und doch Alle — ach — die hinter denſelben ihr elendes Daſein hinſchwinden ſehen, Alle haben bei ihrem Eintritt in dieſe Höhlen der Armuth und des Laſters die Hoffnung draußen gelaſſen, dieſen letzten Nothanker der Menſchen.

Selten nur, ſcheu und verſtohlen ſich umblickend, ob auch Niemand ſeinen Schritten folgt, ſieht man eine anſtändig gekleidete Perſon am Tage durch dieſe Gaſſe eilen; ſelbſt der Geſchäftsmann welcher ſich ſo gern einige Schritte erſpart, macht lieber einen Umweg, anſtatt ſeinen Weg durch dieſen Aufenthalt des Elends und des Laſters zu nehmen; nur rohe trunkene Burſchen, Arbeiter welche ihren Tagelohn verpraſſen, liederliches Geſindel, die Früchte ihres Diebſtahls verauktionirt, ziehen zuweilen in großen Horden hindurch, ein altes, ſchlummriges Weib, das mit ſtierem, nichtsſagenden Blick aus einem Branntweinladen taumelt, mit rohen Späßen verfolgend, oder einen abgemagerten Hund, der mit geſenkter Schnauze und giftigem Knurren in einem Schmutzhaufen nach Nahrung wühlt, durch Fußtritte und mit höhnendem Gelächter von ſeinem ekeln Fraße verjagend.

Aber dieſe borſthaarigen Hunde, ohne Halsband, herrenlos, in einem Zuſtande gefährlicher, hungriger Wildheit umherſchweifend, dieſe alten, triefäugigen, branntweintaumelnden Weiber, dieſe Männer mit

unsauberem Anzuge, den Stempel des Lasters und des Verbrechens auf dem entnervten Gesicht tragend, sie sind nicht die einzigen Bewohner jener düsteren, unheimlichen Gasse.

Wenn der Vorübergehende einen scheuen Blick in das Erdgeschoß jener schäbig aussehenden Häuser thut, gewahrt er allerdings nichts weiter, als jene entsetzliche, nackte Armuth, die sich hieher zurückgezogen, aber hinter den grünen Jalousieen jener aufgeputzten Gebäude fällt sein Auge auf andere Scenen, nicht weniger widrig und ekelhaft als die Anderen.

Bleich, mit schlaffem Haar und trüben Augen, im losen, ungeordneten Anzuge sieht man weibliche Gestalten, theils noch jugendlich, theils schon älter, aber alle mit dem einen Ausdruck der frechen Sinde auf dem entweibten Gesicht an den Fenstern sitzen, oder in den Zimmern umherschlarren in heruntergetretenen Morgenschuhen von sehr lebhafter Farbe. Die Meisten von ihnen lungern müßig im Fenster, einzelne unzüchtige Scherzreden mit den Vorübergehenden wechselnd, nur wenige mit einer leichten weiblichen Handarbeit beschäftigt und so die wenigen Tagesstunden hinbringend; denn wenn bei dem fleißigen Arbeiter bereits der Mittag genaht ist, fängt man hier den Tag an.

Erst am Abend, wenn die Dunkelheit diese Scenen einhüllt, beginnt das eigentliche Leben an diesem Orte.

Da flimmern die Gaslaternen trübe und unstet wie Irrlichter durch die nebelgraue Nachtluft, da erleuchten sich diese niedrigen, breiten Fenster und wüstes, lautes Lachen und Geschrei, der Gesang einer heiseren Stimme, von dem Ton einer verstimmten Guitarre begleitet, zuweilen auch der Lärm einer Schlägerei, tönt aus diesen Höhlen des Lasters hervor.

Es war diese Straße, in welche der Schuhmacher den Grafen und Davernay führte, nachdem sie sich an dem Orte des Rendez-vous ohne weitere Schwierigkeiten getroffen; doch gehörte das Haus, in

welches ſie traten, nicht zu der letzterwähnten Klaſſe. Das Ziel ihres Ganges war vielmehr ein trüb ausſehender, tief belegener Keller, zu welchem etwa zehn, in der Mitte ſehr ausgetretene Stufen hinabführten. An jeder Seite des Eingangs ſah man ein länglich viereckiges Schild, von denen das zur linken Seite eine Angabe der verſchiedenen Biere und Branntweine enthielt, die man hier verkauft, auf dem andern, war mit einem ſehr geringen Aufwande, von Kunſt eine Geſellſchaft von Herren, ſämmtlich in ſehr blauen Leibröcken und Rankingheſen gemalt, die um einen runden Tiſch ſaßen, der mit ſehr vielen Knoblauchswürſten, Semmeln und Branntweinsgläſern beſetzt war, während ein Marqueur mit einer grünen Schürze und einer Serviette unter dem Arm im Hintergrunde abgebildet war, wie er eben eine Flaſche Braunbier einſchenkt. Darunter las man die einfachen Worte: „Kalt und warm Frühſtück.“

Vor dieſem Keller ſtand der Schuhmacher, der ſeinen beiden Gefährten etwas vorausgegangen war, um kein Aufſehen zu erregen, ſtill, und nachdem er ſich umgeſehen und Jene durch einen bedeutſamen Wink aufgefordert hatte, ihm zu folgen, ſtieg er langſam und vorſichtig die Stufen hinab, während Gartentierce und Davernay ohne Anſtand dem erhaltenen Winke Folge leiſteten. Die beiden Herren, durch ihren gewandten Bedienten mit den entſprechenden Anzügen verſehen, hatten etwa das Anſehen von ſonntäglich gekleideten Handwerkern; auch der Schuhmacher hatte ſich ähnlich herausſtaffirt. Dieſer Letztere hatte indeſſen die untere Thür des Ladens noch nicht geöffnet, ſondern ſeine Gefährten erwartet, um mit ihnen zugleich einzutreten zu können. Als da der Vicomte, als der Letzte von Beiden, die erſten Stufen hinabſtieg, faßte er auf die Klinke der kleinen, mit Scheiben von grünem Glaſe verſehenen Thür, die oben an eine große Klingel ſtieß, ſo daß beim Oeffnen der Klöpfel der Glocke ein ziemlich lautes, anhaltendes Geräuſch verurſachte.

Das Innere dieſes Ladens ſah merkwürdig genug aus.

Unmittelbar an der Thür und, wenn man eintrat, zur rechten Seite, war ein von der Wand bis zum Ladentisch reichender, offener Verschlag von einem oder zwei Brettern angebracht, in welchem ein Vorrath von Sand aufgehäuft war; in diesem Sandhaufen steckte eine Anzahl von Reißigbesen, die Stiele nach unten gekehrt; ein köstlicher Vorrath für den Vorsteher einer Sonntagsschule. — Auf der linken Seite, diesen pädagogischen Interessen gegenüber, standen zwei braungebeizte, plumpe Schemel mit Lehnen. Auf einem derselben kauerte ein zerlumpter, ältlicher Mann, eine halb geleerte Branntweins-Flasche in der einen, ein Stück schwarzes Brod in der andern Hand, er schien den Gebrauch eines kleinen Glases gänzlich zu verschmähen, welches der Wirth auf den schmierigen Ladentisch für ihn hingesetzt hatte. Außer diesem Glase standen zwei irdene Töpfe auf diesem Tische, von denen der Eine einen Vorrath von sauren Gurken, der Andere eingemachte Häringe von einer sehr merkwürdigen Größe enthielt; daneben stand ein alter Fayence-Teller, auf welchem ein angeschnittenes Stück sehr fetten und sehr braun gebratenen Schweinebratens lag, und neben diesem Teller bemerkte man die Hälfte eines betrockneten, schimmligen, holländischen Käses, in den schmutzigen Fetzen eines alten Hemdes eingewickelt, welches noch mit den Anfangsbuchstaben des einstigen Besitzers und mit der Zahl 4. in Roth gezeichnet war. Hinter einer Art von hölzernem Gitter, welches diesen Ladentisch in zwei Theile schied, war eine Waage von Messing, ganz und gar mit Grünspan bedeckt, angebracht; daneben lagen mehre Gewichte und einige Papierstücken, um die gekauften Waaren einzuwickeln. An einer dünnen Querstange, die sich zu beiden Seiten des Tisches, durch hölzerne Pfosten gestützt, so hoch erhob, daß man bequem mit der Hand hinauflangen konnte, hingen viele, phantastisch aussehende Würste jeder Größe und ein angeschnittenes Stück Speck. — Der Hintergrund des Ladens wurde durch ein Spind, auf dessen Fächern verschiedene große und kleine Flaschen von jeder beliebigen Form

ſtanden, durch einige Flaſchenkörbe, einen Tiſch mit Backwaaren und noch andere Gegenſtände ausgefüllt, unter denen wir beſonders den Wirth nicht vergeſſen dürfen, dieſen dicken, ſchmeerbauchigen, branntweinrothen Wirth, der mit dem zerlumpten Manne gerade in ein ſehr wichtiges Geſpräch über Spirituspreiſe vertieft war, als die Fremden eintraten.

Die Unterhaltung wurde natürlich hierdurch unterbrochen, und nachdem der Schuhmacher dem Wirthe vertraulich zugenickt und der Wirth dieſen Gruß mit einem forſchenden Blick auf die beiden ihm Unbekannten erwidert hatte, ſagte der Erſtere:

„Guten Tag, Vater Matthes. — Wie geht's? — Ich denke gut. Ich habe da ein paar gute Freunde mitgebracht; wir können doch etwas zu frühſtücken bekommen und eine Parthie Billard ſpielen. — Iſt vielleicht irgend ein Bekannter hier?

„Geht nur hinein, Kinder;" erwiederte der Wirth mit einer ſehr dünnen Stimme, die ſich nur mühſam durch ſeine fettverwachſene Kehle hindurch drängte. „Der blaſſe Johann iſt drin und noch ein junger Menſch, den er mitgebracht hat. Geht nur hinein!"

Der Schuhmacher öffnete eine kleine Glasthür zur Seite, welche mit einer ſchmutzigen, rothen, gelbſaumigen Gardine verhängt war, und trat in das anſtoßende Gemach, wohin ihm Gartenlaube und Daverna folgten.

Dies Zimmer enthielt nur einige Tiſche und Schemel, die an den Wänden umherſtanden, und einen kleinen eiſernen Ofen, in welchem Coaks brannte; in der Mitte ſtand ein kleines, ſehr niedriges Billard, deſſen Ueberzug durch den Zahn der Zeit und die plumpe Hand der ungeſchickten Spieler ſehr viel ſchadhafte Stellen bekommen hatte, die nachher mit grauem und blauem Zwirn auf eine höchſt dauerhafte Weiſe ausgeflickt waren.

In einer Ecke dieſes Gemachs, nahe an einer zweiten Thür, die in ein Hinterzimmer führen mochte, ſaßen zwei Männer, die ſich bei

dem Eintritt des Schuhmachers und seiner Begleiter umwendeten. Der Eine von ihnen, der Aeltere, nickte Leberecht vertraulich grüßend zu; Gartenlierce erkannte in ihm einen der Männer, die er in jenem Hause der Karlstraße getroffen hatte. Es war der, welchen der Wirth mit dem Namen „der blasse Johann" bezeichnet hatte. — Der Andere war ein junger Mensch von bleichem, schmächtigen Aussehen, mit einer gewissen Zierlichkeit gekleidet. Er mochte höchstens siebzehn Jahr alt sein und hatte einen kleinen dünnen Schnurrbart, dem er mit einem angebrannten Pfropfen oder einem ähnlichen Mittel eine seinem dunklen Kopfhaar entsprechende Färbung zu geben versucht hatte. Der Blick seines großen, schwarzen, lebhaften Auges hatte indessen etwas Unstetes, diese Unruhe eines bösen Gewissens, das noch nicht im Laster verhärtet genug ist, um mit Frechheit das nagende Bewußtsein der üblen That zu ersticken.

Beide fuhren indessen, ohne sich durch diese Unterbrechung stören zu lassen, in ihrer Unterhaltung fort, während die Angekommenen an einem, ebenfalls jener Thür nahe stehenden Tische Platz nahmen, und der Wirth hereintrat, um sich zu erkundigen, was die Herren zum Frühstück zu befehlen gedächten; während er aber sprach, blieb er in der Thür stehen und schloß dieselbe nicht, zuweilen einen Blick hinter sich werfend, um jede Bewegung des im Laden sitzenden Gastes beobachten zu können.

Der Schuhmacher bestellte auf diese Anfrage ein Glas Bier, Branntwein und warme Knoblauchswürste.

„Da werden Sie Würste zu essen bekommen, meine Herren!" sagte er, während sich der Wirth entfernte, um die erhaltenen Aufträge zu effectuiren; „der Vater Matthes macht sie selbst und Sie haben in Ihrem Leben noch nicht so was schmackhaftes gegessen; — so zart, so saftig. Er hält aber auch die Zubereitungsweise geheim, er könnte sich ein Privilegium darauf geben lassen, wenn er wollte. — Ich hab' es zwar schon ziemlich heraus gebracht und weiß, daß die-

ſelben aus Schweine- und Hundefleiſch beſtehen, mit einem ſehr geringen Zuſatz von Katzenfleiſch; aber die Miſchung richtig zu treffen, dieſen Einklang im Wohlgeſchmack heraus zu bringen, daß man jedes einzelne heraus ſchmeckt und Alles doch ein ſo köſtliches Ganzes bildet, das iſt eben die Hauptſache. — Nun, Sie werden ja ſelbſt koſten, meine Herren; — Sie werden ſehen, daß ich nicht übertreibe."

Tavernay erwiederte nicht ohne ein leichtes Lächeln, daß er wirklich ſehr neugierig ſei, dieſe gerühmten Würſte zu eſſen und daß er durchaus kein Mißtrauen in die Einverleibung des Schuhmachers ſetze, doch ſei der Geſchmack verſchieden, und was dem Einen munde, ſchmecke dem Andern ſchlecht; hierauf machte indeſſen der Schuhmacher den Einwurf, daß Alles, was wirklich ſchön ſei, unter jeden Umſtänden ſchön bleibe, und daß Würſte von Hundefleiſch wirklich etwas ſchönes ſeien und es nur von einem verderbenen Geſchmack zeuge, wenn man dieſelben nicht der gebührenden Anerkennung würdige.

Dies einleitende Geſpräch wurde indeſſen durch die Ankunft der beſprochenen Würſte unterbrochen, die nebſt den übrigen Sachen von einem Knaben herbeigebracht wurden, den Gartenthiere alsbald für den erkannte, welchen er ebenfalls an jenem Abend in der Karlſtraße geſehen, und der den Schuhmacher, ſo wie die beiden anderen Herren mit ſehr großer Ehrfurcht begrüßte, worauf ihm Leberecht freundlich auf die Backe klopfte und zu ſeinen beiden Begleitern ſagte, daß Karl ein braver Junge ſei und hoffentlich noch 'mal was Tüchtiges werden dürfte, und es verginge ſelten ein Markttag, wo er nicht ſeine vier bis fünf Thaler nach Haus brächte, die er den Einkäuferinnen geſtohlen, und er ſei als ein armer, unvermögender Bengel aus dem Waiſenhauſe entlaſſen und zu Vater Matthes in's Geſchäft gekommen, habe aber jetzt ſchon ſeine dreihundert Thaler in der Sparkaſſe liegen.

Dieſe Mittheilung wurde indeſſen durch den behaglichen Dampf der Knoblauchswürſte beendet, welche eine ſo angenehme Wirkung

auf die Geruchsnerven Leberechts hervorbrachten, daß er ohne Weiteres zulangte und, mit Zurücksetzung des Gebrauchs von Gabeln und Messern, eine Wurst zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand nahm und die Hälfte derselben abbiß, eine Methode, ganz besonders dazu geeignet, wie sich der eßkünstlerische Sprecher ausdrückte, keinen Tropfen dieses gaumenkitzelnden Saftes verloren gehen zu lassen, welcher den wichtigsten und wohlschmeckendsten Bestandtheil einer solchen Wurst ausmache.

Während dieses Frühstücks, bei welchem indessen der Graf sowohl als Davernay wenig Geschmack für das Schöne an den Tag legten, wurde jedoch nichts von Geschäftssachen gesprochen, und Gartentierce hatte sich außerdem vorgenommen, um die einmal begonnene Rolle consequent durchzuführen, etwas aufgebracht darüber zu scheinen, daß der Einbruch des verwichenen Abends ohne seine Zuziehung versucht worden sei, und dies gelang ihm um so besser, als Leberecht, nach seinen Begriffen von Recht und Unrecht, sich allerdings einen Vorwurf hierüber machen zu müssen glaubte, und nicht ohne Besorgniß der Anrede seines vermeintlichen Collegen wartete.

Nachdem er indessen sein Frühstück durch einen Schluck Weißbier, der das Glas bis zur Neige leerte, beendet, und ein zweites bestellt hatte, reichte er seine schmutzige Faust dem Grafen über den Tisch hinüber:

„Du bist verdrießlich, mein Junge," sagte er; „und Du hast wahrhaft'gen Gott Recht dazu. — Ich hab' es Lampert gleich gesagt, daß Du mit bei dem Geschäft betheiligt werden müßtest, aber er wollte nichts davon wissen. Nun sei ruhig, keinen Groll zwischen uns alten Freunden. — Von jetzt ab werde ich keine Arbeit mehr ohne Dich unternehmen."

„Besser für Euch und für uns wäre es gewesen, wenn Du schon gestern so gedacht hättest," erwiederte Gartentierce; „wir würden eine

hübſche Summe verdient haben, während es ſo nichts wurde. Was war in dem Kaſten enthalten?"

„Nichts, mein Junge, gar nichts. — Er ſtand ſo verſteckt in der Ecke, war verſchloſſen und ich dachte beſtimmt, daß Papiergeld drin wäre. — Aber nicht die Spur. — Ich denke Du wirſt es gehört haben. Lauter Briefe, ganz werthlos, es iſt ein Unglück!"

„Was für Briefe?" fragte Cartentiere.

„Der Teufel weiß. — Ich habe ſie nicht geleſen."

„Du haſt ſie doch aber aufbewahrt?"

„Ja. — Ich wollte das Zeug erſt verbrennen, damit es mich zu keine Unannehmlichkeit bringt. Du weißt, ich bin verſichtig; aber meine Frau meinte, man müſſe ſie erſt durchſehn, vielleicht wären ſie zu was zu gebrauchen. Ich habe ſie daher mit dem Blechkaſten im Keller eingegraben. — Wir wollen erſt abwarten, ob der Balbei*) großen Lärm macht."

„Du kannſt ſie mir geben. Ich will Dir bald ſagen, ob man etwas damit machen kann."

„Warum nicht. — Du kannſt ſie bei Gelegenheit bekommen;" ſagte der Schuhmacher.

„Ich will nachher mit Dir gehn, um ſie abzuholen. —

Lebrecht ſah ihn mißtrauiſch an. Dieſe Dringlichkeit hatte ſeinen leicht erregbaren Argwohn erweckt: er glaubte daß der Beſtohlene vielleicht etwas über die entwendeten Sachen geſagt hätte, und daß Cartentiere den zu beſſenden Gewinn für ſich allein zu behalten gedenke. Er ſagte deßhalb verſichtig:

„Ich gehe nicht gleich nach Haus, kann recht gern. — Und ich denke, daß ich nichts davon verloren haben werde. — Wenn indeſſen etwas zu machen iſt, ſo darf Lampert nichts davon wiſſen. — Du verſtehſt mich. — Nicht wahr?"

---

*) Der Beſtohlene.

„Gewiß, es iſt nicht ſehr ſchwierig.“ —

„Und nun,“ fuhr Leberecht fort, während er ſich gemächlich in ſeinen Stuhl ausſtreckte; „nun wollen wir nicht weiter von dieſer dummen Geſchichte reden; abgemacht iſt abgemacht, und ein braver Kerl hält, was er verſprochen. — Ich habe Euch, Dich und den Herrn hier — hier machte der Sprecher eine höfliche Verbeugung gegen Davernay — indeſſen nur darum hieher gebeten, damit wir beſprechen können, was am Beſten zu machen iſt, denn es wäre doch Schade den Maſſematten*) ſo ganz und gar aufzugeben, und ich habe ſchon eher eine Sache drei oder vier Mal verſucht und ſie endlich zu Stande gebracht. — Lampert wird auch kommen.“

„Ihr wollt alſo noch einmal bei dem Banquier einbrechen?“ fragte Cartouche nicht ohne Ueberraſchung.

„Gewiß. — Du kannſt prächtig die Gelegenheit baldowern und Wachsabdrücke von den Schlöſſern nehmen. Wir verſuchen es dann mit den Nachſchlüſſeln, das macht weniger Geräuſch.“

„Wir müſſen indeſſen noch einige Tage warten. — Man iſt jetzt ſehr aufmerſam geworden.“

„Nicht länger als nöthig iſt, die Schlüſſel anzufertigen. Wenn wir ſie heut ſchon hätten, würde ich keinen Augenblick verlieren. Die Leute vermuthen gewöhnlich nicht, daß man ſo ſchnell wieder kommen kann.“

„Nun gut,“ ſagte der Graf; „ich werde die Abdrücke ſobald als möglich beſorgen.“

„Thu' das mein Junge. — Aber wie ſteht es. — Weißt Du nicht noch außerdem etwas zu thun, was wir inzwiſchen geſchwind abmachen könnten? — Wahrhaftig eine ſchlechte Zeit jetzt — ſehr ſchlecht; kein Verdienſt, nichts, gar nichts!“

Davernay, der bisher wenig Theil an dem Geſpräch genommen

*) Diebſtahl.

hatte, ergriff die Hand des Schuhmachers als ob ein plötzlicher Gedanke ihn durchblitze; — zugleich aber stieß er den Grafen leise an, um denselben aufmerksam zu machen.

„Halt," sagte er. „Ich habe einen Gedanken. — Es wird gehn und zwar mit wenig Mühe."

„Was für einen Gedanken?" fragte ihn Leberecht, während Carteuticre ihn erstaunt ansah.

„Etwas zu handeln, wie Ihr es nennt," erwiederte Davernay, mit geheimnißvoller Miene.

„Einen Maßematten?" rief Leberecht.

„Maßematten oder Maßessimatten, was scheren mich diese Ausdrücke, die ich nicht kenne" rief der Vicomte und schlug mit der Faust auf den Tisch, da er sich immer sicherer in seiner Rolle zu fühlen begann. „Ich meine eine gute Gelegenheit, etwas zu verdienen durch Nachschlüssel und Einbruch. Aber Eure verdammte Sprache verstehe ich nicht und will sie nicht verstehen."

„Nun, nun, nur nicht gleich so hitzig, und ich denke Ihr werdet auch noch 'mal die Vortheile der Rochemer Sprache einsehn und sie bald so gut verstehen und reden wie ich, — ja das meine ich wahrhaftig. — Aber das Geschäft von dem Ihr sprecht?"

„Ist ein sehr gutes. Es sind zwei Engländer, die ich neulich kennen lernte;" erwiederte Davernay, während Carteuticre mit immer größerem Erstaunen zuhörte. „Sie haben englisches Geld bei sich, Alles Geld und nichts von diesen hundsföttischen Papieren, die einen ehrlichen Kerl auf die Galeeren bringen können."

„Aber wo wohnen sie denn? Wann sind sie nicht zu Haus?"

„S'ist nur ein Bedienter bei ihnen und sie wohnen in einem Hause vor dem — — ich weiß den Namen nicht mehr genau — vor dem Rosenthaler oder Schönhauser Thor; ja, ja ich glaube so ist es recht."

„Vor dem Rosenthaler oder Schönhauser Thor? — Merkwür-

dig. — Da wohnt selten Jemand, der etwas zu verzehren hat. Wißt Ihr denn gewiß, daß die Jungens baares Geld haben?"

Der Schuhmacher sah den Vicomte bei diesen Worten zweifelnd an.

„Gewiß. — Es ist übrigens leicht zu erklären, warum sie dort wohnen. Sie haben die Absicht, hier irgend eine Fabrik anzulegen, ich weiß nicht genau was; so eine neue Erfindung mit einer Dampfmaschine oder dergleichen, und wollen dort vor dem Thore ein Grundstück kaufen, um die nöthigen Gebäude anzuführen."

„Das läßt sich hören! Ihr seid ein Goldjunge!" rief der Schuhmacher mit heiterer Miene. — „Alle Wetter! wie wollen wir diese englischen Koffer ausleeren. — Aber können wir bald an die Arbeit?"

„Morgen oder übermorgen denke ich. Ich weiß nur nicht den Namen der Straße, wo sie wohnen. Aber wir werden noch heut hingehn, mein Freund und ich, um die Gelegenheit anzusehn. Morgen könnt Ihr ebenfalls hinausgehn, da Ihr doch in solchen Sachen besser bewandert seid, als wir, und uns dann Bescheid sagen, wie das Geschäft am Besten zu machen ist."

„Verlaßt Euch auf mich, Kinder! — Verlaßt Euch auf mich. Und Ihr sollt sehen, wie ich arbeite!"

Die Lebhaftigkeit, mit welcher dies Gespräch geführt wurde, machten den Blassen am andern Tisch aufmerksam, der seine Unterhaltung mit dem jungen Menschen beendet haben mochte, denn er sagte, indem Beide vom Tisch aufstanden."

„Du hast mich also vollkommen verstanden, Anton?"

„Ja wohl, es ist nicht so schwer. — Wir treffen uns also um acht Uhr."

„Ganz recht. — Aber pünktlich. — Adieu indessen."

Sie reichten sich die Hände und während der Jüngere hinausging, trat der Blasse an den Tisch, wo jene saßen.

„Wer iſt der junge Menſch? fragte der Schuhmacher.

„Ich weiß es nicht," erwiederte der Blaſſe gleichgültig. „Ich habe ihn hier nebenbei in der „ſchönen Mohrin" kennen gelernt, er hat da eine Geliebte."

„Und was haſt Du mit ihm zu handeln?"

„Eine Kleinigkeit, ganz unbedeutende Sache. Aber man nimmt Alles mit bei den ſchlechten Zeiten."

„Ich habe ihn noch nicht geſehn. Iſt er ein Kochemer?"

„Hat bis jetzt noch nichts gemacht," erwiederte der Blaſſe, einen Stuhl an den Tiſch heranrückend und ſich ſetzend; „wenigſtens weiß ich nichts davon, doch da er noch nicht kreiſe[1]) iſt, kann man ihn, wenn Einer verſchütt geht[2]) leicht verſchieben. — Sie können ihm nichts thun, höchſtens ein paar Wochen auf Verdacht."

Der Schuhmacher ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich habe es nicht gern, daß ſich ein Bekannter mit einem ſolchen Jungen einläßt. Wenn ſie den gehörig bearbeiten, pfeift er und bringt manchen braven Kerl in Verlegenheit. — Wenn Dir Jemand fehlt, haſt Du doch andere Bekannte genug. So ein Burſche, der nicht von Jugend auf angelernt iſt, bleibt ewig ein Stümper. — Wer iſt er denn?"

„Er hat's mir nicht auf die Naſe gebunden, und ſcheint ein ganz gerwenat Junge. — Ich traf ihn vor einigen Wochen, wie ich ſchon ſagte, hier nebenbei und wir machten Bekanntſchaft miteinander. Na, ich hatte ihn bald weg, daß es ihm ſchlecht ging und ſagte ihm, er möchte ſich auf's Torfdrucken legen, das wäre am Leichteſten. Heut wollen wir zuſammen arbeiten und grade, weil ihn noch Niemand kennt, denke ich, daß wir ein gutes Geſchäft machen werden. — Aber was habt Ihr denn vor Kinder? — Kann man nicht mitarbeiten."

---

1) Verdächtig. 2) Verhaftet wird.

Der Schuhmacher zwinkerte seinen beiden Genossen zu, nichts zu verrathen, und antwortete dann:

„Es ist nichts. — Wir sind bloß hereingekommen, um zu frühstücken."

In diesem Augenblick hörte man die Klingel der Ladenthür gehen; der Schuhmacher warf einen forschenden Blick in das Vorzimmer hinein, indem er sich so weit auf seinem Stuhle zurückbog, daß er neben den zurückgeschobenen Vorhängen vorbeisehen konnte. Fast zugleich mit dieser Bewegung zeigte sich indessen an der Glasscheibe der Thür das Gesicht Lamperts, der erst die Anwesenden recognosciren zu wollen schien, und dann mit zwei andern übel aussehenden Männern in das Gastzimmer trat. Diese Personen waren etwa wie Arbeitsleute gekleidet, die auf den Straßen durch Lastragen und ähnliche Verrichtungen ihr tägliches Brod erwerben. —

„Guten Tag," sagte Lampert ziemlich barsch und einen finstren Blick auf den Grafen werfend, während er den Vicomte scharf fixirte; dann setzte er, sich zu dem Ersteren wendend, etwas höhnisch hinzu: „Ihr war't gestern so eifrig, einen braven Kerl festzuhalten, wie ein Blaukragen [1]) der sich eine Prämie verdienen will; aber ich muß Euch sagen Herr Baron, daß Ihr Eurem Ende so nahe war't, wie es je ein armer Sünder gewesen, wenn sie ihm das Urtheil auf dem Galgen verlesen."

„Ruhig Lampert, keinen Streit unter Freunden;" sagte der Schuhmacher, mit einer gewissen Autorität. „Du darfst es nicht vergessen, daß wir dieselbe Schuld haben. Hätten wir die Sache zusammen gemacht, wären wir besser weggekommen."

„Es ist indessen doch immer keine Manier, unter Kameraden so zu verfahren," brummte Jener; „und wenn ich Einen brennen [2]) will, so mache ich es, weiß Gott, anders."

---

1) Gensd'arm. 2) Man vergl. pag. 73.

„Jeder macht es nach ſeinem Belieben," erwiederte der Graf kurz.

Lampert warf ihm einen wilden, rachedrohenden Blick zu, er ballte die Fauſt und ſeine Augen ſchienen nach einem Gegenſtand zu ſuchen, welchen er dem kecken Sprecher gegen den Kopf werfen könne. Carteutiere und Tavernay ſprangen gleichzeitig auf, um einem etwaigen Angriff zu begegnen, aber der Schuhmacher drängte, mit rieſenmäßiger Fauſt, Lampert vom Tiſch zurück.

„Ruhig, ſage ich Dir; ich denke Du kennſt mich. Ich will keinen Streit," rief er: „und wenn Du es noch einmal wagſt, einen meiner Freunde hier nur ſchief anzuſehn, ſo haſt Du es mit mir zu thun."

Der Zurückgeſtoßene griff mit der Hand unter ſeine Jacke, als wolle er nach einer dort verborgenen Waffe faſſen; dann aber beſann er ſich und ſagte ruhig:

„Du biſt ein Narr, Gottlieb. — Du weißt, daß ich ein Bischen heftig bin; aber ich meine es nicht ſo bös."

„Nun gut, — ſo gieb Dich zufrieden. Wenn ein Polizift vorbeikommt und hier Lärm hört, kannſt Du uns Alle in Verlegenheit bringen. Setz' Dich hin. — Da iſt ein Stuhl. — Wie haſt Du geſchlafen? — Was giebt es Neues?"

„Wie ſoll man ſchlafen, wenn man ſich müde gearbeitet hat, wie ein Hund und nichts dabei verdient," erwiederte Lampert, ohne indeſſen von dem angebotenen Stuhle Gebrauch zu machen. — „Heda, Matthes, bringe was zu trinken, 's iſt das Einzige, um die Grillen zu vertreiben, und mir iſt die Kehle ſchon den ganzen Morgen trocken. — Ja, ja.

„Saufen iſt das Aller Beſt'
Seit hunderttauſend Jahren gewe'ſt!"

Und während er dieſen Refrain eines ziemlich bekannten Kneipenliedes vor ſich hinbrummte, trat er zu dem anderen Tiſche, an

welchem bereits seine Kameraden Platz genommen hatten, und forderte den Einen derselben auf, mit ihm eine Parthie Billard zu spielen, worauf der Wirth die zwei schmutzigen Oellampen anzündete, die zu beiden Seiten der Billardtafel hingen, und das Spiel begann.

Eine Zeit lang sahen die Anwesenden den ziemlich ungeschickten und unbehelfenen Stößen der beiden Spieler zu, bis endlich der Blasse den neben ihm sitzenden Schuhmacher mit dem Fuße anstieß: —

„Hast Du gesehn, Leberecht!“ sagte er: „Der zahnlückige Heinrich hatte Geld in der Börse, wie er vorher den Eseref [1]) bezahlte. — Er muß irgend wo was verdient haben.“

„Meinetwegen. — Wir wollen Alle leben.“

„Ich meine nur,“ fuhr indessen der Blasse fort, als er sah, daß der Schuhmacher seinen Worten so geringe Aufmerksamkeit schenkte; „und Du weißt, daß ich oft mit meinen Vermuthungen Recht habe — ich meine nur, daß es nicht wohlgethan ist, hier mit ihm zusammen zu sitzen. Sie sagen er soll bei dem Chassnehandel [2]) mit dabei gewesen sein, wo sie das Mädchen so zugerichtet haben. Du weißt, daß die Polizei arg danach ist, die Sache heraus zu kriegen, und ich möchte wahrhaftig nicht in seiner Gesellschaft sein' wenn sie ihn fassen.“

„Meinst Du wirklich, daß er dabei gewesen ist?“ fragte Leberecht aufmerksam werdend.

„Gewiß. — Ich habe so etwas munkeln gehört.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Davernay, der vor dem Grafen das Vorrecht besaß, in dieser Gesellschaft etwas Deutsch verstehen zu können.

„'Sist 'ne dumme Geschichte. Ein Einbruch, gewaltsam, und

1) Branntwein. 2) Gewaltsamer Einbruch.

dabei haben ſie das Dienſtmädchen, die zu Haus war, gebunden und gemißhandelt, daß es eine Sünde und Schande geweſen iſt. Meine Frau war empört, als ſie es erfuhr; ihr weibliches Gefühl war auf das Tiefſte verletzt. Ja, ja, ſie hat viel weibliches Gefuhl, meine Frau. — Ihr habt ſie noch nicht geſehn, aber ich denke, Ihr werdet ſie kennen lernen."

Der Vicomte erwiederte hierauf, wie ſein Freund ihm bereits ſo viel von Madame Leberecht erzählt habe, daß er ſehr begierig ſei, ſie kennen zu lernen, worauf der Schuhmacher mit großer Artigkeit entgegnete, daß die Begierde ganz auf Seiten ſeiner Frau ſei, worüber der Vicomte ſo ſehr lachen mußte, daß Herr Leberecht mit großem Ernſt die Bemerkung machte, er hoffe doch, etwa nichts unpaſſendes geſagt zu haben, was den Herrn beleidigen konne, was derſelbe auch zu ſeiner großen Beruhigung verneinte.

Es ſchien indeſſen wirklich, als habe jene Bemerkung des Blaſſen den Schuhmacher mit einiger Unruhe erfullt, denn nachdem er noch eine Zeit lang den Mann, welcher als der Zahlluſtige bezeichnet worden war, von der Seite betrachtet hatte, ſtand er vom Tiſche auf:

„Wir wollen gehn, wenn es Euch Recht iſt;" ſagte er, und reichte das Bierglas dem Grafen und als dieſer es zurückwies, an Davernay. — „Trinkt aus Kinder und kommt."

Als ſie demgemäß ihm folgend in den äußeren Laden traten, und Carlenlierre dem hinter der Schenke ſtehenden Wirthe die Rechnung bezahlen wollte, hielt der Schuhmacher ihn indeſſen zurück, indem er entſchieden darauf beſtand, dieſe Sache ſelbſt abzumachen, da die Herren nur ſeine Gäſte geweſen wären; zugleich aber benutzte er dieſe Gelegenheit, um zu warten, bis der Blaſſe den Laden verlaſſen hatte, und er ſo mit ſeinen beiden Gefährten und dem Wirthe allein blieb.

„Hier, Vater Matthes," ſagte er, ſobald er ſeinen Zweck erreicht,

so leise und so schnell wie möglich; „ich stelle Dir diese beiden Herren vor, es sind besondere Freunde von mir, die Alles wissen können, wenn's Noth thut; ich denke Ihr werdet Euch gegenseitig erkennen, wenn Ihr Euch begegnet und es sein muß, und wenn Ihr in Gefahr seid, so ist Vater Matthes der Mann, Euch auf jede Weise herauszureißen. — Nun lebt wohl Papa, grüßt Eure Frau von mir und vergeßt die Gesichter dieser Herrn nicht"

Der Wirth lüftete mit freundlichem Grinsen das schmutzige Käppchen, welches seinen nackten Schädel bedeckte und sagte, ein so alter Chochem wie er, würde diese schmucken Herren unter Tausenden herauserkennen, und er wünsche nur bald Gelegenheit zu haben, seine Dienste in Ausübung bringen zu können. Hierauf drückte er jedem Einzelnen sehr freundschaftlich die Hand, und der Schuhmacher öffnete die Ladenthür und stieg die Kellertreppe voran in's Freie hinauf, während sich Cartentiere und Davernay nicht wenig über diese unerwartete, geheimnißvolle Bekanntschaft wunderten.

Auf der Straße angekommen stand der Schuhmacher still, um die Nachkommenden zu erwarten.

„Ihr wundert Euch vielleicht darüber Kinder;" sagte er mit dem freundlichen Tone eines humanen Protectors; „daß ich Euch mit dem Wirth so bekannt gemacht habe; aber Ihr werdet ihn wahrhaftig eher brauchen können als Ihr denkt. Vater Matthes ist ein gescheidter Kerl, und wir sind alte Bekannte, noch aus dem Feldzuge her, den wir als Marketender mitmachten. Es giebt nur wenig Leute von unserer Profession in Berlin, die ihn nicht kennen, aber es sind kaum fünf oder sechs, die ihn so genau kennen, wie ich, und wie Ihr ihn kennen lernen werdet. — Wir treffen uns morgen wieder hier. — Ich denke Ihr werdet Zeit haben; damit wir über den Maßenmatten reden können; — jetzt geht — ich spreche nicht gern auf der Straße mit Jemand; man muß allen Verdacht meiden. —

Ich gehe links, Ihr rechts. — Lebt wohl, meine muntre Jungen, Lebt wohl!"

„Aber ich bitte Sie um Alles in der Welt, Vicomte;" ſagte Cartenkiere ſtehen bleibend, nachdem ſich der Schuhmacher von ihnen verabſchiedet hatte, „was haben Sie gemacht, in welche Verlegenheit bringen Sie uns mit Ihrem tollen Vorſchlage!"

„In eine Verlegenheit?" entgegnete Tavernay; — „im Gegentheil, ich werde allen dieſen Verlegenheiten ein Ende machen."

„Ich verſtehe Sie nicht; erklären Sie ſich deutlicher."

„Sehr gern beſter Graf; — und ich will mit Ihnen wetten, daß Sie meinen Plan für den geſcheidteſten erklären werden, den ich jemals gedacht. — Aber bleiben wir hier nicht ſtehn, ſondern kommen Sie, und zwar laſſen Sie uns die Richtung nach dem Thor einſchlagen, wo unſre beiden Engländer wohnen."

„Offen geſtanden, weiß ich mich ſelbſt ſehr ſchlecht in dieſer verwünſchten Gegend zu orientiren;" entgegnete der Graf; „aber kommen Sie nur auf gut Glück. — Ah, ſehen Sie, da haben wir ſchon wieder einen von unſeren neuen Bekannten."

Er deutete bei dieſen Worten auf eins jener niedrigen Fenſter, an welchem ein Mädchen in dem Negligee einer ſehr ſchmutzigen Nachtjacke und ihr gegenüber der junge Menſch ſaß, der vor ihnen den Keller verlaſſen hatte. Er grüßte die Vorübergehenden ſehr zuvorkommend, und flüſterte ſeiner Geſellſchafterin einige Worte zu, als ob er ſehr ſtolz darauf ſei, ſo fein ausſehende Herren unter ſeinen Bekannten zu haben.

Cartentiere und Tavernay erwiederten den Gruß, gingen aber ohne ſich weiter aufzuhalten vorüber, während der Graf ſeine vorige Frage wiederholte.

„Es iſt, wie geſagt ein ſehr geſcheidter Gedanke;" fuhr der Vicomte fort; wir werden dieſen Menſchen dadurch vollkommen in

unſre Gewalt bekommen, indem wir ihn dazu verleiten, dies Verbrechen zu begehn."

„Aber wir ſollen ja ſelbſt dabei thätig ſein; und wer ſind dieſe beiden Engländer, von denen Sie geſprochen haben?"

„Dieſe Engländer? — Mein Gott wir ſelbſt!"

„Ich verſtehe Sie wahrhaftig noch immer nicht."

„Um ſo beſſer, wenn mein Plan nicht ſo auf den erſten Blick durchſchaut wird, denn wir haben es meiner Anſicht nach mit einem gewitzten, erfahrenen Böſewicht zu thun. Hören Sie mich ruhig an."

Und der Vicomte begann nun ſeinem Gefährten während des Gehens ausführlich auseinander zu ſetzen, wie ſie verabredeter Maßen eine Wohnung vor dem Roſenthaler Thore ſobald als möglich beziehen, ſich aber dort für Fremde, die in der dortigen Gegend irgend eine chemiſche Fabrik anzulegen geſonnen ſeien, ausgeben ſollten, um den Schuhmacher, Fall's derſelbe die nöthigen Erkundigungen einziehen würde, jedenfalls zu täuſchen. Dann ſollte der Einbruch wirklich vollführt, der Schuhmacher aber auf der That ertappt und ihm die Wahl gelaſſen werden, ſich entweder den Händen der Gerechtigkeit überliefert zu ſehen, oder ſeine Dienſte zu dem Zwecke zu verwenden, welcher dem Grafen zunächſt am Herzen lag. Cartentierce erhob zwar verſchiedene Bedenklichkeiten gegen dieſen Plan, da er aber für den Augenblick nichts Beſſeres anzugeben wußte, erklärte er ſich zwar damit einverſtanden, bemerkte jedoch, daß die weitere Ausführung die reiflichſte Ueberlegung verdiene.

Während dieſes Geſpräches hatten indeſſen Beide längſt jene ſchmutzige Gaſſe verlaſſen, in welche der Schuhmacher ſie geführt hatte. Sie waren über die Spandauer Brücke gegangen, doch da der Graf ſich in dieſer Gegend wenig orientiren konnte, und in die

Oranienburgerſtraße hineingegangen war, geriethen Beide in eine jener öden und unbelebten Gaſſen, die zu einem der Thore führen, vor welchem ſich die ſogenannte voigtländiſche Vorſtadt ausbreitet.

XVII.

Das Voigtland.

Als wir die Ueberſchrift dieſes Kapitels niederſchrieben, bemächtigte ſich unſer, offen geſtanden, jenes unbehagliche Gefühl, welches wir ſeit jenem Tage nicht wieder empfunden haben, als wir in dem blauen, von der ſorglichen Hand der Mutter und eines ſtämmigen Dienſtmädchens ſauber abgebürſteten Sonntagsrocke, mit ſehr feierlichem Geſichte und ſehr weißen Hemdkragen in die Aula des Gymnaſiums traten, um dort zum erſten Male öffentlich Zeugniß von dem abzulegen, was wir gelernt oder vielmehr nicht gelernt hatten; da waren ſo viele Dinge, die uns neu und ungewohnt und ſehr geeignet, unſre kindiſche Phantaſie mit herzklopfender Bangigkeit zu erfüllen. Schon das feierliche Ausſehn des Lehrers ſelbſt, mit dem ſchwarzen Leibrock, dem weißen Halstuch und den ſehr breiten, die Hand bis zu den Knöcheln bedeckenden, ſteif geſtärkten Manchetten; dann der Pedell in blankgewichſten Stiefeln, die Kriegsdenkmünze und die Rettungsmedaille gleichfalls hellglänzend mit Kreide und Spiritus geputzt, an der Thür des Hörſaals ſtehend und die eintretenden Fremden mit vielen Bücklingen empfangend; nachher dieſe Fremden ſelbſt,

ganz vorn auf einer der ersten Bänke unser Vormund mit seiner goldenen Brille und schwarzem Sammetkäpsel, der, merkwürdig genug und noch beängstigender auf uns wirkend, ebenfalls ein sehr weißes Hemd an hatte, was nur bei sehr großen Feierlichkeiten und auf dringendes Anrathen seiner Haushälterin geschah; neben ihm die Tanten und unverheiratheten Cousinen, die uns so oft Zuckerwerk und Pfefferkuchen in die Tasche gesteckt hatten, die aber heut ganz andere Gesichter hatten, so ernst, so feierlich und sehr große Hauben mit vielen blauen oder rosa Bändern trugen. — Nun, dieser gewichtige Moment meines Lebens ist auch vorübergegangen, und ich weiß mich noch genau zu besinnen, wie mein Vormund, als er nachher bei uns zum Mittagessen war, mir sagte, es wäre so so gegangen, hätte aber können besser sein, und wie mich die Tante Schneider bei Seite nahm und mir eine große Düte voll gebrannter Mandeln zusteckte und meinte, ich hätte ganz allerliebst ausgesehn und wäre der niedlichste Junge in der ganzen Klasse gewesen, wobei meine Mutter zu weinen anfing, doch kann ich nicht genau sagen, ob dieser Meinung wegen, oder weil's hätte besser sein können, wie mein Vormund gesagt hatte.

Gern hätten wir daher auch — um uns eines wohl allgemein bekannten Schulausdrucks zu bedienen, — auch dieses Kapitel „geschwänzt," oder doch nur mit wenigen Worten abgefunden; aber das Voigtland ist zunächst ein für die Charakteristik von Berlin zu wichtiger Stadttheil, als daß nicht der Leser dieses Werkes mit Recht eine ausführlichere Beschreibung desselben von uns fordern könnte. Fragt man nun aber nach Ursache des bangen Unbehagens, welches uns bei diesem Abschnitte überkömmt, so erklärt sich dasselbe sehr einfach aus den absprechenden Urtheilen, welche über jene früheren Arbeiten laut geworden sind, die denselben Stoff behandelten. Wir haben indessen diese Beschreibungen nicht gelesen und können daher am allerwenigsten ein Urtheil über den Werth derselben fällen, be-

ſonders da der Stoff, dem Autor ſelbſt vielleicht unbewußt, undankbar genug iſt, ſo daß ſelbſt die geſchicktere Feder unſerer Vorgänger daran ſcheitern mußte. — Doch, wir wollen's verſuchen.

Selbſt wenn wir die Straßen Berlin's nicht ſo genau kennen möchten, als es der Fall iſt, und man uns dann, vielleicht im verſchloſſenen Wagen, in einer jener unbekannten Gaſſen führen würde, ohne daß wir wiſſen, wohin wir gekommen, ſo wäre es dennoch ein Leichtes, aus dem Anſehn der Gebäude, aus der Kleidung und den Geſichtern der Bewohner zu ſchließen, in welchem Stadttheil wir uns befinden. — Es iſt in der That merkwürdig, aus welchen verſchiedenen Elementen ſich Berlin zuſammenſetzt.

Da ſind die alten, düſter ausſehenden, aber noch immer dem Zahn der Zeit kräftig trotzenden Häuſer, welche die engen, winkligen Straßen der Altſtadt Berlin und Kölln bilden; die ſchönen, geräumigen Gebäude der Friedrichsſtadt, ſich ſchnurgrade an einander anſchließend und ſcharf im rechten Winkel von den Querſtraßen durchſchnitten; da iſt die Friedrich-Wilhelmsſtadt, mit den vielen neuen, aber ſehr hohen Häuſern mit ſchmalen Fenſterpfeilern, denen man es auf den erſten Blick anſieht, daß ſie mit beſonderer Rückſicht auf die ſich mit jedem Jahre mehrende Bevölkerung der Reſidenz gebaut ſind; die Spandauerſtadt, mit ihren zuſammengeſchrumpften, in die Erde hineinkriechenden Häuſern, zwiſchen denen ſich hin und wieder ein neues, ſtattliches Gebäude erhebt, mit ariſtokratiſcher Geringſchätzung auf ſeine unbedeutenden Nachbaren herabblickend; — mit einem Wort es iſt keine einzige Gegend der Stadt, die ſich nicht durch ihre Bauart hinlänglich von den andern unterſchiede, abgeſehn von den Beſchäftigungen, die dort vorzugsweiſe getrieben werden und von dem aus dieſen Beſchäftigungen nothwendiger Weiſe entſpringenden, veränderten Anſehen der Bewohner.

Schärfer und deutlicher hervortretend, als anderswo prägt ſich dieſer Unterſchied allerdings in demjenigen Theile der Reſidenz

aus, welchen man unter dem Namen des Voigtlandes begreift, einem Namen, deſſen Entſtehung ganz einfach von den Handwerkern, beſonders Maurern und Zimmerleuten, herzuleiten iſt, die Friedrich der Große aus Sachſen und dem Voigtlande nach Berlin kommen ließ, um hier bei den häufigen Bauten fördern zu helfen, da es in der Stadt an Arbeitern mangelte. Dieſen Leuten wurde die noch unbebaute Roſenthaler Vorſtadt angewieſen, um ſich dort zu domiciliren, und die Bewohner Berlins benannten dieſen neu entſtehenden Stadttheil mit jenem zwar nicht offiziellen, aber um ſo allgemeiner bekannten Namen.

Noch ehe man die Ringmauern der Stadt verlaſſen hat, und dieſe ungepflaſterten holprigen Straßen betritt, welche das eigentliche Voigtland bilden, gewinnt das Aeußere der Häuſer, bei welchen man vorübergeht, der Anblick der Menſchen, die aus den trübſeligen Fenſtern dieſer Häuſer neugierig dem beſſer gekleideten Vorübergehenden nachgaffen, einen ganz eigenthümlichen Anſtrich. Nirgends findet man, in keiner anderen Stadtgegend, Gebäude, die mit ſo mannichfaltigen Farben, gewöhnlich ſehr grell und den Augen wehethuend angeſtrichen ſind; nirgends iſt es ſtiller und einſamer auf den Straßen der Reſidenz, als wie hier, und dieſe trübſelige Stille wird nur hin und wieder durch das Geſchrei von einem Haufen ſehr zerlumpt ausſehender Kinder unterbrochen, die ſich auf eine wahrhaft bäreniſche Weiſe jauchzend und tobend auf einem großen Lehm- oder Sandhaufen umherwälzen, der vor einem dieſer Häuſer abgeladen, ſo lange die Mitte der Straße ſperrt, bis er zu ſeiner Beſtimmung verwendet werden iſt, die darin beſteht, zu der Reparatur dieſes ſchadigen, baufälligen Hauſes zu dienen, welches ſo zerriſſen, ſo geflickt ausſieht, wie die Tuchjacke eines Eckenſtehers, ſo hinfällig, wie ein ſchwindſüchtiger Trunkenbold, deſſen innerſten Lebenskräfte von jenem entnervenden Getränk des Branntweins ausgetrocknet ſind. Die meiſten dieſer Häuſer, die nur aus einem einzigen Stockwerk

beſtehen, liegen von der Straße aus ſo tief, daß die Fenſter förmlich unter der Erde angebracht ſind, und ein plumpes, hölzernes Geländer gewährt dem Vorübergehenden wenigſtens einige Sicherheit vor der Gefahr, in dieſe Vertiefungen hinabzuſtürzen, die in einer Breite von drei bis vier Fuß in das Straßenpflaſter ausgeſchnitten ſind, um den Bewohnern dieſer unterirdiſchen Räumlichkeiten Gelegenheit zu geben, die dunſtige Atmoſphäre ihrer feuchten Zimmer mit der friſchen Luft zu verbeſſern, die ſich aus dem nahe liegenden, fauligem Rinnſtein entwickelt. In der beſſeren Jahreszeit ſieht man dieſe Fenſter fortwährend geöffnet; ſehr viele Kinder, die von ihren ſchmutzigen Spielen auf der Straße zurückkehren und ſich zu einer ihrer ärmlichen Mahlzeiten wieder einfinden, klettern durch die offenſtehenden Fenſtern mit ſeltener Geſchicklichkeit aus und ein, und um dieſe ſonderbare Uebung der Gymnaſtik zu erleichtern, ſteht, eigends nur zu dieſem Gebrauche beſtimmt, vor jedem Fenſter innerhalb der Stube, ein derber Schemel oder ein alter, ſtatt des Rohrgeflechtes mit Brettern benagelter Stuhl, der den Aus- und Einſteigenden bei dieſen Evolutionen von nicht geringem Nutzen iſt. Häufig genug ſieht man ſogar ältere Perſonen, mit Hintenanſetzung der civiliſirten Komforts der Thüren, hinter den Fenſtern verſchwinden, und oftmals haben wir es mit großem Ergötzen angeſehn, wenn eine ganze Familie, von irgend einem Spaziergange zurückkehrend, oder vielleicht einen Beſuch bei einem Bekannten abſtattend, auf dieſe einbrecheriſche Weiſe ihren Eingang in eine jener Wohnungen fand. Mitunter iſt auch der geringe Raum, welchen dieſe Einfriedigungen bilden, zu einer Art von Gärtchen benutzt, in denen man viele gelbe Blumen wachſen ſieht; aber auch dieſe Pflanzen haben ein elend es, krüppelhaftes Anſehn, verwelkt, kothbeſpritzt, oder durch die Hand eines muthwilligen Buben zur Hälfte abgeriſſen.

Auch die Läden dieſes Stadttheils, aus welchen die Bewohner deſſelben ihre geringen Bedürfniſſe entnehmen, unterſcheiden ſich durch

den Aufwand jeder möglichen Einfachheit von allen andern Verkaufslokalen der Residenz. Der äußere Anstrich der Ladenthüren ist gewöhnlich ein sehr dunkles Braunroth, eine Farbe, auf welcher Schmutzflecke sehr wenig zu sehen sind, und die außerdem sehr gut geeignet ist, die Aufmerksamkeit eines vorbeischlendernden Straßenjungen nicht auf sich zu ziehen, der sich sonst ein Vergnügen daraus machen würde, auf einem helleren Grunde allerlei sehr merkwürdige Figuren mit Bleistift oder Kreide zu zeichnen. In der That kann man in jedem andern Stadttheil vergeblich nach dieser Farbe der Läden suchen; — sie sind nach demselben Grundsatze so angestrichen, nach welchem die Natur einigen Insecten eine analoge Farbe mit den Gegenständen gegeben hat, auf welchen sich dieselben aufhalten, so daß sie in ihrem Unbemerktsein den einzigen Schutz finden. Das Innere dieser Läden ist übrigens charakteristisch genug. Ein einziger enthält fast sämmtliche Bedürfnisse dieser anspruchslosen Käufer. Beim Eintreten stolpert man gewöhnlich über ein oder mehre zerbrochene Hufeisen, die auf der Schwelle festgenagelt sind und dazu dienen, allen Hexen und allen bösen Geistern den Eingang zu wehren und Glück und Segen in das Haus zu kommen. Auf dem Ladentisch, der übrigens mit den Eingangsthüren den gleichen Anstrich hat, sieht man neben einer großen Kaffeemühle eine große Zahl von verschiedenen falschen Münzen ebenfalls mit sehr großen Nägeln befestigt, wahrscheinlich um den Käufer auf den Scharfsinn des Ladeninhabers aufmerksam zu machen und zugleich dunkel anzudeuten, daß irgend ein schreckliches Schicksal demjenigen bevorsteht, welcher es wagt, ein falsches Geldstück auszugeben. Vor dem Ladentisch steht gewöhnlich eine Tonne mit sehr großen Häringen und ein Sack mit sehr kleinen Kartoffeln, daneben liegt in der Ecke ein Haufen Ruben und einige Kohlköpfe. Auf der andern Seite, ebenfalls noch diesseits des Ladentisches, ist an der Wand ein Brett angebracht, auf welches Backwaaren liegen; ein Zettel, mit sehr großen Buchstaben geschrieben, enthält die Notiz: „Acht

Pfund gut ausgebacken:s Landbrod für fünf Silbergroſchen.“ — Im Hintergrunde des Ladens, wo ein großes Repoſitorium angebracht iſt, — wir brauchen wohl nicht zu ſagen, — daß der Eigenthümer auch hier wieder ſeiner Lieblingsfarbe den Vorzug gegeben — erblickt man ein unendliches Gemiſch von Butterfäſſern, altem Käſe, Schreibbüchern mit ſehr buntem Deckel, Cichorientüten, verſchiedene ſehr billige Stoffe zu Damenkleidern, eine Syrupskanne, ein Oelfaß, ein anderes Gefäß, in welchem Viereſſig enthalten, und noch eine Unzahl namenloſer, aber höchſt merkwürdiger Gegenſtände. Auf dem Repoſitorium ſtehen neben einem zinnernen Schenkbrett mit kleinen Gläſern und vielen Branntweinsflaſchen die verſchiedenen Luxusartikel der eingemachten Häringe und Gurken, der verſchimmelten Citronen, ſogar ein grünes Glas mit unendlich kleinen Bonbons, von denen das Dutzend ſechs Pfennige koſtet und welche, wie ein an dem Glaſe befindliches Etiquett ſagt, Mehrrüben-Bonbons heißen und dazu dienen, bei Erwachſenen die Schwindſucht zu kuriren und kleinen Kindern das Zahnen zu erleichtern, auch gegen Rheumatismus und Fieber helfen. Das Repoſitorium ſelbſt iſt in ſehr viele kleine Schubladen getheilt, auf denen man allerlei prunkende Inſchriften lieſ't, wie z. B.; Feinſte Raffinade, Litt. A.; feine dito, feinſten Pecco, Mocca, Candis, Caſſia und noch vieles Andere, wodurch man einen ſehr hohen Begriff von den Waarenvorräthen des Eigenthümers bekommt, wenn man nämlich nicht weiß, daß dieſe Käſten nichts anderes enthalten, als einige Pfund gebrannten Kaffee, ſehr viel Feuerheerdsroth Schwefel- und Bindfaden, groben Zwirn, Nägel jeder Größen und andere einer Wirthſchaft unentbehrliche Artikel. —

Abgeſehen von dieſen Waarenhandlungen ſind auch noch die Trödler-Läden dieſes Stadttheils merkwürdig. — Da kann man das ſtufenweiſe Sinken jener Unglücklichen deutlich verfolgen, die ſich in dieſe Gegend zurückgezogen, um entfernt und unbeachtet von denen, die ſie in beſſeren Tagen gekannt, auf eine glückliche Zukunft zu hof-

ſen, mit deren Ausſicht ſie ſich tröſten, wie der Schwindſüchtige mit ſeiner baldigen Geneſung. — Wenn aber auch der eine Theil dieſer zum Kauf ausgeſtellten Sachen, deutlich genug auf beſſere Zeiten hinweiſ't, ſo verräth doch der andere wieder die jammervollſte, bitterſte Armuth, die ſich des Nothwendigſten entäußerte, um Brod anzuſchaffen, Brod, trockenes, hartes und doch ſo gern gegeſſenes Brod. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſe zerriſſenen, geflickten Kleider, dieſe zerbrochenen Geräthe, welche hier zur Schau ausſtehen, auch nur den geringſten Werth haben können, und ein kaltes Gröſteln läuft über unſeren Rücken, wenn wir an das Elend deſſen denken, der ſich mit thränenden Augen in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, dieſe entſetzlich werthloſen Gegenſtände zu veräußern.

Was die Bewohner dieſes Stadttheils betrifft, ſo findet man hier, und nur hier, die Armuth, das Elend in der fürchterlichſten Geſtaltung.

Wenn man von der Thor hinaustritt und dieſe vom Regen aufgeweichten, ſchlammigen Straßen, die durch häufige Löcher und Pfützen geſperrt werden, entlang wandert, dieſe Straßen aus einer Reihe elender Hauſer beſtehend, die ſich mißtrauiſch an einander anlehnen, als wüßten ſie, daß jeden Augenblick ihr nächſter Nachbar zuſammenſtürzen kann, und ſie dann rathlos und ohne Halt daſtehen, ſo begegnet man nur hin und wieder einem menſchlichen Weſen. Aber ſei es nun ein altes Weib, mit heruntergetretenen Schlarren, eine Zweipfennigsbüte mit Kaffee und ein ſehr kleines Töpfchen mit Syrup in der Hand haltend, ſei es ein junger Menſch mit abgetragenem, ſchäbigem Rock, die Arme ſehr ſteif an der Seite herunterhängend, um die zerriſſenen Aermel zu verbergen; ſei es ein Kind, von der Mutter zum nächſten Kaufmann geſchickt, in der Hand ein ſchmutziges Stückchen Papier haltend, worin einige Pfennige eingewickelt ſind, und mit großem Ernſte die Namen der verſchiedenen Sachen vor ſich hinmurmelnd, welche es holen ſoll, ſei es ein junges Mädchen, mit einer

Nachbarin einige Worte wechſelnd, ſei es noch ein Andrer, gleichviel, ob Mann oder Weib, ſo haben ſie doch alle eine gewiſſe Aehnlichkeit in der Geſichtsbildung, einen gewiſſen Ausdruck, den man überall bei ihnen findet, als wenn ſie nur eine einzige Familie ausmachten; und es iſt ja wirklich, in der That ſo, ſie gehören alle zu einer Familie, zu dieſer großen Familie der jammervollen Armuth, des ſchwindſüchtigen Elends.

Was die Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau für Paris waren und theilweis noch ſind, das iſt das Voigtland für Berlin. Es iſt der Wohnplatz der Sansculottes unſerer Reſidenz, die man hier im eigentlichen Sinne des Wortes als Hoſenloſe umherlungern ſehen kann, wenn ſie an einem Sonn- oder Feſttage von der Arbeit feiern.

Wenn man zur Sommerzeit an einem dieſer Tage, beſonders zur Morgenſtunde, in dieſe Gegend geräth und dann wohl einen neugierigen Blick durch eine der zerbrochenen Einzäunungen thut, welche die Höfe jener Häuſer begrenzen, gewahrt man, ein eigenthümliches Schauſpiel, ſehr viele alte und jüngere Frauen, die ohne ſonſtige Bekleidung als die eines Unterrockes, aus welchem man mit leichter Mühe den Anzug eines Harlequins herausſchneiden könnte, am Brunnen ſtehend damit beſchäftigt ſind, mit ſehr vielem Waſſer und ſehr wenig Seife ihr einziges Hemd, ſo wie das ihres Mannes und ihrer Kinder zu waſchen. Iſt dies Geſchäft beendet, ſo thun die luſtige Sonne und der friſche Morgenwind das Ihre, die Wäſche ſobald als möglich zu trocknen, während im Winter der warme Ofen dies Geſchäft verrichtet und wenn dann der Mittag kommt, iſt Alles fertig und ſonntäglich heraus geputzt, und die Kinder drängen ſich freudig und erwartungsvoll um den Tiſch, auf dieſe ärmliche Mahlzeit harrend, die heut, als am Feiertage, durch ein ſehr kleines Stück Fleiſch und viele Knochen zu einem köſtlichen Mahle gemacht wird. — Iſt dann das Eſſen vorüber, ſo ſieht die Mutter noch einmal den Anzug

der Kinder nach, und die älteste Tochter kämmt den jüngeren Geschwistern das Haar glatt, während der Vater sehr viel an seinen kleinen Hut mit sehr schmaler Krempe bürstet, und dann das Gesangbuch von dem Sims des Ofens herablangt und abstäubt, und wenn alle diese Vorbereitungen geendet sind, nimmt die Frau das jüngste Kind auf den Arm und der Vater den Knaben an die Hand, die übrigen Kinder folgen und so geht's zur Kirche. — Und das sind keine von Euren städtischen Kirchengängern, die da in das Gotteshaus treten, um einen neuen Anzug oder sich selbst zur Schau stellen; die eine alte Tante beerben wollen und dieselbe jeden Sonntag mit sehr frommer Miene in ihren Kirchenstuhl führen, und wenn die alte Frau eingeschlafen ist, mit einer eben so andächtigen Dame, die ihnen gegenüber sitzt, liebäugeln; nein das sind Leute, die in die Kirche gehen des Gebets wegen, die dem Herren da oben danken, daß er ihnen Arbeit gegeben und Kraft und Gesundheit, daß sie arbeiten konnten, und die ihn bitten, daß er sie fernerhin nicht verlassen möge. — Ja, ja wir sind selbst in diese unscheinbare Kirche eingetreten, die da so schlicht und prunklos auf dem Felde steht, wir sind eingetreten und haben den kräftigen, markigen Worten des Predigers zugehört, und haben gesehen, wie die Thränen über die Wangen dieser Frauen herabliefen, Thränen die tief herauskamen aus dem innersten Herzen, wurden sie gleich nicht mit einem kantenbesetzten Tuche, sondern nur mit einer groben Schürze getrocknet, und haben gesehen, wie die Männer mit der rauhen, schwieligen Hand sich die Augen abwischten, wie sie sich nach beendigtem Gottesdienst erhoben und man's ihnen ordentlich ansehen konnte, daß sie sich getröstet und gestärkt fühlten, für die abermalige Woche der Entbehrung und der erschöpfenden Arbeit, und dann sind uns die Systeme unserer neuesten Philosophen eingefallen und wir haben daran gedacht, was wir diesen Leuten wohl zum Ersatz geben könnten, wenn wir ihnen das

einzige nehmen, woran sie sich in ihrem jammervollen Elend aufrecht halten, ihre Religion! —

Mag nun zwar die Armuth einzelner Individuen, welche andere Stadttheile bewohnen, dieselbe Höhe erreichen, als bei den Bewohnern des Voigtlandes, so drängt sie sich doch nirgends in diesem Maasstabe zusammen, als wie grade hier. Allerdings finden sich, besonders unter den Grundeigenthümern, wohlhabendere Bürger, die Masse besteht indessen hauptsächlich aus Handarbeitern und Tagelöhnern, und während in einer andern Gegend der Stadt der Arme aus leicht erklärlichem Schaamgefühl die Lumpen seines Anzugs so viel als möglich zu verbergen strebt, um nicht den Augen seines Nachbarn aufzufallen, so findet doch diese Rücksicht hier nicht statt, und man gewöhnt sich vielmehr an diese sorglose Schaustellung des Elends, die dem Fremden, der sie zum ersten Male bemerkt, widerwärtig genug erscheint. Allerdings trifft man demgemäß selten anderswo einen so zerlumpt aussehenden Menschen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, als wenn man die Straßen vor dem Hamburger und Schönhauser Thore durchkreist; aber es wäre engherzig und vorschnell, wollte man die Bewohner dieser Stadtgegend als Verbrecher bezeichnen. — Ihr erstes Verbrechen ist ihre Armuth, und diese entsetzliche, jammerathmende Armuth wird die Quelle anderer Verbrechen, die wohl gefährlicher für die Gesellschaft, es aber kaum für den Thäter sind, denn wenn Entbehrungen und Leiden jeder Art unser psychisches Empfinden abgestumpft haben, bleibt nur die Sorge für unser materielles Wohl übrig, und es ist schrecklich genug, aber wahr und durch die tägliche Erfahrung bestätigt, daß es unter unsern Mitbrüdern Menschen geben kann, die ein Verbrechen begehen, um als Sträflinge in einem Arbeitshause ein Unterkommen und hinlängliche Nahrung zu finden, die sie selbst, bei anstrengenderer Arbeit als wie die im Detentionshause, oft genug entbehren mußten.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem folgenden Bilde:

Es iſt ein feuchtkalter Wintermorgen; ein dünner Nebel, der durch die dichteſte Winterverhüllung dringt und das Mark unſerer Knochen durchnäßt, breitet über die beſchneite Landſchaft, über das weite, öde Feld, über die einzeln ſtehenden Häuſer mit den Einſturz drohenden Schornſteinen, über den Seyhienkirchhof mit ſeinen wüſten Gräbern und ſeinen kleinen, ſchwarzen Kreuzen ſich aus. An einen blätterloſen Baum gelehnt, ſteht ein Mann, zerlumpt, frierend, zitternd, er kann noch nicht bejahrt ſein, er iſt in dem kräftigſten Alter des Menſchen; aber der Hunger hat ihm zehn Jahre ſeines Lebens verdoppelt, hat ſeine Kräfte gebrochen, ſeine ſtattliche Haltung gebeugt, ſeine Haare ausfallen gemacht. Dieſer Mann hat ſeit dem vergangenen Morgen nichts gegeſſen; er hat den Verdienſt des verwichenen Tages dazu verwendet, um Brod für ſeine kranke Frau zu kaufen und ſeine beiden Kinder; aber es war nicht viel, was er ihnen geben konnte, und die Kinder hatten ja ſolchen Hunger — da iſt nichts für ihn übrig geblieben. Frierend, auf einem alten Strohſack, mit den Lumpen bedeckt, die er ſeine Kleidung nennt, hat er die Nacht zugebracht, dann iſt er aufgeſtanden und hat den Zurückbleibenden verſprochen, ſogleich heimzukehren, wenn er etwas verdient haben würde. So lehnt er dort an dem Baum. Bei dem Anblick des Kirchhofs ſind allerlei drohende Gedanken in ihm aufgeſtiegen; er hat daran gedacht, wie glücklich die ſind, die da unten eingeſcharrt liegen, wie ſie keinen Kummer, keine Sorgen haben; — er denkt an Selbſtmord. Aber da fällt ihm ein, daß er nicht auf dieſem ſtillen Gottesacker begraben wird, wenn man die Leiche des Selbſtmörders findet, da erinnert er ſich an die Worte des Predigers, der zur neulichen Todtenfeier über den Text gepredigt: „Selig ſind, die im Herrn entſchlafen;“ da denkt er an Weib und Kind und ſchüttelt die nächtigen Gedanken von ſich ab und eilt der Stadt zu, wo er Arbeit zu finden hofft, Arbeit für dieſe morſchen, elenden Arme. Es iſt noch früh;

der eine Theil der Bewohner unſerer Reſidenz liegt noch in angenehmen Morgenträumen in dem weichen Bette, nur die betriebſameren Geſchäftsleute haben bereits ihre Läden und Werkſtätten geöffnet und den Tag begonnen. — Ein ſehr dicker, behaglich ausſehender Herr liegt mit der dampfenden Pfeife in dem Fenſter einer Parterre-Wohnung; es iſt der muthmaßliche Eigenthümer des Hauſes, und der Tagelöhner tritt demuthsvoll an ihn heran und fragt, ob nicht etwas für ihn zu thun ſei, den Schnee fort zu fegen, oder den Hof zu reinigen, oder noch etwas Anderes. Aber der dicke Herr entgegnet kopfſchüttelnd, daß er ſeinen Hausknecht dazu habe, und als Jener etwas von ſeiner Armuth, ſeiner kranken Frau und von ſeinen Kindern ſpricht, ſchnaubt er ihn ſehr grimmig an und ſagt, daß das Betteln verboten ſei, daß er einen monatlichen Beitrag für die Armenkaſſe zahlen und daß er kein liederliches Geſindel unterſtütze. Betrübt ſchleicht der Unglückliche fort; er verſucht ſein Glück anderswo aber; wieder derſelbe Empfang. — So wird es Mittag; noch immer hat er nichts genoſſen, ſeine Füße verſagen ihm faſt den Dienſt, er iſt viele Straßen durchgelaufen und ſetzt ſich endlich auf die ſteinerne Treppe eines Hauſes, wo die Mittagsſonne einige Wärme verbreitet. In dem Zuſtande eines wachenden Traumes vergehn ihm einige Stunden. Er hat die Augen geſchloſſen, aber er ſchläft nicht; er hat ſie geöffnet, aber er wacht nicht, endlich rüttelt ihn ein derber Stoß aus dieſer Betäubung empor. Er ſpringt auf. Es iſt der Laternenanſtecker, der ihn mit der Leiter geſtoßen, als er die Laterne des Hauſes anzündete. — Es iſt bereits Abend geworden. — Seine Glieder ſind erſtarrt; er taumelt wie ein Trunkener und erſt nach einiger Zeit gelingt es ihm, durch heftige Bewegung vollſtändig zu einem klaren Bewußtſein zu kommen. Er tritt an einen Brunnen und trinkt das eiskalte Waſſer, um ſich zu erfriſchen. Dann ſteht er ſtill, ſeine zitternde Hand ſtützt ſich auf den Griff des Pumpenſchwengels; der Gedanke an die ganze Größe ſeines

Unglücks drängt ſich ihm mit erneuerter Schrecklichkeit auf, der Gedanke an ſein Weib, an ſeine verſchmachtenden Kinder. — In dumpfer Verzweiflung wankt er fort, bis der glänzende Schein eines hellen Lichtes ſeine blöden Augen blendet. Es iſt ein Bäckerladen, ganz nahe, vorn am Eingange liegen auf einem Tiſche mehre ſehr große Brode; ſeine Blicke heften ſich inſtinctmäßiger Gier darauf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und führe uns nicht in Verſuchung! — Habt Ihr es denn auch ſchon bedacht, die Ihr Euch täglich auf weichen Kiſſen zur Ruhe legt und dies Gebet mechaniſch zwiſchen den gähnenden Lippen hinmurmelt, habt Ihr es auch bedacht, was dieſe ernſten, oft ein ganzes verlorenes Lebensglück enthaltenden Worte ſagen wollen: — führe uns nicht in Verſuchung!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man hört einen lauten Schrei auf der belebten Straße, den Ruf: „Halt! Haltet den Dieb!“ Ein Mann eilt, als gälte es Tod und Leben davon. Andere hinter ihm her. — „Haltet den Dieb!“ Man wirft ſich ihm in den Weg, man packt ihn ungeachtet ſeines Widerſtandes, ein Polizeibeamter erſcheint, um den Unglücklichen in das Gefängniß abzuführen, während die Zurückbleibenden von einem gewaltſamen Diebſtahl erzählen, der mit unglaublicher Frechheit von einem ergrauten Böſewicht vollführt iſt.

Und während deſſen liegt in der Bodenkammer jenes nämlichen Hauſes das arme, elende Weib, ſtöhnend vor Hunger und Schmerzen, und wenn ein neuer Windſtoß über das Dachfeld daherbrauſt und an dem morſchen Dache rüttelt, richtet ſich eins der Kinder aus ſeinem Bettchen auf und fragt: „Mutter, kommt denn der Vater nicht bald?“

Aber der Vater kommt nicht! — — — — — — — — — —

— —

Es iſt indeſſen das erſte Mal, daß ſich dieſer Erbarmungswürdige am fremden Eigenthum vergriffen; ſeine Strafe iſt nur gering, und ſeine Frau hat während der Haft ihres Mannes einige Unterſtützungen von der ſtädtiſchen Behörde genoſſen, welche zwar ſehr unbedeutend, aber hinreichend waren, ſie ihr Leben friſten zu laſſen. Dieſe Unterſtützungen hören indeſſen auf, ſobald Jener ſeine Strafe abgebüßt hat und entlaſſen wird, um auf's Neue jenen Tagen des Jammers entgegen zu ſehn.

Wozu jene gräßlichen Scenen wiederholen, dieſe Noth, dieſes Elend, welches ſich an die Schritte des Unglücklichen heftet, ihn keinen Augenblick verläßt.

Wenn er abermals der Verſuchung unterliegt, iſt er ein Rückfälliger, die Strafe, welche er erleidet, wird geſchärft, und zwar mit Recht.

Der Beamte, welcher mit kalter Berechnung die Reſultate der verſchiedenen Criminal-Unterſuchungen in Zahlen zuſammengeſtellt, erblickt in einem ſolchen Menſchen nur den Verbrecher; wir Andern aber, denen es noch erlaubt iſt, wärmeres Mitleid zu empfinden, wir ſehen nur dieſen hungrigen Unglücklichen, den die Verzweiflung zu ſeinem Vergehen gegen die übrige Geſellſchaft getrieben hat, gegen die Geſellſchaft, die nichts dafür gethan hat, ihn vor dieſer Verzweiflung zu ſchützen; und wir zittern bei dem Gedanken, was aus uns, aus unſeren Grundſätzen geworden wäre, hätten wir uns in der gleichen Lage befunden.

Allerdings mag es daher im Voigtlande eine nicht unbedeutende Zahl jener unglücklichen Individuen geben, die von augenblicklicher Noth getrieben, die warnende Stimme des Gewiſſens betäubten; aber man gebe dieſen Leuten Arbeit, und ſie werden ſich lieber von früh bis ſpät quälen, ohne an eine unrechtmäßige Handlung zu

denken, wenn ſie nur ſo viel erwerben, als für ihren erbärmlichen Unterhalt nothwendig iſt; allerdings findet man hier häufiger, als anderswo Menſchen, die ſich obdachlos umhertreiben, die Nacht im Freien oder in einer verlaſſenen Scheune zubringend; aber der profeſſionirte Dieb, der da ſtiehlt, weil er zur Arbeit zu faul iſt, dem der Diebſtahl ein behagliches Auskommen gewährt, der weit weniger der Entdeckung ausgeſetzt iſt, da er bei der verbrecheriſchen That mit Ueberlegung zu Werke geht, dieſer wohnt weit lieber im Mittelpunkte der Stadt, wo er zum Schein irgend ein Gewerbe treibt, wo er weit günſtigere Gelegenheit für ſeine Beſchäftigung findet, als wenn er Außen vor den Ringmauern der Stadt ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat.

Wer daher in dem Voigtlande den Aufenthalt und Sammelplatz der Berliner Diebe zu finden glaubt, der iſt im Irrthum; es iſt der Zufluchtsort der von Allem entblößten Armuth, mit ihren ekelhaften Gebrechen und Laſtern; — aber dieſe Armuth iſt kein Verbrechen, und wer will auf den, der durch ſie zum Verbrecher geworden, den erſten Stein werfen!

XX.

Die Wirthin.

Alle dieſe trübſeligen Scenen der Noth und des Elends, welche wir im vorigen Kapitel geſchildert, konnten auf Gartentierce und Davernay, als ſie dieſe Straßen durchſchritten, welche zum Thore führten, keinen angenehmen Eindruck machen. Als ſie zum Hamburger Thor hinaustraten, wandten ſie ſich rechts, an der Außenſeite der Ringmauer entlang gehend, um ihr Ziel ſobald als möglich zu erreichen. Dennoch war es wieder einigermaßen erfreulich zu bemerken, wie dieſe ärmlich gekleideten Leute, denen ſie begegneten, beſonders ältere Perſonen, die beiden Fremden mit einer gewiſſen, herzlichen Freundlichkeit begrüßten, und daß durchaus keine eigennützige Abſicht dabei im Spiel war, bewies das Erſtaunen, mit welchem ein alter, kahlköpfiger Greis eine kleine Silbermünze in Empfang nahm, die Gartentierce ihm reichte, als derſelbe ſeine ſchmutzige Mütze abziehend mit einem freundlichen „guten Tag" bei ihnen vorüber humpelte.

„Wir kommen doch hier nach dem Schönhauſer Thor, Väterchen?" fragte Gartentierce.

Der Alte bejahte, nachdem er ſich demüthig für die ungewohnte Gabe bedankt, und bemühte ſich, ihnen mit großer Umſtändlichkeit auseinander zu ſetzen, wie ſie zunächſt nach dem Roſenthaler, dann aber nach dem Schönhauſer Thore kommen würden, doch ſei der Weg innerhalb der Mauer, an der Communication, beſſer, als der äußere.

Cartentiere dankte, indem er meinte, der Weg würde doch wohl noch erträglich ſein, und ſie ſetzten ihren Weg fort, bis ſie endlich das Roſenthaler Thor erreichten.

„Wir wollen zunächſt verſuchen, ob es nicht möglich iſt, das Haus aufzufinden, in welchem meine Frau damals gewohnt hat;“ wendete ſich der Graf zu ſeinem Begleiter, indem ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entrang. „Wir müſſen uns allerdings hüten, bei unſeren Nachforſchungen hierauf hinzudeuten; aber der Wirth des Hauſes, das ſie bewohnte, hieß Eckſtein und war ein Gärtner. Renaud, der Sohn meines Pfarrers, hat mir dieſe Notiz übergeben und ich meine, es wird nicht ſchwer halten, dieſen Mann ausfindig zu machen.“

„Wir thäten am Beſten, in irgend einen dieſer Läden hineinzugehen und zu fragen;“ erwiederte Davernay; „vielleicht treffen wir hier ein Kaffeehaus deſſelben Ranges, wie das, wo wir vorher waren. — Heda, mein Junge komm' mal hieher!“

Der Angerufene, ein zerlumpter Bengel von vielleicht vierzehn Jahren, trat näher und der Vicomte fragte ihn, ob er nicht wiſſe, wo hier das Haus eines Gärtners ſei, der Eckſtein heiße.

Der Knabe glotzte den Fragenden verwundert mit ſeinen trüben, ungewaſchenen Augen an, dann ſchüttelte er den Kopf und ging weiter. Dieſelbe Frage an mehre andere Perſonen gerichtet, hatte keinen günſtigeren Erfolg.

„Wir wollen weiter gehn,“ ſagte der Graf; „ich kann mich zwar in dieſer Gegend nicht orientiren, doch da dies Haus zwiſchen dem

Schönhauſer und Roſenthaler Thore belegen ſein ſoll, können wir weiter hin vielleicht etwas Näheres erfahren.

Sie bogen demnach von der Stadtmauer abwärts nach dem Wege ein, der nach dem Wollankſchen Weinberg führt und von dieſem Wege lief rechter Hand zwiſchen Feldern und Gärten, die großentheils mit Bretterzäunen eingehegt waren, ein Fußſteg hindurch, den die beiden Wanderer nach kurzem Bedenken einſchlugen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Mann mit einem Grabſcheit auf der Schulter begegnete, der in dieſer Gegend zu wohnen ſchien. Der Graf redete ihn an und wiederholte ſeine frühere Frage.

„Eckſtein?“ wiederholte dieſer Mann ſinnend. — „Ja, ja, Sie haben ganz recht, der hat hier ein Haus gehabt, jetzt aber hat er ein anderes, nämlich auf dem Kirchhofe. — Doch ſeine Frau lebt noch, und das iſt das gelbe, ſchmutzige Gebäude da drüben, wo drei Treppen hoch die Wäſche heraushängt. — Aber Sie müſſen hier noch weiter gehn, wenn Sie dahin wollen, und dann rechts um die Ecke biegen, den erſten Weg entlang, der hier kommt.“

Es war nicht ſehr ſchwer, dieſer Weiſung richtige Folge zu leiſten, und in den bezeichneten Pfad einbiegend ſtanden die Herren in kurzer Zeit vor dem angegebenen Hauſe, über deſſen Thür ein auf Pappe geklebter Zettel mit den Worten hing: „Hier ſind Logis zu vermiethen.“

„Das trifft ſich ja herrlich,“ ſagte Davernay auf dieſe Ankündigung deutend; „aber um gewiß zu ſein, daß wir richtig ſind, will ich mir die Hinterſeite des Hauſes anſehen.“

Gartentierce antwortete nicht, ſondern folgte ſchweigend und in tiefer, heftiger Bewegung dem voranſchreitenden Freunde, der die Hofthür öffnete und einen Blick zu den Fenſtern des oberen Stockwerks hinaufwarf, wo ihm die heraushängende Wäſche ſagte, daß er ſich in der That nicht geirrt habe. Er rief nun eins der Kinder,

die auf dem Hofe beschäftigt waren, Brennholz klein zu spalten, herbei, und erkundigte sich nach der Wohnung der Wirthin.

Auf diese ziemlich laut ausgesprochene Frage öffnete sich alsbald im Erdgeschoß des Seitengebäudes ein Fenster, aus welchem der lederfarbene, mit einer sehr schmutzigen Haube bekleidete Kopf einer alten Frau zum Vorschein kam, welche mit gellender Stimme fragte, was die Herren von der Wirthin wollten.

„Es ist wegen der Wohnung, die hier zu vermiethen ist;" erwiederte der Vicomte mit sehr großer Artigkeit seine Mütze abziehend; — „habe ich vielleicht die Ehre die Frau Wirthin zu sehen?"

„Ja wohl, — das ist mein Haus, und der Garten hinten auch, und was die Wohnungen anbetrifft, so können Sie das sehr schön haben — Ich werd' gleich vorne aufmachen. Warten Sie nur einen Augenblick."

„Treten Sie nur näher, wenn's beliebt;" fuhr sie fort, als sie wenige Minuten die Thür, die in ihr Vorzimmer führte, öffnete, — sie hatte nämlich die Gewohnheit in ihre Sprechweise überall da ein P zu setzen, wohin ein B gehörte, und dann umgekehrt das B wieder statt das P zu brauchen. „Sie können sehr schöne Wohnungen finden. — Es werden zum ersten April drei Stück leer; die eine ist eine Parterre Wohnung, die andere in der Belletage, die dritte zwei Treppen."

„Damit wäre uns leider nicht gedient, meine schöne Frau." sagte Davernay, der mit dieser Anrede die ganze Zuneigung der Wirthin erlangt hatte. „Wir sind fremd hier in Berlin, mein Freund und ich. Da wir indessen hier bleiben und grade in dieser Gegend eine Besitzung kaufen wollen, um eine neue Dampfmaschinen-Fabrik anzulegen, so suchen wir eine, wenn auch nur kleine Wohnung hier vor diesem Thore, die wir gleichsam nur als eine Art von Absteigequartier benutzen wollen, wenn uns unsere Geschäfte hier hinausrufen."

„Ja das iſt freilich ſchlimm; — aber warten Sie 'mal da fällt mir was ein.“

Die Hauseigenthümerin ſtand einige Minuten ſehr nachdenklich da, während ſie aus einer kleinen zinnernen Doſe eine Priſe nahm und den Taback in abgemeſſenen Pauſen in ihre merkwürdig breiten Naſenlöcher hineinzog; — ihre ſehr lange hagere Geſtalt, in dem langen, ſchwarzen Kleide, hätte in dieſem Augenblick vollſtändig das Bild einer jener alt germaniſchen Druiden gewährt, und dieſe Schnupftabacksdoſe konnte man der vielen darauf eingeſchnittenen Linien und Striche wegen, ſehr gut für irgend einen geheimnißvollen Zauberapparat halten.

„Es wäre mir in der That ſehr lieb, zwei Herren von ſolchem Aeußern und Inneren wie ſie, als Miether für mein Haus zu gewinnen;“ ſagte ſie, bei welchen Worten ſich Davernay höchſt ehrerbietig verbeugte. — „Und es käme mir nicht darauf an, ein Opfer zu bringen!“

„Großmüthige Frau!“ rief der Vicomte.

„In der That ein Opfer zu bringen. — Ich habe da nämlich noch ein Gartenhaus — —.“

„Ein Gartenhaus!“ rief Cartouche.

„Ja wohl ein Gartenhaus, oder richtiger ein Haus im Garten, in welchem ſie ſehr gut wohnen könnten. Es iſt zwar nur klein. Stube, Kammer und Küche, aber zwei Herren können ſich zur Noth mit einander behelfen. — Sie könnten es ſich ja einmal anſehen und ich will wie geſagt gern das Opfer bringen, um einen Herren, ich wollte ſagen zwei Herren, wie — —“

Die gute Frau ſtockte bei dieſen Worten und wurde ſehr braun im Geſicht, was bei ihr die Stelle des Erröthens vertrat.

„Sie ſind zu gütig,“ ſagte der Vicomte, der nun einmal das Wort führte: „Sie ſagen, daß Sie uns ein Opfer bringen wollen. — Es wird Ihnen doch nicht zu viel koſten.“

„Ach nein, es wird sich thun lassen. Ich werde sie anderswo unterbringen;“ entgegnete die Wittwe.

„Ist das Häuschen bewohnt?“ —

„Ja wohl, — aber es wird gehen. — Ich werde ihnen einen anderen Platz anweisen, ich lasse einen besonderen Verschlag für sie im Schweinestall machen.“

„Im Schweinestall? — Mein Gott!“ riefen der Vicomte und Gartentierce sehr erstaunt.

„Ja wohl,“ entgegnete die Dame ruhig. — „Die Alte habe ich vor Weihnachten geschlachtet, und die beiden Ferkel müssen sich behelfen so gut sie können.“

„Aber mein Gott, wer soll in den Stall hineinziehen?“ fragte der Vicomte, um dieses Räthsel zu lösen.

„Nun, wer sonst, als meine Kaninchen, die ich im Winter immer im Gartenhause verwahre.“

Der Vicomte warf seinem Freunde einen etwas satyrischen Blick zu, als er hörte daß sie eine Wohnung beziehen sollten, die bisher von so eigenthumlichen Vorgängern in Besitz genommen war, dann sagte er mit sehr ernstem Gesichte:

„Vielleicht ließe es sich arrangiren, daß wir diese armen Thierchen nicht aus ihrem Aufenthalt verdrängten; — wir können vielleicht mit ihnen zusammen wohnen.“

Die Wittwe sah den Sprecher an, ob er sie vielleicht zum Besten haben wolle, als sie aber seine ruhigen, unveränderten Züge gewahrte, rief sie aus:

„O mein Herr, was sind Sie zartfühlend! — Sie wollten Ihre Wohnung mit diesen Thieren theilen! — Und im Grunde genommen, haben Sie Recht. — Es sind Geschöpfe so gut wie wir, aus der Hand Gottes hervorgegangen, wie der blasse Herr neulich in der Predigt sagte; — ich gehe nämlich viermal wöchentlich in

die Petſtunde — Geſchöpfe wie wir, nur mit dem Unterſchied, daß ſie vier Beine haben."

„Sehr richtig," bemerkte der Vicomte.

„Aber ich rathe Ihnen dennoch nicht dazu. Es wird nicht lange mehr mit der Kälte dauern und dann knappern die Thierchens Alles an, was ſie finden; ſonſt ſind ſie allerliebſt."

Davernay erklärte hierauf ebenfalls, daß das Anknappern eine ſehr üble Angewohnheit ſei, daß ſie jedoch geſonnen ſeien, die Wohnung auf der Stelle zu miethen, wenn ſie ſich ſonſt über die näheren Bedingungen verſtändigen könnten, was indeſſen zweifelsohne geſchehen würde, nachdem man erſt das Lokal geſehen.

Auf dieſe allerdings ſehr verſtändige Rede nahm die Wittwe von einem ſchwarz angeſtrichenem Schlüſſelbrett zwei ſehr große, ungeſchickt ausſehende Schlüſſel herunter, und forderte dann die beiden Herren, indem ſie die Thür öffnete, auf, voran zu gehen, welches indeſſen Davernay durchaus nicht annahm, ſondern mit großer Hartnäckigkeit darauf beſtand, der Dame den Vortritt zu laſſen, was auch endlich nach ſehr vielem Hin- und Herreden geſchah.

Nachdem ſie die Thür hinter ſich ſehr langſam verſchloſſen, führte ſie nunmehr die beiden Herren über den ſchmutzigen, von ſehr vielem Federvieh und Kindern belebten Hof, zu deſſen beiden Seiten ſich himmelhohe Hintergebäude erhoben, nach dem Garten, welcher mit einer Mauer eingefaßt war, auf deren Sims ſehr viel Stücke zerbrochener Flaſchen eingemauert waren, deren ſcharfe Kanten gefahrdrohend für den emporſtarrten, der es gewagt haben würde, auf einem anderen, minder geſetzlichem Wege, als die Thür, in das Innere dieſes Gartens eindringen zu wollen.

Die Wirthin bemerkte, während ſie mit dem einen der mitgenommenen Schlüſſel dieſe Thür öffnete, daß dieſe Vorſichtsmaasregel hauptſächlich der „Jeren" wegen da ſei, womit ſie die im Hofe ſpielenden Kinder bezeichnete, da dieſelben ihr ſonſt kein Stück Opſt

an den Bäumen und keine Beere an den Weinstöcken ließen, durch welche Nachricht die Herren allerdings keine sehr schmeichelhafte Idee von denjenigen Personen bekamen, die sie später als Hausnachbarn betrachten sollten.

Das Gartenhaus, welches ihnen zur Wohnung überwiesen war, stellte sich ihnen als ein kleines, aus Backsteinen erbautes Häuschen dar, welches fast am Ende des Gartens lag. Die Eingangsthür, nach der Seite des Wohnhauses hin belegen, hatte zu jeder Seite ein kleines, mit einer Lade verschließenes Fenster; sie führte in die Stube, welche die ganze Breite des kleinen Gebäudes einnahm. Ein drittes Fenster diente dazu, der nach der Hinterseite belegenen Kammer Licht zu gewähren, die ungefähr ein Drittheil so groß als die Stube war, und somit noch ein hinlänglicher Raum für die Küche übrig blieb, die übrigens kein Fenster, jedoch eine besondere Thür hatte. Unter dieser Küche befand sich auch ein kleiner Keller, zu welchem eine Art von Fallthür, die in der Diele angebracht war, hinabführte.

Die Hauswirthin verfehlte nicht, nachdem sie die Herren hatte eintreten lassen, und dann die Fensterladen öffnete, dieselben auf diese verschiedenen Gemachs aufmerksam zu machen, während eine Menge von Kaninchen jeder Größe, durch ihren Eintritt aufgeschreckt, sich in die Ecke des Zimmers unter dem Stroh verbargen, welches ihnen zur Lagerstätte diente.

„Aber mein Gott, Madame;" bemerkte der Vicomte, während er sich vorsichtig, um nicht etwa eines dieser niedlichen Geschöpfe zu beschädigen, durch den Unrath hindurch arbeitete, mit welchem dieselben das Zimmer angefüllt hatten; — „Sie scheinen eine besondere Vorliebe für diese Klasse von Thieren zu haben."

„Ich habe diesen Geschmack von meinem seligen Manne," entgegnete die Wittwe; „es war ein sehr guter Mann und ich habe ihn aufrichtig geweint." — Hier wischte sie sich mit dem Zipfel ih-

rer Schürze über die Augen. „Ein ſehr guter Mann, — er liebte durchaus keine weltlichen Genüſſe, wie Bier oder Schnaps, nein er hatte nur zwei Leidenſchaften, die eine war ich, die andere Kaninchenbraten.“

„Ah, ſie eſſen dieſe Thierchen;“ ſagte der Vicomte; „ich dachte Sie hielten ſie nur zu Ihrem Vergnügen.“

„Es iſt mein gewöhnlicher Braten des Sonntags, und wenn Sie mir erlauben, Sie einmal bei mir einzuladen, ſo denke ich, daß Sie mit meiner Küche zufrieden ſein werden. — Sehen Sie dies weiß und ſchwarzgefleckte, dort in der Ecke. Ich werde es zu dieſer Gelegenheit abſchlachten.“

Davernay verſetzte mit einer Verbeugung, daß es ihm eine große Ehre ſein werde, beſagtes weiß, und ſchwarzgeflecktes Kaninchen mit verſpeiſen zu helfen, obſchon er bisher noch nicht derartigen Braten gegeſſen hätte; dann wendete er ſich an Gartentierce mit der Frage, ob er geneigt ſei, dieſe Wohnung zu beziehen. Der Graf, der das Häuschen inzwiſchen ſorgfältig und genau in der Stube, der Kammer und der Küche gemuſtert hatte, ſogar in den Keller hinabgeſtiegen war, bejahte und fragte zugleich nach dem Miethszins für die nächſten ſechs Monate.

Ungeachtet der großen Verliebe, welche die gute Frau für die beiden Miether vorher geäußert hatte, forderte ſie doch die für ein ſo elendes Obdach bedeutende Summe von vierzig Thalern, worauf der Vicomte, um durch augenblickliches Zuſchlagen nicht Argwohn zu erregen, ſeine Meinung dahin ausſprach, daß das zu theuer ſei, und beide Theile endlich über fünfunddreißig Thaler einig wurden, von denen die eine Hälfte ſogleich bezahlt wurde. Außerdem verſprach noch die Wirthin, ſogleich den Tiſchler kommen zu laſſen, um ihren Lieblingen den erwähnten Aufenthaltsort anzuweiſen, und nach erfolgter Räumung des Häuschens von den jetzigen Bewohnern, würde ſie auch die Reinigung deſſelben übernehmen, ſo daß die

Herren bereits am folgenden Tage um die Mittagszeit Beſitz von ihrer neuen Wohnung nehmen konnten.

Nachdem ſomit Alles in Richtigkeit gebracht, und alle Drei ſich anſchickten, dieſe Art von Menagerie zu verlaſſen, wendete ſich Cartentierce mit der Frage an die Wirthin, wer zuletzt in dieſem Hauſe gewohnt habe.

„Seit meines ſeligen Mannes Tode hat es Niemand bewohnt, ich meine von menſchlichen Weſen, denn die Kaninchen ſind doch auch Bewohner dieſer Welt;“ entgegnete die Frau, indem ſie die Thür des Hauſes mit großer Sorgfalt zuſchloß; „aber vorher habe ich die Ehre gehabt, verſchiedene Standesperſonen darinne wohnen zu ſehen. Da war der **Muſikus**, der bei Wollſchlägers die erſte Geige ſpielte und mit immer Freibilletts zu den Concerten verſchaffte; vor ihm wohnte ein alter Profeſſer drin, der bei der Sophienſtadtſchule angeſtellt war, und noch ſehr viele andere Herrſchaften. — Meiſtentheils wohnten ſie nur immer in der beſſeren Jahreszeit als Sommerlogis, aber wie geſagt, ſehr anſtändige Herrſchaften, und einmal hat auch 'ne Dame drin gewohnt?“

„Eine Dame?“ fragte Cartentierce. „Iſt es ſchon lange her.“

„Nun ich denke mir, dreizehn bis vierzehn Jahr können's immer ſein. — Warten Sie 'mal, ich kann es Ihnen ganz genau ſagen. Ich war den Tag grade in der Kirche geweſen, zur Einſegnung von meinem Schwager ſeiner Tochter. — Warten Sie. — Der älteſte Junge iſt vergangenen Monat ſechs Jahr alt geworden, alſo ſind ſie ſieben Jahr verheirathet, ein Jahr ſind ſie Brautleute geweſen, macht acht Jahr. — Ja, ja, es werden ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahr ſein — man kann ſich nicht ſo genau beſinnen, — man hat ja noch andere Sachen im Kopf; — alſo wie ich aus der Kirche nach Hauſe komme, ſteht eine Dame auf'n Hausflur, ſo hübſch, ſo vornehm und mit ſolcher angenehmen Geſichtsbildung, daß ich gar nicht wußte, was ſie wollen könnte. — Doch das iſt eine ſehr lange

Geſchichte meine Herren, und wenn Sie ſie hören wollen, thäten Sie beſſer ein Pischen einzutreten."

„Wenn Sie es erlauben," ſagte Gartentierce, der in fieberhafter Spannung, bleich wie ein Marmorbild, zugehört.

„Mein Freund hört ſehr gern ſolche Geſchichten erzählen;" ſagte der Vicomte.

„So treten Sie nur näher," fuhr die Wirthin fort, da ſie während dieſes Geſpräches bereits das Vorderhaus wieder erreicht hatten. „Es thut mir nur leid, daß die Vorderſtube nicht geheizt iſt, und ich Sie in mein Wohnzimmer hineinnöthigen muß."

Die beiden Herren verſicherten indeß, daß dies durchaus von keiner Bedeutung ſei, und daß ſie um Alles in der Welt keine Störung verurſachen wollten, worauf die Dame ſie in ein froſtig ausſehendes Hinterzimmer, mit einem ſehr großen, ſchwarzen Kachelofen und vielen altmodiſchen Schränken, Stühlen und anderen Meubles führte und mit großer Freundlichkeit einlud, Platz zu nehmen, und durchaus keine Complimente zu machen. —

Wenn wir das Reſultat deſſen kurz zuſammen faſſen, was die gute Frau in dem Zeitraume von einer halben Stunde, häufig unterbrochen durch die ſehr vielen Fragen des Grafen, in ihrem ſonderbaren Dialecte und mit vieler Weitſchweifigkeit erzählte, ſo theilen wir dem Leſer nur das Folgende mit:

An dem Tage der Einſegnung ihrer Nichte, nach welcher die Erzählerin ihre hiſtoriſchen Erinnerungen ordnete, hatte ſie bei ihrer Rückkehr eine Dame gefunden, welche durch die Ankündigung, daß in dieſem Hauſe Sommerwohnungen zu vermiethen ſeien, veranlaßt worden war, einzutreten. Dieſe Dame war in der That Niemand anders geweſen, als Rebecca; die Wittwe nannte ihren Namen, obgleich ſie das ihr fremdartige Wort Delavigne nur mit Mühe herauswürgte. Nachdem die Fremde ſich das Häuschen angeſehen, erklärte ſie ſich bereit, daſſelbe zu miethen, zahlte auch gleich, nach-

dem ſie ſich über den Preis verſtändigt hatten, die Hälfte der Miethe als Daraufgeld und zog zum April in dieſe Wohnung ein; — ſie hatte ihre beiden Kinder bei ſich und ein Dienſtmädchen, und lebte ſehr eingezogen. Sie empfing keine Beſuche und machte auch keine; wenn ſie ausging, geſchah dies nur, um einen Spaziergang auf den nahegelegenen Feldern zu machen. Je weiter aber das Jahr vorrückte, deſto trübſeliger ſchien ſie zu werden; vergeblich verſuchte die Wirthin ſie aufzuheitern, und, wie ſich die Erzählerin ausdrückte, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dabei las ſie, einen Umſtand, den die Wittwe beſonders hervorhob, jeden Abend die Staatszeitung, was in dieſem Hauſe ein ſehr großes Aufſehn erregte, da die Bewohner deſſelben bisher den Beobachter für das einzige Journal Deutſchlands gehalten hatten. Das Dienſtmädchen, obſchon daſſelbe mehr zu wiſſen ſchien, war doch ebenſo verſchwiegen und verkehrte mit keinem anderen der Hausbewohner; dagegen behauptete die Wirthin, daß ſie dies Mädchen einmal mit einem ſehr übel ausſehenden Kerl auf dem dunklen Hausflur überraſcht habe, mit welchem dieſelbe wahrſcheinlich ein Liebesverhältniß gehabt habe, aus dieſem Grunde hätte ſie auch dies Mädchen nie recht leiden können und daſſelbe immer, wie ſie ſich ausdrückte, für eine falſche Kanaille gehalten. Eines Tages wurde dies Mädchen denn auch wirklich auf der Stelle von ihrer Herrin entlaſſen, die ihr Lohn und Koſtgeld für den laufenden Monat auszahlte, doch hatte die neugierige Wirthin nicht den Grund dieſes Vorfalls erfahren können, dagegen war Madame Delavigne nach einigen Tagen zu ihr gekommen und hatte ihr geklagt, daß das Dienſtmädchen ſie beſtohlen haben müſſe, denn es ſei ihr aus dem Sekretair ein Käſtchen fortgekommen, welches viele ihr ſehr werthe Briefe und Geld enthalten habe. Natürlich ſagte ihr Jene, daß ſie ſich zunächſt an den Kommiſſair des Polizeibezirks wenden möge, um zu verſuchen, ob es nicht möglich ſei, von dieſen geſtohlenen Gegenſtänden etwas wieder zu bekommen. Merkwürdiger Weiſe genug hatte Ma-

dame Delavigne dies entſchieden zurückgewieſen und durchaus keinen Grund für dieſe ſonderbare Weigerung, die Hülfe der Behörden in Anſpruch zu nehmen, angegeben; ja ſie hatte ſogar der Wirthin das Verſprechen abgefordert, über dieſe Angelegenheit mit Niemandem zu ſprechen.

Seit dieſer Zeit — ſo fuhr die Erzählerin in ihrem Bericht fort — habe ſie eine auffallende Veränderung in dem Benehmen der Dame bemerkt. Sie habe zwar alle ihre Bedürfniſſe nach wie vor baar bezahlt, aber ſie ſei öfter fortgegangen, als ſonſt und zwar allein, auch habe ſie jedesmal ein Päckchen bei ſich gehabt und ſei dann ohne daſſelbe zurückgekommen, woraus leicht zu ſchließen geweſen wäre, daß ſie durch den Verkauf ihrer Habſeligkeiten ihren Unterhalt zu beſtreiten ſuchte. So hatte ſie auch noch vor dem erſten Oktober pünktlich den fälligen Miethszins entrichtet, ebenſo mit der Wirthin verabredet, daß ſie dieſe nur für den Sommer gemiethete Wohnung auch den Winter hindurch benutzen wollte, wenn ſonſt ein Ofen in der größeren Vorderſtube geſetzt werden könnte. Dies ſollte auch noch in den letzten Tagen des September geſchehen; aber Madame Delavigne ging eines Nachmittags mit ihren Kindern fort, und war nicht wiedergekehrt, ungeachtet ſich alle ihre Sachen, Kleidungsſtücke, Betten und ſonſtige Mobilien vorfanden, als zwei Tage nachher die Wohnung in Gegenwart eines herbeigerufenen Polizeibeamten geöffnet wurde.

Nach mehren Jahren ſei dann eines Tages ein fremder Herr gekommen, der ſich angelegentlich nach Madame Delavigne erkundigt und geſagt habe, ob ſie ihm nichts Näheres über ihr Schickſal mittheilen könne; dieſer ſelbe Herr ſei nach Jahresfriſt nochmals gekommen und habe ihr ſogar eine Belohnung verſprochen, aber ſo gren ſie ſich auch das Geld verdient hätte, wäre es ihr doch nicht möglich geweſen, nähere Auskunft zu geben.

So weit reichte die Erzählung der Wirthin, welcher Garten-

tierce mit fieberhafter Spannung zugehört hatte. Als ſie geendet, fragte er haſtig, was aus den zurückgelaſſenen Sachen geworden ſei.

„Die ſind von Gerichtswegen verauctionirt worden," entgegnete die Wirthin; „man hat mir die Miethe für ein Vierteljahr davon bezahlt, weiter weiß ich nichts. Den einen Schreibſekretair habe ich ſelbſt gekauft, ein ſehr hubſches Stück; er ſteht noch bei mir in dem Vorderzimmer."

„Wollen Sie ihn mir verkaufen? — Ich zahle, was Sie fordern! Ich bitte, zeigen Sie ihn mir!" rief der Graf.

„Sie ſcheinen ſehr viel Antheil an dem Schickſal dieſer Frau zu nehmen;" ſagte der Beamte einlenkend, als er das etwas verwunderte Geſicht der Wirthin wahrnahm. — „Sie müſſen nämlich wiſſen, Madame, daß mein Freund hier ganz verſeſſen auf dergleichen Geſchichten iſt, noch dazu ſo geheimnißvoll wie dieſe."

„Sehr geheimnißvoll, wahrhaftigen Gott; — ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen," beſtätigte die Frau.

„Aber der Schreibſekretair — wollten Sie nicht die Güte haben, ihn mir zu zeigen," drängte der Graf.

„Wenn Sie ihn verkaufen wollen, hatten wir in der That nicht nöthig, einen anderen anzuſchaffen;" bemerkte Davernay, dem Grafen einen zur Ruhe mahnenden Blick zuwerfend.

Die Wirthin, obgleich einigermaßen über dieſes ſonderbare Verlangen des Fremden erſtaunt, dachte indeſſen nicht im Entfernteſten daran, daß einer ſolchen Forderung noch etwas Anderes, als eine allgemeine Neugierde zum Grunde liegen könne, und ſo ſtand ſie denn auf, um den beiden Herren den Schrank zu zeigen.

Nur mit Mühe konnte der Graf einen Ausruf ſchmerzlicher Freude unterdrücken, als er dieſes Meuble wiederſah, welches er bei ſeiner Verheirathung gekauft hatte, und welches er ſogleich wieder erkannte, ſo daß nunmehr auch nicht der leiſeſte Zweifel darüber ob-

walten konnte, daß jene Dame, von der die Wirthin gesprochen, mit Rebecca ein und dieselbe Person sei.

Natürlich wiederholte Cartentierce seine frühere Frage, ob der Schrank nicht käuflich sei, worauf die Wittwe erwiederte, daß es ihr allerdings sehr schwer fallen würde, sich von demselben zu trennen, doch wolle sie es dem Herren wohl zu Gefallen thun und sich auch bei dem Verkauf nicht unbillig finden lassen; um diese Behauptung auch sogleich zu beweisen, nannte sie eine Summe, welche nur wenig höher war, als der Preis, den der Graf für dasselbe Meuble gezahlt hatte, als es neu war; aber sie hatte gut fordern, denn Cartentierce würde mit Vergnügen das Doppelte bezahlt haben, wenn es nöthig gewesen wäre. Er bezahlte sogar das Geld auf der Stelle, um versichert zu sein, daß der Kauf nicht zurückgehen könne, und nach dem er diese so uneigennützige Frau noch einmal daran erinnert, die Reinigung des Zimmers im Gartenhause nicht zu vergessen, auch den Schrank hineinsetzen zu lassen, schieden die beiden Herren von ihren neuen Bekannten, dieselbe sehr zufrieden mit dem abgeschlossenen Geschäften zurücklassend.

„Und nun lieber Vicomte," sagte der Graf, als Beide hinaustraten; „nun denke ich, daß es am Besten ist, einen Fiaker zu nehmen und nach dem Hause in der Karlsstraße zu fahren, wo ich mein erstes Abenteuer erlebt. Ich habe diesem armen, kleinen Mädchen versprochen, so bald als möglich wieder zu kommen, und sie wird gewiß denken, daß ich sie vergessen habe. — Wir werden ihr unsre neue Wirthschaft anvertrauen, und der Vater kann ebenfalls mit herausgebracht werden. — Nicht wahr, dieser Gedanke ist gut."

„Sehr gut," erwiederte Davernay mit einem etwas komischen Ernste; „aber offen gesagt, ich weiß noch einen besseren.

„Und der ist?"

„Daß wir zunächst in das erste beste Café hineingehen, um uns zu restauriren; ich muß offen bekennen, daß das Frühstück bei Vater

Matthes nicht nach meinem Geſchmack war, und ich habe nie ſolchen Appetit gehabt, ausgenommen den Tag, wo wir auf dem Eilmarſch nach Pampelona keinen Biſſen — —. Ah da kommt eins dieſer unübertrefflichen Droſchken-Fuhrwerke grade zur rechten Zeit, um meine Geſchichte zu unterbrechen. — Halt Kutſcher — Halt. — Steigen Sie ein Graf." — — —

XXI.

Eine Mode-Dame.

Wir entſinnen uns, und es iſt noch gar nicht ſo lange Zeit her, eine Geſchichte geleſen zu haben, in welcher der Untergang eines Schiffes ſehr ſchön und grauſenhaft beſchrieben wurde. Die ernſte, würdige Reſignation des Kapitains, das Beten und Fluchen der Mannſchaft, das Geſchrei der an Bord befindlichen Paſſagiere, Alles war mit der größten Umſtändlichkeit erzählt, ja ſogar der geringfügige Punkt nicht vergeſſen, und als ein Beweis für die Kaltblütigkeit der braven Seeleute angeführt, daß den Steuermann in dem Augenblicke, als das Schiff in den Strudel hineinſchoß, laut nieſen mußte, und ein alter Matroſe ihm Proſit zurief während in dem gleichen Moment das Fahrzeug in unzählige Trümmer zerſchmettert, wurde und natürlich nicht ein einziger der an Bord geweſenen Menſchen mit dem Leben davon kam. Da mag ſich nun freilich mancher Leſer jenes Buches darüber gewundert haben, wie der Verfaſſer ſo genaue Kunde von dieſen einzelnen Umſtänden bekommen, da doch Niemand übrig geblieben, der es ihm erzählen konnte; uns hat es aber im Gegentheil Wunder genommen, warum der Autor ſchon ſo früh ab-

gebrechen und nicht lieber erzählt hat, wie es den armen Leuten da unten weiter ergangen iſt, wie ſie Seewaſſer in ſehr großen Quantitäten verſchluckt, bis ihnen der Athem ausgegangen, u. ſ. w., denn der Dichter hat nun einmal das Verrecht, ſich im Geiſte von ſeiner Phantaſie nach Belieben überall umher führen zu laſſen, ohne daß es ihm ſonſt noch etwas koſtet, etwa wie der Beſitzer eines Droſchkenfuhrweſens, den wir oft genug beneidet, wenn er, ohne etwas dafür zu bezahlen, von einem Ende der Stadt nach dem andern fahren konnte.

Ohne dieſes Verrecht würde es uns daher auch ſchwer, wenn nicht gar unmöglich ſein, in das eben ſo elegant als geſchmackvoll eingerichtete Boudoir einer Dame, und noch dazu in ſo früher Morgenſtunde einzudringen, welche in dieſem Augenblick noch für jeden Anderen als uns unſichtbar iſt. Aber dennoch waren wir diskret genug, ſo lange zu warten, bis dieſe Dame die erſten Elemente ihrer Toilette vollendet hat, und in einer ſehr weiten, grauſeidenen Blouſe und ſauber geſtickten Pantöffelchen vor ihrer Chokolade ſitzt, flüchtig das Feuilleton eines Journals durchblickend, von denen eine große Auswahl ihren Frühſtückstiſch bedeckt.

Da wir dieſelbe dem Leſer indeſſen bereits vorgeführt haben, dürfte es wohl unnöthig ſein, noch etwas Näheres über ihre äußere Erſcheinung zu ſagen, indem wir Niemand anders vor uns ſehn, als jene junge Dame, mit welcher Davernay auf dem Balle des Banquiers den Walzer getanzt hatte, deſſen Andenken ihm noch lange Zeit nachher im Gedächtniß blieb. Betreffs ihrer übrigen Verhältniſſe erwähnen wir nur kurz, daß ſie unverheirathet und im Beſitz eines hübſchen Vermögens war, welches ihr nach dem Tode ihrer frühgeſtorbenen Aeltern zugefallen. Ihre Erziehung hatte ſie in einer jener Penſionsanſtalten vollendet, die man mit dem bedeutungsvollen Namen eines orthopädiſchen Inſtitutes bezeichnet.

War indeſſen auch die Anwendung von Streckbettgeſtellen und anderen geheimnißvollen Maſchinen, waren ſelbſt die häufigen Ein-

reibungen mit Ochſenretenfett erfolglos geweſen, um den Uebelſtand wieder gut zu machen, der durch die Nachläſſigkeit einer Wärterin veranlaßt werden, ſo war doch die Seele dieſer Dame ſchlank und grade empergewachſen im ſchönſten Ebenmaße; — man hätte ſie mit einer jener altmodiſchen, übelgeformten Punſchterrinen vergleichen können, deren Anblick dem Auge mißfällt, die aber den köſtlichen Duft ihres Inhalts aushauchen, wenn man den Deckel abnimmt.

Bei Fräulein Amalie von Selke, dies war der Name unſerer neuen Freundin, war indeſſen der Deckel ſchon abgenommen, und jeder, welcher ſich ihr näherte, athmete ſchon von Weitem dieſe köſtliche Punſch-Eſſenz des Geiſtes.

Mit einer Art von glühender Begeiſterung hatte ſie ſich der Emancipations-Idee angeſchloſſen, welche ſeit einiger Zeit in den Begriffen und Handlungen unſrer Frauen eine ſo merkwürdige Revolution hervorgebracht hat. Sie war die Vorſteherin eines Klubbs, der ſich zweimal wöchentlich bei ihr verſammelte und aus ſehr vielen unverheiratheten Damen beſtand, die ſich ebenfalls mit dieſem neuen Princip einverſtanden erklärt hatten. Da ſie außerdem ſehr viele Bekanntſchaften unter hochgeſtellten Perſonen beſaß, war ſie eine Zeit lang ſehr eifrig darauf bedacht geweſen, eine Anſtellung im Kriegsminiſterium zu erhalten. Natürlich wollte ſie nur für die Ehre arbeiten und auf ihre Gage Verzicht leiſten; da ihr jedoch angedeutet wurde, daß dieſe Stellen nur mit Männern, welche die Staatswiſſenſchaften ſtudiert, oder zwölf Jahre in der Armee gedient hätten, beſetzt würden, ſie aber dieſe Qualificationen nicht beſäße, hatte ſie ſich in gleicher Abſicht an eine Eiſenbahngeſellſchaft gewendet, und um eine Stellung in dem Verwaltungsbüreau nachgeſucht. Doch auch hier hatte man ſie abſchläglich beſchieden, und ſeit dieſer Zeit brütete ſie über den Gedanken, ſelbſt die Gründung einer Eiſenbahn mit Hülfe einer weiblichen Actiengeſellſchaft zu un-

ternehmen, und dann natürlich das ganze Verwaltungspersonal aus dem weiblichen Geschlecht zusammen zu setzen.

Sie war indessen weit davon entfernt, die Beschäftigungen, welche unseren Frauen ehedem so lieb und werth waren, gänzlich zu vernachlässigen, sondern ihr Streben war vielmehr darauf hingerichtet, diese widerstreitenden Principien leider in ein schönes Ganze zusammenzuschmelzen, und so konnte man in ihrem Zimmer die verschiedenartigen Attribute dieser centrastirenden Beschäftigungen in der sonderbarsten Zusammenstellung sehn. Neben dem eleganten Nähkästchen stand ein anderer, größerer Kasten, der ein Paar Pistolen, echte Kuchenreuter, enthielt, in einer Ecke lehnten ein Paar Stoßrapiere und ein Sonnenschirm, ein kleines, seidenhaariges Wachtelhündchen spielte mit einer durchlöcherten Pappscheibe, die Fräulein von Selle bei'm Büchsenschießen brauchte, ein Bulldogg nagte mit sehr großem Ernste an einem Knäuel Baumwolle, an welchem ein angefangener Strumpf hing; auf dem Spieltisch lagen die neuesten Werke über Pferdedressur, Ruckerts Gedichte, eine angefangene Zeichnung, die Figur eines römischen Faustkämpfers darstellend, und noch sehr viele andere Sachen, deren Aufzählung zu weitläuftig sein würde. —

Noch befand sich indessen in diesem Zimmer eine andere Dame, die am Fenster saß und sich emsig damit beschäftigte, die Spitze ihres langen, knöchernen Zeigefingers mit sehr kurzem Nagel zwischen die Stäbe eines Käfigs zu stecken, in welchem ein großer, grauer Papagey befindlich war, und welche dann, wenn der Vogel danach biß, den Finger schnell zurückzog, um ihn gleich darauf wieder hineinzustecken. Diese Dame von der Dienerschaft gewöhnlich „Fräulein" angeredet, hinter ihrem Rücken aber der „Putenknochen" genannt, eine Bezeichnung, welche durch das Kammermädchen der Baronesse erdacht worden war, nahm im Hause Stellung einer Gesellschafterin und in dem Emancipations-Klubb die eines Sekretairs ein; ihre Herrin nannte sie übrigens Mary.

Sie war die Tochter eines früh verſtorbenen Beamten, der kein Vermögen hinterlaſſen hatte, und nach Art der meiſten Geſellſchafterinnen, eine ſehr ſchweigſame, arbeitsſcheue, nervenſchwache, magere, lange Dame, mit einer mißvergnügten Naſe, die eine auffallende Aehnlichkeit mit einer jener kleinen, rothangeſtrichenen, chemiſchen Zündflaſchen hatte, die ehemals mehr, als jetzt im Gebrauch waren.

Die angedeutete Beſchäftigung, welcher ſich dieſe Dame mit ſo regem Eifer hingab, wurde indeſſen durch die Anrede ihrer Herrin unterbrochen, welche, ſich zu ihr wendend, ſagte:

„Mary, haben Sie geſtern die Bücher zurückgeſchickt, die ich neulich holen ließ?“

„Ja wohl gnädiges Fräulein,“ entgegnete Jene; „aber denken Sie, der Buchhändler, dieſer Grobian wollte ſie nicht nehmen; er behauptete, daß ſie aufgeſchnitten und geleſen worden ſeien.“

„Nicht nehmen?“ wiederholte die Gnädige, „ich will nicht hoffen, daß Sie dieſelben eben aufgeſchnitten haben, Mary.“

„Wie können Sie glauben!“ rief die Angeſchuldigte. — „Ich habe Sie gar nicht geleſen, und ſie nur zu Ihrem Gebrauch an der Seite aufgeſchnitten. Nachher habe ich die Ohren mit einem naſſen Schwamm herausgemacht und Liſetten geſagt, ſie möchte das große Plätteiſen darauf ſetzen. — Sie ſehn aus wie neu.“

„Wir werden uns an einen andern Buchhändler wenden müſſen,“ ſagte die Baroneſſe mit großer Entrüſtung. — „Es wird immer beſſer! — Nicht zurücknehmen, und was ſoll man denn thun, wenn man ein neues Buch leſen will und es nur an den Seiten aufſchneidet. — Empörend in der That!“

„Sehr empörend!“ wiederholte die Geſellſchafterin.

In demſelben Augenblick fuhr ein Wagen vor dem Hauſe vor.

„Mein Gott!“ rief die Baroneſſe aufſpringend, und ſich ſelbſt

für bestürzt haltend, „ich will nicht hoffen, daß dies der interessante Fremdling von gestern Abend ist; ich bin so bestürzt!“

„'S ist Mylord Templetons Equipage,“ sagte Mary, nachdem sie auf die Straße hinabgesehn.

„Templeton?“ wiederholte ihre Dame, deren Wangen vorher blos roth geworden, jetzt aber bald roth, bald wieder blaß wurden. — „Templeton? — Ist er denn schon von seiner Reise zurückgekehrt?“ Ich bitte Sie Mary, sagen Sie Lisetten, daß ich für Mylord zu sprechen bin.“

Die Gesellschafterin ging hinaus, und wenige Augenblicke nachher hörte man ein flüchtiges Pochen an der Thür, und noch ehe die Dame „Herein“ rufen konnte, wurde sie geöffnet, und ein großer, hübscher Mann mit langem, blondem Haar und einem eleganten, wattirten Ueberrock, trat ein.

„Mein gnädiges Fräulein! — Meine theure Amalie,“ sagte der Lord auf der Schwelle stehen bleibend.

Die Dame war bei seinem Eintritt von ihrem Sitze aufgestanden und stand in einer sehr schönen Attitüde da, die Augen zur Erde niedergeschlagen, das Journal, in welchem sie gelesen, in ihren beiden, an der Seite herabhangenden Händen haltend, so daß sie äußerst schüchtern und verlegen aussah. Dann sagte sie:

„In der That Mylord, ich bin sehr erfreut sie zu sehn.“

Der lange Herr verzog bei diesem Empfang sein Gesicht, welches vorher die größte Freude ausgedrückt hatte, zu einer Miene des höchsten Schmerzes. Er ließ gleichfalls beide Arme sehr lang an der Seite herunterhängen, so daß er mit der äußersten Kante seines Hutes beinahe den Boden berührte, dann stieß er einen klägslichen Seufzer aus und sagte endlich vorwurfsvoll:

„So empfangen Sie Ihren Richard? — So?“

„Setzen Sie sich Mylord, nehmen Sie Platz, erwiederte die

Dame auf einen Stuhl deutend. „Ich dachte nicht, Sie ſobald wieder zu ſehn.“

Der edle Lord blieb, ohne dieſer Einladung Folge zu leiſten, noch immer in ſeiner früheren Stellung.

„Sie ſehen mich noch in meinem Reiſeanzuge, ich habe ſelbſt die Geſetze der Schicklichkeit hintenan geſetzt, um keinen Augenblick zu verſäumen, mich Ihnen zu Füßen zu werfen.“

„Aber ſetzen Sie ſich doch, ſetzen Sie ſich doch, Mylord! —— oder Richard, wenn Sie es ſo lieber haben, — Sie werden von der Reiſe erſchöpft ſein und Sie erlauben, daß ich Mary den Auftrag gebe, für einige Erfriſchungen Sorge zu tragen.“

Das Fräulein griff bei dieſen Worten nach einer auf dem Tiſch ſtehenden ſilbernen Glocke, aber noch ehe ſie dieſelbe in Bewegung ſetzen konnte, hatte jener ihre Hand ergriffen und hielt ſie zurück.

„Meinen Sie, daß der Körper einer Stärkung bedürfe, wenn das Herz leidet;“ ſagte er, und während er ihre kleine Hand noch immer feſthielt, ſah er ſie, mit ſeinen großen Augen abermals ſehr verwurfsvoll an, worauf ihr wieder nichts weiter übrig blieb, als ebenfalls ſehr ſchüchtern und verſchämt auszuſehen. Endlich aber ſchüttelte ſie dieſe weibliche Zurückhaltung ab und ſagte, ihren Emancipationsbegriffen gemäß, indem ſich ihre Hand zurückzog:

„Noch einmal, Mylord, ſetzen wir uns und frühſtücken zuſammen. Wir wollen uns eſſen gegenſeitig ausſprechen, um dieſem Mißverſtändniß ein Ende zu machen, und Sie wiſſen, daß es ſich bei einer Flaſche Wein weit gemüthlicher plaudert.“

Bei dieſen Worten ſetzte ſie die Klingel in Bewegung, auf deren Ruf die Geſellſchafterin erſchien, die Befehle ihrer Gebieterin in Empfang zu nehmen, und nachdem in Folge deſſen von dem Bedienten das Frühſtück ſervirt war, und der Herr, welchen wir Mylord Tempelton nennen hörten, ſich mit der Dame allein befand wurde die oben begonnene Converſation etwas lebhafter fortge-

ſetzt, aus welcher ein Dritter etwa das Folgende hätte entnehmen können:

Beide kannten ſich erſt kurze Zeit. Das Fräulein hatte die Bekanntſchaft dieſes Herrn bei Gelegenheit eines der verwichenen Herbſtmanöver gemacht, welchem ſie zu Pferde beiwohnte. Ihr ſonſt militairfremmer Schimmel wurde durch einen Zufall ſcheu, und ging mit ihr durch, wurde indeſſen von einem Reiter, der ihr in verwegener Carriere folgte, eingeholt und aufgehalten. Dieſer Reiter war Mylord Templeton geweſen, ein ſehr großer, blonder Herr, der ſich zu ſeinem Vergnügen auf dem Continent umhertrieb, und ſehr bedeutende Beſitzungen, ſo ſagte er wenigſtens, in Yorkſhire beſaß. Er war ſo weit ein ganz leidlicher Patron, welchen Fräulein von Selle indeſſen einen höchſt intereſſanten, liebenswürdigen Fremdling zu nennen pflegte, und der, wie viele ſeiner Landsleute, eine ſehr große Vorliebe für Sherry und Portwein, und eine bedeutende Anlage zum Spleen beſaß, die ſich unter andern auch darin äußerte, daß er die Geſellſchaft ſeiner Landsleute durchaus nicht leiden konnte, ſondern ſich am wohlſten unter dieſen braven, biederen Deutſchen, wie er unſere Nation nannte, befand. — Die zarte Bande, welche ſich indeſſen um die Dame und ihren Lebensretter ihnen ſelbſt unbewußt geſchlungen, hatten vor wenigen Wochen einen höchſt unangenehmen Ruck dadurch erlitten, daß Mylord Templeton mit einer jungen Dame in einem Jagdſchlitten die Lindenallee entlang gefahren war, was Mary zufälliger Weiſe geſehen, und alsbald ihrer Herrin hinterbracht hatte. Der liebenswürdige Fremdling hatte zwar behauptet, daß dies die Frau eines vertrauten Freundes geweſen ſei, der es vorgezogen habe, dieſe Parthie zu Pferde mitzumachen und dicht neben dem Schlitten geritten, von Mary aber nicht bemerkt worden ſei, doch Fräulein von Selle wollte dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, ſondern empfing den Schuldloſen mit ſolcher Kälte, daß er ſehr viele Goddams ausſtieß und endlich erklärte, er werde Berlin auf der Stelle

verlaſſen, weil unter ſolchen Umſtänden der Aufenthalt an dieſem Orte eine Hölle für ihn wäre. Die Dame, obgleich ſie hierauf anfänglich nichts erwiederte, hatte doch nach einigen Tagen, einen Brief an ihn geſchrieben und ihm verziehen. — Dieſer Brief, dem bereits Abgereiſten nachgeſendet, hatte ihn wieder zur Rückkehr veranlaßt, und ſo ſehen wir ihn wieder in das Zimmer des Fräuleins treten, mit hinlänglich gegründeter Hoffnung, jenes frühere Verhältniß wieder hergeſtellt zu ſehn.

Die Dame gedachte indeſſen nicht ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit an den zweiten intereſſanten Fremdling, den ſie auf dem Balle des verwichenen Abends geſehen und deſſen Beſuch ſie erwarten zu können, ſich einbildete. Nachdem beide daher bereits faſt eine Stunde miteinander über ſehr verſchiedene Dinge geplaudert und die böſen Rückerinnerungen weggeſchwatzt und mit Portwein hinuntergeſpült hatten, — denn es iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daß das liebende Weib ſich den Neigungen und Gewohnheiten deſſen anſchließt, den ſie liebt, ſo hatte ſich die Baroneſſe auch auf das Portweintrinken gelegt — ſchreckte die Dame nicht wenig zuſammen, als wieder ein Wagen vor dem Hauſe vorfuhr. Sie eilte an das Fenſter; aber zu ihrer Beruhigung ſah ſie, daß ihre Vermuthung nicht eingetroffen war.

„Wer kommt, meine theure Amalie?“ ſagte indeſſen Templeton.

„Es iſt Madame Levin, — ich denke Sie werden ſie kennen Mylord;“ entgegnete ſie; „ich war geſtern zum Ball in ihrem Hauſe. Ein ſehr geſchmackvolles Arrangement. — Aber da iſt noch eine zweite Dame, die ausſteigt. — Ah mein Gott, das iſt Ihre Landsmännin Mylord. — Ich habe Ihnen noch nichts von ihr geſagt. Wir lernten uns in der vergangenen Woche in der Soirée des Geſandten kennen.“

„Eine Engländerin? fragte der Lord mit einem verdrießlichen Geſicht. — „Wie heißt ſie?“

„Es iſt eine Lady Herefort. — Aber Sie würden mich verbinden, mein theurer Templeton, wollten Sie in das Bibliothekzimmer treten. Es braucht Niemand zu wiſſen, daß wir hier zuſammen geſprochen haben. Ich werde Sie dort den Damen vorſtellen. — Bitte, nehmen Sie ihren Hut.“

Ungeachtet ihrer Emancipations Grundſätze, aus denen ſie kein Geheimniß machte, wollte die Dame ſich doch nicht gern bei ihrem kräftigen Frühſtück überraſchen laſſen, und ſetzte daher ebenfalls in das bezeichnete Zimmer, nachdem ſie Mary den Befehl ertheilt, die Damen dorthin zu führen. — Dieſe traten auch alsbald, von der Geſellſchafterin geführt ein, während Franklin von Selle ſehr überraſcht aufſprang und mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſich ſo ſtellte, als habe ſie das Verfahren des Wagens nicht gehört, und wiſſe nichts von der Ankunft der beiden Damen.

Nachdem indeſſen die erſten Begrüßungen vorüber, und Lord Templeton der Frau des Banquiers und der Lady vorgeſtellt worden war, bei welcher Ceremonie ſeine Lordſchaft ein ſehr ernſtes, ſteifes Geſicht machten, lud die Wirthin die Angekommenen ein, Platz zu nehmen.

„Ach nein, wir wollen uns nicht ſo lange aufhalten, meine theure Selle,“ entgegnete Madame Levin. „Wir kommen nur, um uns zu erkundigen, wie Sie geſchlafen haben, und wollten Sie eigentlich mit uns nehmen, um uns bei der Wahl einiger Toilettengegenſtände mit ihrem Rathe zu unterſtützen. — Ihr Geſchmack iſt immer und bei jeder Kleinigkeit ſo ausgezeichnet; — aber unter dieſen Umſtänden wäre es ſehr unartig, Sie in Anſpruch zu nehmen.“

„Nichts deſtoweniger nahm die Sprecherin bei dieſen Worten in einem geſtickten Armſtuhl Platz, während die kleine Wirthin betheuerte, daß ihr dieſe Aufforderung grade gelegen käme, da ſie auch den Reſt des Vormittags zu einigen Einkäufen hätte benutzen wollen, und Miſter Templeton zu galant wäre, eine Dame um eines ſo

wichtigen Ereigniſſes willen nicht zu entſchuldigen, was Dieſer auch durch den zweimaligen Ausruf yes, und ein dreimaliges Kopfnicken beſtätigte. Hierauf bat ſie um Entſchuldigung und einige Minuten Zeit, ihre Toilette in Stand zu ſetzen, und entfernte ſich dann mit der an den Engländer gerichteten Bitte, die Damen während ihrer Abweſenheit zu unterhalten.

Lady Hereford war eine nicht mehr ganz junge Dame; ſie mochte etwa acht und zwanzig Jahr alt ſein, aber ihre Erſcheinung war nichts deſtoweniger höchſt einnehmend. Es war eine ſehr ſchlanke Figur, mit ſehr kleinem, ſchmalen Fuß und einer eben ſo ſchön geformten Hand. Ihr Geſicht, obgleich etwas kalt und bewegungslos, trug den Stempel jener ruhigen, plaſtiſchen Schönheit der Form, die ſelbſt das Alter nicht zu nehmen vermag, an der es gleichſam mit Ehrfurcht vorüber geht.

„Ich habe alſo das Vergnügen einen Landsmann vor mir zu ſehn;“ begann die Dame in engliſcher Sprache, nachdem ſie einige Minuten vergeblich gewartet, daß Templeton die Unterredung beginnen würde. „Es iſt in der That ein erfreuliches Gefühl, wenn man ſo fern von der Heimath Jemand findet, den man als ſeinen Landsmann begrüßen kann.“

„Ich muß Ihnen offen geſtehen, Miß,“ entgegnete Templeton, „daß ich Ihnen in dieſem Punkte nur bedingter Maßen Recht geben kann. Der Continent wimmelt von unſren Landsleuten, und man trifft dieſelben faſt auf jedem Schritt; aber leider nur ſehr ſelten findet man eine ſo liebenswerthe, willkommene Erſcheinung, als mir heut zu Theil wurde.“

„Ah, ſehen Sie, wie galant Mylord iſt!“ rief Madame Levin. — „Aber Sie haben wirklich die Wahrheit geſprochen; — ich ſelbſt habe oft gefunden, daß uns Ihre Landsleute mit ihren ſonderbaren Gewohnheiten und Eigenheiten läſtiger fallen, als jeder andre Fremde.“

„Gewiß, — und ich ſelbſt kann bei meiner Lebensweiſe nicht verleugnen, daß ich ein Engländer bin," ſagte Templeton; „denn dieſer Nationaltypus unſrer Nation läßt ſich nicht leicht verwiſchen. Ich fühle mich daher auch ſelten in der Geſellſchaft meiner Landsleute wohl, und ſuche dieſelbe nicht nur nicht auf, ſondern vermeide ſie ſogar lieber."

„Wenig genug Patriotismus!" ſcherzte Sarah; „zu wenig für einen Engländer;" aber ſagen Sie uns lieber — fuhr ſie abſichtlich dies Geſpräch unterbrechend fort; „wie lange Sie ſich ſchon in Deutſchland aufhalten, und ob es Ihnen hier beſſer gefällt, als in anderen Ländern."

Templeton erzählte, auf ſolche Weiſe zu einem längeren Geſpräch aufgefordert, daß er Frankreich und Italien beſucht, daß er ſich bereits drei Jahre in Deutſchland aufhalte, und verweilte mit Umſtändlichkeit bei der Beſchreibung von Gegenſtänden, die für ſeine Zuhörerinnen von Intereſſe ſein mußten, ſo daß dieſelben, beſonders da ſein Vortrag elegant und leicht war, eine vortheilhaftere Meinung von ihm gewannen, als ſein erſter Anblick bei ihnen hervorgebracht haben mochte.

Indeſſen hatte die Baroneſſe ihre Toilette in kürzerer Zeit vollendet, als Mancher vielleicht geglaubt haben dürfte, und trat bereits mit Hut und Mantel in das Bibliothekzimmer, um ſich ihren beiden Freundinnen auf dem vorhabenden Ladenumzuge, dieſem beliebten Vergnügen unſerer Damen, anzuſchließen. Der Engländer begleitete ſie mit großer Artigkeit bis zum Wagen, wo er ſich mit ſteifer Verbeugung von den beiden fremden Damen, mit einem Handkuß von der Dame ſeines Herzens verabſchiedete, und ſtieg dann gleichfalls in ſeine wartende Equipage, deren Eleganz die des reichen Banquier um ein Bedeutendes übertraf.

„Ein ſehr geiſtreicher Mann, dieſer Lord;" ſagte Sarah, als

der Wagen mit den Damen davon rollte. „Und außerdem ſcheint er ſehr reich zu ſein.“

„Es iſt eine ſehr alte und reiche Familie, die Templetons,“ bemerkte Miß Hereford. — „Sie haben weitläuftige Beſitzungen in Devonſhire.“

„Bitte um Verzeihung. Der Lord ſagte mir, daß ſeine Güter in Yorkſhire lägen;“ ſagte die Baroneſſe, die ſehr roth geworden war, als ſie jenes Lob aus dem Munde ihrer Freundin hörte.

„Es iſt möglich, daß Mylord dort einige Beſitzungen hat; aber die Stammgüter der Templetons liegen in Devonſhire;“ verſicherte die Engländerin.

„Aber wie lange kennen Sie dieſen Phoenix Alt Englands, meine liebe Selke?“ fragte Sarah. „Warum haben Sie uns denſelben nicht ſchon früher vorgeſtellt?“

Die Baroneſſe erröthete noch ſtärker und begann nun die etwas romantiſche Geſchichte ihrer Lebensrettung mit ſo großer Umſtändlichkeit zu erzählen, daß ſie noch nicht mit der Hälfte fertig war, als ſie vor der Mode-Handlung auf dem Schloßplatze hielten, welche zunächſt das Ziel ihrer Excurſion war.

Sie ſtiegen aus, und nun begann dieſes endloſe Vorlegen und Ausſuchen von neuen Stoffen, woran die Damen eben ſo viel Vergnügen als die Commis Mißbehagen fanden. Endlich wurde eine Kleinigkeit gekauft, die Damen ſtiegen wieder ein, um in einer zweiten Handlung ebenfalls die Ladendiener der Verzweiflung nahe und die Zeit auf eine geiſtreiche Weiſe hinzubringen.

Als ſie in den zehnten oder eilften Laden, eine Handlung mit ſeidenen Stoffen in der breiten Straße, eintraten, war es längſt Mittag vorüber und das Gewölbe daher weit weniger beſucht, als dies an den Orten der Fall geweſen, wo ſie früher geweſen. Nur ein ſchon bejahrter Herr war im Begriff, ſich einen Stoff zu einem Damenkleide auszuſuchen. Dies Geſchäft ſchien indeſſen ſo eben

beendet, denn als ſich die Damen dem Ladentiſche von der andern Seite näherten, ſagte er:

„So, — dies Kleid werden Sie mir alſo in meine Wohnung ſchicken; aber nun brauche ich noch einige glatte Stoffe, — die Farben hier nach dieſer Zeichnung; roth, gelb, hellblau.“

Er zog bei dieſen Worten eine kleine Rolle Papier aus der Taſche, welche er aufwickelte und ſie dem Commis hinreichte, über deſſen Geſicht bei dieſem Anblick ein leichtes Lächeln flog.

„Sie befehlen doch wohl nur einen leichten Stoff, wie man ihn gewöhnlich zu Maskenanzügen nimmt, Herr Baron; nicht wahr?“ ſagte der Commis.

„Es iſt kein Maskenanzug,“ entgegnete der ältliche Herr ſehr ernſthaft und ſeinen großen Schnurrbart ſtreichend, während er ſich umdrehte, um die eingetretenen Damen zu muſtern. „Es ſoll ein Hausanzug für meine Frau werden. Finden Sie dies Koſtüm nicht ſchön, nicht maleriſch?“

Der Commis entgegnete mit einem ſo ernſthaften Geſichte, wie ihm nur immer möglich war, daß dieſer Anzug ſich wirklich ſehr ſchön ausnehmen müſſe, und wendete ſich dann, die betreffende Zeichnung auf den Tiſch werfend, ſo ſchnell wie möglich ab, anſcheinend, um die verlangten Stoffe hervorzuſuchen, in der Wahrheit aber, um ſein Lachen zu verbergen.

„Mein Gott,“ ſagte Sarah leiſe, aber gleichfalls lachend; „ich glaube, dieſer Herr iſt ein Türke. Da, ſehen Sie nur das Bild, liebe Hereford.“

Sie deutete bei dieſen Worten auf das beſagte Blatt, welches auf dem Ladentiſch lag, und auf welchem das Bild einer Odaliske, die mit übereinandergekreuzten Beinen auf einem Polſter ſaß, und eine männliche Figur, ebenfalls im türkiſchem Koſtüm, gemalt war, in welchem Letzteren man ohne Mühe das Portrait dieſes ältlichen Herrn ſelbſt erkannte.

Während die Damen mit nicht geringem Erſtaunen und halbunterdrücktem Lachen bald auf die Zeichnung, bald auf den Käufer und endlich auf die ihnen vorgelegten Sachen blickten, hatte auch der andere Commis glücklich den Anfall ſeiner Lachluſt niedergekämpft, und breitete die verlangten Zeuge vor dem Herrn aus, der ſich beſonders für die grellſten Farben entſcheidend, dieſelben zuſammenlegte und ſich dann ſehr zufrieden über den geſchmackvollen Contraſt äußerte, und endlich ſagte, daß er den Schneider ſchicken werde, da er ſelbſt nicht wiſſe, wie viel Zeug zu einem ſolchen Anzuge gebraucht werde; man möchte ihm indeſſen die Rechnung ſelbſt in's Haus ſchicken, damit der Schneider ihn nicht betrügen könnte; er ſei zwar ein reicher Mann und könne das bezahlen, aber er welle nicht von einem Ouvrier übertheuert ſein, und die geringe Gewiſſenhaftigkeit der Kleidermacher ſei bekannt genug.

Während dieſer Unterhaltung hielt ſich der ältliche Herr immer nach der Seite, wo die Damen ſtanden, gewendet, und warf bald der Einen, bald der Andern irgend einen bezaubernden Blick zu, worauf dieſe ihm den Rücken zukehrten und er endlich den Laden verließ.

„Mein Gott wer iſt dieſer Herr?“ fragte Sarah den Eigenthümer des Geſchäfts, welchen ſie kannte.

„Es iſt ein Herr von Bek,“ entgegnete der Gefragte; „ein ſehr guter Kunde von mir, aber ich glaube, es iſt bei ihm nicht recht richtig im Kopfe; — wenigſtens bildet er ſich ein, daß ſich jedes weibliche Herz in ihn verlieben müſſe.“

Die Damen lachten, ſuchten und probten unter den vorgelegten Waaren, hielten gegen das Licht, ſchwatzten und kauften endlich. Als ſie aber nach Verlauf einer guten Viertelſtunde, welche ſie mit dieſer Beſchäftigung zugebracht hatten, den Laden verließen und in den Wagen ſtiegen, ſahen ſie zu ihrer nicht geringen Verwunderung den Herrn von Bek auf der andern Seite der Straße ſtehn, und bei ih-

rem Anblick ſchnell in eine Droſchke ſteigen, welche ihrer Chaiſe mit einem großen Aufwand von Peitſchenhieben folgte, was ihnen neuen Stoff zum Lachen gab, da es ziemlich klar am Tage lag, daß eine von ihnen irgend einen beſonderen Eindruck auf dieſen Herrn hervorgebracht haben müſſe, wenn es gleich ſchwer zu entſcheiden war, welche von ihnen dieſe Glückliche geweſen ſein mochte.

XXII.

Roſe.

Es war indeſſen Miß Hereford geweſen, welche die Aufmerkſamkeit des Herrn von Bek in dem Grade erregt hatte, daß er den Kutſcher des Fiaker gegen die Belohnung eines Viergroſchenſtücks veranlaßte, ſeinen ſteifen Gaul derartig anzutreiben, daß er den beiden Pferden des Banquiers ſchnell genug zu folgen vermochte, damit der erbarmungsloſe Paſſagier noch ſehen konnte, wie die Engländerin vor ihrer Wohnung in der Behrenſtraße ausſtieg, und der Wagen mit den beiden andern Damen weiter fuhr. Der Baron ließ nun gleichfalls anhalten, und notirte ſich die betreffende Hausnummer in ſein Taſchenbuch.

„Ich habe gehört, daß die Andern dieſe hübſche Blondine mit Lady anredeten, — ſie iſt alſo eine Engländerin;“ ſagte er mit großer Selbſtzufriedenheit zu ſich ſelbſt; „es wird nicht ſchwer ſein, zu erfragen, wo ſie hier im Hauſe wohnt. Aber ich will lieber noch ein Paar Minuten warten, vielleicht öffnet ſie ein Fenſter, um mir nachzuſehn, oder doch um mir ein Zeichen zu geben.“

Er harrte indeſſen diesmal vergeblich; ungeachtet er ſo ſtier

nach dem Fenſter des Hauſes hinaufblickte, daß einzelne Neugierige ſtehen blieben, um zu ſehn, was es gäbe. — Verdrießlich befahl er daher dem Kutſcher, nach der Judenſtraße zu fahren, und warf ſich in eine Ecke des Wagens, ſich ſehr eifrig mit dem Gedanken beſchäftigend, wer wohl dieſe Engländerin ſei, und ob er ſie in ſich verliebt machen ſolle, oder nicht, worauf er endlich den Entſchluß faßte, auch bei dieſer Gelegenheit wieder die Macht ſeiner unwiderſtehlichen Reize geltend zu machen.

Als ſeine Reflexionen dieſen beruhigenden Punkt erreicht hatten, war auch der Wagen vor dem Hauſe der Judenſtraße angekommen, welches die Katze bewohnte, die ihm die Thür öffnete, noch ehe er die Klingel gezogen hatte.

„Da bin ich Duenna," ſagte er, Hut und Stock auf den Tiſch legend und ſeinen großen Pelz ausziehend; — „da bin ich, hergeeilt auf den Flügeln der Liebe und der Sehnſucht. — Nun, wie geht's."

„Alles gut," erwiderte die Katze, „Es iſt nicht die geringſte Gefahr zu befürchten, wie der Arzt ſagt, doch ſoll die Verwundete durchaus jede Aufregung vermeiden. — Aber, offen geſagt, Baron, ich weiß jetzt den Grund ihres ſonderbaren Benehmens."

„Wahrhaftig? — Nun, und?"

„Sie liebt einen Andern, — Sie hat es der Mutter eingeſtanden."

„Einen Andern! — Bah, das iſt rein unmöglich."

„Wie ich Ihnen ſage; — und ich ſehe keine Unmöglichkeit."

„Keine Unmöglichkeit ſagen Sie, Duenna? Ich habe ihr ſo viel Geſchenke gemacht, daß ſie unmöglich einen Andern lieben kann. — Und dann die Ausſicht, meine Frau zu werden."

„Es iſt aber doch ſo. Sie wiſſen, daß wir Frauen ſo mitunter unſre Launen haben."

„Ich gebe nichts darauf. — Aber wer ſollte mein Nebenbuhler ſein, wenn ich ihn mit dieſen Namen beehren will.“

„Ein Maler, ein junger, unbedeutender Mann, in den ſie ſich vergafft hat.“

„Ein bloßer Maler! — Iſt er von Adel? Hat er ſehr viel Geld!“

„Keins von Beiden. Er iſt ein Bürgerlicher und lebt von ſeinen Arbeiten.“

„Von ſeinen Arbeiten! Ich bitte Sie Duenna, wie können Sie mir nur von einem ſolchen Subjecte ſprechen. Ich habe in meinem Leben nicht gearbeitet. Dies iſt ja der einzige Unterſchied, den man vor dem Bürgerpack voraus hat. — Aber ſelbſt wenn ſich die Sache ſo verhielte, wie Sie ſagen, iſt es nur eine Kleinigkeit, ihn los zu werden. Ich werde ihm ein Stück Geld bieten, damit er ſich zurückziehe.“

Und wenn er es dennoch nicht thut?“

„Bah, — ſo werde ich andere Mittel und Wege aufſuchen. — Aber laſſen wir das jetzt. Ich habe Ihnen außerdem noch eine andere Geſchichte zu erzählen, die mir eben paſſirt iſt, wo ſich eine bildſchöne Engländerin in mich verliebt hat. — Doch zuerſt ſagen Sie mir, ob die Kleine hier iſt.“

„Ja wohl,“ entgegnete die Katze; „und ich bitte Sie, nicht ſo laut zu ſprechen, denn ſie ſitzt und arbeitet im Nebenzimmer.“

„Nun?“ fragte der Baron ſeinen tiefen Baß noch etwas mehr herabſtimmend.

Die Katze rückte einen Stuhl zu dem Sopha, auf welchem Jener bereits beim Beginn dieſer Unterhaltung Platz genommen hatte und ſich neben ihn ſetzend, ſagte ſie:

„Es iſt ein eigen Ding mit dieſem Mädchen, Baron; wir müſſen mit der größten Behutſamkeit zu Werke gehn, und um Gottes willen nicht mit der Thür in das Haus hinein fallen.“

„Wie meinen Sie das Duenna?“

„Ganz einfach. Ich habe mit ihr über dies und Jenes geſprochen und daraus gemerkt, daß ſie noch jene kleinlichen Begriffe von Tugend und Ehre hat, wie man ſie häufig in ihrem Stande findet. Wie geſagt, ſie darf für jetzt noch nichts merken; wir müſſen ſie in irgend eine unangenehme Geſchichte verwickeln, aus der ſie ſelbſt nicht heraus kann und dann durch Ihre Hülfe unterſtützt wird. Dieſe Klaſſe von Menſchen hat glücklicherweiſe einen ſehr hohen Begriff von Dankbarkeit.“

Nun gut, — ich verlaſſe mich ganz auf Sie. — Kann ich jetzt hineintreten.“

„Ja wohl; aber halten Sie Ihre Zunge im Zaum und kümmern Sie ſich gar nicht um ſie. Es wäre ſchon ſchlimm genug, wenn Sie von ihr wieder erkannt würden. — Wenn Sie nachher fort ſind, werde ich das Meinige thun, um Sie bei ihr in das günſtigſte Licht zu ſtellen. — Jetzt kommen Sie, damit wir ſehen, ob es auch die Rechte iſt.“ —

Und es war die Rechte! —

Es war jenes freundliche, liebliche, roſige Weſen, welches wir zuerſt in dem Laden Leberechts getroffen haben, die kleine Mairoſe; und wer da glaubt, wie ſich bereits einzelne Stimmen geäußert, daß wir ihr dieſen Namen gegeben, um eine Nachbildung der Fleur de Marie aus dem Sue'ſchen Werke zu verſuchen, der iſt im Irrthum, und es ſind viele Leſer dieſes Buches, welche ſie gekannt haben, dieſes hübſche, freundliche Kind mit den lachenden Wangen, den großen, frommen Augen, den unſchuldsvollen, allerliebſten, rothen Lippen, es ſind viele, die ſie geſehen haben, fleißig und unverdroſſen bei ihrer Arbeit ſitzend, am Morgen eintretend mit dem heiteren, ſorgloſen Blick einer ruhig verträumten Nacht, und am Abend nach dem mühſamen Tagewerke eben ſo ſtillfreudig und zufrieden ihre Arbeit zuſammen packend und nach Haus gehend, und überall wo

man ſie kannte, wo man ſich freute, wenn man ſie ſah, überall wurde ſie nur nach ihrem Vornamen die kleine Roſe genannt.

Und ſo ſaß ſie auch hier, mit dem heiteren, freundlichen Geſichtchen, auf einem am Fenſter ſtehenden Stuhl, mit dem Ausbeſſern eines alten Kleides beſchäftigt, erfreut einen neuen Kunden in dieſer Frau erhalten zu haben, welche ſo freundlich mit ihr geſprochen hatte, und ſie war weit davon entfernt, zu argwöhnen, in welchen Händen ſie ſich befand.

Unglücklicherweiſe war ſie an jenem Abend, als Cartentiere durch ſein Dazwiſchentreten ſie von den rohen Anträgen des Herrn von Bok befreite, in den Laden Leberechts eingetreten, um ſich dort von ihrem Schreck zu erholen; der Baron, nach der Entfernung des Grafen ebenfalls dieſe Gaſſe entlang ſchlendernd, hatte ſie herauskommen ſehn, und, nachdem er ihr bis zu ihrer Wohnung gefolgt, der Katze den Auftrag gegeben, die näheren Verhältniſſe dieſes Mädchens auszukundſchaften. Mit der ihr in ſolchen Sachen eigener Gewandheit hatte dieſes Weib auch den erhaltenen Auftrag ausgerichtet, und nachdem ſie erfahren, daß Roſe eine Näherin ſei, hatte ſie dieſelbe zu ſich beſtellt, um bei ihr zu arbeiten, und auf ſolche Weiſe Gelegenheit zu haben, ihren Charakter zu ſondiren.

Als indeſſen der Baron mit der Katze in das Zimmer trat, in welchem die Kleine arbeitete, erkannte ihn dieſelbe ſogleich wieder. Sie wechſelte die Farbe, und als Jener ſie ſo freundlich, als ihm nur immer möglich, begrüßte, dankte ſie, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehn. Wenn ſie auch zu wenig in das Leben und Treiben der Welt eingeweiht war, um im erſten Augenblick etwas Anderes, als ein zufälliges Zuſammentreffen zu vermuthen, ſo ſagte ihr doch das inſtinctmäßige Gefühl des weiblichen Scharfſinns, daß hier Gefahr zu fürchten ſei.

Sie ſetzte daher ihre Arbeit ſehr eifrig fort, ohne auf die Worte des Barons etwas zu erwiedern, der einzelne, zwar allgemeine, doch

ſehr geiſtreiche Bemerkungen machte, wie z. B. daß das Wetter ſehr trübe und naßkalt ſei; daß vielleicht am folgenden Tage die Sonne ſcheinen würde; und noch einzelne andere, meteorologiſche Betrachtungen, wobei er ſich indeſſen nicht direct an Roſe wendete, wenn er gleich eine Beſtätigung, oder doch eine Antwort von derſelben erwartete. Endlich jedoch, da er ſah, daß alle ſeine Bemühungen in dieſer Weiſe ſcheiterten, beſchloß er zu einer andern Art des Angriffs überzugehn und begann denſelben damit, daß er zu der Katze ſagte:

„Sie haben ja da eine ſehr fleißige, kleine Arbeiterin, Duenna.“

„Nun, nun, machen Sie mir nur die Kleine nicht ſtolz mit Ihrem Lob, mein lieber Baron;“ entgegnete die Katze mit einem ſehr gutmüthigen Lächeln: „ſie iſt mir auch ſehr gut empfohlen worden, und es iſt ſchwer genug für ein armes, alleinſtehendes Mädchen, wenn ſie heut zu Tage ehrlich und unbeſcholten durch die Welt will.“

Roſe, die bei der Anrede des Barons ſo ſehr gezittert hatte, daß ſie die Nadel kaum führen konnte, ermuthigte ſich bei dieſen ſo herzlich klingenden Worten.

„Die arme Kleine ſteht wirklich ſo ganz allein?“ fragte indeſſen der Baron theilnehmend.

„Ja wohl, ſie hat weder Eltern, noch Verwandte und Freunde;“ ſagte die Katze.

„Nicht doch Madame, — ich ſagte Ihnen, daß ich einen Bruder hätte;“ entgegnete Roſe, mit ihrer Arbeit innehaltend und die Katze anblickend; dann wiederholte ſie noch einmal: „Ja wohl, ich habe einen Bruder.“

„Ach ja, ich erinnere mich, daß Sie es mir ſagten. — Iſt er älter als Sie?“

„Wir ſind in dem gleichen Alter Madame.“

„Aber welches Geſchäft treibt er? — Iſt er in der Lehre?“

Ueber das freundliche Geſicht des jungen Mädchens flog ein leichter Schatten, dann ſagte ſie:

„Er iſt in der Lehre geweſen; aber es gefiel ihm nicht, dann war er Bediente bei einem vornehmen Herrn, der beim Kammergericht angeſtellt war und wo ich arbeitete; aber der iſt vor einigen Wochen abgereiſt und mein Bruder hat noch keinen Platz.“

„Ha!“ ſagte der Baron. — „Ich habe einen ſehr guten Gedanken!“

„Wirklich?“ meinte die Katze etwas ſarkaſtiſch.

„Ja wohl, einen ſehr guten Gedanken;“ wiederholte Jener. „Dieſer junge Menſch könnte bei mir in Dienſt treten, wenn er ſonſt gewandt und ehrlich iſt; — aber ehrlich muß er ſein, das iſt bei mir die Hauptſache. — Was meinen Sie, mein Kind?“

„Es iſt ja mein Bruder,“ ſagte Roſe mit einem Erröthen des Unwillens bei dem Gedanken, daß man die Ehrlichkeit des einzigen Weſens bezweifeln könne, welches ſie liebte. Auch der Baron ſchien das Unzarte, Verletzende zu fühlen, welches in ſeinen Worten lag und beeilte ſich, es wieder gut zu machen.“

„Dann wäre Alles gut,“ fuhr er fort; „und es fehlte weiter nichts, als daß ſie den jungen Menſchen zu mir ſchickten, um die näheren Bedingungen mit ihm zu verabreden. Ich denke er wird zufrieden ſein, denn ich bezahle meine Leute ſehr anſtändig. Auch kann er gleich auf der Stelle eintreten; der Platz iſt offen.“

„Sie ſind ſehr gütig mein Herr, ſagte Roſe ihn zum erſtenmal mit den großen, offenen Augen anſehend; „und ich denke gewiß, daß ſich mein Bruder zu Ihrer Zufriedenheit betragen wird.“

Der Herr von Bok rieb ſich vergnügt über ſeinen guten Gedanken die Hände.

„Hier haben Sie meine Addreſſe, mein hübſches Kind;“ ſagte er, ihr eine lithegraphirte Karte einhändigend. — „Auf der hinteren Seite ſteht meine Wohnung in Berlin, hier vorn, dieſes Schloß mit dem großen Thurm, iſt die Zeichnung meines Stammſchloſſes. —

Schicken Sie ihn alſo ſchon morgen früh zwiſchen neun und zehn Uhr zu mir."

Und der alte Herr konnte nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit Roſen in die hubſchen Wangen zu kneipen. Sie zog indeſſen haſtig und mit unverſtellter Angſt zurück, während die Katze dem Vorwitzigen einen unwilligen Blick zu warf, daß er beſtürzt und verlegen daſtand, wie ein Schulknabe, der dem Gelüſt ſeines Magens nicht zu widerſtehen vermag und von dem Lehrer unverſehends ertappt wird, wie er während der Lection ein Stück Butterſchnitte im Munde hat.

Die Katze ſuchte indeſſen den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

„Ihre Eltern ſind alſo ſchon ſehr lange todt, meine Liebe?" ſagte ſie, während der Baron mit dem Anſtande eines kläffenden Wachtelhundes, deſſen Uebermuth durch einen derben Fußſtoß eingeſchüchtert worden iſt, bei Seite ſchlich und ſich in einen Lehnſtuhl niederließ.

Ach Madame, erwiederte Roſe und hielt mit der Arbeit inne, während ihr helles Auge ſich dunkel überflorte; „ach Madame, das iſt eine ſehr traurige Geſchichte; ich weiß es gar nicht, wer meine Eltern geweſen ſind."

„Sie wiſſen nicht, wer Ihre Eltern waren?" fragte die Katze erſtaunt.

„Das iſt ein ſehr merkwürdiger Fall, auf Ehre;" bemerkte der Baron.

„Erzählen Sie uns das doch, mein Kind;" fuhr Jene fort. „Es wird uns Vergnügen machen, Ihnen zuzuhören. — Sie ſehen, wir nehmen Antheil an Ihrem Schickſal und der Herr Baron kann Ihnen vielleicht einmal viel nützen. Er iſt ein ſehr großmüthiger Herr, der ſchon manchem Bedürftigen geholfen hat."

Roſe erwiederte nichts auf dieſe Lobeserhebung ihres neuen Protectors, ſondern ſagte nur nach einer Pauſe:

„Ach, das iſt keine lange und keine intereſſante Geſchichte Madame, die Sie amüſiren könnte.“

Schadet nicht, mein Kind; — erzählen Sie nur ohne Umſtände; ermunterte die Katze.

„Wenn Sie befehlen Madame, ſehr gern; — aber ich werde ſo kurz als möglich ſein.“

Und ſie begann folgendermaßen:

„Wer meine Eltern waren, weiß ich, wie geſagt, nicht. Ich kann mich wohl noch dunkel darauf zu beſinnen, daß ich eine Mutter hatte, eine ſchöne, blaſſe Frau, die ich mit dieſem Namen anredete, ja ich erinnere mich ihrer ſogar noch genau, wie ſie oft genug des Abends an unſerem Bette ſaß und weinte, wenn ich auch die Urſache ihres Kummers nicht anzugeben vermag, denn ich war damals noch ſehr klein und zählte höchſtens vier oder fünf Jahre. — Aber dieſer Zeitraum meines Lebens erſcheint mir nur wie ein Traum, und ich habe in der That ſeither ſo manche Nacht davon geträumt, daß ich kaum die Wirklichkeit davon zu unterſcheiden vermag. — Die zweite Periode meines Lebens verlebte ich bei einer alten Frau, die vor dem Oranienburger Thore in einem Hauſe der Invalidenſtraße wohnte. Dieſe Frau, ſie hieß Neumann, trieb die Beſchäftigung einer ſogenannten Knochen- oder Lumpenſammlerin. Sie erzählte mir nachher oft, daß ſie uns, meinen Bruder und mich, an dem Ufer der Panke gefunden habe, als ſie ebenfalls eines Abends dahin gekommen ſei, um das unſaubere Allerlei, welches ſie während des Tages in ihren ſchmutzigen Sack zuſammengeleſen hatte, etwas zu ſäubern. Wir ſaßen beide weinend und ſchluchzend auf einem kleinen Raſenfleck an dieſem Bache und fragten ſie, ob ſie unſre Mutter nicht geſehen hätte, und da wir müde und hungrig waren, und ſie vielleicht auf eine Belohnung rechnete, die ſie von unſeren Eltern bekommen würde, nahm ſie uns mit in ihre Wohnung und gab uns zu eſſen. — Aber es iſt Niemand gekommen, der nach uns gefragt hätte.“

Die Kleine trocknete bei dieſen Worten eine Thräne aus ihrem hübſchen Augen und machte eine kurze Pauſe; dann fuhr ſie fort:

„Als dieſe Frau ſah, daß Niemand ſich um uns kümmerte, und wir ſchon mehre Tage bei ihr geweſen waren, ließ ſie uns die Kleider ausziehen, welche wir an hatten, und verkaufte dieſelben, um ſich dadurch für das Geld zu entſchädigen, welches wir ihr gekoſtet hatten, und ich meine, daß ſie allerdings wohl ein Recht dazu hatte. Aber ſie war eine ſehr gutmüthige Frau, die uns nie übel behandelt hat, und da ſie ſah, daß wir wahrſcheinlich auf dem Felde umgekommen wären, wenn ſie uns aus dem Hauſe geſtoßen hätte, ſie aber auch wohl vielleicht fürchtete, wegen des Verkaufs unſerer Kleidungsſtücke beſtraft zu werden, wenn ſie den Vorfall dem Revierkommiſſarius anzeigte, ſo behielt ſie uns bei ſich, gab uns andere Kleider und wir mußten ihr bei ihrem Geſchäfte zur Hand gehn. Da ſich die Leute im Hauſe wenig um ſie kümmerten, fiel unſre Anweſenheit auch nicht weiter auf und Niemand fragte, wo wir hergekommen ſeien, ſondern man hielt uns entweder für ihre Kinder, oder doch für Verwandte von ihr. So lebten wir mehrere Jahre bei ihr. Des Morgens gingen wir mit ihr nach der Stadt, und jeder bekam einen kleinen Sack und eine eiſerne Schaufel, um aus dem Schmutz der Rinnſteine Knochen, Lumpen, Glas, Nägel und andere ähnliche Gegenſtände hervorzuſuchen. Freilich waren wir anfänglich Beide, unſerer großen Jugend wegen, wenig zu dieſem Geſchäfte zu gebrauchen, dagegen deſto tauglicher, das Mitleid der Vorübergehenden zu erwecken, ſo daß wir unſerer Pflegemutter mehr einbrachten, als ſonſt geſchehen ſein durfte. Ueber ihre Behandlung hatten wir indeſſen, wie geſagt, nicht zu klagen; ſie kümmerte ſich nicht weiter um uns, und nach Art der Kinder hatten wir uns bald an unſre vagabondirende, ſchmutzige Beſchäftigung gewöhnt und unſer früheres Leben vergeſſen. — Ich habe indeſſen noch nicht geſagt, daß dieſe Frau auch ſehr viel Branntwein trank, und oft, wenn ſie durch den Verkauf

ihrer Vorräthe Geld bekommen hatte, ganz betrunken nach Haus kam; anfänglich hatten wir jedesmal große Angst, wenn sie sich in diesem Zustande befand, denn wir glaubten, sie sei krank und werde sterben; dann aber gewöhnten wir uns nach und nach daran und achteten nicht mehr darauf. Eines Morgens indessen, ich weiß mich noch darauf zu besinnen, als ob es erst gestern gewesen wäre, es war ein Sonntag und zwar im Februar, da lagen wir Kinder beide im Bett und kauerten uns eng an einander, denn es war grimmig kalt; aber aufstehn wollte keins von uns, obgleich es schon spät sein mußte, denn noch hatte die Alte, die in der Nebenstube schlief, uns nicht gerufen und wir hatten das Vorrecht, so lange liegen zu bleiben, bis ihr gellender Ruf uns weckte. Dies geschah freilich fast immer zu früh für uns; an jenem Tage aber waren wir schon längst munter und noch hatte sie sich nicht gerührt. Endlich als ich es in der Ferne schon zur Kirche läuten hörte, kroch ich dennoch unter meiner Decke hervor, und ging nach der Küche, um das Frühstück zu bereiten, was ich jeden Morgen that; aber unsre Pflegemutter hatte, als ich fertig war, noch immer nichts von sich hören lassen. Endlich traten wir in die Stube, wo sie schlief, um sie zu wecken; aber sie erwachte nicht wieder. Der Todesengel war heimlich und still während der Nacht in das Zimmer getreten und hatte sie mit seinem Hauch berührt; sie war, vom Schlage getroffen, verschieden.

Unser Wehklagen und unser Kummer war unbeschreiblich; diese Frau hatte uns ja freundlich und gütig behandelt, sie hatte uns zu essen gegeben, uns nicht geschlagen und weiter war nichts nöthig gewesen, unsre Anhänglichkeit zu erwecken. Natürlicherweise fanden sich, von unserem Geschrei herbeigerufen, bald die übrigen Hausbewohner ein; ein Arzt und der Revierkommissarius erschienen, der Erstere erklärte die Frau wirklich für todt, der Andere versiegelte die Nachlaßsachen, die in sehr werthlosen Gegenständen, einigem zerbrochenen Hausgeräth und Küchengeschirr, und einem Vorrath von

Knochen und Lumpen beſtanden. Bei dieſer Gelegenheit ſtellte ſich denn nachmals heraus, daß wir uns ohne polizeiliche Genehmigung in der Welt befanden; aber die Alte war todt und konnte nicht mehr zur Rechenſchaft gezogen werden, während wir Kinder dagegen ein hartes Examen zu beſtehen hatten, bei welchem wir allerdings wenig oder nichts ausſagen konnten. Wir ſollten nun, wie ich hörte, in ein Waiſenhaus gebracht werden; aber die Wirthsleute des Hauſes, denen unſer unglückliches Schickſal zu Herzen gehen mochte, erklärten, daß ſie uns bei ſich behalten und für uns ſorgen wollten. Dieſe Leute, ſchon ſehr bejahrt, erwieſen uns viele Freundlichkeit. Sie trieben eine kleine Ackerwirthſchaft, und obgleich wir überall mit angreifen und arbeiten mußten, wurden wir doch in die Schule geſchickt, und mein Bruder nachher zu einem Tiſchler in die Lehre gebracht, während ich Unterricht im Nähen bekam. Eine beſondere Schwierigkeit erweckte der Umſtand, daß Niemand wußte, wo und ob wir überhaupt getauft ſeien, doch endlich beſchloß man vor unſerer Confirmation, daß wir jedenfalls getauft ſein müßten, und ſo wurden wir eingeſegnet. Bald nachher ſtarben auch unſre neuen Pflegeältern, und

Ugleich ihr einziger Sohn, der ein Kaufmann hier in Berlin iſt, der Univerſalerbe war, dachte er doch ebenfalls ſehr gütig gegen uns, und ſchenkte mir viele ſehr ſchöne Sachen aus dem Nachlaß ſeiner Eltern, mit denen ich mein Stübchen ausmeublirt habe, und alle Kleider und Wäſche ſeiner Mutter; auch hat er meinem Bruder verſprochen, für ihn zu ſorgen, wenn er einſt in Noth kommen ſollte. —

„Das iſt meine Geſchichte Madame," ſchloß Roſe ihren Vortrag; „und wenn die Zeit Ihnen dabei lang geworden iſt, habe ich keine Schuld, denn Sie haben es ſelbſt ſo gewünſcht."

„Sie armes Kind," ſagte die Katze. „Was haben Sie in Ihrem kurzen Leben ſchon für bittere Erfahrungen gemacht"

„Es iſt allerdings hart, keine Aeltern zu haben;" entgegnete Maireſe mit ihrer ſanften Stimme; „aber ich meine, daß es un

dankbar wäre, noch über etwas Anderes klagen zu wollen. Es iſt mir ja immer gut gegangen."

„Gut gegangen! — Das nennt ſie gut gehen!" rief der Baron, die Hände zuſammenſchlagend. — „O, wie werden Sie ſich erſt da befinden, wenn ich —"

Ein ermahnender Blick der Katze unterbrach ihn bei dieſen Worten; aber Roſe ſagte:

„Ja wohl, mein Herr; es iſt mir ſehr gut gegangen. — Selbſt fremde Leute ſind immer freundlich und liebreich gegen mich geweſen, und ich glaube daher auch gar nicht, daß es ſo viele böſe Menſchen giebt, als man mir oft genug geſagt hat. — Auch Sie behandeln mich wieder ſo freundlich, Madame."

Das kindliche Zutrauen, welches in dieſen Worten lag, hätte auf ein minder verſtocktes Gemüth, als das der Katze gewiß härter gewirkt, als der ſchärfſte Vorwurf; dieſes verſtockte Weib erwiederte indeſſen ruhig:

„Es iſt ja nur Chriſtenpflicht, einander zu helfen, mein liebes Kind, und es ſoll mich freuen, wenn ich wirklich etwas für Sie thun kann."

„Ja wohl, und ich werde auch etwas für Sie thun, oder für Ihren Bruder vielmehr;" ſagte der Baron."

„Ich werde Ihnen ſehr viel Dank dafür ſchuldig ſein, Herr Baron."

„Nicht doch, mein ſchönes Kind; man muß Niemandem etwas ſchuldig bleiben; keine Schulden, durchaus nicht."

Und während der Herr von Bek ſelbſt gefällig über dieſe ſchöne Wendung lächelte, warf er der Katze einen Blick zu, der die Frage auszudrücken ſchien, ob er es ſo recht gemacht habe.

Roſe erwiederte indeſſen nichts auf dieſe Bemerkung, ſondern ſetzte ruhig ihre Arbeit fort, während ſie mit ſich ſelbſt nicht recht einig werden konnte, ob ſie dieſen Mann, der verſprochen hatte, für ihren Bruder zu ſorgen, dafür mit freundlichen Augen anſehen ſolle,

oder nicht: als derſelbe aber endlich aufſtand und zu der Katze ſagte, daß er gehen wollte, um ſich nach dem Befinden ſeiner Braut zu erkundigen, grüßte ſie ihn mit größerer Artigkeit bei'm Fortgehn, da ſie ſich ſagte, daß ſie ſelbſt nichts zu befürchten haben könnte, wenn dieſer Herr eine Braut hätte, und dieſer Gedanke trug nicht wenig dazu bei, ihr argloſes Gemüth zu beruhigen.

XXIII.

Die Geſchwiſter.

Da die Katze weniger den Zweck der Arbeit, als den von uns erwähnten im Auge gehabt hatte, als ſie die kleine Näherin zu ſich beſchied, wurde Roſe bereits zu einer weit früheren Stunde von ihr entlaſſen, als dies ſonſt von den übrigen Perſonen geſchah, bei denen die Kleine arbeitete. Erfreut darüber, noch einige Zeit für ſich übrig zu haben, die ſie dazu anwenden wollte, um ihrem Bruder die Nachricht zu bringen, daß er wahrſcheinlich einen guten Dienſt bei dem Herrn Baron finden würde und es ja nicht verſäumen möchte, ſich am folgenden Tage dorthin zu begeben, eilte ſie zunächſt nach ihrer Wohnung, um ſich bei ihrer Wirthin zu erkundigen, ob etwa neue Beſtellungen für ſie eingegangen wären, ſo daß ſie vielleicht noch einige andere Gänge zu beſorgen hätte.

Mit Leichtigkeit ſtieg ſie die drei dunklen, von keiner Lampe erleuchteten Treppen hinan, die ſo morſch und baufällig waren, daß ſie ſelbſt unter ihrer elaſtiſchen Berührung ächzten und ſtöhnten, und klopfte endlich an die Thür ihrer Wirthin, von der ſie das kleine,

einfenſtrige Vorderſtübchen abgemiethet hatte, welches ſie ihre Wohnung nannte. Man öffnete.

„Guten Abend, Frau Kindel;“ ſagte Roſe, aber dann ſtieß ſie einen Ruf freudiger Ueberraſchung aus, als ſie einen jungen Menſchen erblickte, der mit dem Rücken der Thür zugekehrt, im Zimmer geſeſſen hatte, und ſich umwendete. — „Ah, Du biſt hier? — Mein lieber, lieber Anton.“

Es war der junge Menſch, den wir in dem Keller des alten Matthes in Geſellſchaft des blaſſen Johann gefunden haben.

Die beiden Geſchwiſter umarmten einander: aber ein aufmerkſamer Beobachter hätte bemerken können, daß der junge Mann die Zärtlichkeit ſeiner Schweſter nur duldete, ſie nicht erwiederte.

„Ach, wie prächtig trifft ſich das doch, daß Du grade hier biſt und ich heut ſo früh nach Haus gehen konnte;“ rief Roſe erfreut. „Ich wollte Dich aufſuchen, denn ich habe Dir etwas ſehr erfreuliches mitzutheilen; nun aber können wir den ganzen Abend beiſammen ſitzen. Ich werde gleich Feuer anmachen und Thee für uns Beide machen. Zucker habe ich noch zu Haus, und etwas Rum will ich auch für Dich holen; ich weiß, Du trinkſt das gern. — So nun komm herein.“

Sie hatte während dieſer Worte die Thür ihres Zimmers aufgeſchloſſen, und die kleine, ſaubere Lampe, mit grünlackirtem Schirm angezündet.

Es war ein kleines, recht ſehr ärmlich ausſehendes, aber doch allerliebſtes Stübchen, welches Roſe bewohnte, ſo klein und ſchmal daß es wirklich ſchwer wurde, ſich darin umzuwenden, beſonders wenn man nichts von der Beweglichkeit der jugendlichen Bewohnerin beſaß.

An einer der Seitenwände ſtand ein Seyha, ein kleines, mit Seegras hartgeflochtenes Seyha, mit einem verſchoſſenen, großblumigen Zeuge überzogen, und ſo ſchmal, daß kaum zwei Perſonen neben einander darauf ſitzen konnten; neben dieſem Seyha, und ſo dicht

daran anſtoßend, daß man keine Hand dazwiſchen legen konnte, ſtand das Bett, einfach ohne viele Kiſſen und große Vorhänge, eine Decke von weißem Zeuge darüber gebreitet; aber auf dieſer Decke war kein Fleckchen, keine Falte zu ſehn, ſie ſah ſo glatt, ſo klar, ſo freundlich aus, wie die unſchuldsvolle Stirn des lieblichen Geſchöpfes; und es möchte in der That ſchwer ſein, einen paſſenderen Vergleich dafür aufzufinden.

Ueber dieſes Bett hing, in vergoldetem Rahmen und mit Glas überzogen, ein Stückchen blaues Glanzpapier, auf welchem mit goldenen Buchſtaben ein Vaterunſer in Kreuzesform gedruckt war, und wir glauben, daß das prächtigſte, erhabenſte Altargemälde kaum einen tieferen Eindruck auf den Beſchauer gemacht haben dürfte, als den, welchen dies einfache Blättchen Papier hervorbrachte, ſo demüthig und ſchlicht an der nackten Kalkwand hängend. —

Dann waren noch an Meubles in dieſem Stübchen eine kleine Kommode, die dem Bette gegenüber, und ein viereckiger, wachstuchbezogener Tiſch, der dem Sopha gegenüberſtand, ſo daß zwiſchen beiden hinlänglicher Raum für das Oeffnen der Thür übrig blieb. Auf der Kommode ſah man mehre ſehr alte, vergoldete Taſſen, aus denen hin und wieder ein Stückchen herausgeſtoßen war, eine kleine Kaffee- und eine Theekanne, aus irgend einer räthſelhaften, ſehr braunen und glänzenden Maſſe beſtehend; außerdem ein Milchtöpfchen und einen kleinen, grünlackirten Zuckerkaſten. Ganz hinten an der Wand, und dieſer Kommode zur beſonderen Zierde dienend, ſtand unter einem Glasgehäuſe ein Crucifix aus Ebenholz und Elfenbein, ſehr ſauber und ſchön ausgeſchnitten, ein merkwürdiges Kunſtwerk, welches Roſe ebenfalls von ihrer Pflegemutter ererbt hatte und welches ſie mit nicht wenig Stolz ihren Freundinnen zeigte, wenn eine derſelben vielleicht des Sonntag Nachmittags zum Beſuch kam.

Ueber dieſer Kommode hing der Spiegel, klein, ungeſchickt ausſehend in dem von Hitze und Kälte ſchief gezogenen, wurmzerfreſſenen

Rahmen, aber gutmüthig und freundlich um ſich blickend, wie ein kleiner, buckliger Knabe, mit hübſchen, blauen Augen, der ſich von ſeinen Spielgenoſſen, die ihn auslachten und verhöhnten, fortgeſchlichen hat, und nun allein auf der ſteinernen Treppe ſeines Hauſes ſitzt, und ſein Vesperbrod mit einem kleinen Hündchen theilt, welches eben ſo freundlich zu ihm hinaufblickt.

Neben der Kommode ſtand der Ofen, und von dieſem bis zu der Wand, an welcher das Bett, war eine Gardine von grünem Zeuge angebracht, hinter der die wenigen und einfachen Kleider des jungen Mädchens hingen; einige Stühle vollendeten die ganze Ausſtattung des Zimmers, wenn wir nicht noch von dem Fenſter reden wollen, mit ſeinen kleinen, in Blei gefaßten, aber ſo ſauber abgewaſchenen Scheiben, mit den weißen Vorhängen und den kleinen bronzenen Gardinenhaltern, und vor Allem mit den luſtigen, grünen Blumen, die mit ſo natürlichem, ungekünſteltem Geſchmack auf dem Fenſterbrett ſtanden, und auf einem kleinen, grün angeſtrichenen Blumentritt, wie in einem kleinen Treibhauſe, ſo daß man ſich gar nichts hübſcheres denken konnte.

Ohne indeſſen auf dieſe anmuthige Umgebung zu achten, ſetzte ſich der Bruder der kleinen Näherin mürriſch und verdrießlich, mit nachdenklichem Geſicht, in die eine Ecke des Sophas, während Roſe mit emſiger Behendigkeit darüber her war, Feuer in den kleinen Ofen zu machen, zu welchem Zweck bereits einige Stücke Tannenholz hinter der Röhre lagen. In wenigen Minuten kniſterte und knallte die lebende Flamme bereits hell und behaglich, die Kleine ſchob einen Torf mit Waſſer hinein, und ſchloß dann die Ofenthür, einige Augenblicke zufrieden auf das luſtige Geklapper horchend, welches der durch die Flamme verſtärkte Luftzug hervorbrachte, indem er tactmäßig gegen die eiſerne Thür hämmerte, auf jenes luſtige Geklapper, welches gewiß ſchon bei einem Jeden von uns ſo behagliche Gedanken hervorgerufen, wenn wir es an einem recht naßkalten Winter-

abend, untermiſcht mit dem Sauſen des Windes, der den Regen klatſchend gegen die Fenſter treibt, gehört haben.

„Aber was iſt Dir nur Anton?“ ſagte Roſe, als ſie ihre Beſchäftigung geendet hatte und ſich nun zu ihm umwendete, während ſich ängſtliche Beſorgniß auf ihrem Geſicht ausdrückte. „Es iſt Dir doch nichts Unangenehmes zugeſtoßen? Mein Gott, es wäre ſchrecklich. — Oder biſt Du krank? — Ich bitte Dich, ſage mir, was Dir fehlt, mein lieber, lieber Bruder.“

Und während ſie ſich neben ihn ſetzte, nahm ſie ſeine Hand in die ihre und ſtrich ihm mit der andern das verworrene Haar aus der Stirn, ihn mit ſorgendem Blicke forſchend anſchauend. Der junge Menſch ſchlug ſein trübes, blaugeändertes Auge vor dieſem Blicke nieder, ſeine Hand zitterte wie im Fieberfroſt und er zog ſie aus der der Schweſter zurück; er liebte dieſelbe eben ſo, wie ſie ihn liebte, doch er wußte und fühlte, daß ſeine Berührung dieſe unſchuldigen Finger beſudle.

„Ich bitte Dich, lieber Anton, ſage mir, was Dir fehlt;“ fuhr indeſſen Roſe fort, nach ſeinen beiden Händen greifend und dieſelben ungeachtet ſeines Widerſtrebens feſthaltend. „Du biſt krank. Du mußt krank ſein, auch wenn Du es vielleicht ſelbſt nicht weißt; aber ich ſehe es Dir an, und Du mußt morgen ganz früh zum Doctor gehn. — Hörſt Du, ich bitte Dich.“

„Du biſt eine Närrin, Roſe. — Ich werde doch wohl wiſſen, ob ich krank bin oder nicht. Ich bin ganz geſund; gewiß, meine Liebe.“

„Es iſt nicht wahr. Du ſiehſt ſehr elend aus. — Denke nur, mein lieber Anton, wenn Du ſterben ſollteſt und ich ſo ganz allein bliebe, was ſollte aus mir werden. Ich habe ja Niemand, den ich lieben könnte.“

„Ach, es ſtirbt ſich nicht ſo ſchnell; — und ich kann Dir nochmals die feſte Verſicherung geben, daß mir vollkommen wohl iſt.“

Roſe ſah ihn zweifelnd an; ſeine fieberhaft gerötheten Wangen, ſeine zurückgeſunkenen Augen verriethen das Gegentheil. Da ſie indeſſen ſah, daß er entſchloſſen ſchien, nichts weiter zu ſagen, ſchwieg ſie und wendete ſich ab, um ein Paar große Thränen zu verbergen, welche ſich aus ihren Augen drängten. —

Arme Kleine! — Sie hatte Niemand auf der ganzen weiten Erde, an den ſich ihr Herz angeſchloſſen, Niemand, den ſie liebte, als ihren Bruder; aber da war etwas, das ſich ſtörend zwiſchen Beide gedrängt hatte; ſie wußte nicht was, doch Anton war ein ganz anderer Menſch geworden in den wenigen Monaten, ſeitdem er von dem Herrn fort war, bei welchem er zuletzt gedient hatte. Er kam nicht mehr wie ſonſt, ſo oft er konnte, um ſie zu ſehen, und er hatte doch jetzt mehr Zeit als früher, und wenn er kam, war ſein Betragen kalt, der gewohnten Herzlichkeit entbehrend, er ſchien ſich nicht mehr ſo wohl in ihrer Nähe zu befinden, als dies früher der Fall geweſen, und er eilte jedesmal bald wieder fort, ſie zu verlaſſen.

Als er indeſſen jetzt die Thränen ſeiner Schweſter bemerkte, wendete er ſich mit der alten Lebhaftigkeit zu ihr, und der Ton ſeiner Stimme kam wie ehemals aus dem Herzen heraus, als er ſagt

„Du weinſt Roſe? — Mein Gott, ich habe doch nichts geſagt, was Dich traurig machen könnte. Biſt Du bös auf mich. — Ich bitte Dich, beruhige Dich, meine liebe Schweſter.“

Dieſe wenigen Worte, aber auf eine Weiſe geſprochen, die von ſeinem früheren, kalten Benehmen ſo weit verſchieden war, reichten hin, die Kleine wieder freundlich zu ſtimmen.

Sie lächelte unter ihren Thränen hervor.

„Siehſt Du Anton, ſo mußt Du mit mir ſprechen,“ ſagte ſie ihn kuſſend. „Ich bin die ganze Zeit immer ſehr traurig geweſen, weil Du gar kein freundliches Wort für mich hatteſt; aber nun iſt

iſt Alles wieder gut, und nun will ich Dir auch etwas ſagen, was Dich ſehr freuen wird.

„Du haſt ſchon vorher davon geſprochen. — Was iſt es?“

„Ich habe einen Dienſt für Dich gefunden. Eine ſehr gute Stelle!“

„Einen Dienſt? — Weiter nichts.“

„Weiter nichts, ſagſt Du? Ich denke Wunder, wie Du Dich da freuen wirſt. Es iſt noch dazu bei einem ſo reichen Herrn.“

Der junge Mann ſchwieg einige Minuten. Der herzliche, freundliche Ausdruck ſeines Geſichts war verſchwunden, und er ſah ſo mürriſch und verdrießlich nachdenklich aus, wie vorher.

„Ich will Dir ſagen, Roſe;“ nahm er endlich das Wort. „Es kommt bei dem Dienen nichts heraus. Es iſt mir zuwider.

„Aber mein Gott, was willſt Du denn beginnen.“

„Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich möchte Berlin verlaſſen und mein Glück anderswo verſuchen.“

„Anderswo? — Ich verſtehe Dich nicht Anton.“

„Glaub's wohl. — Ich möchte nach Frankreich gehen, oder nach Spanien und dort Soldat werden.“

„Anton! — Und was ſollte da aus mir werden, wenn Du fort biſt?“

„Je nun, ich werde wieder kommen; und dann bringe ich viel Geld mit und bin ein großer Mann geworden. Du glaubſt nicht, welche erſchreckliche Beute man im Kriege machen kann. Mir hat's einer von meinen Bekannten erzählt.“

„Ach das ſind wunderliche Reden, die Du heut führſt;“ ſagte Roſe mit erkünſtelter Luſtigkeit. „Wenn Du nach Frankreich reiſen willſt, mußt Du viel Geld haben, ſehr viel Geld, und Du haſt keins.“

„Wenn ich reiſen werde, wird auch Geld da ſein:“ erwiederte Jener. —

„Anton,“ ſagte Roſe ſehr ernſthaft; „ich weiß nicht, was ich

Dir darauf antworten ſoll; ich bin ein Mädchen und weiß nicht, wie es in der Welt hergeht; aber Du biſt nicht mehr, wie Du früher warſt: — gewiß nicht."

„Ich bin's noch, aber Du haſt Dir ein ſeltſames Betragen angewöhnt. Bei jeder Gelegenheit willſt Du meine Erzieherin ſpielen."

Der junge Menſch hatte dieſe Worte rauh und barſch herausgeſtoßen. Roſe fühlte ſich bitter und ſchmerzlich dadurch berührt; ſie hatte es ja ſo gut, ſo liebevoll mit ihm gemeint, und es war das erſte Mal, daß ſie ſolche harte Zurückſetzung von ihm erfahren.

Ohne indeſſen auf jene Rede etwas zu erwiedern, ſtand ſie auf, um ihre Vorbereitungen zu dem einfachen Abendeſſen zu vollenden, indem das „Singen" des Theekeſſels anzeigte, daß das Waſſer dem Sieden nahe ſei. Nach wenigen Minuten dampfte auch die Theekanne auf dem Tiſch, und nachdem Roſe auch die übrigen Beſtandtheile des kleinen Mahles geordnet, nahm ſie wieder neben dem Bruder Platz; aber es wollte Beiden nicht recht munden, denn es fehlte ihnen ja das, was ſo oft ihre noch weit kärglicheren Mahlzeiten gewürzt hatte. —

Beide ſprachen nur wenig und als es von dem Thurme der nahgelegenen Nikolai Kirche neben Uhr ſchlug, ſtand Anton auf.

„Willſt Du ſchon gehn?" fragte Roſe ſchüchtern.

„Ich muß. Ich habe einem Bekannten verſprochen, noch zu ihm zu kommen; — man muß Wort halten."

„Ach Anton," fuhr Roſe fort; „wie glücklich haben wir doch zuſammengelebt, als Du noch keine andere Bekannte hatteſt."

„Ich halte es für ſehr gut, Freunde zu haben; ſie können einem viel nützen, wenn man vorwärts kommen will."

„Du wirſt aber doch morgen zu dem Herrn hingehn, von dem ich mit Dir vorher geſprochen habe, nicht wahr? — Er iſt ſehr reich,

wie man mir gesagt hat, und vielleicht gefällt es Dir doch bei ihm. — Nicht wahr, Du gehst hin!"

„Ich will es mir überlegen, und Dir morgen früh noch ehe Du ausgehst, Bescheid sagen;" erwiederte Jener durch die liebevolle Freundlichkeit seiner Schwester gerührt; aber da eine solche Unterhaltung wenig zu dem paßte, was er noch heut Abend verhatte, fügte er hastig hinzu, daß er jetzt keine Zeit habe, weiter darüber zu sprechen, sondern nothwendig gehen müsse, da man ihn erwarte.

Rese machte keinen weiteren Versuch, ihn zurück zu halten, sie sah die fieberhafte Ungeduld, mit welcher er die Thür hinter sich zu haben wünschte, und griff nach der Lampe, ihm die Treppe hinabzuleuchten.

„Adieu Anton!" rief sie ihm nach unten zu.

„Adieu Rese."

Und die Kleine trat zurück und verschloß die Thür hinter sich.

Dann setzte sie sich, nachdem sie das Geschirr bei Seite geräumt, nieder, um zu arbeiten. Aber es wollte nicht gehen. Die Hand, in welcher sie die Nähnadel hielt, zitterte, ihre Augen waren feucht und von den verhaltenen Thränen verdunkelt. Sie wußte es selbst nicht, warum ihr so bange um's Herz war. Ihr Bruder hatte sie schon seit längerer Zeit so vernachlässigt, sie hatte gehört, daß er sich in einer Gesellschaft bewege, die wenig für ihn passe, es war nicht das erste Mal, daß sie ihm Vorstellungen darüber gemacht, aber dennoch hatte sie sich nie so unglücklich und verlassen gefühlt, als grade heut.

Endlich legte sie sich zu Bett. Sie vergaß nie, ihren Bruder in das Gebet mit einzuschließen, welches sie vor dem Schlafengehen mit kindlich frommen Herzen zu sprechen gewohnt war; an diesem Abend aber that sie es mit besonderer Inbrunst, sie vergaß sich selbst ganz und gar, sie betete nur für ihn.

XXIV.

Zur ſchönen Mohrin.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem kleinen, frommen Stübchen der Schweſter und dem Orte, welchen Anton jetzt aufſuchte!

Dies war das Haus, welches wir ſchon einmal mit demſelben Namen bezeichnen hörten, welcher die Ueberſchrift dieſes Kapitels bildet, eins jener Häuſer aus denen ſich die elle, ſchmutzige Gaſſe zuſammenſetzt, in welcher Gartentierce und Davernay ihr Rendezvous mit dem Schuhmacher gehabt hatten.

Dieſer Ort gehört zu der am Meiſten untergeordneten Klaſſe ſeiner Gattung. Die Gaſt-Stube, ein groſſes, unheimlich ausſehendes Gemach, wird durch einen alten, ſchäbigen Kronenleuchter erhellt, welcher aus geſchliffenen, aber trüben, vom Tabacksrauch blind gemachten Glasſteinen beſteht, die an vielen Stellen zerriſſen und unordentlich umherhangen. Auf den vier Meſſingarmen dieſes Leuchters, die eben ſo ſchmutzig, roſtig und beſtäubt ausſehen, ſteckt eine gleiche Anzahl von gelben Talglichtern, die ſich einen ſchlechten Spaß daraus zu machen ſcheinen, das Fett auf die Kleider der unter dem Leuchter vorübergehenden Perſonen herabträufeln zu laſſen, etwa

wie ein alter Hageſtelz, der ſich über das luſtige Geſchrei der Kinder vor ſeiner Hausthür ärgert, und einen Topf Waſſer auf ſie ausleert, um ſie zu verjagen. Dieſe vier Lichte, verbunden mit dem trübſeligen Schein einer eben ſo trübſeligen Wandlampe, die an dem Schenktiſch angebracht iſt, verbreiten grade ſo viel Helligkeit in dem Zimmer, daß man nothdürftig die einzelnen Gegenſtände unterſcheiden kann. Die beiden Fenſter ſind mit dunkelrothen Gardinen geziert, an denen Franzen hängen, deren Farbe nur ein ſehr geübter Alterthumsforſcher für gelb halten würde; zwiſchen dieſen Fenſtern hängt ein großer Spiegel, ebenfalls ſauertöpfiſch und mißvergnügt d'reinſchauend, wie ein alter, blinder Philoſoph, der ſich ſatt geſehen, an dem laſterhaften Treiben der Welt, und an jenes ſinnige Märchen von dem wunderbaren, venediſchen Glasbecher erinnernd, welcher hell und durchſichtig war, wie Kryſtall, aber wenn man Gift hineingoß, wurde er trübe und zerſprang. — —

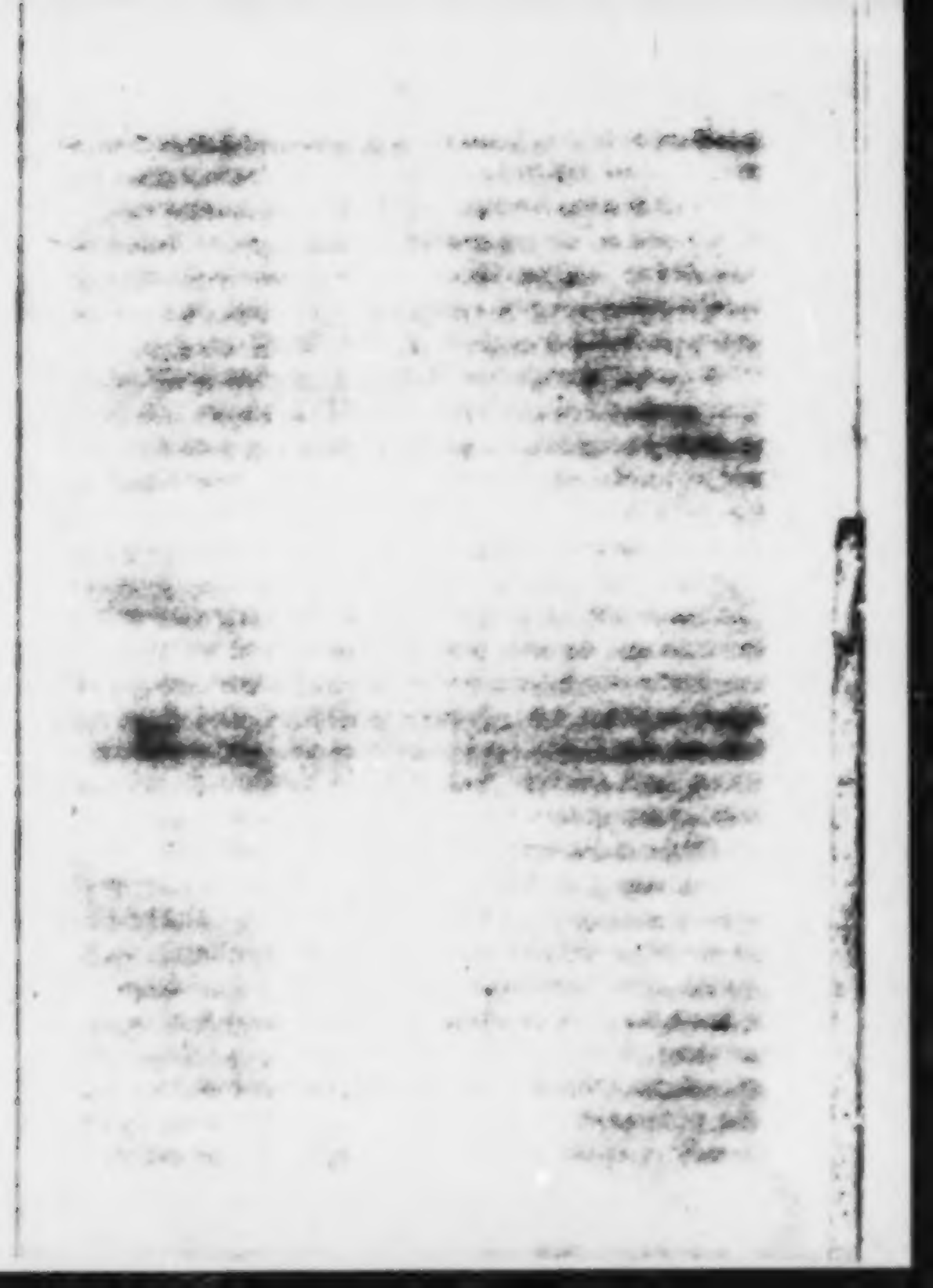
An der der Thür gegenüber liegenden Seite der Wand iſt eine große, plumpe Landſchaft gemalt, die ſich aus ſehr hohen Gebirgen und tiefen Thälern zuſammenſetzt; auch ein See iſt da, ein großer, grauer, bergbekränzter See, mit ſtarrer, todter Oberfläche; eine Geſellſchaft fährt auf dieſem Waſſer ſpazieren, aber ein Kind iſt über Bord gefallen, ein kleiner Fuß taucht noch ein wenig über die Wellen empor, und man ſieht die Mutter über den Rand des Bootes gebeugt, im Begriff ſich dem Verſinkenden nach zu ſtürzen, während ein Mann, wahrſcheinlich der Vater, den Rock abwirft, um leichter ſchwimmen und ſeinen kleinen Liebling gewiſſer retten zu können. — Aber wenn man dies Bild anſieht, hat man keinen verſöhnenden Gedanken an Rettung. — Man fühlt, daß das Kind verloren iſt in dieſem trägen, ſchmutzigen Waſſer; — und wer weiß, woran der Maler vielleicht gedacht hat, als er dies trübe Bild mit zitternder Hand gezeichnet.

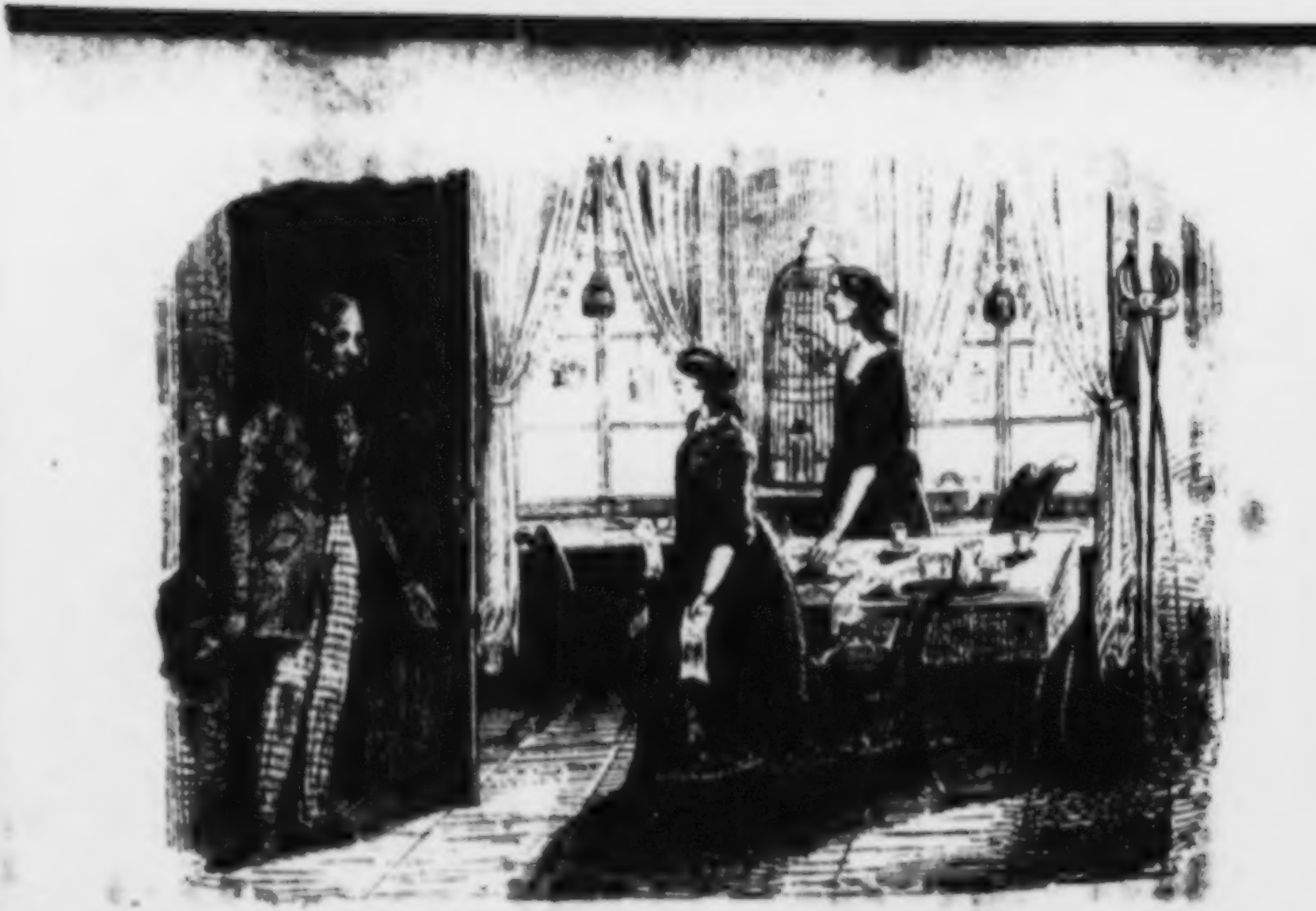
Auf der noch übrigen Seite des Zimmers ſteht der Ofen; ne-

ben dem Ofen der Schenktiſch. Dieſer Tiſch unterſcheidet ſich durch nichts von dem Buffet eines anderen Ortes, abgeſehen von ſeinem ſehr unſcheinbarem Ausſehn, welches vollkommen zu der übrigen Einrichtung des Zimmers paßt. Sehr viele Leuchter, mit halb heruntergebrannten, aber ausgelöſchten Lichten, ſtehen in der einen Ecke dieſes Tiſches, neben einer angezündeten Kerze, und ſo oft eins der anweſenden Mädchen eins dieſer Lichte anzundet und mit einem der Gäſte das Zimmer verläßt, macht die daneben ſitzende Wirthin einen Strich auf die vor ihr liegende Schiefertafel. — Es iſt eine ganz einfache, oft wiederholte Bewegung; aber der Tafelſtein fährt mit unheimlich kreiſchendem Geräuſch über die glatte Fläche des Schiefers: es iſt der gleiche Ton, welchen man, wie die ſchauerliche Volksſage erzählt, um Mitternacht an einem Grabe hört, wo ſie einen Scheintodten begraben haben.

Die Geſellſchaft, die ſich an dieſem Orte befindet, beſteht zunächſt aus der Wirthin, einem dicken, aufgedunſenem, gleichgültig ausſehendem Weibe, mit einer ſehr großen, handverzierten Haube. Neben der Thür ſitzt der Marquer, ein junger, kräftiger Burſche, mit einem rohen, gemeinem Geſichte und ſehr großen Fäuſten. Er hat weniger das Geſchäft der Aufwartung zu beſorgen, als auf die an einem ſolchen Orte ſo nothige Ordnung zu ſehen, und die Gäſte, welche ſich aus der einen oder der anderen Urſache der beſtehenden Ordnung nicht fügen wollen, zur Ruhe oder zur Thür hinaus zu weiſen, weshalb er auch den dieſer Beſchäftigung entſprechenden, ſehr charakteriſtiſchen Beinamen „der Rausſchmeißer“ führt.

Die übrigen Perſonen, die ſich außerdem hier bewegen, ſind zuſammengeſetzt aus einem Dutzend, oder mehr jener unglücklichen Geſchöpfe, die mit dem hier priviligirten Laſter ein Gewerbe treiben, aus einer gleichen Anzahl, liederlich und roh ausſehender Männer, Handwerkern, Soldaten und Anderen, die auf den ſchlechten Stühlen und Bänken umherſitzen, auf den vor ihnen ſtehenden Wachs-





tuch überzogenen Tischen Bier und Branntwein, auch wohl ein Glas Punsch, wenn der Zustand ihrer Börse einen solchen Luxus erlauben sollte, während jene Mädchen theils neben ihnen, theils auf ihrem Schooße sitzen.

Noch ist dort ein kleiner, pockennarbiger, blasser Kerl, in einem schwarzen, bis an den Hals zugeknöpften Leibrock und grauen, sehr schmutzigen Beinkleidern, der gleichfalls diesem Orte eigenthümlich ist. Er hat eine abgegriffene Guitarre an einem fleckigen, blauen Bande um den Hals hängen, auf welcher er mit einer einzigen, sich immer wiederholenden Melodie, er kennt nur diese eine, die gellenden Lieder accompagnirt, die er mit seiner heiseren, schwindsüchtigen Stimme hervorgurgelt, und in die zuweilen der tobende, schreiende Chor der Anwesenden mit bachantischer Lust einfällt. Er hat seinen bestimmten Platz unfern des Schenktisches, da er sich jeden Abend hier einfindet, und er verläßt diesen Platz nur von Zeit zu Zeit, um auf einem sehr kleinen Stückchen Notenpapier von den neuangekommenen Gästen eine Silbergroschen-Vergütigung für das einzusammeln, was er Musik nennt.

Denkt man sich nun diese Scene mit einem dichten Tabacksdampf verhüllt, aus welcher bei der spärlichen Beleuchtung die einzelnen Gegenstände um so ungewisser und räthselhafter hervortreten, so hat man ein treues Bild von diesem schrecklichen Orte, welchen der unglückliche junge Mann betrat, dem wir bisher folgten.

Er schien ein sehr häufig gesehener Gast zu sein, denn er nickte der Wirthin, dem Guitarrespieler und dem „Rauchschmeißer" vertraulich zu, hängte seine Mütze an einen Nagel und bestellte sich ein Glas Weißbier, während eines der Mädchen, das vorher allein in einer Zimmerecke gesessen, sich ihm näherte und zu ihm setzte, nachdem sie das von der Wirthin eingegossene Bier ihm gebracht.

„Bezahle Du das Bier, Nanny," sagte der junge Mensch; „ich habe wahrhaftig keinen Groschen bei mir."

„Du haſt jetzt auch nie etwas,“ entgegnete Jene. „Du weißt wohl, wie lieb ich Dich habe und wie gern ich Alles bezahlen möchte, aber ich bin ja ſelbſt nur arm und der Wirthin noch viel ſchuldig.“

Anton warf ihr einen trotzigen, drohenden Blick zu, der ſeine jugendlichen Züge häßlich entſtellte.

„Bezahle nur heute noch,“ ſagte er dann ſanfter. „Morgen werde ich gewiß Geld haben.“

„Das haſt Du mir ſchon jeden Tag geſagt.“

„Nur heut noch, hörſt Du? bezahle es, wenn Du mich liebſt.“

Es ſcheint eine entſetzliche Profanie unſerer ſchönſten Gefühle, an einem ſolchen Orte von Liebe ſprechen zu hören; aber mag es auch unglaublich klingen, ſo iſt es doch wahr, und oft genug durch den Beweis beſtätigt, daß ein ſo erbärmlich tiefgeſunkenes Weib dennoch lieben kann, heiß, feſt, aufopfernd, Elend und Kummer ertragend, lieben bis zu der furchterlich wahnſinnigen Höhe des Selbſtmords, wenn ſie den nicht beſitzen kann, der ihr theuer geworden iſt, oder wenn derſelbe ſie treulos verläßt. Es iſt dies eins jener merkwürdigen Geheimniſſe des weiblichen Herzens, in deſſen unermeßlicher Tiefe ſo manche ſchöne, koſtliche Perle verborgen ruht, glänzend und hellleuchtend, wenn ſie ans goldene Sonnenlicht gefördert iſt, aber oft genug verloren und verſunken in dem modernden, entſetzlich widerlichem Schlamme des Laſters.

Das Mädchen bezahlte indeſſen das Bier von ihren jämmerlichen Erſparniſſen und ſetzte ſich wieder zu Anton.

„Aber wo willſt Du morgen das Geld herbekommen, Anton?“ fragte ſie mit leiſer Stimme. „Du haſt jetzt keinen Herrn und arbeiteſt nicht; — wie willſt Du etwas verdienen?“

„Das iſt meine Sache!“ erwiederte Jener barſch, indem er ſich einen männlichen Anſtrich zu geben ſuchte.

„Du gehſt jetzt ſeit einigen Tagen — und ich habe es Dir ſchon immer 'mal ſagen wollen —“ fuhr Nanny fort, „ich ſage, Du gehſt

häufig mit dem Menſchen, den ſie den blaſſen Johann nennen. Ich will nicht hoffen, daß er es iſt, der Dir Arbeit verſprochen hat."

„Und wenn er es nun wäre?"

„Um Gotteswillen nicht. — Laß Dich ja nicht mit ihm ein. Es iſt ein Dieb, wie ſie Alle ſagen."

„Die Leute ſagen viel, was nicht wahr iſt," verſetzte Anton finſter; „ich bin ſelbſt klug genug, um meine Bekanntſchaften wählen zu können."

„Glaube das nicht. — Ich bitte Dich, lieber Anton, geh' nicht mehr mit ihm. — Hörſt Du wohl?"

„Ich bin ſogar hierher gekommen, um ihn hier zu treffen. Wir wollen nachher zuſammen fortgehn."

„Fortgehn? — Heut noch?" ſagte das Mädchen, den jungen Menſchen forſchend anblickend; „ich bitte Dich um Alles in der Welt, thu' es nicht. Du machſt Dich unglücklich. — Es wird ja noch ein anderes Mittel geben, durch welches Du Deinen Unterhalt erwerben kannſt. Ich habe noch ein paar Sachen oben, die ich morgen früh in's Leihhaus ſchicken will, und das Geld wird hinreichend ſein, bis Du ein anderes Unterkommen gefunden haſt; — Du mußt Dir nur ernſtliche Mühe geben."

Die Unterhaltung Beider, bis zu dieſem Punkt geführt, wurde indeſſen durch den Eintritt eines Gaſtes unterbrochen, deſſen Erſcheinung, er war ſehr fein und elegant gekleidet, allerdings dazu geeignet war, die Aufmerkſamkeit an dieſem Orte zu erregen.

Dies war kein Anderer als der Banquier Aaron Levin.

Der Banquier trat an den Schenktiſch und beſtellte ſich ein Glas Waſſer mit Zucker, dann wechſelte er einige Worte mit der Wirthin und ſetzte ſich in eine Ecke des Zimmers, wo er weniger beachtet werden konnte.

Kaum hatte er Platz genommen, ſo trat der blaſſe Johann ein.

Er ſetzte ſeinen Hut auf den Tiſch und trat dann, nachdem er Anten geſehen, an denſelben heran.

„Guten Abend, mein Junge; nun, wie gehts Dir?“ ſagte er, ihm die Hand reichend. „Es freut mich, daß Du ſo pünktlich Wort gehalten haſt, und wir wollen uns auch durchaus nicht lange aufhalten. — Alle Teufel, wer iſt der? — Was will der hier?“

Seine im Zimmer umherſchweifenden Blicke waren auch auf den Banquier gefallen, den er vorher nicht bemerkt hatte.

„Sollte es vielleicht ein Vigilant ſein? Kennſt Du ihn nicht?“ fuhr er, ſich an das Mädchen wendend, fort.

„Nein, ich kenne ihn nicht,“ erwiederte dieſe verdrießlich. „Und ich habe auch nicht nöthig, mich vor einem Vigilanten zu fürchten.“

Der Blaſſe ſchien indeſſen dieſe letzten Worte ganz zu überhören, oder achtete vielmehr nicht darauf, ſondern fuhr fort, den Banquier zu beobachten.

In dem nämlichen Augenblick öffnete ſich abermals die Thür: eine Frau trat herein. Sie trug einen ſehr breiten und flachen Korb an einem Bande, das zu beiden Seiten deſſelben befeſtigt war, um den Hals, etwa wie ein Tabulettkrämer ſeinen Kaſten. In dieſem Korbe befanden ſich ſehr kleine und ſehr alte Stücke Kuchen, Fleiſchpaſteten, Butterbretzeln, Bonbons und gebrannte Mandeln.

Die Frau ging der Reihe nach bei den anweſenden Gäſten umher, ihre Waaren zum Kauf anbietend; als ſie zu dem Blaſſen gekommen war, ſagte dieſer:

„Guten Abend, Line. — Nun, wie gehts Geſchäft? Schlecht, nicht wahr? — Nun, wir werden bald einmal wieder zuſammen Geſchäfte machen, und Du ſollſt wieder unſere Wirthſchaft führen.“

Dieſe Frau war mit dem Weibe, welches wir in dem Keller des Hauſes der Karlſtraße geſehen haben, ein und dieſelbe Perſon.

---

*) Geheimer Polizei-Officiant.

„Da iſt auch wenig d'ran geweſen, und was wir verdient ha-
en, iſt längſt weg," erwiederte ſie lächelnd.

„Wird wieder kommen, meine Süße, wird wieder kommen. Was
acht Hoffſche Tate?"

„Der liegt und ſchläft, wie ein Murmelthier den ganzen Tag
ber und läßt uns arbeiten. Aber" und ihre Stimme wurde bei die-
n Worten ſo leiſe, daß der Blaſſe ſein Ohr vorbeugen mußte, um
e zu verſtehen; „aber was iſt denn aus der Geſchichte mit dem
epper geworden, den wir den letzten Abend vorhatten. Haſt Du
n noch nicht wiedergeſehen?"

„Heut erſt. — Er war mit dem Schuhmacher neben an bei
Rattkes, um zu frühſtücken."

„Haben ſie noch nichts zuſammengemacht?"

„Ich weiß nichts bis jetzt. — Obgleich ich glaube, daß der
Schuhmacher geſtern irgend wo gearbeitet hat."

„Nicht doch. Da biſt Du im Irrthum. Er war geſtern Abend
i uns und hat mit Lampert Karten geſpielt. Dann iſt er nach
auſe gegangen, ich weiß es genau."

Die Frau wollte nicht, daß der Blaſſe etwas von dem Einbruch
es verwichenen Abends erfahren ſollte.

„Ich glaube, er denkt ganz allein mit ihm arbeiten zu können,"
ahm der Blaſſe das Wort; „aber er irrt ſich gewaltig. Wir wer-
n ihn brennen *), ſo wie wir etwas hören. — Uebrigens war
ch einer da, den ich nicht kannte, der mir aber ein Freund des
eppers zu ſein ſchien. — Die Kerls ſehen gut genug aus, um ſelbſt
nem klugen Jungen durch die Finger zu gehen. — Aber weißt Du
cht, wer der iſt?"

Er deutete bei dieſen Worten auf den Banquier, den das Weib
eher noch nicht geſehen.

---

*) Man vergl. oben.

„Der?“ fragte ſie ſichtlich zuſammenſchreckend; „mein Gott, was mag er hier wollen?“

„Du kennſt ihn? Iſt's ein Vigilant?“ fuhr Jener dringend fort.

„Nein, 's iſt keiner. Aber ich kenne dieſen Mann, er iſt hierum mit mir zu reden“

„Um mit Dir zu reden? — Was will er?“

„Ich darf es Dir nicht ſagen. Es iſt ein Geheimniß. — Laß mich, hörſt Du?“

„Sie wendete ſich bei dieſen Worten von ihm ab und trat zu dem Banquier, der vollkommen ruhig und gleichgültig ſitzen blieb, bis ſie an ihn herangekommen war und ihm von ihren Waaren zum Kauf anbot.“

„Es iſt ein Geheimniß?“ ſagte der Blaſſe zu ſich ſelbſt. — „Sie kann mir's nicht ſagen? — Nun, um ſo beſſer, ich werde es doch erfahren. Auten, mein Junge, ruck' mal hier dicht an mich heran, aber ſieh mich nicht dabei an. — So. — Nun ſteh' auf und tritt an den Ofen mit einem ganz gleichgültigen Geſicht und höre' was das Kuchenweib mit dem Herrn da ſpricht. — Aber ſchnell. — Wenn ſie es auch merken, ſo wird doch die Unterredung geſtört ſein;“ fügte er im Selbſtgeſpräch hinzu, als der junge Menſch bereits aufgeſtanden und erſt an die Schenke herangetreten, dann an den Ofen hingegangen war.

Aber Jene mußten dieſe Abſicht durchſchaut haben, und die wenigen Worte, welche ſie gewechſelt, ſchienen ihnen hinreichend geweſen. Das Kuchenweib trat zu einem andern Gaſte, und nachdem ſie die Runde im Zimmer gemacht, entfernte ſie ſich.

Der Banquier blieb ruhig ſitzen. Erſt etwa zehn Minuten nachher, nachdem er ſich im Zimmer umgeſehen, ob er auch von Jemandem beobachtet werde, nahm er ſeinen Mantel dichter zuſammen, griff nach dem Hut und ging ebenfalls hinaus.

Aber der Blaſſe hatte keinen Augenblick aufgehört, ihn im Auge halten; kaum hatte ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, als er n jüngeren Gefährten einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. e verließen ebenfalls das Zimmer.

„Wo wollen Sie mit Anton hin?“ fragte die Geliebte des jun- Mannes, wenn wir dieſen Ausdruck brauchen dürfen; „Anton, nicht mit. Ich bitte Dich, bleib heut Abend bei mir.“

„Es iſt nichts, Nanny; ſei unbeſorgt. Ich werde ſehr bald rkommen. Adieu meine Liebe.“

„Ich bitte Dich, bleib! Hörſt Du? Thu es mir zu Ge- n.“

Das Mädchen, welches er zum Abſchiede umarmt hatte, hielt faſt mit Gewalt zurück.

„Laß die Narrenspoſſen und komm,“ ſagte Johann ärgerlich. wird uns ſonſt aus den Augen ſein, wir wiſſen nicht wohin.“

Anton riß ſich los.

„Adieu Nanny,“ ſagte er; dann ſchritt er an der Seite ſeines eiters eilig der Richtung nach, welche der Banquier eingeſchla- hatte.

XXV.

Die Unterredung.

Wenn der Dieb, den wir mit dem Namen des blassen Johann in unsere Geschichte einführten, seinen Zweck, den Schritten des Banquiers zu folgen, erreichen wollte, durfte er in der That keinen Augenblick zögern.

Die Laternen brannten nicht, und den Mond bedeckte eine trübe Schicht dichter Schneewolken; aber um die Finsterniß noch zu mehren, hatte sich ein fast undurchsichtiger Nebel auf die Straßen gelagert, so daß man, im eigentlichsten Sinne des Wortes, kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Wäre der Banquier vorsichtiger gewesen und in eins der offenstehenden Häuser eingetreten, seine Verfolger würden offenbar bei ihm vorüber gegangen sein.

Als sie ihn eingeholt hatten, ging der Blasse dicht bei ihm vorbei, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht in der Person geirrt. Anton blieb hinter ihm, und ohne im Entferntesten etwas von dieser sonderbaren Scherze zu ahnen, setzte der Banquier seinen Weg fort.

Die Gasse, von welcher wir hier sprechen, wird in ihrer ganzen

ausdehnung, auf der Seite der neuen Friedrichsstraße hin, von ei-
er Querstraße durchschnitten; dagegen befinden sich zwischen und
den Häusern mehre sogenannte Durchgänge, häufig von denen
nutzt, die noch Schaamgefühl genug besitzen, um nicht einen der
anderen, öffentlicheren Eingänge zu benutzen, wenn sie diesen Ort be-
chen.

In einen dieser Durchgänge, und zwar den der Königsstraße
nächst belegenen, trat der Banquier ein.

Sogleich, als das geübte Ohr des voranschreitenden Diebes den
ußtritt nicht mehr vernahm, stand er still und trat dann einige
chritte zurück.

„Anton!" flüsterte er leise in den Nebel hinein.

„Hier bin ich!" antwortete der junge Mensch, der nur wenige
chritte von dem Diebe entfernt nach der Seite stand; doch die Fin-
erniß wurde immer dichter.

„Wo ist er hin?" fuhr Jener fort.

„In den Durchgang;" sagte Anton.

Der Dieb zog ihn hastig und schweigend ebenfalls hinein. —
eide kannten die Lokalität sehr genau. Sie traten zuerst in eine
rt von Hausflur, der nur wenige Schritte lang war und ein läng-
ches Viereck bildete; eine zweite Thür führte von diesem Orte nach
r zweiten Abtheilung des Durchganges, einem kleinen, winkligen
ofraume, der nach der Seite der neuen Friedrichsstraße hin durch
nen Bretterzaun, in welchem ebenfalls eine Thür, begrenzt wurde.

Als die beiden Männer diesen Hof betraten, stieß der blasse
chann an Jemanden, der dort zu warten schien.

„Entschuldigen Sie," sagte der Dieb, seine Stimme verstellend;
ber er hatte den Banquier erkannt, der sich hier allein befand und
ffenbar auf irgend eine Person wartete.

Dann gingen Beide weiter, nach der Thür, welche durch den
aun nach der neuen Friedrichsstraße führte, umhertappend.

Der blasse Johann wußte, daß dieselbe verschlossen sei; aber er wollte sich mit Gewißheit davon überführen. Er rüttelte heftig an dem Schloß, dann sagte er sehr laut:

„Donnerwetter, hier ist schon zu. — Wir müssen umkehren, Anton."

Sie gingen zurück, und als sie wieder an der ersten Thür angekommen waren, sagte der Dieb leise zu seinem Gefährten:

„Du bleibst hier stehen, und wenn er herauskommt, verläßt Du ihn mit keinem Schritt, bis Du mein Pfeifen hörst. — Du kennst doch mein Pfeifen?"

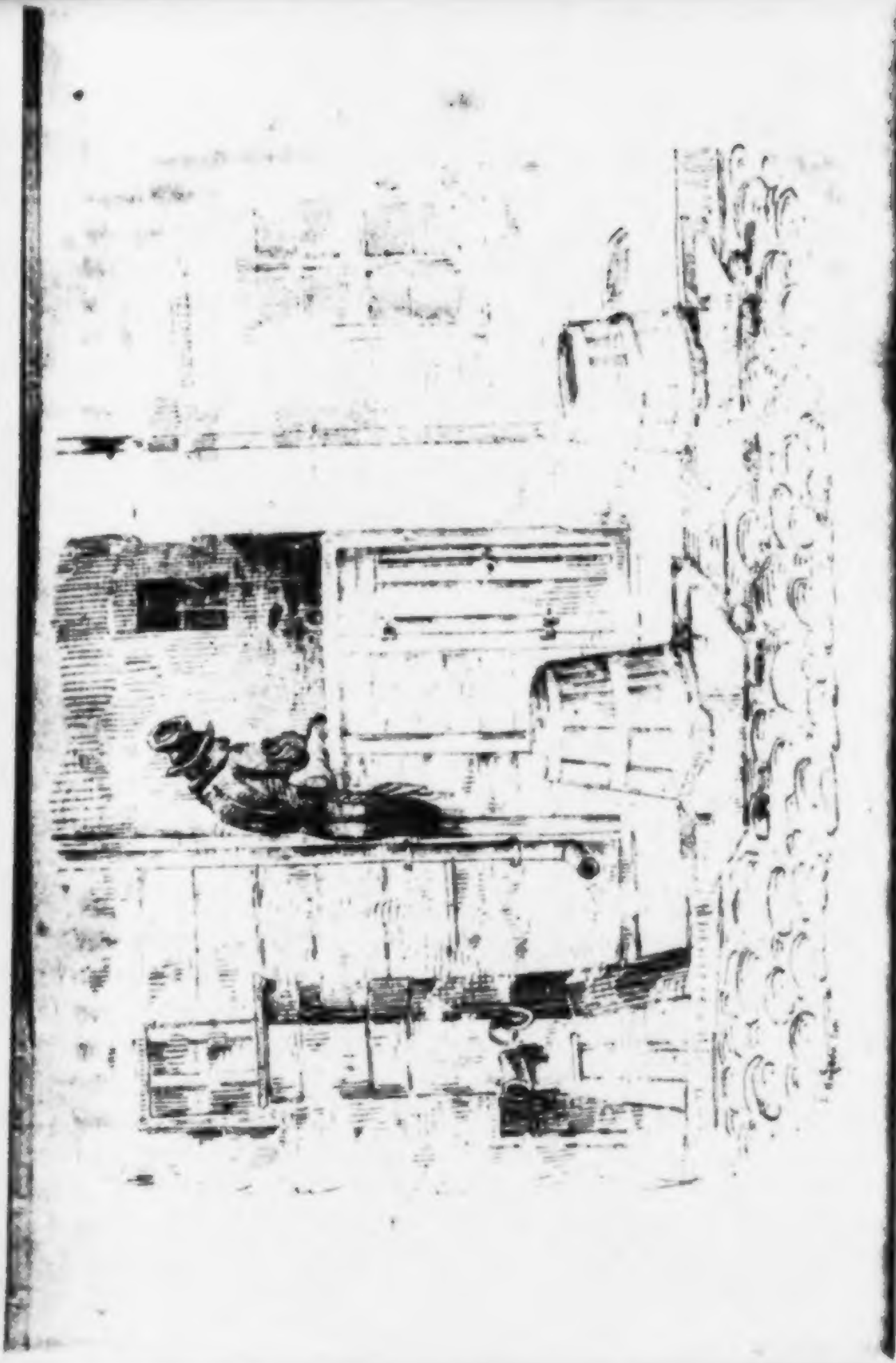
Anton bejahte und meinte dann, daß er sich lieber in einen Winkel des Corridors aufstellen wollte, wo er gewiß nicht gesehen werden könnte.

„Wie Du willst. — Aber laß ihn unter keinen Umständen unbemerkt entkommen. — Hörst Du? Ich werde bald wieder hier sein."

Er entfernte sich bei diesen Worten und lief eilig die Gasse entlang bis zur Königsstraße, bog in die neue Friedrichsstraße ein und hatte in wenig Minuten das Haus dieser Straße erreicht, welches mit dem nebenstehenden Gebäude durch den erwähnten Zaun verbunden war.

Der Dieb mäßigte hier seine Eile und schlich, um sich nicht durch seine Tritte zu verrathen, nur langsam näher. Er legte sein Ohr an eine Bretterspalte, die sich in dem Zaun unfern der Thür befand; aber innen war Alles still.

In demselben Augenblicke hörte er einige Wagen heranfahren; er wartete, bis dieselben ganz nahe waren, damit das Rasseln derselben jedes andere Geräusch übertaube. Dann legte er seine rechte Hand auf den obern Rand des Zaunes; da wo derselbe an das Haus anschloß, setzte er den linken Fuß auf den untersten Haken, mit welchem die an dem Hause herablaufende Regengosse in der Mauer be-



ſtigt war, und die darauf folgenden Haken als eine Art von Lei-
r benutzend, hatte er mit der Gewandtheit und Leichtigkeit einer
atze, die auf ein galantes Abenteuer ausgeht, die Höhe des Zau-
es erreicht und ſaß im nächſten Augenblick rücklings auf einem der
Pfoſten, welche dazu dienten, die einzelnen Bretter zu halten und zu
nterſtützen.

Mehre Leute gingen auf der Straße vorüber, aber es war ſo
unkel, daß Niemand den Dieb auf ſeinem luftigen Sitze be-
erkte.

Wenige Augenblicke nachher hörte er in dem Hofe ein leichtes
uſten; dann fragte eine weibliche Stimme, in welcher er ſogleich
ie des Kuchenweibes erkannte, obgleich ſie ſehr leiſe ſprach:

„Sind Sie es, Herr Levin?“

„Ich bin's,“ entgegnete der Banquier. — „Aber wo biſt Du?
s iſt ſo ſchrecklich dunkel.“

„Geben Sie mir die Hand, Herr; ſo. — Und nun laſſen Sie
ns dicht an den Zaun herantreten. Fallen Sie nicht. Der Satan
önnte Jemand in den Corridor hineingeführt haben. — Bleiben Sie
ier nur ſtehen; ich will erſt unterſuchen, ob Jemand noch außer
ns hier iſt. — Der Kerl, mit dem ich vorher in der ſchönen Moh-
n ſprach, iſt ein verdammt kluger Junge.“

Sie ließ die Hand des Banquiers los, den ſie in die Ecke dicht
n die Stelle des Zauns geführt hatte, wo der lauſchende Dieb ſaß,
nd tappte ſodann nach allen Richtungen umher, um ſich davon zu
berzeugen, daß Niemand da ſei, der ein überflüſſiger Zeuge ihres
Geſprächs werden könnte. Als ſie die Ueberzeugung gewonnen, daß
ch außer ihnen kein menſchliches Weſen mehr in dem Hofraume
efände, trat ſie wieder zu dem Banquier heran.

Sie ſprach zwar eilig und leiſe; aber dennoch konnte der Dieb
des Wort deutlich vernehmen.“

„Es iſt alles in Ordnung,“ ſagte ſie; „aber Vorſicht iſt bei

der geringſten Kleinigkeit gut. — Nun ſagen Sie, Herr, was ich ſoll; warum Sie mich nach ſo langen Jahren wieder aufgeſucht haben."

„Ja wohl, es iſt eine lange Zeit her," entgegnete der Bananier mit einem tiefen Seufzer; „eine lange, ſehr lange Zeit, aber dennoch nicht lang genug, um mich das vergeſſen zu machen, was vor dieſer Zeit geweſen."

„Es iſt eine undankbare Sache um ein Gedächtniß," entgegnete das Weib: „was mich anbelangt, ſo habe ich mir nie große Mühe damit gegeben, eine Sache länger zu behalten, als gerade nothwendig iſt. — Aber iſt es nur das Vergangene, worüber wir ſprechen wollen? — nichts Neues ſonſt?"

„Du ſcheinſt wenig von dem zu haben, was man Gewiſſen nennt, Weib:" ſagte der Bananier mit dumpfer Stimme, „ſonſt würdeſt Du, meines Erachtens nach, anders ſprechen."

„Bah! — das iſt Jedermanns eigene Sache, Herr Levin, und ich denke, Sie werden ſich auch mit Ihrem Gewiſſen abgefunden haben."

Der Bananier ſchwieg einige Augenblicke; dann fuhr das Weib fort:

„Nun — ich habe Sie ſchon einmal daran erinnert, daß Sie mich nicht hierher beſtellt haben werden, um über weiter nichts als ſolche Sachen zu reden. Was wollen Sie ſonſt?"

„Es iſt eine Sache von großer Wichtigkeit, ſonſt würde ich Dich gewiß nicht aufgeſucht haben, wie Du wohl denken kannſt," ſagte der Bananier. „Ich bin geſtern beſtohlen worden."

„Dann hat es wenigſtens keinen Armen betroffen. — Iſt das das Ganze?" erwiederte Jene gleichgültig.

„Ich wollte, die Diebe hätten wir lieber tauſend Thaler geſtohlen, es würde ihnen und mir lieber geweſen ſein."

„Und was hat man Ihnen denn genommen?" fragte die Frau

aufmerkſamer werdend — Sie wußte zwar, daß Lampert am verwichenen Abend einen Einbruch unternommen hatte, aber Dieſer hatte Gründe, von denen wir ſpäter ſprechen werden, gehabt, ihr nicht zu ſagen, wo das Verbrechen ſtattgefunden.

„Es ſind Papiere, von der höchſten Wichtigkeit für mich, — oder beſſer für uns Beide.“

„Für uns Beide? — Was gehn dieſe Papiere mich an?“ fragte die Frau verwundert.

„Doch; es ſind dieſelben, welche Du einſt jener Frau in meinem Auftrage genommen und mir übergeben haſt.“

„Dieſe Papiere? Mein Gott!“ rief das Weib mit unverſtelltem Erſtaunen.

„Dieſelben. — Aber leider auch einige andere, die für mich eben ſo großen Werth hatten.“

„Ich ſehe aber nicht ein, was mich das angeht. — Es iſt nichts Wichtiges für mich.“

„Doch wohl. — Warſt Du es nicht, welche dieſe Sachen entwendete? Wenn ſie in die unrechten Hände fallen ſollten, könnteſt Du auch übel wegkommen.“

Die Frau ſtieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus.

„Ghalaumeſſ!“ *) ſagte ſie. „Denken Sie denn, daß ich mich durch ſo etwas ſchrecken laſſen werde? — Es iſt Niemand da, der gegen mich zeugen könnte. — Die Todten ſtehen nicht wieder auf!“

„Und dennoch ſtehen ſie auf,“ ſagte der Banquier mit dumpfer Stimme. „Ich habe dieſe Frau oft vor mein Bette treten ſehen mit ihren ſtieren Augen und dem bleifarbenem Geſicht, die naſſen Haare ſchüttelnd und mich mit der eiſig kalten Hand anfaſſend.“

„Bah! — das ſind Lächerlichkeiten. — Haben Sie mich denn deshalb hierher beſtellt?“

---

*) Larifari.

Jener ſtieß einen tiefen, tiefen Seufzer aus; dann ſchwieg er einige Minuten. — Endlich fuhr er fort:

„Ich muß dieſe Papiere wiederhaben, wenn ich während meines Lebens noch eine ruhige Minute haben will. Du weißt, daß ich die Polizei deshalb nicht in Anſpruch nehmen kann; ſo habe ich mich an Dich gewendet und glaube, daß Du vielleicht auskundſchaften kannſt, in weſſen Händen ſich dieſe Sachen befinden, oder wer an dem Einbruch Theil genommen hat. Ich werde mich nicht als ein Knauſer finden laſſen, wenn Du mir zur Wiedererlangung des geſtohlenen Gutes behülflich biſt."

„Ich glaube es Ihnen. — Aber ſicher iſt mir lieber. Was ſoll ich verdienen, wenn ich das Geſchäft mache?"

„Ich will Dir fünfzig Thaler geben."

„Fünfzig? — Ich denke, Sie wollten fünfhundert ſagen. — Nicht ſo?"

„Du biſt nicht geſcheidt! — Fünfhundert Thaler; glaubſt Du, daß ich Geld heren kann?"

„Ein ſo reicher Mann hätte das nicht nöthig. — Sie werden mir fünfhundert Thaler geben, und für ſonſtige Unkoſten und Zeitverluſt mache ich außerdem meine Rechnung. — Sie wiſſen, daß ich nichts verſchlage."

„Und haſt Du denn Hoffnung, das Geld zu verdienen? Glaubſt Du, daß Du die Papiere ſchaffen wirſt?"

„Schneller und ſicherer als der geſchickteſte Kriminalrath," entgegnete das Weib. — „Aber wohin ſoll ich Ihnen Beſcheid bringen?"

„Können wir uns nicht wieder hier treffen?"

„Nicht gern. Es verkehren hier viel von unſeren Leuten und wir könnten zufällig von ihnen geſehen werden."

„So finden wir uns anderswo zuſammen. — Bei Abend oder bei Tage. Beſtimme Du das."

„Nun gut, warten Sie 'mal. — Wir haben heut Dienſtag,“ fuhr ſie nach einer überlegenden Pauſe fort. „Ich werde wenigſtens zwei Tage brauchen, um einige Erkundigungen einzuziehn. Alſo am Freitage. — Aber wo?“

„Das ſoll mir gleich ſein.“

„So werde ich Sie um eilf Uhr Morgens in der Haſenhaide erwarten. Es iſt zwar weit, aber am ſicherſten.“

„Aber in welcher Gegend wollen wir uns treffen?“

„Gleich am Eingange, wo die Droſchken halten. Ich werde pünktlich an Ort und Stelle ſein.“

„Alſo am Freitage. — Und ich kann mich feſt auf Dich verlaſſen?“

„Wie immer. — Nun leben Sie wohl. Ich werde vorangehn, damit man uns nicht zuſammen herauskommen ſieht.“

Der noch immer auf dem Zaune kauernde Dieb hörte die Frau ſich bei dieſen Worten entfernen; der Banquier blieb einige Minuten zurück.

„Schade, daß man ſich auf den Jungen nicht verlaſſen kann,“ ſagte der blaſſe Johann zu ſich ſelbſt. Es wäre die beſte Gelegenheit, ihn in dem Winkel hier zu Boden zu ſchlagen und ihm ſeine Börſe abzunehmen. Aber allein kann ich's nicht wagen.“

Gleich darauf hörte er den Banquier fortgehen — Er ſprang mit Leichtigkeit nach der innern Seite des Hofes hinab und eilte durch den Corridor hindurch.

„Es iſt ganz unnütz, ihn zu verfolgen. Ich werde ihn am Freitage in der Haſenhaide ſicher treffen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. — „Wozu ſollte ich da das Geſchäft verſäumen?“

Den gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand in den Mund legend, brachte er ein eigenthümlich gellendes Pfeifen hervor, welches Anton, der ſich eben angeſchickt hatte, der erhaltenen Weiſung gemäß dem Banquier zu folgen, ſchnell an ſeine Seite rief.

„Du haſt Deine Sache ganz gut gemacht, mein Junge,“ ſagte er zu demſelben. „Weißt Du nicht, wo die Frau hingegangen iſt?“

„Nach der anderen Seite. Aber es wird ſchwer ſein, ſie wieder zu finden.“

„Iſt auch nicht nöthig. — Ich weiß jetzt genug, und Du ſollſt auch bei dieſer Gelegenheit etwas verdienen. — Weiß der Henker, was dahinter ſtecken mag. — Aber wir werden es herauskriegen, und es wird für uns Beide etwas abfallen. — Na, komm nur jetzt. Der Abend hat ſich ganz gut angefangen, er wird eben ſo glücklich enden.“

XXVI.

Die Abendgesellschaft.

Wenn wir indessen die beiden Männer für den Augenblick verlassen, um zunächst den Schritten der Frau zu folgen, mit welcher der Banquier jenes Zwiegespräch gehabt hatte, so sehen wir dieselbe sich eiligst nach dem Keller begeben, der dem Vater Matthes gehörte und wo sie Lampert aufzufinden gedachte.

Sie glaubte nämlich, keine Zeit verlieren zu dürfen, sich in den Besitz der gewünschten Papiere zu setzen. Wie leicht konnte nicht ein Zufall dieselben vernichten, oder auch die unzeitige Vorsicht der Diebe ihr die Aussicht auf diesen Gewinn nehmen.

Als sie sich dem Keller näherte, war die äußere Thüre zwar noch nicht verschlossen, aber doch angelehnt, nur ein mattes, düsteres Lämpchen erhellte das Innere des Ladens, und wenn die Frau weniger mit dem Treiben dieses unterirdischen Ortes bekannt gewesen wäre, dürfte sie wahrscheinlich umgekehrt sein, ohne erst einzutreten. Dies war ihr indessen doch nicht ohne Weiteres möglich, denn da die untere Glasthür von innen verriegelt war, mußte sie zunächst an

dem Klingeldraht ziehen, der in einer Ecke der Wand auf eine so unscheinbare Weise angebracht war, daß er selbst bei Tage wenig in die Augen fiel, ohne daß man doch wieder hätte sagen können, er sei versteckt gewesen. Dieser Draht stand mit einer kleinen Glocke in Verbindung, die in dem Wohnzimmer des Wirthes angebracht war.

Alsbald erschien der Knabe, dem der Schuhmacher am Morgen so große Lobsprüche gezollt, und nachdem er sich überzeugt, wer Außen sei, öffnete er die Thür und ließ die Frau eintreten.

„Guten Abend, Carlchen," sagte das Weib, und ihren Korb von dem Halse losmachend, stellte sie denselben auf den Ladentisch und reichte dem Knaben ein Stück sehr harten Napfkuchen. „Da nimm — aber laß mir nachher auch den andern Kuchen ruhig stehn, denn der liebe Gott hat Dir nun einmal flinke Finger gegeben, und mußt Du ihm auch dankbar dafür sein, so halte sie doch da im Zaum, wo es Bekannten gilt. — Ist Lampert hier?"

Der Knabe nahm mit dem Danke eines wohlerzogenen Kindes den dargebotenen Kuchen an, zugleich versichernd, daß der übrige Vorrath durchaus nichts von ihm zu besorgen haben dürfte, und entgegnete dann, daß Lampert sich wirklich gegenwärtig befinde und die Herren im Hinterzimmer bei einer Bowle Punsch säßen, die vorher auf dem Billard bei einer Parthie Poule ausgespielt worden sei; und als Line mit weiblichem Zartgefühl fragte, ob nur Herren allein zugegen seien und auf die bejahende Antwort erklärte, daß es für eine Frau unpassend sei, ganz allein in eine Männergesellschaft zu kommen, und daß der Knabe lieber Lampert herausrufen möge, hörte dieser dagegen nicht auf, sie mit Bitten zu bestürmen, näher zu treten und einen Tropfen mitzutrinken, da nur höchst anständige Herren zugegen seien, — bis sie endlich einwilligte.

Der Knabe führte sie nun durch die Billardstube zu der zweiten Thür, deren wir bereits Erwähnung thaten, als wir in dem früheren

Kapitel dieſe Lokalität beſchrieben. Dieſe Thür hatte er hinter ſich verſchloſſen und den Schlüſſel vorſichtiger Weiſe unter die über das Billard gelegte Decke verſteckt, im Fall irgend ein ſtörender Beſuch von Seiten der Polizei gekommen wäre, und nachdem er aufgeſchloſſen, traten Beide in das Zimmer, welches die Wohnſtube des Wirthes war und wo ſich die Geſellſchaft befand.

Es waren dies etwa acht oder neun Perſonen, wüſt ausſehende, ziemlich unſauber gekleidete Männer, ſämmtlich bis über die erſten Jahre der Jugend hinaus, oder doch wenigſtens durch ihre Lebensweiſe früher gealtert. In der Mitte dieſer Leute, auf einem großen, lederüberzogenen Lehnſtuhl dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft präſidirend, ſaß Vater Matthes; zu ſeiner rechten Seite bemerkte man das rohe, von dem genoſſenen Getränke geröthete Geſicht Lamperts; zu ſeiner Linken ſaß der Guitarreſpieler, den wir vorher in der ſchönen Mohrin bemerkt. Auch die Uebrigen der Anweſenden gehörten ſämmtlich, wie der erſte Blick zeigte, der kunſtreichen Geſellſchaft an. Auf dem Tiſche ſtand eine merkwürdig große Punſchbowle, zwei brennende Talglichte, eine Kiſte mit Cigarren und die Gläſer der Trinker. Ein altes Sopha, ein Schrank und ein großer Ofen beengten noch, außer den Stühlen der Geſellſchaft, den kleinen Raum des Zimmers.

„Line!“ rief Lampert überraſcht aufſpringend, als er die Eintretende bemerkte. „Was zum Geier führt Dich hieher?“

„Je länger der Tag, je ſchöner die Leute,“ ſagte Vater Matthes aufſtehend und ſich galant gegen die Frau verbeugend, daß das Glas, welches er in der Hand hielt, einen Theil ſeines Inhalts überſchwappte. „Meine Herren, ich ſchlage vor, wir trinken die Geſundheit des ſchönen Geſchlechts im Allgemeinen und dann dieſer Dame in's Beſondere. Sie leben — hoch!“

„Hoch!“ ſchrieen die Anweſenden, und der Guitarreſpieler fuhr mit dem Daumen der rechten Hand ſehr raſch und nachdrücklich über die Saiten ſeines Inſtruments, um eine Art von Tuſch hervor zu

bringen, worauf noch ein zweimaliges Hoch erfolgte und die Frau, welcher dieser Toast gegolten, mit den sämmtlichen Herren anstieß, denn Carl hatte nicht versäumt, sogleich ein Glas und einen Stuhl für die Angekommene zu bringen, die sodann neben Lampert Platz nahm.

Dieser, welcher wohl merkte daß die Frau ihn aufgesucht habe, um ihm etwas Wichtigers zu sagen, fragte blos kurz und leise, ob's nicht Zeit bis zum andern Morgen hätte, und da Line bejahte, hatte die Unterhaltung, die durch ihren Eintritt unterbrochen war, ihren ungestörten Fortgang.

„Also mit dem Patrouilliren hat's wirklich seine Richtigkeit, Vater Matthes," sagte einer der Anwesenden, mit einem Gesicht, welches offenkundig seine jüdische Abstammung verrieth, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war. „Das wäre, weiß Gott, ein übel Ding."

„Für einen Pfuscher ist's allerdings übel," entgegnete der Präsident: „aber einen geschickten Kerl wird's nur zu größerer Entschlossenheit und Vorsicht anfeuern. — Und ich stelle hier die Frage, meine Herren," fuhr er mit großem Nachdruck und mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend fort; „ich stelle hier die Frage, ob uns dieses nächtliche Patrouilliren nicht von Nutzen ist. — Wir werden dennoch Arbeit finden und nur die Pfuscher in's Bockshorn gejagt werden. — Es kann uns daher nur lieb sein, wenn dies der Fall ist."

„Sehr richtig, — in der That;" bemerkten Mehre der Gesellschaft.

„Wie schön waren nicht diese Massematten der neueren Zeit," sagte der Sprecher weiter; „eine wahre Zierde der Kunst. — Wer hat je von einem Einbruch im zweiten Stockwerk durch's Vorderfenster gehört, während unten Nachtwächter und Patrouillen umherstreifen. Es ist in der That ein schönes Zeichen von dem Fortschreiten der Zeit! — Wirklich, meine Herren, wenn ich so an meine Jugend zu-

rückdenke und das Jetzt mit dem Sonst vergleiche, so iſt es erſtaunlich, wie die rohe Gewalt von der Kraft der Intelligenz verdrängt worden iſt. Wo die Thür früher mit dem Rennbaum aufgeſprengt wurde, brauchen wir der Nachſchlüſſel, und ich frage Sie, meine Herren, wo iſt das Schloß, welches einer geſchickten Hand widerſtehen könnte, wenn gleich dieſe meine Finger zu alt und ungelenk ſind, um einen Sarfeſſ*) kunſtgerecht handhaben zu können. Wo iſt das Schloß, frage ich!"

Die Zuhörer ſchwiegen, um dadurch ihr vollſtändiges Uebereinſtimmen mit dem Geſagten auszudrücken; nur Einer von ihnen, von großer kräftiger Statur und etwa gleichem Alter wie Matthes, mit ſpärlichem, weißen Haar auf ſeinem halbkahlen Schädel, erwiederte ſehr ernſt:

„Ich bin nicht Deiner Meinung, Matthes. — Im Gegentheil, ich behaupte, dieſe Künſteleien ſind der Verfall des Handwerks. Jetzt kann ein altes Weib ſtehlen, wenn ſie die Handgriffe gelernt hat; aber den Rennbaum zu gebrauchen und über die ſtürzende Thür mit dem geladenen Piſtol oder dem Säbel in das Haus dringen, dazu gehörte männliche Kraft und Entſchloſſenheit. — Es war ein ſchmerzliches Gefühl für mich, als ich wieder in gute Geſellſchaft kam, nachdem ich fünf und zwanzig Jahr die Karre gezogen und Wolle gezupft, zu ſehen, wie ſich Alles verändert."

„Ich ehre Deinen Schmerz, Bruder Dietrich," entgegnete Matthes mit gerührter Stimme; „aber gerade weil Du ſo lange von der Geſellſchaft entfernt und nicht Zeuge dieſes allmäligen Fortſchreitens warſt, fällt Dir dieſer Unterſchied ſo ſchmerzlich auf. Ich habe dem zahnlückigen Heinrich heut Morgen den Beſuch meines Lokals unterſagt, weil er bei dem Einbruch beigeweſen ſein ſoll, wo das Mädchen ſo ſchrecklich behandelt worden iſt, und ich dadurch

*) Eine Art von Nachſchlüſſel.

nicht in Ungelegenheiten kommen will. — Was hat man auch davon? — Da haſt Du das Beiſpiel von Hebus *), dem ſie jetzt das Erkenntniß publicirt haben. Er iſt zum Rade verurtheilt, wie ich gehört habe."

„Was iſt da weiter?" erwiederte der Andere. „Ich habe ſchon manchen braven Kerl am Galgen ſterben ſehn. — Wir müſſen ja Alle einmal unter die Erde. — Und dann, welch ein prächtiges Schauſpiel iſt es nicht, wenn da zwanzigtauſend Menſchen ſind und Alle haben die Augen auf Einen gerichtet und man legt den Kopf ſo ruhig hin, als wenn's zum Schlafengehn ginge. — Ja wahrhaftig, ich habe oft daran gedacht, ob's nicht beſſer wäre, ſo als Mann zu ſterben, wie da zu ſitzen und Langeweile zu haben und zu arbeiten, woran ſich unſer Einer nun einmal ſchlechterdings nicht gewöhnen kann?"

„Es liegt viel Wahres d'rin in Eurer Rede," ſagte Lampert. Weiß der Teufel, ich fürchte mich vor dem Taljen **) nicht ſoviel. — Aber ich habe da neulich ein Blatt geleſen, wo d'rinſtand, daß wenn ſie in Amerika, ich weiß die Stadt nicht mehr, Einen hinrichten, ſo kommen Alle ein paar Abgeordnete von den Bürgern hin auf den Gefängnißhof, der eine ſehr hohe Mauer hat, daß Niemand darüber wegſehen kann, und die müſſen aufpaſſen, daß Alles gehörig zugeht. Dann wird der arme Sünder herausgeführt und abgethan,

---

*) Wir erſuchen den Leſer, dieſen Anachronismus unſerer Erzählung durch die demſelben zu Grunde liegende Abſicht zu entſchuldigen. Da es uns nämlich daran gelegen war, einen Charakter zu ſchildern, welcher die entſetzlichen Eigenſchaften, kaltblutiger, thieriſcher Rohheit und Kraft, fühlloſer Mordbegier und ſtumpfſinniger Todesverachtung in ſich vereiniat, ſo knüpfen wir unſere Schilderung an jenes Individuum an, deſſen ſchreckliche That vor kaum länger als einem Jahrzehend uns mit Schauder und Entſetzen erfüllte.

**) Henker.

hne alles Gepränge, ganz in der Stille. — Es wäre entſetzlich, enn ſie das auch hier einführen wollten."

„Es wäre nicht das erſte Mal, daß man hier in Deutſchland ie Erfindungen anderer Völker nachgemacht hat," bemerkte Einer er Geſellſchaft mit der Miene und Würde eines Philoſophen.

Der alte, ergraute Sträfling ſchien dieſe Worte kaum zu beach- en. Er ſaß trübe und nachdenklich da, den Kopf in die hohle Hand eſtützt: dann ſagte er, zu dem Wirthe gewendet:

„Du ſprachſt vorher von dem Manne, dem ſie das letzte Brod ebacken haben *). Iſt's ein tüchtiger Junge? Wobei haben ſie ihn efaßt?"

„Ah — bah — er iſt ein nichtsnutziger Schlingel geweſen, ſo iner von denen, die umherlaufen und nehmen, wo ſie etwas kriegen önnen. Er hat eine alte Frau in der Eliſabethſtraße um die Ecke ebracht."

„Eine alte Frau!" wiederholte Jener verächtlich. „Ja, ja, das ind die Heldenthaten Eurer jetzigen Zeit. — Da haben wir andere Dinge erlebt und mitgemacht. — Ach, wenn ich ſo an meine frühe- en Tage zurückdenke, wo ich unter dem ſchönen Karl und unter Iſaak Moſes gearbeitet; — es waren glorreiche Thaten."

Und überwältigt von der Größe ſeines Schmerzes, ließ der alte Mann die Cigarre aus dem Munde fallen und weinte bitterlich, während die Geſellſchaft dieſen Ausbruch ſeiner Gefühle durch ein minutenlanges, tiefes Schweigen ehrte.

Endlich ſagte der Herr mit dem philoſophiſchen Geſicht:

„Sie haben alſo mit Iſaak Moſes zuſammen gearbeitet? — Was iſt denn eigentlich aus ihm geworden; — man hört ſo Ver- ſchiedenartiges erzählen."

„Ich kann's auch nicht beſtimmt ſagen. Die Einen ſagen er

*) Zum Tode verurtheilt.

wäre todt, die Andern meinen er lebt noch. Aber ich meine, er iſt todt, wenigſtens todt für die Welt und für uns. Er mag auch wohl gedacht haben, noch eine Gelegenheit zu finden, pleite zu gehen *), ſonſt hätte er nicht appellirt, damit er ſtatt des Galgens lebenslänglich Knaff **) bekäme — Aber ſie werden ſich vorgeſehen haben, denn ich habe in meinem Leben keinen ſolchen Mann wieder kennen gelernt. — Da war keine Kette, kein Riegel, der ihm zu feſt, als er noch jung und kräftig war. — Ach, es war der letzte Mann in Deutſchland, und es wird Niemand nach ihm kommen, der ſich ihm vergleichen könnte!"

„Bah, — wozu nützen dieſe trüben Gedanken," ſagte endlich Matthes. „Laß den Kopf nicht hängen, alter Junge, und ſei überzeugt, daß es noch brave Männer in der Welt giebt. — Wirſt die Sache bald von einer anderen Seite anſehen, wenn Du noch ein paar Tage länger mit uns zuſammen biſt. — Aber jetzt ſpült die trüben Erinnerungen durch die Kehle hinunter, meine Kinder. — Halloh, die Gläſer gefüllt. — Wir wollen ein Lied ſingen."

„Ja, ja, wir wollen ein Lied ſingen!" ſchrieen Mehre.

„Singt Ihr, Vater Matthes!" riefen einzelne Stimmen.

Der Wirth lehnte indeſſen beſcheidentlich dieſe Aufforderung ab, indem er ſich an Dietrich wendete und denſelben erſuchte, zuerſt zu ſingen, worauf er dann auch etwas zum Beſten geben werde. Dieſer Vorſchlag wurde mit allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen, und von allen Seiten mit Bitten beſtürmt, erhob ſich der alte Räuber von ſeinem Stuhle und trug in einer wilden, regelloſen Weiſe und mit ſehr wenig Anwendung von Harmonie, aber mit um ſo größerem Gefühl und Ausdruck das folgende Lied vor, in welches nach Beendigung einer jeden Strophe der Chor auf eine eben ſo

*) Auszubrechen.
**) Gefängniß.

gekünſtelte Weiſe einfiel, obgleich man dem Ganzen eine Art von den Effect nicht abſprechen konnte.

Lied des alten Räubers.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem iſt,
Wenn man ſchleicht durch das Dunkel der Mitternacht,
Wo am wolkigen Himmel kein Sternchen wacht;
Wenn das Haus von den luſt'gen Kam'raden umſtellt,
Wenn die Thür von dem Stoße des Rennbaums zerſchellt; —
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns da iſt,
So mögt Ihr's im luſtigen Auge mir leſen,
Ich bin ja auch einſt ein Chawer *) geweſen.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem iſt,
Wenn man dringt durch die ſtürzende Thür hinein,
Wenn die Stube erglänzt von den Neireff **) Schein,
Wenn der Deckel der eiſernen Kiſte ſpringt,
Und das Gold uns luſtig entgegen blinkt; —
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns da iſt,
So mögt Ihr's im luſtigen Auge mir leſen,
Ich bin ja auch einſt ein Chawer geweſen.

---

*) Räuber.
**) Wachslichter.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem iſt,
Wenn wir kehr'n von der luſtigen Hochzeit *) zurück
Und Fein's-Liebchen empfängt uns mit freundlichem Blick.
„Du, Räubers Fein's Liebchen, ſo warm und ſo hold,
Dir ſchenk' ich die Kette von blutrothem Gold.“
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns da iſt,
So mögt Ihr's im luſtigen Auge mir leſen,
Ich bin ja auch einſt ein Chawer geweſen.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem iſt,
Wenn 'nen braven Kam'rad ſie eingeſteckt,
Wenn ſie Acten geſchmiert und viel Dinte verkleckt;
Wenn das luſtige Herz dann im Kerker ſchlägt,
Und der kräftige Arm die Kette trägt; —
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns das iſt,
So mögt Ihr's im weinenden Auge mir leſen,
Ich bin ja auch einſt Gefang'ner geweſen.

Eine ſchweigende Rührung, als ſtummes Zeichen des allgemeinen Beifalls, hatte ſich ſämmtlicher Anweſenden bemächtigt, wie der letzte Vers geendet war; der Alte trocknete ſeine Augen mit der Hand, und ſich niederſetzend leerte er ſein Glas mit einem Zuge.

„Ein ſchönes Lied das,“ ſagte endlich Lamvert; „aber wahrhaf-

*) Chaſſne, gleichbedeutend mit Einbruch und Hochzeit.

tig, man wird ganz ernſt und nachdenkend darüber geſtimmt. — Allens Vater Matthes, ſinge Du eins von Deinen ſpaßigen Schnurren-Liedern, daß man wieder ein luſtiges Geſicht zu ſehen bekommt. — Hörſt Du, Alter?"

„Nun ja doch, ja Kinder, ich werde ſingen," entgegnete Matthes mit wohlwollendem Schmunzeln, und indem er ſich behaglich in den großen Lehnſtuhl zurückbog und einen Augenblick nachdachte. Dann klopfte er mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand ſehr laut auf den Rand des Tiſches, um dadurch anzudeuten, daß er die ungetheilte Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Anweſenden in Anſpruch zu nehmen gedenke und ſang wie folgt:

Das Lied vom großen Wirthshaus.

Auf dem Markt zu Berlin ſteht ein großes Haus,
Ach Herrje!
'S geht leicht hinein, aber ſchwer wieder 'raus,
O weh!
Vor der Thür ſteht im blauen Rock ein Soldat,
Der ein blankes Gewehr auf der Schulter hat.
Ach Herrje! O weh, o weh!

In dem Hauſe viel große Zimmer ſind,
Ach Herrje!
Da drinnen weinet manch ſchönes Kind,
O weh!
Da drinnen manch luſtiger Junge ſitzt,
Der Blut und Waſſer in Aengſten ſchwitzt.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Viel Meubles, die ſieht man im Zimmer nicht.
Ach Herrje!
Ein Strohſack, das iſt die ganze Geſchicht'.
O weh!
Ein Strohſack als Bett und 'ne hölzerne Bank,
Da wird man gewiß nicht vor Uebermuth krank.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Am Fenſter auch noch Gardinen ſind.
Ach Herrje!
Die wäſcht der Regen, die trocknet der Wind,
O weh!
Die hat der Schloſſer mit vielem Bedacht
Aus großen, eiſernen Stäben gemacht.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Viel Kellner laufen im Hauſe umher,
Ach Herrje!
Die Gäſt' zu bedienen fällt ihnen nicht ſchwer.
O weh!
Und anſtatt der Schürze grün und bunt
Trägt jeder ein großes Schluſſelbund.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Die Rechnung wird jedem, der dorten logirt,
Ach Herrje!
Zu Dank empfangen beim Auszug quittirt.
O weh!
Kann Einer nicht zahlen, ſobald er zieht,
So giebt ihm der Wirth voll Großmuth Kredit.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Das iſt der gröſste Gaſthof im Land,
Ach Herrje!
Wo jeder logiret nach ſeinem Stand.
O weh!
Er heiſst das Gaſthaus zum goldnen Strauſs.
Und leicht geht's hinein, doch ſchwer wieder 'raus.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Das Lied des Wirthes wurde mit einem unermeſslichen Beifall aufgenommen und das Applaudiren wollte, nachdem er bereits lange geendet, kein Ende finden. — Endlich ſagte der Herr mit dem jüdiſchen Geſicht:

„Wahrhaft'gen Gott, Vater Matthes, Sie haben ein merkwürdiges Talent für das komiſche Fach. Sie könnten jeden Tag Schauſpieler werden. Ich bin neulich in einem Concert geweſen, wo auch ein komiſches Lied geſungen wurde; aber es war nicht die Hälfte von dem, was Sie hier vorgetragen haben; — ſehr brav, in der That."

Der Wirth nahm dies Lob mit der ernſten, würdevollen Miene eines Mannes hin, deſſen gediegenes Talent zu oft Anerkennung gefunden hat, als daſs ihm eine ſolche Lobeserhebung etwas Neues ſein ſollte, und nickte nur ein klein Wenig mit dem Kopfe, als wolle er ſich ebenfalls vollkommen mit dem Geſagten einverſtanden erklären; worauf der jüdiſche Herr aufſtand und, nachdem er um einige Augenblicke Ruhe gebeten, den Vorſchlag machte, die Geſundheit des Vater Matthes zu trinken, ein Vorſchlag, der auch mit allgemeinem Beifall aufgenommen und auf der Stelle ausgeführt wurde.

Nachdem dieſer Toaſt mit denſelben Formalitäten wie der frühere getrunken, und der Guitarreſpieler wieder ſehr ſtark auf den Saiten ſeines Inſtruments herumgekratzt hatte, erhob ſich Matthes

und hielt eine kurze, aber ſehr ſchöne Rede, worin er ſagte, daß er ſich „für die ganze Geſellſchaft“ bedanke; doch wurde die kleine unabſichtliche Zweideutigkeit ſeines Vortrages, die in dieſen Worten lag, durchaus nicht von den Anweſenden weiter beachtet, ſondern als der Wirth, nach Beendigung ſeines Vortrags, noch um einige Minuten Gehör bat, da er einen ſehr wichtigen Punkt zu beſprechen habe, herrſchte tiefes und allgemeines Stillſchweigen.

„Meine Herren,“ begann der Sprecher demgemäß; „ich denke, Sie werden Alle wiſſen, was ein Zweckeſſen iſt?“

Er machte bei dieſen Worten eine Pauſe, um Antwort zu erwarten, und da wirklich einige der Anweſenden, unter denen Lampert und auch der alte Dietrich, erklärten, daß ſie es nicht wüßten, fuhr er fort:

„Ich ſehe mich alſo genöthigt, einige erklärende Worte über den Punkt voraus zu ſchicken, was eigentlich ein Zweckeſſen iſt, und um kurz zu ſein, ſage ich nur, daß das Zweckeſſen eine Erfindung der neueren Zeit iſt, die darin beſteht, daß ſich eine Geſellſchaft zu einem freundſchaftlichen Abend- oder Mittagtiſch verſammelt, bei welchem man, außer dem Zweck des Eſſens, noch einen anderen, ſogenannten Neben-Zweck hat, der gewöhnlich wohlthätiger Natur iſt. — Man kann z. B. für eine abgebrannte Familie eſſen, ſogar für eine Stadt oder eine ganze Provinz, die auf irgend eine Weiſe durch Waſſer oder Feuersnoth heruntergekommen iſt.“

Hier wurde der Redner durch die Frage des alten Dietrich unterbrochen, was denn eine ſolche verarmte Familie für Vortheil davon habe, wenn man für ſie eſſe, und ob es nicht beſſer ſei, ihr ſtatt deſſen zu eſſen zu geben.

„Deine Worte haben allerdings etwas für ſich, mein lieber Dietrich,“ entgegnete Matthes; „aber Du haſt mich noch nicht vollſtändig gehört. Während des Eſſens oder zu Ende deſſelben, erhebt ſich nämlich Jemand und fordert die Anweſenden in einer Rede auf,

den Zweck dieſes Eſſens nicht zu vergeſſen, ſondern an die Nothleidenden zu denken, und eine Kleinigkeit für dieſelben auf einen Teller zu legen, der in dieſer Abſicht nachher die Runde an der Tafel macht. Ich ſelbſt, meine Herren, bin Mitglied eines ſtädtiſchen Wohlthätigkeits-Vereines, wie es meine Pflicht als Bürger und Chriſt gebietet, und wir veranſtalten häufig dergleichen Zweckeſſen. Zwar kommt mitunter wenig genug zuſammen, und ich weiß ſogar, daß wir neulich vierhundert Perſonen zuſammen waren, wo für eine arme Wittwe mit Zwillingen gegeſſen wurde, und der Wirth eine Einnahme von zwölfhundert Thalern hatte, während für die Frau nur ſieben und dreißig Thaler einkamen, wobei ſich einzelne Stimmen äußerten, es wäre beſſer, wenn wir nicht gegeſſen, ſondern das Geld dafür der Frau gegeben hätten. So unrecht mochte dies eigentlich nicht ſein; aber da nun einmal die Zweckeſſen erfunden ſind, gehts nicht anders, und indem ich mich nun zu dem eigentlichen Punkt meiner Rede wende, mache ich hiermit den Vorſchlag, daß auch wir, meine Herren, mit allen unſern Freunden und Bekannten in den nächſten Tagen ein Zweckeſſen veranſtalten wollen, und zwar zum Beſten aller derer, die ohne ihre Schuld verſchütt gegangen*) und ſich ohne Unterſtützung, ohne Freunde und Hülfe in Klein-Mekum**) befinden. — Ich denke, Sie haben mich alle verſtanden, meine Herren, und ich ſehe Ihrer geneigten Erwiederung entgegen."

Obgleich nun das Uneigennützige und Erhabene dieſer Idee allen Anweſenden einleuchtete, und der Vorſchlag mit allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen wurde, ſo entſtanden doch über die Einzelnheiten deſſelben einige Debatten, bei welcher Gelegenheit der alte Dietrich eine ſehr ſchöne und ergreifende Rede über die Lage der Cüſtriner Baugefangenen hielt, und deren Zuſtand mit ſo rührenden

*) Verhaftet worden ſind.
**) Die Strafanſtalt zu Brandenburg.

Worten ſchilderte, daß man zunächſt für die Güſtriner und dann für die Brandenburger zu eſſen beſchloß. Da ſich aber wunderbarer Weiſe herausſtellte, daß von den Meiſten der Herren jeder eine andere dieſer Bildungsanſtalten beſucht habe, und aus alter Anhänglichkeit die Hülfe für die zeitigen Bewohner dieſes Ortes in Anſpruch nahm, entſtand eine momentane Spaltung der Meinungen, die indeſſen durch den Vorſchlag des Wirthes dahin beſeitigt wurde, daß für jedes dieſer Inſtitute ein beſonderes Zweckeſſen zu veranſtalten ſei und zwar ſolle das Loos entſcheiden, welches zunächſt an die Reihe käme, womit ſich auch ſämmtliche Anweſende einverſtanden erklärten und Vater Matthes verſprach, die ganze Verhandlung zu Papier zu bringen und ſie dann den Theilnehmern zur Begutachtung vorzulegen. Ein Toaſt auf das Wohl aller „verunglückten Kameraden“ machte auch hier den Beſchluß und nun machte Lampert ſeinerſeits die Propoſition, einen Rundgeſang anzuſtimmen, damit, wie er ſich in ſeiner kräftigen Redeweiſe metaphoriſch ausdrückte, „Leben in die Bude käme“, worauf der Guitarrenſpieler die Weiſe des Schillerſchen Räuberliedes intonirte, nach welcher Melodie jeder Einzelne einen Vers dieſes Liedes anſtimmte, deſſen Ende von dem Chor, wie vorher, ziemlich rauſchend begleitet wurde.

Grade, als Vater Matthes den Schlußvers dieſes Liedes beendet hatte, hörte man den Klang der kleinen Glocke, durch welche die Frau vorher ihre Anweſenheit kund gethan. — Ein tiefes Schweigen trat ſogleich an die Stelle des früheren Lärmens.

„Wer kann das noch ſo früh ſein?“ ſagte der Wirth bedenklich. — „Haltet Euch ruhig, Kinder. Ich werde ſelbſt hinausgehen und wenn Ihr mich laut reden hört, müßt Ihr hinten durch gehn. — Nimm ein Licht, Junge.“

Der Sprecher verließ bei dieſen Worten die Stube und ging in das Billardzimmer, worauf er die Thür ſorgfältig hinter ſich ver-

ſchloß und den Schlüſſel an den ſchon vorher bezeichneten Ort legte. Dann erſt trat er in den Laden.

Es war, wie er durch die Glasthür ſehen konnte, nur ein einziger Mann draußen, und zu ſeiner ferneren Beruhigung erkannte er den blaſſen Johann, der ihm ſeinen Namen zurief.

„Wo kommſt Du ſo ſpät her, mein Junge? — Ich denke, Du wollteſt heut Abend arbeiten?“ fragte er den Eintretenden, nachdem er die Thür geöffnet.

„'S iſt ſchon vorbei,“ entgegnete Jener mißmüthig; „und hol mich der Teufel, ſchlecht genug gegangen. Ich bin hergekommen, Euch die Geſchichte zu erzählen, und um Rath zu fragen, was zu machen iſt.“

„Was hat's denn gegeben? — Iſt einer verſchütt gegangen? — Aber komm nur erſt herein. Es ſind Bekannte d'rin, die nicht wiſſen, daß Du es biſt, der geklingelt hat. — Komm, Du kannſt uns das mit Muße erzählen.“

Der Wirth ging bei dieſen Worten die Kellertreppe hinauf, um auch die obere Thür zu verſchließen, da es bereits zehn Uhr vorüber war, und folgte dann dem Diebe, welcher mit allen Geheimniſſen dieſes Ortes vertraut, bereits den verſteckten Schlüſſel genommen und die Thür geöffnet hatte, in das Geſellſchaftszimmer, ſehr begierig und beſorgt zugleich, dieſe angekündigte Neuigkeit zu erfahren.

XXVII.

Reflexionen.

Anstatt unseren der Erzählung des Dickes zuzuhören, treten wir lieber als directe Zeugen dessen auf, was sich inzwischen ereignet hatte.

Der Zweck des Ganzes, welchen der blasse Jebann mit seinem jüngeren Gefährten unternommen, als sie sich in der „schönen Mohrin" zusammenfanden, haben wir bereits angedeutet. Er bestand in nichts anderem, als in der Absicht, Taschendiebstähle auszuführen, womit Anton seine Laufbahn als Verbrecher beginnen sollte, und nachdem sein Gefährte die Unterredung des Kuchenweibes mit dem Banquier angehört, und sich wieder mit Jenem vereinigt hatte, eilten Beide mit schnellen Schritten die Königsstraße entlang, über den Schloßplatz und dann bei den Mühlen vorüber durch die Jägerstraße bis zum Schauspielhause, wo das Gastspiel eines fremden Künstlers in einer Shakspeare'schen Tragödie ein sehr zahlreiches Publikum versammelt hatte.

Der Nebel war noch immer nicht gefallen, die Laternen nicht angeſteckt, mit einem Wort, es war ein Abend, wie man ihn ſich nur zu einem ſolchen oder ähnlichen Geſchäft wünſchen kann, und der Dieb verfehlte auch nicht, darauf hinzudeuten, um ſeinen jüngern Genoſſen zu ermuthigen.

„Wahrhaftig, Anton,“ ſagte er; „das iſt ein Wetter, wie ich es lange nicht erlebt habe. Der Nebel iſt ſo dicht, daß man ihn mit einem Säbel durchhauen könnte. — Da iſt's gar kein Kunſtſtück, ein Dutzend Taſchen auszuleeren. — Beherzige nur, was ich Dir geſagt habe; es iſt nichts leichter, als das.“

„Laß mich nur machen. — Du wirſt ſehen, daß es gehen wird.“

„Ja, ja, ich glaube Dir, Du biſt ein Junge, der Talent hat, aber haſt bis jetzt weder Theorie noch Praxis, außer was ich Dir geſagt habe. — Lauf doch nicht ſo ſchnell; wir werden noch zeitig genug hinkommen; das Stück ſpielt bis halb zehn. — Alſo, wie geſagt, nur das Herz, die Augen und die Finger auf dem rechten Fleck; — über die Beine brauche ich Dir nichts zu ſagen, die wirſt Du wohl ſchon ſelbſt brauchen können, wenn es Noth thut — Bei dieſer Dunkelheit iſt's gar nicht möglich, gefaßt zu werden. — Wenn Du ihnen aus dem Geſichte biſt, thuſt Du einen Seitenſprung und warteſt in aller Gemächlichkeit, bis ſie bei Dir vorbei ſind. — Dann weißt Du, wo wir uns treffen.“

„Schon gut,“ erwiederte Jener mit trotziger Beſtimmtheit; „und wenn mich Einer anfaſſen ſollte, ſchlage ich ihn zu Boden, oder ich brauche mein Meſſer, nicht wahr?“

„Ich glaube, Du biſt toll!“ rief der Dieb. — „Zu Boden ſchlagen, Meſſer brauchen. O wie thöricht und unbeſonnen iſt nicht dieſe übermüthige Jugend.“

„Aber was ſoll ich denn thun, wenn ſie mich anfaſſen und feſthalten.“

„Gar nichts. Du ſtehſt ganz ſtill und machſt nicht die mindeſte

Bewegung, als wolltest Du Dich losreißen, und stellst Dich sehr entrüstet, daß man einen Unschuldigen so mir nichts dir nichts beschuldigen kann. Wenn Du arretirt wirst, schadet es auch nichts. Du leugnest Alles ab, man kann Dir nichts beweisen. Da Du noch nie gesessen hast, wirst Du vollständig freigesprochen und kannst nachher noch Deinen Ankläger Injurien wegen und auf eine Entschädigung verklagen. — Du mußt nur dafür sorgen, daß man das gestohlene Gut nicht bei Dir findet, das ist das ganze Geheimniß."

Der junge Mensch schwieg einige Augenblicke, dann sagte er bedenklich:

„Aber wenn man mich nur so lange sitzen läßt, bis ich eingestehe?"

Der Andere lachte laut auf.

„Du thust wahrhaftig mitunter so komisch: Fragen, daß man Dich wahrhaftig kaum für einen so klugen Jungen halten sollte, als Du bist," sagte er. „Sitzen lassen, auf Emmes machen *) das geht wohl bei Sachen, wo Du schon so gut als wie überführt bist und bei Leuten, die schon bestraft sind; aber wenn Dir etwas zustoßen sollte, daß Du in Langeweile vierzehn Tagen schon wieder los und kannst, wie gesagt auch ebenein klagen. — Alles in der Welt, nur nicht gestehen, das ist das ganze Geheimniß, wie man da eben durchkommt. — Na, wenn Du wirklich ein paar Wochen in den Kahn kommen solltest, werden sie Dir schon etwas von der Gesetzkunde beibringen, und Du wirst ganz andere Ansichten von der Sache bekommen, als Du jetzt hast. — Du bist grade in dem rechten Alter, noch etwas zu lernen, und wer in seiner Jugend nicht einmal gesessen hat, bringt's auf mein Wort nie zu was Großem in der Welt. — Aber da sind wir bereits am Gensd'armenmarkt, mein Junge, und es schlägt eben ein Viertel auf Zehn, das Theater kann

*) Bekenntniß ablegen.

jeden Augenblick aus sein; doch wir dürfen nicht zusammen stehen und warten, ich bin den Gensd'armen leider bekannt genug. Gehe Du rechts an den bedeckten Eingang, und wenn Du siehst, daß die Leute herauskommen, gehst Du vor in das dichteste Gedränge. Ich werde dicht hinter Dir sein. Wenn Du einen Freier siehst, so brauchst Du mich nur anzusehen, ein Griff, und dann vergiß nicht, mir sogleich Alles zuzustecken. — Hörst Du? -- Auch dann, wenn der Valhei*) keinen Lärm macht und nichts merkt.

Anton nickte, zum Zeichen, daß er verstanden habe, dann verließ er seinen Gefährten und eilte quer über den Platz vor dem Schauspielhause, sich zwischen die dort aufgestellten Equipagen und Droschken hindurchdrängend, bis er den bezeichneten Eingang erreichte.

Der Corridor, durch welchen man zu der Thür gelangte, die hauptsächlich zum Ausgang benutzt wird, war hell erleuchtet, und contrastirte daher um so auffallender mit der auf der Straße herrschenden Dunkelheit. Dienstmädchen in großen Mänteln und kleinen Pelzkappen, Bediente in langen Ueberröcken, die Mäntel ihrer zu erwartenden Herrschaft über den Arm tragend, standen wartend, einzeln, oder auch zwei und zwei, mit einander plaudernd umher, ein paar zerrissene Buben kauerten in einer Ecke, von wo aus sie in die innern Räume des Hauses hineinzugucken konnten, wenn Jemand zufällig die Thür öffnete, und erzählten einander in flüsterndem, heimlichen Tone von all den Herrlichkeiten, die drinnen sein müßten, während ein eben so erbärmlich und zerlumpt aussehendes kleines Mädchen mit einem Korb, in welchem Schwefelhölzchen enthalten waren, die sie während des Tages vergeblich den Vorübergehenden zum Kauf angeboten hatte, neben jenen auf der Diele hockend, vor Müdigkeit und Hunger eingeschlafen war.

In einem Winkel, entfernt von allen diesen Personen, lehnte

*) Der Bestohlene.

ſich Luten gegen die Wand. Die Vorſtellung war noch nicht beendet. Des jungen Mannes fieberhafte Ungeduld, die Angſt und Beklemmung, welche ſein Blut ſchneller durch die Adern trieb, ließ ihn anfänglich die Minuten mit peinlicher Ungeduld zählen. — Sein Blick fiel auf die außer ihm hier anweſenden Perſonen. —

Er hatte oft genug ebenfalls an dieſem Orte gewartet, wenn ſein Herr im Theater geweſen war; er erinnerte ſich des demüthigenden Gefühls, welches ſich ſeiner bemächtigt hatte, wenn er ſich unter den übrigen Dienſtboten befand: ein unbeſtimmtes Gefühl von Stolz und Anmaßung hatte ihm das Dienen verhaßt gemacht, war die hauptſächliche Veranlaſſung geweſen, daß er ſich in ſeiner gegenwärtigen Lage befand. In dieſem Augenblick empfand er dagegen eine Art von Genugthuung, daß er nicht mehr in dem betreßten Rocke an dieſer Stelle wartete, daß er vielmehr auf ſich ſelbſt, auf ſein unabhängiges, ſelbſtſtändiges Handeln angewieſen war; eine Art von Naturphiloſophie, die man ſo oft bei einem jugendkräftigen, willenſtarken Gemüthe findet, und die oft die herrlichſten Früchte hervorbringt, wenn ſie ſonſt von einer richtigen Weltanſchauung geleitet wird, die aber da, wo dies nicht der Fall iſt, die traurigſten Reſultate zur Folge hat.

So war es leider auch hier der Fall.

Da war dieſer junge, lebensfriſche Mann, faſt noch ein Knabe, in die Welt hineingetreten, ohne eine Stütze, ohne einen Halt zu haben, mit deſſen Hülfe er ſich aus der Niedrigkeit emporſchwingen konnte, welche ihn umgab; aber dennoch lag dieſer Keim des Emporwachſens in ihm und drängte markig und kräftig ſeiner Entwicklung entgegen, aufſchwellend und hervorbrechend mit unwiderſtehlicher Gewalt: — doch kein Gärtner war da, welcher mit ſorgender, kundiger Hand dies üppig ſprießende Gewächs gepflegt, beſchnitten, an das ſchützende Spalier befeſtigt hätte.

In den erbärmlichſten, jammervollſten Verhältniſſen herangewach-

ſen, die man ſich nur zu denken vermag, hatte dieſer junge Mann es dennoch gewagt, den Gedanken zu denken, daß er geboren ſei, ein Menſch mit denſelben Anſprüchen, wie alle die Anderen. War da nicht in ſeinen Adern daſſelbe rothe Blut, warm, duftig, überquellend in dem pochenden Herzen? War da nicht in ſeinen Knochen daſſelbe Mark kräftiger Geſundheit; in ſeinem Buſen nicht daſſelbe Bewußtſein des gottentſprungenen Funkens geiſtiger Willens-Kraft, daſſelbe, wie bei den übrigen Menſchen? — Es war da; — er fühlte es an den Pulſen ſeines Herzens, an dem Zucken ſeiner Nerven, an den ſiedenden Gedanken, welche ſein Gehirn überſchütteten: — er aber diente, war ein Knecht bei denen, die kein anderes Vorrecht beſaßen, als dies äußerliche, ihnen vom Schickſal hingeworfene der höheren Geburt, der Glücksgüter. —

Dieſe gefährliche Philoſophie ließ den jungen Mann vergeſſen, daß dieſe äußerlichen Vorrechte auch nur äußere Vorzüge bedingten; daß die conventionellen Geſetze unſerer Geſellſchaft zwiſchen Arm und Reich eine Schranke gezogen haben, welche Niemand ungeſtraft zu überſchreiten vermag. Hatte er anfänglich nur mit Neid auf diejenigen geblickt, denen Rang und Vermögen eine günſtigere Stellung ſicherten, ſo hatte ſich dieſer Neid bald genug zu dem ihm ſo nah verwandten Gefühle des Haſſes geſteigert; die erhitzte Phantaſie ließ den jungen Mann in jeden Reichen ſeinen natürlichen Feind erblicken.

Zu kräftig, und ſich dieſer geiſtigen und körperlichen Kraft vollkommen bewußt, war es naturgemäß, daß er nicht unthätig in dieſem Zuſtande verharrte, ſondern vielmehr auf Mittel ſann, ſich ſelbſt das zu erſetzen, was ihm das Schickſal ſeiner Anſicht nach auf ſo ungerechte Weiſe entzogen hatte.

Jene zur Schweſter flüchtig geäußerten Worte, daß er geſonnen ſei, ſein Vaterland zu verlaſſen, um anderswo ſein Glück zu verſuchen, hatten in der That einen tieferen Grund in ſeinem Herzen, als

man vielleicht im erſten Augenblick geglaubt hätte. — Es handelte ſich nur um die nöthigen Mittel, die Reiſe zu beſtreiten; aber er hatte keine Ausſicht, dieſelben auf einem geſetzmäßigem Wege herbeizuſchaffen.

In dieſer gefährlichen Stimmung hatte er die Bekanntſchaften geſchloſſen, welche den Unglücklichen allmälig immer näher dem Abgrunde ſeines Verderbens zuführten.

Jenes Mädchen, welches ungeachtet ihrer jammervollen Niedrigkeit dem jungen Manne mit einer Liebe zugethan war, die der nüchterne, philoſophirende Moralprediger für eine ungeſtaltete Mißgeburt der Phantaſie erklären mag, die ſich aber dennoch nicht hinwegleugnen läßt, mit all' der kalten, zerſtückelnden Secirung unſerer Gefühle unter dem ſcharfen Meſſer der Vernunft, jenes Mädchen hatte größtentheils aus ihren eigenen, erbärmlichen Mitteln den Unterhalt ihres Geliebten beſtritten. — Wir wiederholen abermals dieſes Wort, ohne Scheu, ohne Furcht daſſelbe bei einer Gelegenheit wie dieſe zu proſtituiren.

Man ſagt, die Liebe ſei eine Philoſophie, und da das Weib nicht philoſophire, könne es auch nicht lieben. — Nie hat ein Mann eine ſelbſüchtigere Tendenz ausgeſprochen, als gerade dieſe! — Die Liebe iſt das erſte und letzte, das jüngſte und älteſte unſerer Gefühle, und nur wenn in dieſes einen unermeßlicher Tiefe all' die unzähligen andern verſchwinden, wenn da kein anderer Gedanke mehr in unſerer Seele Raum gewinnt, dann darf man ſagen, ich liebe!

Aber den Mann feſſeln andere Intereſſen an das Leben; die Welt macht ihre Anforderungen gebieteriſch an ihn geltend, und wenn er ihnen nicht gehorcht, hört er auf Mann zu ſein; das Weib aber, das liebende, taucht ihre Seele ein in die des Geliebten, ſie kennt, ſie fühlt, ſie denkt nichts anderes, als was er kennt, was er fühlt und denkt, ſie allein vermag zu lieben.

So auch in dem vorliegendem Falle.

Da war dieſes unglückſelige Geſchöpf, auf der tiefſten, niedrigſten Stufe des moraliſchen Werthes ſtehend, die man nur zu denken vermag; in ihrem Buſen ertödtet und zerdrückt alle jene köſtlichen Perlen des Bewußtſeins, die ſtärkende Selbſtachtung, der fromme Glaube, die keuſche Schaam. — Sie hatte mit der Welt abgeſchloſſen; Leichtſinn und Verführung hatten ſie den erſten Fehltritt thun laſſen; es war Niemand dageweſen, welcher ihr die Hand gereicht hatte, ihr emporzuhelfen, ſie war zu ſchwach geweſen, es ohne Hülfe zu thun und ſo war ſie immer tiefer, tiefer geſunken. — Aber gerade in dieſer entſetzlichen Abgeſchloſſenheit von der übrigen Geſellſchaft, in dieſer gottverfluchten, troſtloſen, todten Einöde des ſchuldbeladenen Bewußtſeins, klammerte ſie ſich mit der Todesangſt eines rettungslos Verlorenen an das einzige Gefühl an, welches noch in ihrem Herzen zurückgeblieben war, an die Liebe.

— Wenige Tage, bevor wir dieſe Worte niederſchrieben, führte uns der Zufall in die Polizeiſtube unſeres Reviers. Da waren außer uns noch drei Perſonen zugegen, ein ſtämmiger, wüſt und trotzig ausſehender Kerl mit brantweinsrothem Geſicht und ein Weib, ein treues Ebenbild deſſelben, frech, gemein, ekelhaft; — auf einer hölzernen Bank ſaß die dritte Perſon, auch eine Frau, nicht mehr jung, blaß, ſchwindſüchtig, aber mit jenem himmliſchen Ausdruck von ſtummem, wehmüthigen Dulden auf den bleichen Zügen, wie man ihn nur bei dem Weibe finden kann. Sie hatte ein Tuch um die Stirn gebunden und einzelne Blutstropfen, die ſich unter dieſer Binde hervordrängten, miſchten ſich mit den Thränen in ihren großen, hellblauen Augen. Man erzählte mir nachher ihre Geſchichte. — Jener Mann war früher der Liebhaber der bleichen Frau geweſen, hatte ſie aber verlaſſen, um die Andere zu heirathen. Er war verarmt und krank geworden; ſein Weib kümmerte ſich nicht um ihn und als die verſtoßene Geliebte dies erfuhr, war ſie zu ihm gezogen, um ihn zu warten und zu pflegen, und hatte, da ſie ſelbſt arm war,

ihre Habſeligkeiten verkauft, um ihn zu unterſtützen. Nachher war er geſund geworden unter ihrer liebevollen Pflege, und ſie war geblieben, die Früchte ihres Fleißes, — ſie nähte ſeine Handarbeiten. — für die Wirthſchaft deſſen verwendend, den ſie einſt in beſſeren Zeiten geliebt hatte, den ſie jetzt noch liebte, wenn gleich aller fröhlichen Hoffnung baar. — Aber ſie hatte noch mehr zu tragen, als Alles dies. Dieſer Mann mißhandelte in Gemeinſchaft mit ſeinem entarteten Weibe, wenn er im trunkenen Zuſtande nach Hauſe kam, die unſelige Dulderin, wenn ſie ihm kein Geld mehr geben konnte, und ſie blieb doch bei ihm. Dieſe Mißhandlungen waren an jenem Tage der Art geweſen, daß die Nachbarn die Polizei herbeigerufen hatten, weil ſie für das Leben der Frau fürchteten. Der Sergeant führte die Halbohnmächtige zum Commiſſair, wo eine tiefe Kopfwunde, welche ſie erhalten, vom Arzte unterſucht wurde: ſie ſagte indeſſen aus, daß ſie die Treppe hinabgefallen ſei und ſich auf dieſe Weiſe verletzt habe, und als ſie der Polizeiofficiant mit ernſten Worten ermahnte, die Wahrheit zu ſagen, fing ſie an, noch heftiger zu weinen, und verſicherte unter vielen Thränen, daß ſie nichts Anderes ſagen könnte und daß die böſen Menſchen immer mehr von einer Sache ſprächen, als wirklich daran ſei; allerdings wäre es wahr, daß „ihr Friedrich“ zuweilen etwas heftig ſei, aber er würde ſich nie ſo weit vergeſſen, ſie zu ſchlagen, denn es wäre ja einſt ihr Bräutigam geweſen.

Ein ſolches Benehmen, ſchien auf den Mann, ungeachtet ſeiner Rohheit einen tiefen Eindruck zu machen; er ſtand da niedergeſenkten Blickes und auf ſeinem Geſichte ſah man den Kampf angeborener, fühlloſer Rohheit mit dem Erwachen eines beſſeren Gefühls. —

Der Polizeibeamte ſelbſt war durch dieſen Beweis aufopfernder, weiblicher Hingebung tief erſchüttert; er hieß die Frau ſich entfernen. Sie wankte hinaus, zögernd, einen ängſtlichen Blick auf den zurückbleibenden Mann, einen bittenden auf den Beamten werfend, da ſie dennoch Strafe für ihn fürchtete. —

Dieſe Worte ſind leicht niedergeſchrieben und noch leichter geleſen; aber dieſe bleichen, ſtummen und doch ſo beredten Züge dieſer Frau werden nie aus unſerem Gedächtniß ſchwinden.

Der Schreiber des Polizeicommiſſair erzählte uns nachmals, daß die Unglückliche ebenfalls früher zu jener Klaſſe der elenden Geſchöpfe gehört habe, von welcher wir vorhin ſprachen. — Sie ſtarb bald nach jenem Vorfall in einem Krankenhauſe an der Schwindſucht.

Auf eine ähnliche Weiſe, wenn wir wieder den Faden unſerer Geſchichte aufnehmen, war das Mädchen, welches wir in „der ſchönen Mohrin“ mit dem Namen Maria nennen hörten, dem jungen Menſchen zugethan; ſie würde freudig das letzte, was ſie beſaß, ihr Leben hingegeben haben, wenn es ſich um ſeinen Vortheil gehandelt hätte; ſie hatte, als ſie ihn auf ihre geringen Mittel aufmerkſam machte, keine andere Abſicht, als ihn zu Fleiß und Thätigkeit zurückzuführen. Klüger und erfahrener als er, ſah ſie die unglückſeligen Folgen ſeiner Lebensweiſe voraus; ſie hatte ihn oft genug gewarnt, gebeten; aber ihre Worte waren nicht hinreichend geweſen.

Er dachte wohl an dieſe Worte, als er dort in dem Gange des Schauſpielhauſes lehnte, aber ſie fanden keinen Wiederhall in ſeinem Herzen. Er dachte auch an ſeine kleine, fromme Schweſter, an ihre Bitten, an ihre Thränen, aber er drängte dieſe Gedanken mit Gewalt in den Hintergrund ſeines Herzens zurück. Als aber ſein Auge auf die beiden Knaben fiel, die trotz Hunger und Kälte ſo gemüthlich ſtill mit einander plauderten, auf das erbärmlich ausſehende und doch ſo ruhig ſchlafende Mädchen, da gedachte er ſeiner eignen Jugend. — Es fiel ihm ein, wie auch er oft genug mit dem Schweſterchen ſo auf einer kalten Steintreppe gekauert, zufrieden ein Stückchen trockenes Brod mit ihr theilend, und doch ſo ſtill freudig, vergnügt einander anblickend, wenn ſie dieſe dürftige Mahlzeit geendet. So ruhig, ſo glücklich wie damals war er ſeit langer Zeit nicht ge-

weſen. Er hätte viel darum gegeben, dieſe Augenblicke zurückrufen zu können. —

Dann dachte er weiter; an die zweite Periode ſeines Lebens, an die liebevolle Fürſorge ſeiner Pflegeältern; an die ernſten Worte des Predigers, an dem Tage ſeiner Confirmation; an das Gebot des allwiſſenden Gottes! Du ſollſt nicht ſtehlen.

Und was ſollte jetzt aus ihm werden? — In welcher Abſicht war er hierher gekommen!

Er ſchauderte; das ſchreckliche, beängſtigende Bewußtſein des Verbrechens, welches er mit ſo vielen Spitzfindigkeiten vor ſeinen Blicken verhüllt hatte, trat nackt und deutlich aus dieſen erborgten Kleidern hervor.

Er wendete ſich, einem augenblicklichen Entſchluß folgend, nach der Thür, um fortzugehen.

In dieſem entſcheidenden Moment trat ihm ſein Gefährte entgegen.

„Wo willſt Du hin, Junge;“ ſagte er leiſe flüſternd. — „Das Theater iſt aus. Da, jetzt kommen ſie ſchon. — Nun aufgepaßt.“

XXVIII.

Das erſte Verbrechen.

Aus der geöffneten Thür des Schauſpielhauſes wogte die luſtige, bunte Menge. Alte Damen in jugendlicher Toilette; friſche, liebliche Mädchengeſichter, die von Hitze und Aufregung glühenden Wangen hinter dichtem Schleier vor der kalten Nachtluft bergend; ſehr lange Herren in ſehr kurzen Makintoſhs und ſehr kleine in großen Mänteln; Kinder, an der Hand der Mutter, die ſich noch gar nicht zurecht finden können, aus der glänzenden Zauberwelt, die ſie umgab, in die gewöhnliche, kalte Nacht, und welche dieſe wunderbare Geſchichte von der ſie ſo eben Zeuge waren, lebendig auf ihren blühenden Märchengeſichtern zur Schau tragen. —

Das Rufen und Schreien nach den Wagen und Fiakern nimmt gar kein Ende, die Kutſcher fluchen und ſchimpfen, die Gensd'armen gebieten Ruhe, die Fußgänger ſtoßen und treten ſich und bitten um Entſchuldigung, man weiß nicht, wo all' das Gewühl mit einem Male hergekommen iſt.

Durch dieſe lärmende, rufende, ſchwatzende Menge drängten ſich

auch zwei Herren etwas raſch vorwärts, um womöglich noch eine unbeſetzte Droſchke zu finden.

Es waren Cartentierce und der Vicomte.

Der Letztere ging voran, dicht hinter ihm folgte der Graf. Als dieſer, den Corridor verlaſſend, den erſten Schritt hinaus in's Freie trat, drängte ſich ein junger Menſch haſtig zwiſchen ihm und dem Vicomte hindurch; zugleich fühlte er eine haſtige ruckende Bewegung an ſeiner Weſte, über welche er den Oberrock nicht zugeknöpft hatte. Schnell wie der Blitz hatte er mit der rechten Hand den jungen Menſchen gepackt, während er mit der linken nach ſeiner Weſtentaſche fühlte. Seine Uhr war entwendet. Dieſe Uhr war für ihn von unendlichem Werthe. Auf der Rückſeite befand ſich das Portrait Rebecca's, das einzige was er beſaß.

„Halt Herr; — Sie haben mir meine Uhr geſtohlen," ſagte er drehend, wenn gleich leiſe zu dem jungen Menſchen, den er ungeachtet ſeines Sträubens mit kräftiger Fauſt feſter packte.

„Ihre Uhr!" — Was wollen Sie von mir?" erwiederte der Dieb trotzig.

„Geben Sie mir die Uhr zurück, und ich laſſe Sie ungehindert gehen;" fuhr der Graf fort.

„Ich habe keine Uhr. — Laſſen Sie mich es! — Wie können Sie mich hier feſt halten!" rief Jener barſch.

„Was haben Sie?" fragte der Vicomte, ſich umdrehend.

„Wollen Sie mir die Uhr zurückgeben?"

„Ich habe keine Uhr?"

Durch den Aufenthalt, der durch dieſe Scene herbeigeführt worden war, hatte ſich in der Thür eine Stockung der Herausgehenden gebildet. Es ſammelten ſich eine Menge von Menſchen um die betreffenden Perſonen.

„Was giebt es hier?" fragte ein Polizei-Beamter ſich mit Mühe hindurchdrängend.

Der Graf hatte indeſſen den jungen Menſchen wieder in die Thür hineingezogen. Seine Ueberraſchung, als er ihn bei dem Schein der Lampe erkannte, machte ſich in einem leichten Ausruf Luft.

„Wollen Sie mir die Uhr wiedergeben?“ fragte er noch einmal.

„Nein; ich habe keine Uhr!“

„Was haben Sie mein Herr?“ fragte indeſſen der Polizeioffi-ciant, der jetzt ebenfalls die Hand an den jungen Mann legte.

„Dieſer Menſch hat mir meine Uhr aus der Taſche gezogen;“ antwortete Cartentierce. „Ich habe ihn dabei ergriffen.“

„Ich habe keine Uhr genommen; durchſuchen Sie mich;“ er-wiederte der Angeſchuldigte.

„Da würden wir allerdings nichts finden, das weiß ich ſo gut wie Du;“ ſagte der Beamte ruhig. „Meinſt Du, daß Du der erſte Taſchendieb biſt, den ich arretirt hätte? — — Doch erlauben Sie mir zu fragen, wer Sie ſind, mein Herr?“ wendete er ſich zu dem Grafen.

„Ich bin ein Fremder. — Erſt ſeit wenigen Tagen in Berlin.“

„Haben Sie Legitimation bei ſich? — Bitte, laſſen Sie uns aus dem Gedränge forttreten.“

Der Polizeioffiziant machte ſich, den Arreſtanten feſthaltend, durch die Neugierigen Platz, die ſich um dieſe Gruppe verſammelt hatten, und die beiden Herren folgten ihm in den inneren Corridor des Schauſpielhauſes, wo Cartentiere ſeine Aufenthaltskarte vorzeigte.

„Das iſt vollkommen genügend, mein Herr;“ ſagte Jener. — „Ich werde dieſe Karte behalten; nun noch Ihre Wohnung!“

„Hôtel de Rome.“

„Sehr wohl.“ — Dann wendete er ſich zu einem herbeigekom-menen Gensd'armen: „Bringen Sie dieſen Patron nach der Wache;“ ſagte er. „Durchſuchen Sie ihn und machen Sie dort Ihren Rap-port: — Wegen Taſchendiebſtahl zum Criminalarreſt. — Weiter

kann ich jetzt nichts thun, meine Herren; Sie werden das Uebrige erfahren. — Ich empfehle mich ihnen."

Der Gensd'arm mit dem Arreſtanten und der Polizeibeamte entfernten ſich. Gartentierce und Davernay folgten: der Erſtere auf's Aeußerſte verſtimmt über den erlittenen, wahrſcheinlich ſchwer auszugleichenden Unfall. — Er hätte lieber einen bedeutenderen Verluſt erlitten, als gerade dieſes ihm ſo theure Kleinod verloren; aber er würde ſein ganzes Vermögen, ſein beſtes Herzblut darum gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß der, welchen er ſo eben den Händen des Geſetzes übergeben, ſein eigenes Kind, ſein langgeſuchter Sohn ſei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

(Ende des zweiten Bandes.)

Die

Myſterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

Dritter Band.

Berlin, 1844.
Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

104

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XXIX.

Ein Besuch.

Es war etwa gegen zehn Uhr Vormittags des Tages, welcher den zuletzt erwähnten Begebenheiten folgte, als Madame Leberecht, die sehr behaglich im Innern ihres Ladens saß und sich damit beschäftigte, mit den vorübergehenden Herren zu blinzeln, oder von Zeit zu Zeit die glühenden Kohlen anzublasen, die sich in einer Art von eisernem Topfe befanden, den sie zwischen ihre ausgespreizten Beine gesetzt hatte, als diese würdige Dame in ihrer genußreichen Beschäftigung durch den Eintritt der Frau unterbrochen wurde, welche am verwichenen Abend das Zwiegespräch mit dem Banquier gehabt hatte.

„Guten Tag, Madame," sagte die Eintretende. „Wie befinden Sie sich; ich denke, wohl. — Ist Ihr Herr Gemal zu Hause? — Ich möchte gern einige Worte mit ihm sprechen."

„Zu Haus ist er allerdings; — ich glaube aber kaum, daß er zu sprechen ist, meine Liebe, denn er ist sehr beschäftigt."

Madame Leberecht nahm bei diesen Worten einen sehr vorneh-

men Ton an und hatte auch den Gruß der Frau nur durch ein her ablaſſendes Kopfnicken erwiedert; denn abgeſehen davon, daß ſie als Frau eines Bürgers und Meiſters bedeutend über die geſellſchaftliche Stellung jener Perſon erhaben war, hielt ſie ſich auch in moraliſcher Beziehung für bedeutend höher geſtellt und mit beſonderer Verachtung blickte ſie auf eine Perſon hinab, die mit einem Manne in ſo vertrautem Umgange lebte, ohne daß dieſes Verhältniß durch die Sanction der Ehe zu einem geſetzlichen Inſtitute gemacht worden wäre. — Ihr Schicklichkeitsgefühl empörte ſie, einer ſolchen Frau gegenüber.

„Es iſt aber eine Geſchäftsſache, in welcher ich mit ihm reden möchte;“ ſagte Line.

„Eine Geſchäftsſache?“ fragte Madame Leberecht. — „Kann ich es nicht auch wiſſen?“

„O ja, es iſt kein Geheimniß; — aber ich muß Ihren Mann ſelbſt ſprechen.“

„So gehen Sie nur hinauf. — Er iſt eben.“

Madame Leberecht deutete, ohne ſich weiter zu rühren, nach der Thür im Hintergrunde, die jener hinlänglich bekannt war. Sie ſtieg die Treppe hinauf, pochte und öffnete die Thür des Wohnzimmers.

Der Schuhmacher ſaß bei ihrem Eintritt auf dem Sopha, ſeine kurze Pfeife rauchend, vor ihm ſtand auf dem Tiſch eine hölzerne Schaale, in welcher ſich Geld befand, und die beiden hoffnungsvollen Knaben, der Bucklige und der Zögling des Vater Matthes ſtanden an der andern Seite des Tiſches ihm gegenüber. — Als er die Frau eintreten ſah, nickte er ihr grüßend zu, machte indeſſen mit der Hand eine abwehrende Bewegung, um dadurch anzudeuten, daß ſie ihn nicht ſtören möge. — Er ertheilte den beiden Knaben Unterricht.

„Wie ich Euch alſo ſagte, Kinder,“ fuhr er in ſeinem Vortrage fort, der einen Augenblick unterbrochen geweſen war; „wenn Eure

Hand auch jetzt noch zu klein ist, um etwas Gruſles zu unternehmen, ſo erfordert das Chillewen *) doch flinke Finger und langjährige Uebung, und Ihr werdet, wenn ich längſt im Grabe ruhe, mich noch dafür ſegnen, daß ich Euch ſo früh etwas Rechtes lernen ließ. Ein Chilfer kann in der Welt nie untergehn. — Er braucht keinen Baldower, um die Gelegenheit auszukundſchaften; er braucht keinen Schärfenſpieler, um ſich beim Verkauf prellen zu laſſen, er iſt ein ganz unabhängiger, freier Menſch. — Und dann noch der Vortheil, daß der Chilfer, wenn er nur ein Bischen klug iſt, niemals abgefaßt werden kann. — Wird man wirklich einmal von einem klugen Jungen auf der That ertappt, das heißt mit dem Gelde in der Hand, ſo iſt doch kein Zeuge weiter da, und ich denke, Ihr werdet das goldene Sprichwort nicht vergeſſen haben: ein Zeuge iſt kein Zeuge. — Mit dem Chillewen nah verwandt und dem Chilfer ganz unentbehrlich iſt noch das Zuplanten, das heißt, die Kunſt, dem Balbei, **) wenn er ſeinen Schaden merken ſollte, die Meſſumme wieder zuzuſtellen; man thut dies häufig, wenn man keine große Weitläuftigkeiten haben will. Ihr habt mich alſo verſtanden, Kinder?“

Die Knaben bejahten und der Schuhmacher ging nun zu der Sache ſelbſt über, indem er durch Theorie ſowohl als durch Praxis an der auf dem Tiſche ſtehenden Geldſchwinge ſeinen Eleven erläuterte, wie der Chilfer die Hand auf das Geld zu legen und ſich mit ſchneller Bewegung des Daumens ſeiner Beute flink und geräuſchlos zu bemächtigen habe. Die gelehrigen Schüler ſtellten auch ſogleich einige betreffende Verſuche an, wobei Karlchen ſich ſo geſchickt zeigte, daß er zwei Viergroſchenſtücke, anſtatt ſie wieder zu dem übrigen Gelde zu werfen, in ſeine Hoſentaſche gleiten ließ, eine Bewe-

*) Falſchwechſeln. Beim Wechſeln ſtehlen. Subſt. Chilfer.
**) Beſtohlene.

gung, die indeſſen dem geübten Auge des Schuhmachers nicht entging, welcher alsbald die Herausgabe des Geldes verlangte. Karlchen leugnete indeſſen und als Leberecht ärgerlich wurde und meinte, er habe es geſehen und wiſſe, wie viel Geld in dem Napf geweſen ſei, entgegnete der Junge ſehr ruhig, daß da Jeder kommen könnte und ſagen, er hätte ſo und ſo viel in der Kaſſe gehabt; ein Zeuge ſei kein Zeuge, und man ſolle es ihm nur beweiſen. Der Schuhmacher lachte Anfangs ſehr laut über dieſe Vertheidigung, da es aber ſchien, daß Karlchen alles Ernſtes geſonnen ſei, die beiden Geldſtücke zurückzubehalten, wurde er ärgerlich und ſagte, daß er zu dem Beweismittel des Knieriems ſchreiten würde, wenn ihm nichts anders übrig bliebe, worauf der Knabe fragte, wie viel Geld in der Schwinge geweſen ſei und dann, nach erhaltener Antwort, den Schuhmacher aufforderte, nachzuzählen, ob die Summe nicht ſtimme. Bei dieſer Gelegenheit wußte er die genommenen Geldſtücke ſo geſchickt wieder zu dem übrigen Gelde zu legen, daß der Schuhmacher ſelbſt es beinahe nicht gewahr geworden wäre, über welche Gewandtheit dieſer in ſolchem Grade gerührt war, daß er den Knaben in ſeine Arme ſchloß, ihn auf die Stirn küßte, während eine Thräne in ſeinen Augen blinkte, und ſagte, er werde es in der That dereinſt ſehr weit bringen und ſeinem Lehrer keine Schande machen. Als er aber die Thräne abwiſchen wollte, vermißte er ſein Schnupftuch, welches ihm Karlchen während der Umarmung aus der Taſche gezogen hatte, und obſchon daſſelbe von Seide war, konnte er doch nicht umhin, es ſeinem Schüler als Geſchenk zu überlaſſen, womit für diesmal die Lehrſtunde beſchloſſen und die beiden Knaben entlaſſen wurden.

Der Schuhmacher wendete ſich nunmehr zu der Frau.

„Nun was bringſt Du mir, Line?“ ſagte er. — Rück' Deinen Stuhl hierher und ſprich. Ich will bald ausgehn.“

„Gutes und Schlechtes;“ entgegnete die Frau, näherrückend; „wie man's grade nehmen will.“

„Nun da muß man's nur gut nehmen. — Aber was hat's denn gegeben?“

„Der blasse Johann iſt geſtern Abend beim Theater geweſen, des Torſdruckens wegen, und hat einen jungen Bengel bei ſich gehabt, der iſt verſchütt gegangen.

„Wirklich? — Ich hab's ihm noch geſagt, er möchte ſich vor ſolchem Pfuſcher in Acht nehmen,“ ſagte der Schuhmacher verdrießlich. „Wer weiß, ob der Junge nicht pfeift, wenn ſie ihm die Hölle heiß machen.“

„Johann meint zwar, daß man ſich auf ihn verlaſſen kann, aber er will ſich doch verſehn. — Er hat jetzt keinen Dienſt und möchte gern untergebracht ſein, bis die Unterſuchung geſchloſſen iſt. — Wiſſen Sie nichts für ihn? Er kam geſtern Abend ſpät noch zu Matthes und hat mich gebeten, Sie zu fragen.“

Der Schuhmacher ſann einige Augenblicke nach.

„Wir müſſen etwas für ihn thun,“ ſagte er dann; „ſchon um unſrer ſelbſt willen. Ich habe in der Steingaſſe eine Frau wohnen, die mir viel Verbindlichkeiten ſchuldet, ich werde mit ihr ſprechen. Du kannſt ihm ſagen, daß er gegen Abend zu mir kommen möchte. Aber was giebt es ſonſt?

Der zweite und wichtigere Punkt, um deſſentwillen dieſe Frau den Schuhmacher aufgeſucht hatte, betraf die Auslieferung jener Papiere, die ſich, wie ſie von Lampert erfahren, in ſeinem Beſitz befanden, und für welche der Banquier ihr jene Summe geboten. Einem Manne gegenüber, der ſo wie der Schuhmacher in alle Pfiffe und Liſten ſeiner Kameraden eingeweiht war, war dies grade kein allzu leichtes Unternehmen. Jedenfalls glaubte ſie jedoch beſſer dazu geeignet zu ſein, als Lampert, der weniger Verſchlagenheit und Gewandheit, als ſie beſaß.

Nachdem ſie daher aus ihrem grün und weiß geflochtenen, grade nicht ſehr zierlichem Strohkorb eine kleine Schnupftabacksdoſe hervorgelangt, dem Schuhmacher eine Priſe geboten, ſich gleichfalls damit verſorgt und mit großer Umſtändlichkeit die Naſe, mittelſt eines blauen, baumwollenen Tuches gereinigt hatte, um ſich während deſſen auf eine Anrede zu beſinnen, ſagte ſie:

„Das andere betrifft die Geſchichte von vergeſtern Abend, und zuerſt muß ich Ihnen ſagen, daß es unſinnig genug von Euch geweſen iſt, mir nicht vorher zu ſagen, wo der Maſſematten ſtand. Ich habe Lampert ein paarmal gefragt, aber er wollte nicht mit der Sprache 'raus. Solche Geheimnißthuerei iſt unter guten Freunden wahrhaftig nicht angebracht."

„Das ſind leere Redensarten," entgegnete der Schuhmacher; „und wenn Du weiter nichts ſagen willſt, thäteſt Du beſſer, zu ſchweigen. Was hätten wir denn für Vortheil gehabt, wenn Du wirklich etwas gewußt hätteſt?"

„Ich glaube mehr, als Sie ſo von dem ganzen Handel gehabt haben, denn Sie müſſen wiſſen, daß ich bei Levin's ſo gut bekannt bin, wie in meinem eigenen Hauſe."

Der Schuhmacher machte bei dieſen Worten ein erſtauntes Geſicht.

„Lampert hat doch wieder nicht das Maul halten können," ſagte er ärgerlich; „da bin ich anders; ich ſpreche nie mit meiner Frau in Geſchäftsangelegenheiten."

„Schlimm genug, wenn Sie's nicht thun. — Ihr Männer dünkt Euch immer kluger, als wir. Nun habt Ihr die Papiere da liegen und könnt ſie in einem Käſeladen verkaufen, wo man das Pfund mit ſechs Dreiern bezahlt.

„Wir haben allerdings Zeit verloren," entgegnete jener, ohne auf dieſen Stich etwas zu erwiedern; „aber weiter nichts, denn ich

bin feſt entſchloſſen, die Sache noch einmal zu verſuchen, und wenn Du dann wirklich etwas helfen kannſt, ſollſt Du mit dabei ſein."

„Soll mir lieb ſein," fuhr die Frau fort; „und ich denke, Ihr wißt Alle, daß ich jeder Zeit zu gebrauchen bin; aber," ſetzte ſie mit dem gleichgültigſten Geſicht von der Welt hinzu; „es iſt jetzt ſchon eine Kleinigkeit zu verdienen, zwar nicht viel, doch ganz ohne Mühe, und man muß bei dieſen ſchlechten Zeiten alles mitnehmen."

„Du weißt, daß ich nie Etwas von der Hand weiſe und wenn es auch nur eine Kleinigkeit iſt; ich ſtehe nicht allein, ich habe für meine Frau zu ſorgen," verſetzte Leberecht mit großem Ernſte; „Was iſt's."

„Zu thun habt Ihr weiter gar nichts dabei, ich will die Sache allein machen."

„Du?"

„Ja wohl ich. — Die Sache iſt nämlich einfach die, daß der Banquier eine Belohnung von funfzig Thalern für die Wiedererlangung jener Papiere ausgeſetzt hat."

„Hat er wirklich?" rief der Schuhmacher beſtürzt.

„Gewiß, ich habe ſelbſt die Anſchlagezettel an den Ecken geſehen. Es wäre in der That nicht ſchwer, wenn wir uns das Geld verdienten."

„Du biſt nicht recht geſcheut. — Ein unvorſichtiges Wort könnte uns ſchön in die Patſche 'rein reiten; es iſt ſchon dumm genug, daß ich dieſe verwünſchten Papiere in's Haus gebracht habe, aber ich will ſie noch dieſen Augenblick in den Ofen werfen."

„Sie werden doch nicht," rief Line, ihn zurückhaltend; „weßhalb ſollen wir das Geld nicht mitnehmen?"

„Bah, um dieſe Kleinigkeit ſetz' ich mich ſolcher Gefahr nicht aus."

„Vielleicht iſt aber mehr damit zu machen."

Der Schuhmacher ſah die Sprecherin mißtrauiſch an; hatte er auch bisher in dieſer gleichgültigen Sache keinen Argwohn gehegt, ſo

war ihm doch dieſe letzte Bemerkung zu auffallend, als daß er nicht ſeine Muthmaßungen gehabt haben ſollte.

„Es iſt einmal mein Grundſatz, keine fremde Sachen in meiner Wohnung zu haben," ſagte er im entſchiedenen Tone, „Ich werde dieſen Bettel auf der Stelle verbrennen."

Wirklich machte er Miene das Zimmer zu verlaſſen; aber die Frau hielt ihn abermals zurück, indem ſie ſagte, er möge ſie doch erſt ruhig ausſprechen laſſen, dann werde er gewiß auch ihrer Meinung ſein. Hierauf ſetzte ſie ihm ſehr ausführlich auseinander, wie ſie nach Potsdam hinüberfahren und von dort aus an den Banquier ſchreiben wolle, er möge das Geld an einen näher zu bezeichnenden Ort hinbringen und dann die Documente in Empfang nehmen. Dieſe Sache ſei die Gefahrloſeſte von der Welt, denn man könnte ja einen ſolchen Ort wählen, wo alles zu überſehen und kein Hinterhalt zu befürchten wäre.

Der Schuhmacher hörte mit ruhigem Lächeln ihren Worten zu und als ſie geendet, ſagte er, ſeine Pfeife mit großer Vorſicht in einen Spucknapf ausklopfend, damit er die blank geſcheuerten Dielen nicht beſchmutze:

„Was willſt Du mir altem Ehechem mit ſolchem Lügenkram kommen, das ſind faule Sachen und wenn Du mich machen willſt, mußt Du's anders anfangen."

„Spaß, das ſollte mir auch noch in den Sinn kommen," entgegnete Line verächtlich; „wenn Sie das Geſchäft nicht machen wollen, behalten Sie die Papiere und machen Sie damit, was Sie wollen. — Freilich, einem ſo reichen Manne kann es auf fünf und zwanzig Thaler nicht ankommen, aber Sie werden alsdann uns doch das Geld geben, denn wir haben's wahrhaftig nicht ſo wegzuwerfen."

„Das wär' ein neues Geſchäft," lachte Lebrecht; „ich ſoll Euch fünf und zwanzig Thaler herausgeben, nicht wahr?"

„Gewiß.“

„Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich's thue. Was ſoll ich mit dieſen Wiſchen anfangen?“

„Daſſelbe wos wir 'mit machen, wenn wir Ihnen das Geld zahlen.“

Der Schuhmacher ging einige Zeit nachdenkend im Zimmer auf und ab, während er die Arme auf dem Rücken kreuzte.

„Höre 'mal, Line,“ ſagte er endlich; „man muß bei Euch Frauensleuten immer die Augen aufhaben, ſonſt wird man betrogen und gemacht auf alle mögliche Weiſe. Du weißt aber, daß das bei mir nicht ſo leicht möglich iſt. Ich halte Dich für viel zu klug, als daß Du Dich in ſolchen faulen Schwindel einlaſſen ſollteſt, wie die Potsdamer Geſchichte, die Du mir vorher ſo hübſch mundrecht machen wollteſt. Laß uns vernünftig reden; ich weiß recht gut, daß Du irgend etwas mit den Papieren anfangen willſt, wovon ich keine Wiſſenſchaft beſitze, aber ich kann mir eben ſo gut an den fünf Fingern abzählen, daß Du dabei mehr verdienſt, als funfzig Thaler, ſonſt würdeſt Du mir wahrhaftig nicht die Hälfte zukommen laſſen wollen, und ich kann Dir offen ſagen, daß ich's bei meiner Ehre nicht beſſer gemacht hätte. — Du wirſt mir alſo glauben, daß ich's ſo billig nicht thun kann.“

„Sie thun mir wirklich unrecht,“ entgegnete die Frau mit einem höchſt ehrbaren Geſichte; „wenigſtens wenn Sie glauben, daß ich mehr dabei verdiene; freilich, wenn ich ganz offen ſein ſoll, ſo iſt's ein bischen anders. — Ich kenne nämlich den Banquier und habe ihn zufällig auf der Straße begegnet, da hat er mir geſagt, daß er beſtohlen worden ſei, daß er gern etwas d'rum geben wollte, wenn er die Sachen wieder kriegen könnte, denn mit der Polizei ſei doch nichts anzufangen.

„Da iſt eher Wahrſcheinlichkeit d'rinn; — und mit der Bekanntmachung iſt es alſo nichts?“

„Nun.“

„Nun kann ſie iſt es auch mit den funfzig Thalern nichts,“ ſagte der Schuhmacher ſehr beſtimmt; „der Mann muß ſeine beſonderen Gründe haben, wenn er ſich nicht an die Polizei wendet und dann ſind die Sachen entweder viel werth oder gar nichts; ſind ſie aber nichts werth, ſo giebt er keine funfzig Thaler dafür, ſind ſie aber viel werth, ſo muß er auch mehr dafür bezahlen. — — Siehſt Du wohl, mein Kind, ſo muß man's Geſchäft betreiben und ich habe Dir vorher geſagt, wenn Du mich betrügen willſt, mußt Du früh aufſtehen.“

Nicht ohne ſelbſtgefälliges Lächeln bemerkte der Sprecher bei dieſen Worten die ſchlecht verhehlte Verlegenheit, welche ſich auf den Geſichtszügen der Frau malte. Nach einer Pauſe ſagte ſie:

„Und was ſollen wir Ihnen denn eigentlich geben? Wie viel verlangen Sie?“

„Hm, eine komiſche Frage: ich will nicht einen Sechſer mehr, als mir zukommt, das heißt, die Hälfte von dem, was Ihr erhalten werdet.“

„Das habe ich ja ſchon geboten, fünf und zwanzig Thaler.“

„Sprich nicht weiter davon, wir haben das Geſchäft zuſammen gemacht und wollen es auch zu Ende bringen. Ich werde dabei ſein, wenn Du das Geld in Empfang nimmſt oder noch beſſer, ich werde die Sachen ſelbſt abgeben: ſie kommen nicht eher aus meiner Wohnung.“

„Wie Sie darüber denken. Aber Sie werden ſehen, daß ich die Wahrheit geſagt habe; ich wollte auch mehr, als funfzig Thaler haben, aber es war weiter nichts zu machen. — Ich denke, daß doch nichts davon verloren gegangen ſein wird?

Die Frau bemühte ſich bei dieſen Worten ein ſehr gleichgültiges Geſicht zu machen.

„Ich habe gewiß nichts verloren, ſondern Alles wieder hinein-

gepackt, obgleich Lampert ſagte, ich möchte lieber den ganzen Bettel wegwerfen. Der Kaſten ſteht übrigens unten im Keller."

„So holen Sie ihn herauf."

„Wozu?"

„Nun, ich dächte, daß Sie gegen mich mißtraniſch genug ſind und mir nun erſt erlauben müſſen, nachzuſehen, ob alles da iſt, bevor ich ein Wort weiter ſage."

Der Schumacher lachte.

„Siehſt Du, das iſt ganz verſtändig," ſagte er; „ich nehm's Dir gar nicht übel, wenn Du nichts ſagſt; im Geſchäft hört jede Freundſchaft auf, und ſo will ich denn den Kaſten heraufholen." Er ging bei dieſen Worten nach der Thür und ließ die Frau auf einige Augenblicke mit ſich und dem Gedanken, wie es ihr am leichteſten gelingen möchte, ſich aus dieſer unangenehmen Lage herauszuziehen, zurück. Bereits nach wenigen Minuten kehrte er jedoch wieder, das lang' beſprochene Käſtchen unter dem Arme tragend.

„Hier," ſagte er, indem er daſſelbe auf den Tiſch ſetzte; „da bringe ich die ganze Geſchichte, und ſoll mich der Teufel holen, wenn auch nur das Geringſte mit meinem Wiſſen und durch meine Schuld davon verloren gegangen iſt.

Das Käſtchen ſelbſt beſtand, wie ſchon erwähnt, aus gewöhnlichem weißen Blech und war durch ein kleines Vorlegeſchloß verſchloſſen geweſen, welches die Diebe indeſſen abgeſprengt hatten. Der Schuhmacher hatte daher den unverſchloſſenen Deckel mit einem Stückchen Bindfaden zugebunden. Dieſen löſte er jetzt und öffnete ihn. Ganz oben auf lag ein verſiegeltes Papier, welches eine Art von Document zu ſein ſchien. Die Frau griff darnach, um es heraus zu nehmen; aber Lebrecht hielt ihre Hand zurück.

„Ich kann nicht leſen," ſagte er; „es thut mir leid genug, daß meine Eltern es mich nicht lernen ließen; aber da ich nicht leſen kann, ſo darfſt Du es nicht; bleib da mit den Fingern weg, hörſt Du?

Du haſt Dich nun davon überzeugt, daß noch alles da iſt, wenn es auch ein bischen in Unordnung gekommen iſt, denn wir waren beide verdrießlich, da wir nach Geld ſuchten und nichts fanden. — — Aber halt, wer iſt da unten?

Ohne das Käſtchen zu vergeſſen, welches er nicht aus der Hand ließ, bückte ſich der Schuhmacher zur Erde und ſchlug den Teppich zurück, welcher jenes Loch bedeckte, durch welches er ſich, wie ſchon früher geſagt, mit den unteren Räumen ſeiner Wohnung in Verbindung zu ſetzen pflegte. Nachdem er einen Augenblick aufmerkſam hinabgeblickt, rief er hinunter:

„Aha, ihr ſeid's! Guten Morgen meine Herren, guten Morgen!“

Gleich darauf hörte man Fußtritte auf der zu der oberen Stube herauf führenden Treppe, und Gartentierce und Davernay traten ein.

„Das nenne ich einen unerwarteten Beſuch, aber ſogleich eben ſo unerwartet, als erwünſcht;“ ſagte der Schuhmacher mit ſehr groſſer Höflichkeit, während Jene ſich dagegen wegen der unerwarteten Störung entſchuldigten, beſonders da ſie ſahen, daß der Schumacher ſich nicht allein befand. Leberecht entgegnete indeſſen, daß ſich's die Herren nur immer bequem machen möchten und lud ſie zugleich ein, auf dem Seyha Platz zu nehmen, worauf Gartentierce, der ſich indeſſen des Geſichts der Frau wieder erinnerte, dieſelbe ſehr freundlich fragte, wie ſie ſich befinde und ob es den anderen Herren, deren Bekanntſchaft er an jenem Abende in der Karlsſtraße gemacht, ebenfalls gut ginge. Zugleich ſtellte er ihr auch den Vicomte als ſeinen Freund vor und während ſie durch das ungezwungene, artige Weſen, welches derſelbe gegen ſie angenommen hatte, ſich ſelbſt geſchmeichelt fühlte und einige entſprechende Antworten gab, hatte ſich der Schuhmacher wieder an die Erde gelegt und rief mit zartklingender Stimme hinab, ob ſeine Frau nichts dagegen hätte, wenn ſie heraufkäme, um für die Herren etwas zum Frühſtück zu beſorgen.

Was die gute Dame hierauf erwiederte, konnten die fremden Herren eben nicht verſtehen, doch ſchien daraus hervorzugehen, daß ſie durchaus nichts Weſentliches einzuwenden hätte, denn der Schuhmacher erhob ſich alsbald wieder von der Erde und öffnete die Schublade einer Kommode, um den Kaſten, den er noch immer in der Hand hatte, dort zu verſchließen.

Gartentierce, richtig vermuthend, daß dies die Kaſſette ſei, über welche er am vorigen Tage mit Lebrecht geſprochen, und deren Inhalt für ihn muthmaßlich von ſo großer Wichtigkeit war, ſtand keinen Augenblick an, ſo unbefangen wie möglich eine directe Frage deshalb zu thun.

„Ja wohl,“ erwiederte Lebrecht ruhig; „es ſind die Papiere, von denen ich Dir ſagte. Ich denke doch, daß ſie noch zu irgend Etwas zu gebrauchen ſein werden.“

„Du wollteſt ſie mir ja zeigen,“ erwiederte der Graf; „gieb einmal her!“

„Jetzt nichts davon, wir können ja ein andermal davon ſprechen, es hat nicht ſolche Eile,“ ſagte der Schuhmacher, einen bedeutenden Blick auf die Frau werfend, um dadurch anzuzeigen, daß er durch die Gegenwart derſelben abgehalten werde, ſich deutlicher über dieſen Gegenſtand auszulaſſen. — Line hatte dagegen dieſen Blick ebenfalls bemerkt und ſagte:

„Sie ſcheinen ſich durch meine Gegenwart geſtört zu fühlen; ich will lieber gehn.“

„Bleib doch, Du biſt närriſch, wir werden uns durch Dich nicht hindern laſſen. Ueberhaupt haben wir keine Geheimniſſe zu beſprechen.“

„Wenigſtens haben Sie Lampert vorher den Vorwurf mit Unrecht gemacht, daß er allein nicht zu ſchweigen verſtände,“ fuhr die Frau etwas gereizt fort; „wie's mir ſcheinen will, haben Sie auch nicht reinen Mund halten können, und wenn ich nach Hauſe komme,

wird ich es Lampert sagen, wie wenig Rücksicht Sie auf Ihre Kameraden nehmen."

„Ah! — Bah," lachte jener; „Du bist verdrießlich, meine Gute, daß ich nicht so dumm gewesen bin, als Du mich hieltest. — Diese Herren haben früher gewußt, was in dem Kasten steckt, als Lampert und ich. Hat er Dir denn nicht vollständig Alles erzählt? Siehst Du wohl, da steckt der Knoten. — — Ja, ja, ich sehe es Dir an, und Du wirst jetzt keinen so hohen Begriff mehr von Deinen Diensten haben, die Du uns hättest leisten können, wenn ich Dir sage, daß diese Herren hier meine besonderen Freunde, vielleicht genauer in dem Hause des Freiers bekannt sind, als Du; denn während ich eben die Fensterlade aufbrach und Lampert unten auf Schmiere stand, waren sie mitten in der Gesellschaft im Ballsaal und hatten uns wahrhaftig mehr genützt, als Du mit aller Deiner Geschicklichkeit, wenn Lampert nicht mit seiner gewohnten Hartnäckigkeit darauf bestanden, daß wir den Massematten allein handelten."

„Davon hat mir Lampert allerdings nichts gesagt," versetzte die Frau, über diese unerwartete Mittheilung erstaunt; indem sich ihr zugleich der Gedanke aufdrängte, ob sie diesen Umstand nicht auf die eine oder die andere Weise zu ihrem Vortheile benutzen könnte, indem sie den Banquier davon in Kenntniß setzte, welche Gesellschaft sich bei ihm einfinde. —

Die Aufmerksamkeit der Anwesenden, welche durch diese Unterhaltung auf die verschiedenartigste Weise in Anspruch genommen worden war, wurde indessen in diesem Augenblick auf einen andern Punkt gelenkt. Und zwar geschah dies durch ein Zwiegespräch, welches unten im Laden Statt fand, und in welchem man außer der lauten, gellenden Stimme der Madame Leberecht, noch eine zweite unterschied, die gleichfalls einem weiblichen Wesen anzugehören schien.

Der Schuhmacher, welcher inzwiſchen ſeinen Kaſten ſicher eingeſchloſſen hatte, guckte wieder durch das bereits mehrfach erwähnte Loch in dem Fußboden hinab, und nachdem er einige Minuten gelauſcht, ſagte er aufſtehend:

„Es iſt Mairoſe; ich kann ſie zwar nicht ſehen, aber ich erkenne ihre Stimme. Das arme Mädchen ſcheint zu weinen, ich muß doch ſelbſt einmal hinuntergehen und nachſehen, was es gegeben hat.“ Er ging bei dieſen Worten zur Thür, die Frau folgte ihm, um auf ſolche Weiſe Gelegenheit zu finden, noch einige Worte allein mit ihm zu ſprechen. So blieben die beiden Herren allein.

Als ſich die Thür hinter jenen geſchloſſen hatte, ſtand der Graf auf und lauſchte einige Minuten, den Athem zurückhaltend, bis ſie die unterſte Stufe erreicht hatten. Dann trat er zu der Kommode, in welcher Lederecht das Kaſtchen eingeſchloſſen hatte. Der Schuhmacher hatte den Schlüſſel zu derſelben abgezogen und zu ſich geſteckt; der Kaſten war zugeſchloſſen.

„Treten Sie an die Thür Vicomte, und wenn Sie Jemand heraufkommen hören, gehen Sie ihm entgegen und halten Sie ihn auf der Treppe auf,“ ſagte Cartentiere haſtig und zog dann aus ſeiner Rocktaſche einige Schlüſſel hervor, die er zufällig bei ſich trug und verſuchte, ob nicht einer zufällig in das Schloß paſſe. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, die durch ſeinen Mangel an Gewandtheit in derartigen Beſchäftigungen eine längere Zeit erforderten, probirte er den letzten, den Schlüſſel zu ſeinem Reiſekoffer, welcher ihm anfänglich viel zu klein ſchien; aber dennoch gelang ihm ſeine Abſicht wider Erwarten. Das Schloß gab nach leichtem Druck nach, und die Schublade ging auf. Haſtig und mit zitternder Hand öffnete er den vornan ſtehenden Kaſten, ſein Blick fiel auf das ſchon vorher erwähnte beſiegelte Papier. Er faltete es auseinander und las die Worte: „Meiner Tochter Rebecca von ihrem Vater.“

In demſelben Augenblick hörte er die ſchwerfälligen Tritte des Schuhmachers, wie er die Treppe heraufkam; er warf das Document an ſeinen Ort, klappte den Deckel zu und ſchob die Schublade wieder hinein. Der Vicomte ging jenem bis an die Stufen entgegen, indem er ſagte: „Ihr bleibt ja ſo lange, ich wollte eben hinunter kommen, um zu ſehen, was es gäbe.“

Indeſſen hat Carentiere glücklich wieder zugeſchloſſen und als er ſich der Thür näherte, klopfte Tavernay ebenfalls um.

„Das iſt eine fatale Geſchichte,“ ſagte der Schuhmacher eintretend, „vielleicht erinnerſt Du Dich des kleinen Mädchens, welches an jenem Abend die Stiefeln hier kaufte, wo Du mich zum erſtenmale beſuchteſt. Sie hat einen Bruder und den haben Sie geſtern Abend beim Theater abgefaßt.“

„Warum? Weshalb?“ fragten Carentiere und Tavernay aus einem Munde.

„Nun wegen Taſchendiebſtahls, weshalb ſonſt; der Junge hatte noch keine Geſchicklichkeit im Arbeiten, und ich hab's dem blaſſen Johann wohl geſagt, er möchte ſich in Acht nehmen, wußte aber nicht, daß es der Bruder der kleinen Roſe war, ſonſt hätte ich's gewiß nicht zugegeben. — Herr Jeſus, Ihr kennt ihn ja auch, es iſt derſelbe, den ihr neulich Morgen bei Matthes geſehen habt, der da in der Ecke am Tiſch ſaß und nachher fortging.“

„Der?“ fragte Carentiere, ſich verwundert ſtellend, „und das iſt wirklich der Bruder dieſes hübſchen Mädchens?“

„Ganz gewiß, es iſt kein Zweifel.“

Carentiere ſchwieg verſtimmt. War es ihm ſchon in dem Augenblicke jenes Vorfalls peinlich geweſen, dieſen jungen Menſchen den Armen der Gerechtigkeit zu überliefern, welcher, wie es ihm geſchienen hatte, noch nicht ſo verderbt war, wie ſeine übrigen Genoſſen; ſo mußte er dies Gefühl doch jetzt in einem noch höhern Grade empfinden, als er hörte, daß dies der Bruder jenes Mädchens ge-

weſen ſei, deren Erſcheinung im erſten Augenblicke einen ſo anmuthigen Eindruck auf ihn gemacht, und welches Gefühl durch den unmittelbar darauf folgenden Vorfall, bei welchem er die Kleine gegen die Zudringlichkeiten jenes Wüſtlings in Schutz genommen, neue Nahrung gefunden hatte. Es war ihm jedoch lieb, daß der Schuhmacher nicht im Entfernteſten ahnte, wer derjenige geweſen ſei, der zu der Verhaftung des jungen Menſchen die unmittelbarſte Veranlaſſung gegeben hatte, denn die Stellung, in welcher er ſich jenen Leuten gegenüber befand, war immer noch ſo zweifelhaft, daß es nur eines geringen Anlaſſes bedurfte, um ein Entdecken herbeizuführen, das leicht alle ſeine Pläne über den Haufen werfen konnte.

Er begnügte ſich daher für jetzt damit, den Schuhmacher blos einfach zu fragen, welche Strafe den jungen Mann ſchlimmſten Falls treffen könne, und ob es nicht möglich ſei, etwas für ihn zu thun, wodurch ſeine Lage gebeſſert werden könne.

„Da läßt ſich allerdings für den Augenblick wenig machen,“ entgegnete Leberecht; „der Junge wird doch hoffentlich nicht ſo dumm ſein, und etwas geſtehen, und dann können ſie ihm gar nichts anhaben. Aber ich will der Schweſter etwas Geld geben, damit ſie es ihm hinbringe, der Junge kann mir's ja nachher wieder geben, wenn er ſeinen Antheil von Johann kriegt; ich glaube, es iſt eine goldene Uhr, die ſie erwiſcht haben, und glücklicherweiſe hat ſie Johann gleich an ſich genommen, noch ehe ſie ihn arretirt haben.“

„Aber wenn er nun geſteht?“

„Nun, dann wird er doch ein Paar Wochen über den Berg kommen; es iſt zwar, wie Roſe ſagt, das erſtemal, daß er ſitzt — und das gute Ding glaubt wirklich, daß er unſchuldig iſt — aber es ſind erſchwerende Umſtände. Doch vielleicht nehmen ſie Rückſicht auf ſeine Jugend. — Dahin aber wird es wohl nicht kommen, denn wenn er auch grade keine große Gewandtheit hat, ſo wird er doch unter keinen Umſtänden ſo dumm ſein, etwas zu geſtehen.“

„Das ſind doch wenig tröſtliche Ausſichten für den armen Burſchen, und ich wünſchte nicht, daß ich keine beſſeren haben möchte," ſagte Davernay, als er ſah, daß Cartouche ſchwieg.

„Nun dazu kann jeder brave Kerl kommen, er weiß nicht wie," erwiederte Lebrecht ſcherzend; „freilich iſt's eine dumme Geſchichte, wenn man ſo zum erſtenmal in der Klemme iſt; ich weiß, wie mir zu Muthe war, als ich das erſtemal in Unterſuchung ſaß. Es war wegen Pferdediebſtahl und ich dachte, es wäre aus mit mir und heulte und ſchrie ganz jämmerlich. Aber da waren ein Paar brave Burſche, mit denen ich zuſammen ſaß, die tröſteten mich und ſprachen mir Muth zu und ich wurde auch wirklich frei geſprochen. Ja, ja, es lernt ſich Alles in der Welt und ich denke, Ihr werdet es auch wiſſen, wie Criminal-Arreſt ausſieht; nicht wahr? He?"

Cartouche erwiederte indeſſen, daß er bis jetzt noch nicht das Vergnügen gehabt hatte, ſich in einem ſolchen Lokale befunden zu haben, worauf der Schuhmacher lachte und meinte, daß das ja weiter nichts Böſes ſei und daß man ſich am allerwenigſten unter Bekannten zu genieren hätte. Er dehnte auch dieſes Geſpräch noch weiter aus, indem er über die Arreſt-Lokale im Allgemeinen und die Berliner Stockhäuſer im Beſondern ſprach, ein Gegenſtand, über welchen er ſich mit ſolcher Umſtändlichkeit verbreitete, daß er alles Vorhergegangene vergaß und nicht eher abbrach, als bis er durch den Eintritt ſeiner Frau geſtört wurde, die ſich anſchickte, die Vorbereitungen zu dem verſprochenen Imbißſtücke zu machen. Dieſes beſtand in einer Flaſche ſehr ſauern Rothweins, einem ſehr kleinen Stück Käſe, ſalziger Butter und einem großen Stück Hausbackenbrot.

Während die freundliche Wirthin ihre Gäſte einlud, nach Belieben zuzugreifen und ſich nicht zu genieren, ſondern ſich nach ihrem Beiſpiel zu richten, die ſie, wie ſie ſich franzöſiſch ausdrückte, immer sans gene wäre, über welchen unbedeutenden Sprachfehler der Bi-

comte ein leichtes Lächeln nur mit Mühe unterdrücken konnte, fragte der Schuhmacher, wie es denn mit dem Maſſematten ſtünde, von dem ſie am vergangenen Tage geſprochen hätten. Der Vicomte, der denſelben in Vorſchlag gebracht, erwiederte darauf, daß die Sache vollkommen ihre Richtigkeit habe und daß er bei den Engländern geweſen ſei, um ſich nochmals von der leichten Ausführbarkeit der Sache zu überzeugen. Dann beſchrieb er dem Schuhmacher noch einmal genauer das Haus und die ganze Oertlichkeit der von ihnen gemietheten Wohnung und ſchloß endlich damit, daß er ihn aufforderte, ſich ſelbſt die Gelegenheit anzuſehen, da er doch mehr und beſſer mit ſolchen Sachen Beſcheid wiſſe, als ſie. Natürlicherweiſe war Leberecht ſehr erfreut, eine ſolche Nachricht zu hören und ſeine Frau ſchien es nicht minder, wenn auch, wie ſie ſagte, nur hauptſächlich darüber, daß ſie die Ehre hätte, einen ſo angenehmen Beſuch zu haben, wobei ſie fortwährend auf eine ſchreckenerregende Weiſe mit Cartentierce kokettirte und ihm auch zuweilen ſehr bedeutſam auf den Fuß trat, indem ſie ſich unaufhörlich entſchuldigte, daß die Herren ſie ſo im Negligé gefunden hätten, aber es ließe ſich nun einmal im Geſchäft nicht anders thun, und es wäre höchſt unrecht von ihrem Manne, daß er ſie nicht vorher von dieſem Beſuch in Kenntniß geſetzt hätte, ſie würde dann gewiß keinen Augenblick geſäumt haben, ihre Toilette auf die geziemendſte Weiſe in Stand zu ſetzen. — Der Graf erwiederte indeſſen mit ſehr großer Höflichkeit, daß die Schönheit in jeder Kleidung ſchön bleibe, über welche Worte die gute Frau ſehr verlegen zu werden ſchien und viele, wenn gleich vergebliche Verſuche zu errethen machte.

Während dieſer Converſation hatte der Vicomte mit Leberecht alles Nöthige verabredet und beſtimmt, daß ſie ſich noch am Nachmittage in einem von dieſem beſtimmten Orte treffen und dann zuſammen ſich die Sache anſehen wollten, um zu überlegen, auf welche Weiſe der beabſichtigte Einbruch am beſten auszuführen

ſer. Der Bramte ſollte ihn deshalb auf dieſem Gange begleiten, damit er gewiß ſei, die richtige Wohnung getroffen zu haben, und um ihm zugleich noch die etwa nöthigen Notizen an die Hand zu geben. Nachdem ſomit alle dieſe Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, fragte der Graf, ob es dem Schuhmacher jetzt gelegen ſei, ihm die betreffenden Papiere zur Anſicht zu geben?

„Sie ſind zu nichts Nutz, mein Junge," erwiederte jedoch der Schuhmacher; „ich habe ſchon vorher mit Line darüber geſprochen; wir haben da unſern beſondern Plan mit, denn Dein Freund, der Banquier, hat eine Belohnung von funfzig Thalern dem Wiederbringer zugeſichert. Da will ſie's nun unternehmen, ſie ihm wieder zuzuſchanzen und ſich das Geld verdienen. Es iſt nur eine Lumperei, was auf den Mann kommt, aber wenn wir das Geld kriegen, könnt Ihr Euch ſicher d'rauf verlaſſen, daß Ihr auch Euer Theil richtig ausgezahlt bekommt.

Die Frau hatte nämlich dem Schuhmacher vorher darauf aufmerkſam gemacht, wie nothwendig es ſei, den Fremden nicht dieſe Papiere zu zeigen, ſondern ſie vielmehr in vollkommener Unwiſſenheit über den etwaigen Werth derſelben zu erhalten.

Gartentierce biß ſich auf die Lippen. Bei dieſer beſtimmten, abſchläglichen Antwort des Schuhmachers ſah er für den Augenblick keine Möglichkeit ein, ſich mit Liſt in den Beſitz dieſer Sachen zu ſetzen, welche für ihn von ſo großem Intereſſe waren. Er bereute es faſt, ſich vorher nicht mit Gewalt derſelben bemächtigt zu haben und dachte ſogar noch daran, es zu thun, denn das glückliche Gelingen aller ſeiner Pläne ſchien ſich an den Beſitz derſelben zu knüpfen. Eine Minute ruhiger Ueberlegung war jedoch hinreichend, ihn das Thörichte eines ſolchen Beginnens einſehen zu laſſen und er begnügte ſich damit, nur zu ſagen, daß es ihm auffallen müſſe, wie ſchnell jener mit ſeinen Entſchlüſſen zu wechſeln pflege. Leberecht verſetzte indeſſen auf dieſe Anſchuldigung, daß es ihm Leid

thäte, wenn ſein Freund eine ſolche Meinung von ihm haben könnte, da er aber bei dieſem Geſchäft nicht allein intereſſirt ſei, ſo müſſe er der Meinung Lampert's nachgeben, der ihn erſucht hätte, dieſe Papiere Niemandem zu zeigen; er wolle indeſſen nicht hoffen, daß ſich jener dadurch beleidigt fühlen könnte, die ganze Sache ſei ja nur ſo unbedeutend und für eine dritte Perſon von durchaus keiner Wichtigkeit.

Da der Graf füglicherweiſe nichts hiergegen einwenden konnte, ohne eine zu große Theilnahme davon zu verrathen, ſchwieg er ſtill, doch nicht ohne durch die Art und Weiſe ſeines Schweigens ſeinen Verdruß an den Tag zu legen. In Folge deſſen glaubte Madame Lebrecht nunmehr das Ihrige thun zu müſſen, ihren Gaſt aufzuheitern, um dadurch jeder möglichen Spannung, die ſich etwa zwiſchen die Herren einſchleichen könnte, vorzubeugen, und ſie wurde daher in dem Maße redſeliger und lebhafter, als der Graf einſylbig und nachdenkend ward.

Endlich an der Möglichkeit verzweifelnd, ſich in den Beſitz jener Papiere, wenigſtens für den Augenblick, zu ſetzen, in welcher Abſicht die beiden Herren eigentlich den Schuhmacher aufgeſucht hatten, erhob ſich der Graf und mit ihm Davernay, um zu gehen.

„Doch noch eins hätte ich beinahe vergeſſen,“ ſagte Jener, nach dem Hut greifend; „das Schickſal dieſes armen, kleinen Mädchens flößt mir beſonderes Intereſſe ein, wenn Ihr vielleicht ſo gut ſein wolltet, mir ihre Wohnung zu nennen, ſo werde ich hingehen und kann vielleicht etwas zu ihrer Unterſtützung beitragen.“

Madame Lebrecht machte bei dieſen Worten ein Geſicht, welches allerlei Zweifel und Vermuthungen auszudrücken ſchien. Dann ſagte ſie in etwas ſpöttiſchem Tone:

„Es wird dieſer Kleinen allerdings wohl ſehr erwünſcht kommen, wenn ſich ein ſolcher Herr, wie Sie, für ſie verwendet; es

kommt bei Ihnen wohl häufig vor, daß Sie irgend eine Hülfsbedürftige unterſtützen?"

„Es iſt unſere Schuldigkeit, gegen jeden Menſchen ohne Ausnahme barmherzig und wohlwollend zu handeln," ſagte der Graf; „und bei Ihren menſchenfreundlichen Geſinnungen, Madame, kann ich es kaum glauben, daß Sie auch nur den entfernteſten Gedanken hegen konnten, ich handelte bei dieſer Gelegenheit aus irgend einer eigennützigen Abſicht."

Mit dieſem ſchönen Grundſatze bezeigte ſich der Schuhmacher vollkommen einverſtanden, obgleich ſeine Frau noch einige boshafte Anſpielungen machte, wie die Herren eine beſondere Geſchicklichkeit darin beſäßen, allen ihren Handlungen den Schein des vollkommenſten Rechtes zu geben, was ſie jedoch durchaus nicht auf den vorliegenden Fall in Anwendung bringen wollte, ſondern nur ſo nebenbei und ohne alle Anzüglichkeit geſagt habe. Leberecht bezeichnete hierauf, an das Fenſter tretend, dem Grafen die Wohnung der Kleinen, und nachdem dies geſchehen war, wiederholte er nochmals, daß er ſich Nachmittag pünktlich am Orte des Rendezvous einfinden werde, worauf man gegenſeitigen Abſchied nahm, wenn gleich der Graf wenig genug mit dem Reſultate dieſes Beſuches zufrieden geſtellt war.

XXX.

Eine unvermuthete Entdeckung.

Die Frau in der Steingaſſe, mit welcher der Schuhmacher, wie er verhergeſagt hatte, wegen des „blaſſen Johann“ Rückſprache nehmen wollte, hieß Haube und hatte ein Geſchäft von leinenen Waaren, die in ihrer Wohnung angefertigt wurden, zu welchem Zweck man jeder Zeit fünf oder ſechs junge Mädchen bei ihr antraf, die ſich zwar wenig mit der Arbeit, aber deſto eifriger damit beſchäftigten, ſich in einer ſehr auffallenden Kleidung weit zum Fenſter hinauszulegen und mit den vorübergehenden Herren zu liebäugeln und ihnen Kußfinger zuzuwerfen. — Es iſt wohl kaum nöthig, daß wir dem Leſer noch genauer angeben, welches das eigentliche Geſchäft dieſer Frau war; — es war das gleiche mit dem, welches die Katze trieb, nur mit dem Unterſchiede, daß es zu einer weit niedrigeren Klaſſe gehörte, als jenes, denn auch das Laſter hat, wie Alles im Leben, ſeine durch Reichthum und Armuth geſendeten Abſtufungen. Nebenbeibei trieb aber die Tante, wie dieſe gute Frau von den jungen

Mädchen, welche ſie beſchäftigte, ſo wie von den jungen und alten Herren, die dieſe Mädchen beſuchten, genannt wurde, ein anderes, nicht minder gewinnreiches Geſchäft, und zwar beſtand daſſelbe darin, daß ſie goldene und ſilberne Schmuckſachen von den profeſſionirten Dieben ihrer Bekanntſchaft kaufte und dann verkaufte. Mit einem Worte, ſie betrieb das Geſchäft einer Hehlerin, jedoch, wie geſagt, nur in einer beſtimmten Ausdehnung, indem ſie ſich durchaus mit keinen andern Sachen, als Pretioſen befaßte. Da ſie bei dieſem Handel mit großer Geſchicklichkeit zu Werke ging, und die geſtohlenen Sachen jedesmal ſehr weit entfernt von dem Orte unterzubringen wußte, wo ſie geſtohlen waren, zu welchem Zweck ſie förmliche Geſchäftsverbindungen im Auslande unterhielt, ſtand ſie in einem ſehr großen Rufe unter allen denen, die mit ihr Geſchäfte machten und wußte dieſe Stellung natürlicherweiſe um ſo mehr zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Sie bewohnte in der genannten Gaſſe eine Wohnung im erſten Stockwerk, die von außen unſcheinbar genug ausſah. Am Fenſter ſah man eine Anzahl von Nachtjacken, Schurzen, Röcken, Hemden und anderen Kleidungsſtücken aufgehängt, und über der Hausthür hing ein weißes, regen- und ſtaubbeſchmutztes Schild, auf welchem mit ehemals blau geweſenen, aber jetzt faſt ganz und gar ausgewaſchenen Buchſtaben, nur mit Mühe die Worte zu entziffern waren: „Niederlage fertiger Wäſche von Friederike Haude.“ Ein ähnliches und durch das Alter eben ſo unſcheinbar gewordenes Schild war über der Eingangsthür ihres Lokals angebracht, während dagegen der Name der Geſchäftstreibenden zum drittenmale auf dem Porzellan-Griff einer ſehr elegant ausſehenden Klingel zu leſen war. —

Als der Schuhmacher die Treppe hinaufgeſtiegen, zog er an dieſe Klingel, worauf eins der vorerwähnten Mädchen ihm öffnete und ihn, auf ſeine Frage nach der Frau vom Hauſe, in das vorderſte Zim-

mer eintreten ließ, welches nach Art eines Verkaufslokals einen Ladentisch und ein Repositorium hatte, die mit einem nicht unbedeutenden Vorrath der bemerkten Waaren angefüllt waren.

Auf den Ruf des Mädchens erschien die Besitzerin des Geschäftes selbst.

Es war dies eine kleine, sehr magere und pockennarbige Person, mit einem durch viele Blatternarben entstellten Gesichte, kleinen, verschmitzten, dunklen Augen, und da sie schon seit sehr langer Zeit an einer Leberkrankheit litt, war ihre Hautfarbe mit einem schmutzigen, ekelhaften Gelb überzogen, der ihren Anblick förmlich widerlich machte.

„Ach Sie sind es, Leberecht," sagte sie eintretend und die Thür hinter sich fest zumachend, nachdem das anwesende Mädchen das Zimmer verlassen; „nun das freut mich, daß ich Sie wohl sehe, Sie machen sich jetzt so selten. Setzen Sie sich. Da ist ein Stuhl. Was macht Ihre Frau? ich denke, sie ist auch noch wohl."

„Nun was bringen Sie mir?" fuhr sie fort, nachdem der Schuhmacher diese Fragen beantwortet und sich niedergesetzt hatte, „wahrscheinlich ist es doch ein Geschäft, nicht wahr?"

„Nicht so eigentlich," entgegnete Leberecht; „ich bin gekommen, um Sie zu ersuchen, mir aus alter Freundschaft eine Gefälligkeit zu erweisen."

„Sie wissen wohl, daß ich gern meinen Bekannten diene," erwiederte Jene; „sprechen Sie nur, was es ist."

„Eine ganz unbedeutende Kleinigkeit. — Ich habe da einen Bekannten, der leicht in eine unangenehme Geschichte verwickelt werden kann, ich meine zur Untersuchung mit herangezogen, und da er gerade Niemand hat, bei dem er beschäftigt ist, so wäre es sehr gut, wenn er bei Ihnen auf irgend eine Weise placirt werden könnte, als Hausknecht oder so etwas."

„Ich lasse mich zwar nicht gern mit dergleichen Sachen ein,"

verſetzte Jene: „denn Sie wiſſen wohl, daß man am beſten thut, ſo wenig wie möglich mit den Herren da eben in Berührung zu kommen; aber Ihnen zum Gefallen will ich's ſchon thun, nur müſſen Sie mir zuerſt ſagen, wie die Sache zuſammenhängt, und dann darf auch Ihr Freund nicht wiſſen, daß ich noch andere Geſchäfte mache, als mit den Mädchen hier."

„Sie hätten nicht nöthig gehabt, mich erſt darauf aufmerkſam zu machen; es iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht und außerdem iſt die Geſchichte durchaus nicht gefährlich, Sie kommen durchaus in keine Verlegenheit."

Der Schuhmacher erzählte hierauf den betreffenden Vorfall mit großer Umſtändlichkeit, und da die Tante nichts dagegen einzuwenden hatte, wurde verabredet, daß der blaſſe Johann noch an demſelben Abend zu ihr ziehen und bei dem Kommiſſarius als eine Art von Bedienter bei ihr angemeldet werden ſollte.

Nachdem dieſe Sache in Richtigkeit gebracht war, wollte der Schuhmacher gehen; aber ſeine Geſchäftsfreundin lud ihn ſehr freundſchaftlich ein, noch ein wenig zu bleiben und eine Taſſe Kaffee bei ihr zu trinken, eine Einladung, die jener auch annahm, obgleich er ſagte, daß er bald nach Hauſe müſſe, da ſeine Frau jedesmal eine Art von Eiferſucht äußere, wenn er in irgend einer Geſchäftsangelegenheit die Wohnung der Tante beſuchte. Dieſe lachte nicht wenig über das freimüthige Geſtändniß Leberechts und führte denſelben alsdann in das Nebenzimmer, wo die jungen Damen ſaßen, welche ſich auf die erwähnte Weiſe beſchäftigten. Aus dieſem Zimmer führten noch zwei andere Thüren, die eine in eine Nebenſtube, welche beſonders zum Empfang der Beſuche eingerichtet war, die andere in ein Hinterzimmer, welches an die Küche ſtieß und von der Tante allein bewohnt wurde, während es gleichfalls durch eine Thür mit dem erſteren in Verbindung ſtand. In dieſem Hinterzimmer nahm der Schuhmacher, nachdem er bei dem Durchgehen die anweſenden Damen mit ſehr großer

Ehrerbietung gegrüßt und einige verliebte Blicke mit der Größten derſelben gewechſelt hatte, Platz, worauf ein ſehr kleines Dienſtmädchen auf den Ruf ihrer Gebieterin erſchien, und eine große Kaffeekanne und zwei Paar elegante Taſſen auf den Tiſch ſetzte und Madame Haube einen Teller mit Kuchen aus einem Eckſpinde hervorlangte, ihren Gaſt einladend, zuzugreifen und ſich nicht weiter nöthigen zu laſſen.

Die erſte Taſſe war indeſſen kaum getrunken, als man abermals den Ruf der Thurklingel hörte, und gleich nachher eins der Mädchen, nachdem ſie ſehr ehrerbietig an die Thür geklopft, mit der Nachricht eintrat, daß der „engliſche Herr" angekommen ſei und die Frau vom Hauſe zu ſprechen verlange.

„Ich werde ſogleich kommen," entgegnete dieſelbe; „laß ihn nur eintreten."

Hierauf wendete ſie ſich, nachdem das Mädchen ſich entfernt, zu dem Schuhmacher und bat denſelben ſehr artig um Entſchuldigung, daß ſie ſich einige Augenblicke entfernen müſſe; aber dieſer Herr ſei ein ſehr guter Kunde von ihr und komme, über ein Mädchen zu ſprechen, in welches er ſich verliebt habe.

Ungeachtet dieſer ziemlich wahrſcheinlichen Angabe glaubte Leberecht doch, eine gewiſſe Verlegenheit in dem Benehmen ſeiner Geſchäftsfreundin bemerkt zu haben, und theils deshalb, theils aus angeborner Neugierde, ſchlich er ſo leiſe als möglich zu der Thür des vorher erwähnten Zimmers, welches ſich neben der Arbeitsſtube befand und in welchem er die Stimme eines Mannes, ſo wie die der Wirthin hörte. Da dieſe Thür indeſſen kein Schlüſſelloch hatte, ſondern nur mit einem einfachen Riegel zu verſchließen war, konnte er nichts verſtehen, aber grade dieſer Umſtand mochte ſeine Neugierde noch mehr gereizt haben und hinlänglich in allen dieſen und ähnlichen Gelegenheiten erfahren und geübt, trat er zu der Küchenthür, verriegelte dieſelbe, verſchloß auch die andere Thür und nachdem er ſich ſomit

vergewiſſert hatte, daß er von keiner Seite überraſcht werden könnte, zog er mit einer Anzahl ähnlicher Werkzeuge einen kleinen Bohrer aus der Taſche, beſchmierte denſelben mit etwas Talg, welches er ebenfalls bei ſich führte und begann ſodann ſo geräuſchlos, wie es nur einem Mann von Handwerk möglich iſt, ein Loch in die Thür zu bohren, die in das Zimmer führte, wo jene Unterhaltung Statt fand. Dadurch, daß er dieſe Operation mehrmals mit dem glücklichſten Erfolge wiederholte, hatte er bald genug ein Loch gemacht, welches nicht allein die Worte der innen Sprechenden deutlicher zu ſeinen Ohren trug, ſondern ihm auch ſogar erlaubte, einen wenn gleich beſchränkten Blick in das Innere des vor ihm liegenden Gemachs zu werfen. Hieran bereits im Voraus denkend, hatte er auch gerade die Mitte der Thür gewählt, um das Loch zu bohren und ſo konnte er, als er ſein Auge an daſſelbe legte, einen kleinen runden Tiſch gewahren, auf welchem ein Käſtchen ſtand, welches er ſogleich für ein Schmuckkäſtchen erkannte. Dieſes Käſtchen war geöffnet und ein Herr eben beſchäftigt, ein Halsband aus demſelben herauszunehmen, um es der Frau hinzuhalten, welche, neben ihm ſtehend, das Geſchmeide mit geübtem Auge muſterte. Einige Augenblicke betrachtete Leberecht das Geſicht dieſes Mannes, das ihm übrigens vollkommen unbekannt war, ſehr genau, um daſſelbe ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, dann legte er das Ohr an die Oeffnung, um zu lauſchen. Er hörte das Folgende:

„Es iſt allerdings ſehr ſchön gearbeitet," ſagte die Frau, „ſehr ſchön, aber die Arbeit kann unſereiner nicht mitbezahlen, verdienen will man doch auch etwas, und dann würde wenig für mich übrig bleiben; ich kann wirklich nicht mehr geben."

„Aber wenn ich Ihnen ſage, daß der Schmuck ſeine dreitauſend Thaler gekoſtet hat, ſo iſt es doch nicht zu viel, wenn ich ein Drittheil fordere."

„Es geht nicht; wie gesagt, sechshundert Thaler will ich geben und nicht einen Sechser mehr.“

„Sie prellen Ihre Kunden auf eine abscheuliche Weise, Madame, ich werde mich nach einem andern Freunde umsehen müssen; man kann nicht dabei bestehen“

„Wie Sie wollen,“ erwiederte die Frau sehr gleichgültig; „ich glaube es aber kaum, daß Sie noch anders wo in Berlin so reell bedient werden, als bei mir.“

„Geben Sie mir wenigstens Siebenhundert Thaler.“

Es erfolgte eine längere Pause, während welcher die Frau wahrscheinlich die ihr vorgelegten Sachen noch einmal prüfte, dann sagte sie:

„Nun gut, damit Sie sehen, daß ich meine Kunden nicht prellen will, so werde ich noch funfzig Thaler zulegen, wollen Sie das Geld? Ich habe es grade vorräthig zu liegen, wenn Sie eine Stunde später kommen, dürfte ich vielleicht schon ein anderes Geschäft gemacht haben. — Nun, wollen Sie diese sechshundert funfzig Thaler?“

Abermals eine Pause.

„Nun so geben Sie her, es ist wahrhaftig schrecklich, ich glaube Sie haben schon genug bei unsern Geschäften verdient, daß Sie endlich aufhören sollten, mich so zu drücken.“

„Ich verdiene wahrhaftig keine zweihundert Thaler dabei,“ sagte die Frau; „und bei einem solchen Geschäft ist es warhhaftig nicht mehr wie billig, wenn man seine hundert Procent gewinnt. Aber wo ist der Schmuck her?“

„Von einer Freundin von mir, der Name thut hier nichts zur Sache; sie ist eine sehr reiche Dame, wie Sie wohl aus den Sachen schließen können, ich wollte sie gestern besuchen und als ich zu ihr kam, stand aus Nachlässigkeit des Bedienten die Thür offen, das Schmuckkästchen auf dem Tisch, ich steckte es ein und ging wieder fort, ohne daß

man mich bemerkte; man wird wahrſcheinlich einen Hausdieb vermuthen. Aber nun holen Sie das Geld, ich habe nicht länger Zeit."

Als die Frau wenige Augenblicke nachher in das Zimmer trat, in welchem Leberecht ſich befand, ſaß derſelbe ſo ruhig und unbefangen auf dem Sopha und ſchenkte ſich eine Taſſe Kaffee ein, als ob er ſeinen Platz nie verlaſſen hätte.

„Sie nehmen es nicht übel," ſagte er; „wenn ich mich hier ſelbſt bedient habe, aber Sie bleiben ja ſo lange. — Ich will Sie überhaupt nicht ſtören, ſondern lieber gehen, denn wir haben ja nichts weiter zu beſprechen."

„Ich werde gleich fertig ſein. Sie müſſen darüber nicht böſe werden: wir können ja noch ein wenig plaudern und Sie haben nichts zu verſäumen."

„Doch, doch," erwiederte Leberecht; „ich komme ſchon ein andermal wieder her, wir werden ſo dieſe Tage hoffentlich eine Kleinigkeit abzumachen haben, doch meine Frau wartet auf mich und Sie wiſſen wohl, daß man den Schein gern vermeidet."

„Nun, wie Sie wollen, aber Sie müſſen mir verſprechen, nicht mehr ſo ſelten zu kommen," ſagte die Frau, die offenbar froh war, ihn los zu werden; „wenn Sie wollen, können Sie hier durchgehen."

Sie öffnete bei dieſen Worten die Kuchenthür, indem ſie deshalb ſehr artig um Entſchuldigung bat, worauf jener verſetzte, daß man unter ſo alten Freunden durchaus keine Umſtände machen müſſe, und dann die Treppe hinabſtieg, in der Abſicht, ſich unten im Hauſe zu verſtecken, um zu warten, bis der Fremde herunterkommen würde und er ihm alsdann folgen könnte, um auf eine oder die andere Weiſe zu erfahren, wer derſelbe ſei. Als er indeſſen vor die Hausthür trat, ſah er einen ſehr eleganten Wagen vor dem Hauſe halten und ſchloß auf der Stelle, daß die Equipage jenem Herrn gehören möchte und daß er es hier mit einem Handwerksgenoſſen der höchſten Klaſſe zu thun haben müſſe. Mit gleichgültiger Miene trat er daher an die Pferde

heran, ſtreichelte dieſelben, ſagte dem Kutſcher einige Schmeicheleien über das gute Ausſehen der Thiere und fragte ſodann, wem dieſes ſchöne Fuhrwerk gehöre. Der Kutſcher, der ſich durch jene Bemerkungen nicht wenig erfreut fühlte, fing hierauf an, mit großer Umſtändlichkeit zu erzählen, wie ſein Herr ein ſehr reicher Herr wäre, der allerdings ein ſo ſchönes Fuhrwerk halten könne, denn er ſei ein Engländer und die Engländer hätten bekanntlich alle ſo viel Geld, daß ſie nicht wüßten, was ſie damit anfangen ſollten; er bewohne in der franzöſiſchen Straße ein ſehr ſchönes Quartier von einer großen Menge von Zimmern, obgleich er unverheirathet ſei und es eigentlich gar nicht nöthig hätte, und der Sprecher fügte noch vieles andere zum Lobe des edlen Lords hinzu, was den Schuhmacher weniger zu intereſſiren ſchien, indem er ſich mit einem kurzen Gruße entfernte, da ihm daran gelegen war, von keiner jener Perſonen, die er ſo eben verlaſſen, geſehen zu werden. Obgleich er jedoch mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, daß der Herr, von welchem der Kutſcher eben mit ſo vielem Lobe geſprochen, ein und dieſelbe Perſon mit demjenigen ſei, welchen er bei ſeinem Handel mit dem geſtohlenen Schmuck belauſcht hatte, ſo war er doch daran gewöhnt, bei ſolchen Gelegenheiten ſich ganz genau zu überführen und zog es daher vor, an der Ecke der Gaſſe in ein Haus zu treten und dort ſo lange zu warten, bis dieſe geheimnißvolle Perſon herunter kommen und ihr Anblick ihm ſemit vollſtändige Gewißheit darüber geben würde.

Wirklich hatte er bald genug Urſache, ſich von der Richtigkeit ſeiner Vermuthung zu überzeugen, denn etwa nach zehn Minuten ſah er den Erwarteten aus dem Hauſe heraustreten und ſich in den Wagen ſetzen, welcher ſchnell bei ihm vorüberrollte.

„Das iſt wieder eine neue und ſeltſame Geſchichte,“ ſagte der Schuhmacher zu ſich ſelbſt, als er der davonrollenden Equipage nachguckte; „wahrhaftig, dieſe Leute leben wie die Fürſten, während ſich

unſereiner quälen und placken muß, daß man nur ſein liebes Brot hat. — I nun, wir wollen ſehen, was zu machen iſt; ich werde dieſem Herrn Mylord, oder wie er heißt, ſehr ſtark zu Leibe gehen, und er wird große Augen machen, wenn ich ſo ohne Umſtände zu ihm komme. — Na, der liebe Gott läßt Niemanden verhungern und ich denke, ich werde auch noch durchkommen, habe ich am Ende doch jetzt ſo viel zu thun, daß ich gar nicht weiß, woran ich zuerſt denken ſoll. — Zuerſt will ich doch aber in der That vor's Thor hinausgehen, um mir die Geſchichte wegen der beiden Engländer anzuſehen. — Ein vernünftiger Kerl dieſer kleine Franzoſe, er gefällt mir wahrhaftig weit beſſer, als ſein Kamerad, und ich denke, wir werden ein gutes Geſchäft zuſammen machen." —

XXXII.

Unterſuchungen.

Der Laden, in welchem Leberecht den Vicomte zu treffen verabredet hatte, lag unfern des Schönhauſer Thores.

Dies trübſelig ausſehende Lokal entſprach vollſtändig dem Bilde, welches wir vorher von dieſer Stadtgegend im Allgemeinen entworfen haben.

An der einen Seite der äußern Ladenthür war ein großes Schild, auf demſelben ſah man eine Gabel und ein Meſſer kreuzförmig über einanderliegend gemalt; darunter die Worte: „Hier wird Mittags und Abends geſpeiſt.“ Ein zweites, auf der andern Seite hängendes Schild trug die Inſchrift: „Gut Weiß- und Braunbier.“

In dem Innern dieſes Lokals, welches nur aus einer einzigen, ſehr großen Stube beſtand, ſah man eine ſehr lange Tafel, mit einem ſehr ſchmutzigen Tiſchtuche bedeckt; an der Wand, dicht am Eingange war ein kleines Blatt angenagelt, auf welchem man, zur Ergänzung des Ladenſchildes, die Nachricht für die „werthen Gäſte“

las, daß ein Mittagessen hier zwei Silbergroschen koste, während Abends a la carte gespeist würde, doch sei es, um Irrungen zu vermeiden, nothwendig, daß man das Geforderte gleich beim Empfange bezahle.

Auf der andern Seite des Zimmers, wo eine Thür nach der Küche führte, sah man, dem Fenster zunächst belegen, einen sehr kleinen Schenktisch. Durch die hinter demselben befindliche Mauer war ein viereckiges Loch, wie eine Schießscharte, durchgebrochen, und ein hölzerner Schieber daver diente dazu, dasselbe nach Gefallen zu schließen und zu öffnen. Durch dieses Loch wurden die bestellten Speisen auf dem schnellsten und kürzesten Wege aus der Küche in das Gastzimmer befördert, schneller als die Hand des flinksten Kellners es hätte thun können, eine Einrichtung, die zu gleicher Zeit dem dicken, phlegmatischen Wirthe viel Zeit ersparte, der beim Eintritte Leberechts auf einem zerrissenen Polsterstuhle saß und behaglich aus einer zerbrochenen Thonpfeife rauchte.

Der Vicomte hatte indessen nicht auf sich warten lassen, sondern befand sich bereits an Ort und Stelle. Er saß mit der philosophischen Ruhe eines Mannes, der sich in Situationen jeder Art zu finden weiß, in einer Ecke des Zimmers, seine Cigarre rauchend und von Zeit zu Zeit einen Schluck des lehmig aussehenden Getränkes kostend, welches der Wirth Weißbier nannte, und welches er kopfschüttelnd mit allen den übrigen Getränken, die er jemals im Leben genossen hatte, zu vergleichen schien, ohne deshalb zu dem Resultate gelangen zu können, ob es noch irgend etwas abscheulicher schmeckendes geben könne, oder nicht. Mitten in dieser chemischen Beschäftigung wurde er durch den Eintritt des Schuhmachers unterbrochen, welcher, ohne den Hut vom Kopf zu nehmen, eine Gewohnheit, die man nur in einem sehr kleinen Theile unserer Berliner Kaffeehäuser findet, sich ein Glas Branntwein forderte und dann an des Vicomte Seite Platz nahm, nachdem er diesen sehr höflich begrüßt.

Nach einem kurzen Aufenthalt verließen Beide das Gasthaus und schritten dem Thore zu.

Auf dem Gange dahin beschrieb der Vicomte seinem Begleiter genau die Oertlichkeit des Gartens und des Hauses, und da Gartentierce vor Ungeduld brannte, einen entscheidenden Streich sobald wie möglich ausgeführt zu sehen, theilte Davernay dem Schuhmacher mit, daß er so eben zum Besuch bei seinen fingirten Freunden gewesen sei und diese ihm erzählt hätten, wie sie am nächsten Abend zu einem Balle eingeladen seien, von welchem sie wahrscheinlich erst spät nach Hause kommen dürften, so daß es nicht leicht einen günstigeren Augenblick gäbe, als diesen, den man unter keinen Umständen unbenutzt vorübergehen lassen dürfe.

„Wenn sonst keine besonderen Vorbereitungen nöthig sind, bin ich gern dabei," sagte Leberecht nach kurzem Besinnen; „Ihr müßt wissen, daß ich durchaus kein Freund von langem Zaudern bin, und wenn ich eine Sache vorhabe, so mache ich sie so bald als möglich ab."

„Ganz aus meiner Seele gesprochen," pflichtete ihm Davernay bei; „ich hasse auch nichts mehr, als diese langweilige Umständlichkeit, und mein Grundsatz ist, frisch gewagt ist halb gethan; da ist mein Freund anders; — immer ängstlich, und dabei geht ihm das Beste verloren. — Aber zu welcher Zeit meint Ihr, daß wir anfangen; Ihr wißt, ich bin ein Neuling in einem solchem Geschäft."

„Je früher, je besser; der Teufel hat oft genug sein Spiel bei solchen Geschichten, und oft, wenn man denkt, noch viel Zeit übrig zu haben, ist der Freier da und man muß Gott danken, noch mit heiler Haut davon zu kommen, wie mir das schon mehr als einmal passirt ist; hier draußen gehen die Leute früh zu Bette; und wenn wir uns so um Eilf, halb Zwölf darüber hermachen, können wir schon mit Allem fertig sein, noch ehe der Wächter Eins gepfiffen hat, wenn wir sonst auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen."

„Da iſt allerdings noch eins, was mir jedenfalls ſehr unangenehm ſcheint," ſagte Davernay: „und wenn Eure Kunſt uns nicht nicht darüber weg hilft, müſſen wir zuletzt die ganze Geſchichte aufgeben."

„Und was iſt das?"

„Der Geldkaſten ſelbſt ſteht in der Stube, iſt von Eiſen und feſt in die Erde geſchraubt, ſo daß es ſchwer halten wird, ihn los zu machen."

„Das iſt das Ganze?" fragte Leberecht ſchmunzelnd. „Es iſt gut, daß Ihr mir's geſagt habt, da ich mich nun darauf einrichten kann; aber ich verſichere Euch, in fünf Minuten iſt die Geſchichte aufgeſprengt und wenn die Schlöſſer noch ſo feſt und dicht wären. Ja, ja, Ihr ſollt ſehen, wie ich arbeite, Ihr werdet Eure Freude daran haben; ich bin kein Kind mehr, ich habe etwas gelernt." Der Schuhmacher ſah bei dieſen Worten ſehr ſtolz und ſelbſtzufrieden aus und Davernay konnte nicht umhin, ihm zu erwiedern, daß er allerdings die vortheilhafteſte Meinung von ſeinen Talenten und Kenntniſſen habe und daß es ihm eine ſehr große Freude mache, mit einem ſolchen Manne in nähere Verbindung zu kommen.

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen hatten ſie indeſſen die Vorſtadt erreicht und Davernay führte den Schuhmacher, damit er nicht etwa von ſeiner neuen Wirthin bemerkt werde, hinter die betreffende Häuſerreihe herum, ſo daß ſie ſich dem Gartenhauſe von der Hinterſeite näherten, wo ſich der ſchon erwähnte Bretterzaun befand. Als ſie das Haus erreicht hatten, bezeichnete Davernay daſſelbe dem Schuhmacher; dieſer ſtieg auf den Zaun, von wo aus er bequem den Garten überblicken konnte. Da die Gegend rings herum ſehr öde und menſchenleer war, war eine Störung durch einen Vorübergehenden nicht leicht zu befürchten und außerdem machte er Davernay darauf aufmerkſam, daß es nothwendig ſei, ein wenig Achtung zu geben, ob er auch nicht von irgend einem Vorübergehenden beobachtet

würde. Der Vicomte unterzog ſich auch ſofort dem erhaltenen Auftrage, und nun begann der Schuhmacher mit ſehr großer Umſtändlichkeit das Terrain zu prüfen.

Nachdem er etwa fünf Minuten hindurch die Lokalität aufmerkſam und genau angeſehen, ſtieg er wieder herab.

„Es wird kein groß' Stück Arbeit ſein," ſagte er; „wir legen eine von den Fenſterladen ein, die ſind alt und morſch und ſcheinen nicht beſonders verwahrt zu ſein, indeſſen müſſen wir genau wiſſen, ob auch Niemand hier ſchläft, und ob auch kein Hund in der Nähe iſt."

„Für das Erſte kann ich Euch ſtehen," entgegnete Davernay; „ſie ſind beide ganz allein, indeſſen auf dem Hofe iſt allerdings ein Hund."

„Der würde uns weniger zu ſchaffen machen, wenn nur im Hauſe ſelbſt keiner iſt; denn großen Lärm brauchen wir nicht zu machen, und ſo wäre denn Alles in Ordnung, wenn nur der Geldkaſten gehörig gefüllt iſt."

„Ich ſage Euch, Ihr werdet mehr finden, als Ihr erwartet," ſagte Davernay; „und könnt Euch nachher gemächlich zur Ruhe ſetzen, wenn's glückt, und von Euren Zinſen leben."

„Alſo iſt's wirklich ſo bedeutend?"

„Gewiß, es iſt, wie ich Euch ſage."

„Da wird das Ding wohl großes Aufſehen in Berlin machen," fuhr Leberecht nachdenklich fort; „nun, meinetwegen, wir wollen uns ſchon vorſehen, und wenn ich Euch rathen ſoll, ſo nehmt das Geld nicht mit nach Hauſe, ſondern legt es lieber irgendwo nieder, wo Ihr es nachher holen könnt, wenn Alles ſicher geworden."

„Meint Ihr, daß wirklich ein Verdacht auf uns fallen könnte," ſagte Davernay, ſich ſcheinbar beſorgt ſtellend.

„Vorſicht iſt zu allen Dingen gut, und wenn es ſich wirklich um ein ſo großes Geſchäft handelt, riechen die Herren von der Po-

lizei überall umher, und es giebt genug feine Naſen unter ihnen; es iſt indeſſen gut, daß die Freier Fremde ſind, man wird ihnen kaum glauben, daß ſie ſo viel Geld an einem ſolchen Orte aufbewahrt haben, und in der That, es hat auch etwas ſehr Unwahrſcheinliches."

„Nun für uns iſt es jedenfalls gut," unterbrach ihn Tavernay, um ihm keine Zeit zu weiteren Bemerkungen zu geben; „und wenn Ihr meint, daß wir weiter nichts zu thun haben, ſo könnten wir hier irgendwo hineingehen, um ein Glas Grog oder auch zwei zu trinken, denn es iſt wahrhaftig ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte."

„Allerdings ein Vorſchlag, der ſich hören läßt," entgegnete Lebrecht; „aber zuerſt will ich Euch noch ein Bischen in der Gegend umher führen, ehe es ganz dunkel geworden, damit Ihr Euch im Nothfall leichter finden könnt, wenn ſich irgend etwas ereignet und wir die Beine in die Hand nehmen müſſen. In ſolchem Falle wäre es der größte Unſinn, ſich nach der Stadt zu wenden, denn erſtens iſt das Thor wahrſcheinlich ſchon zu, und wäre dies auch nicht der Fall, ſo würden wir bald genug einem Nachtwächter in die Arme laufen, und wenn ich auch nicht glaube, daß irgend ſo etwas paſſiren könnte, ſo muß man doch nun einmal an Alles denken."

Da Tavernay mit dieſer ſo verſtändigen Abſicht ebenfalls einverſtanden war, führte der Schuhmacher den Vicomte auf den Weg zurück, welchen ſie gekommen waren, bis zu einem zweiten, der auf der einen Seite von Gärten, auf der andern von dem Berge begrenzt, auf welchem die Windmühle ſteht, nach einer Art von Schlucht führte, die in eine Sandgrube endete. Bei jedem Kreuzwege blieb der Schuhmacher ſtehen und machte ſeinen Gefährten darauf aufmerkſam, damit derſelbe ganz genau alle dieſe Einzelnheiten ſeinem Gedächtniſſe einpräge und ſich nicht etwa in einen dieſer Seitenwege verlaufe, ſondern nur den angegebenen verfolge, welcher

direkt in's freie Feld und fern von allen bewohnten Gegenden hinausführe.

Nachdem Davernay auf alles dies gehörig aufmerksam gemacht worden war, der Schuhmacher ihm auch einen leicht zu erklimmenden Pfad gezeigt hatte, der links hinauf zu dem Zaune führte, welcher sich hier in bedeutender Ausdehnung um die Wollank'sche Meierei hinzieht, stand der Letztere still.

„Eine hübsche Gegend das," sagte er mit einem grinsenden Lächeln; „ein recht hübscher Ort, wenn man irgend ein Wort mit Jemand im Vertrauen zu sprechen hat, nicht wahr, meint Ihr nicht auch, Kamerad?"

„Ich weiß nicht, wie Ihr das meint," sagte Davernay aufmerksam werdend und trat einen Schritt zurück; der Gedanke, daß der listige Verbrecher seine Absicht durchschaut und ihn nur deshalb hierher gelockt habe, um sich seiner vielleicht durch einen Gewaltstreich zu entledigen, durchzuckte ihn.

„Wie ich es meine?" fuhr indessen Leberecht fort; „ich sollte glauben, das ist nicht schwer zu verstehen; ich meine, wenn ich hier so Jemand hätte, der seine Tausend Thaler in der Tasche, so könnte es wahrhaftig kein besseres Geschäft geben, als ihm mein Messer hier ein Paar Zoll tief in den Leib hineinzurennen; die Todten plaudern bekanntlich nichts aus und die Sandgrube hier ist tief genug, um ihm ein stilles Ruheplätzchen anzuweisen."

„Ich glaube kaum," sagte indessen Davernay mit der größten Kaltblütigkeit, da es ihm darum zu thun war, bei dem Schuhmacher nicht den geringsten Argwohn rege werden zu lassen, während er einem solchen Menschen gegenüber dennoch auf seiner Hut sein mußte; „ich glaube kaum, daß es eine so leichte Sache wäre, hier so in aller Stille mit Jemand fertig zu werden."

„Meint Ihr, Kamerad?" lachte Jener; „Ihr seid allerdings ein flinker, gewandter Bursche, aber was will das sagen? Ich hab's im

im Kriege von einem Franzoſen gelernt, wie man das Meſſer führen muß: wenn ſie einer an nichts denkt, und vor einem hergeht, hat er nicht erſt Zeit „gute Nacht“ zu ſagen, ſo geſchwind muß ihm die Klinge gerade in's Herz fahren, ich will's Euch 'mal bei Gelegenheit zeigen.“

„Sehr gütig,“ entgegnete Tavernay, jede Bewegung ſeines ſonderbaren Geſellſchafters beobachtend: „ich habe indeſſen auch ſchon etwas davon abgekriegt, und weiß meinen Stoß eben ſo gut anzubringen, als einen zu pariren.“

Er zog bei dieſen Worten ſeinen Mantel enger um den linken Arm zuſammen, um jedenfalls auf alle Fälle vorbereitet zu ſein.“

„Ja, ja,“ ſetzte indeſſen der Schuhmacher dies ſonderbare Geſpräch fort: „es läßt ſich gewiß Manches von dieſem Orte hier erzählen, und Lampert hat hier auch ein Mal eine Geſchichte gehabt, die ich Euch erzählen könnte, aber es iſt lange her, und lange ſchon verjährt.“

„Was iſt das?“ fragte Tavernay neugierig.

„Je nun, da drüben rechts, grade wo der große Stein liegt — nicht doch, Ihr ſeht falſch, ich meine nicht eben, ſondern unten; ſo, da iſt es richtig — da wurden ſie, wenn Einer nur graben wollte, auch ein Paar Knochen finden, die einem andern als einem vierbeinigen Thiere angehört haben.“

„Ihr meint doch nicht, daß ein Ermordeter dort eingeſcharrt iſt,“ fragte der Vicomte nicht ohne einen leichten Schauder?“

„Gewiß mein Junge, was ſollt ich ſonſt meinen,“ erwiederte jener kaltblütig.“

„Und wie hängt das zuſammen? Iſt der, den Ihr Lampert nennt, der Thäter, und wer der Erſchlagene?“

„Ich weiß die Sache ſelbſt nicht genau, es iſt, wie geſagt, ſchon ſehr lange her, und ich für meine Perſon habe Nichts dabei zu thun gehabt. — Aber nun ſeht Euch noch ein Mal ganz gehö-

rig um, und dann wollen wir fort. es fuhrt zwar kein Weg hier eben lang und es iſt ein bischen ſumpfig, aber wir können ganz bequem am Zaun entlang gehen, und unterweges will ich Euch, wenn es Euch ſonſt Spaß macht, den Schwindel erzählen."

Noch fortwährend ſeinen Arawehn nährend, und jede mögliche Vorſichtsmaßregel beobachtend, nahm Davernay Anſtand, auf dem ſchlüpfrigen von Regen und Schnee durchgeweichten Boden voranzugehen, er nahm deßhalb eine friſche Cigarre aus ſeiner Taſche heraus, und machte ſich mit dem Anzunden derſelben ſo lange zu ſchaffen, bis der Schuhmacher endlich voraus war. Es war dies ein Zeichen, daß ſein Verdacht jedenfalls ungegründet geweſen ſein müſſe, und er wunſchte ſich wenigſtens dazu Glück, daß er Geiſtesgegenwart genug beſeſſen, dem Schuhmacher Nichts von dem merken zu laſſen, was in ihm vorgegangen war.

„Ja, ja," fuhr indeſſen Leberecht fort, indem er langſam und ſchwerfällig durch den ſumpfartigen Boden vorwärts ſchritt; „es war damals gerade ein Wetter wie heute, und muß auch um dieſelbe Zeit geweſen ſein, da kam der Lamvert in einer Nacht ſpät nach zwölf zu mir, und ſagte, daß er ein Geſchäft hätte, und ich ſollte kommen und ihm helfen. Nun Ihr wißt wohl, wenn etwas zu verdienen iſt, bleibt man nicht gern zu Hauſe, und ſo machte ich mich denn auf, ungeachtet es ein Wetter war, daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen. Ich fragte ihn zwar, wohin es ginge, er aber wollte es nicht ſagen, ſondern meinte, ich würde es ſchon erfahren und möchte mich nur beeilen. So zog ich denn meinen Rock an und ging mit. Als wir auf die Straße hinauskamen, erzählte er mir, was er in Gegenwart meiner Frau nicht hatte ſagen wollen, daß vor dem Schönhauſer Thor, nahe bei den Sandgruben ein Mann erſchlagen liege, den ich ihm einſcharren helfen ſolle, er ſelbſt habe zwar ſchon angefangen, ein Loch zu graben, aber die Sache ſei ihm zu langſam gegangen, und er habe befürchtet nicht

ver Tages Anbruch damit fertig zu werden, ſo ſei er denn zu mir gekommen, ich wohnte nämlich damals noch in der Linienſtraße, damit ich ihm bei der Arbeit helfen möchte. Ich ſah darauf wohl ein, wie nothwendig es ſei, den Leichnam bei Seite zu ſchaffen, da bei ſolcher Gelegenheit der Spektakel immer ſehr groß iſt, und wenn man die Leiche gefunden hätte, wären gleich alle Spürnaſen in Bewegung geweſen. Natürlicherweiſe fragte ich Lampert, wer es denn geweſen ſei, den er da abgemuckt hätte; aber er meinte, das könne mir ganz gleich ſein, verdient hätte er bei der Sache wenig oder gar nichts, doch wolle er mir für meine Mühe fünf Louisd'or geben, und ich möchte dies Mal als braver Kamrad an ihm handeln und ihn nicht im Stich laſſen. Je nun, es blieb mir weiter nichts zu thun übrig, als mit hinauszugehen, und ich meinte, ein Todtengräber muß manches Grab machen, ehe er ſeine fünf Louisd'or dafür bekommt. Das Thor war zwar ſchon zu, aber wir ließen es aufſchließen, und kamen endlich an den Ort, wo der Todte lag. Ich konnte nicht viel von ſeinem Geſichte ſehen, denn der Mond ſchien nicht, und die Nacht war ſo dunkel, daß man keine Hand vor Augen ſehen konnte, dazu fiel noch Regen und Schnee, kurzum wir waren ſo ziemlich ſicher, daß wir nicht bei unſerer Arbeit geſtört werden würden, doch ſchien mir der Leichnam der eines Mannes zu ſein, der gerade nicht mehr jung geweſen. Er war nur klein und ſchmächtig, und ich konnte ihn ohne große Mühe aufheben, obſchon, wie Ihr wiſſen werdet, ein Todter immer ſehr ſchwer zu tragen iſt. Auf meinen Rath kleideten wir ihn aus, und gruben dann an der Stelle, die ich Euch gezeigt habe, ein Loch, ſo tief, als wir nur immer die Erde herausbringen konnten, denn Lampert hatte bereits für zwei Braten geſorgt; in etwa anderthalb Stunden waren wir damit fertig, warfen dann die Leiche hinein, und die Erde darüber. So gut, wie es in der Dunkelheit ging, wurden auch alle Spuren des friſchen Grabes vernichtet, wir wälzten den Stein, den Ihr geſehen

habt, darüber hin, und der immer dichter fallende Regen und Schnee mag wohl das Beste dazu gethan haben, die Spur zu vernichten, denn als Lampert am folgenden Morgen den Ort nachsah, ob sich vielleicht noch Blutspuren oder sonst etwas Anderes verfände, sah er die ganze Stelle dicht mit Schnee bedeckt, der auch bis zum Frühjahr liegen blieb, und hat weder Hund noch Hahn jemals danach gekräht."

„In der That, eine sehr geheimnißvolle Geschichte," sagte Davernay, indem er sich eines leichten Schauders nicht erwehren konnte, „und Ihr habt niemals erfahren können, wer jener Mann war?"

„Nein, was sollte ich auch, von solchen Sachen kann man leicht Kopfschmerzen kriegen, und Lampert selbst nahm die Kleider, die wir ihm ausgezogen hatten, mit, um sie zu vernichten. Am andern Tage kam er zu mir, und brachte mir das versprochene Geld, seither haben wir nie mehr über die Sache gesprochen."

„Ihr werdet doch aber Eure Vermuthungen haben, wer es gewesen sein kann," fuhr Davernay fort.

„Nicht die mindeste. Man hat ja an andere Dinge zu denken; vielleicht ist's ein Fremder gewesen, um den sich Niemand gekümmert, oder wenn's auch ein hiesiger Einwohner war, so kommt's in Berlin oft genug vor, daß sie 'mal einen Leichnam in der Spree finden, der so von der Verwesung zerstört ist, daß ihn seine eigene Mutter nicht wieder erkennen würde."

Ueber Davernay's Rücken lief ein kaltes Frösteln bei dem Gedanken, an der Seite eines Mannes zu gehen, welcher mit einer so entsetzlichen Kaltblutigkeit über ein solches Vergehen sprach.

„Wie lange ist die Geschichte aber eigentlich her?" fragte er nach einer Pause.

„Ich kann's nicht grade mit Bestimmtheit sagen, ein vierzehn oder funfzehn Jahre mögen es immer sein, glaube ich. Ich dachte noch neulich ein Mal daran, da erzählte einer bei Matthes im Kel-

ler, daß ein Gemordeter wohl zwölf Jahre in der Erde Ruhe habe, im dreizehnten aber könne er nicht mehr ſtill liegen, ſondern müſſe aufſtehen und umgehen, bis derjenige ſeine Strafe erlitten, welcher ihn um die Ecke gebracht. — Pah, das ſind lächerliche Redensarten, die Todten kommen nicht wieder."

„Ihr glaubt alſo nicht daran?"

„Dummer Schnickſchnack, was geſchrieben iſt, iſt geſchehen, und wenn's nur mit der gehörigen Verachtung betrachtet wird, findet ſelbſt der Teufel nichts heraus. — Aber ich wollte Euch rathen, Euch nochmal die Gegend hier genau anzuſehen. Wir ſind hier am Ende des Zaunes, und die Mauer, die hier links den Berg hinunter läuft, geht bis an die Häuſer von der Brunnenſtraße. Ihr müßt Euch ja in Acht nehmen, hier hinunter zu gehen, ſonſt ſitzt Ihr drin, wie der Fuchs in der Falle, denn es iſt kein anderer Ausgang hier, als bei der Mühle dort eben vorbei. Zwar iſt da noch ein Durchgang bei No. 19., aber faſt immer durch einen Thorweg geſchloſſen, und wenn das Ueberklettern auch leicht iſt, ſo hält's doch immer auf, und andern könnte auch der Nachtwächter grade kommen, ſo daß es jedenfalls eine unangenehme Geſchichte iſt: Ihr müßt daher nicht vergeſſen, Euch immer rechts zu halten, bis Ihr über alle Häuſer hinaus ſeid, und dann erſt links gehen, um wo möglich erſt am Unterbaum oder doch durch das Oranienburger Thor in die Stadt zu kommen ſuchen — ich denke, Ihr werdet mich vollſtändig verſtanden haben."

Tavernay bejahte, und nun führte ihn der Schuhmacher quer über das Feld bei der vorher bezeichneten Mühle vorüber und zu dem letzten Hauſe in der Brunnenſtraße, in welche ſie einbogen, und dann in ein zu ebener Erde belegenes Kaffehaus eintraten, welches unfern des von dem Schuhmacher beſchriebenen Durchgangs lag, um ſich dort nach der ausgeſtandenen Kälte einigermaßen zu erwärmen. —

Obgleich Gartenlaube und Tavernay mit einander verabredet

hatten, nach des Letztern Zusammenkunft mit dem Schuhmacher, sich in ihrer neuen Wohnung zu treffen, so zog dieser, um nicht den mindesten Argwohn zu erregen, es doch vor, am Thore angekommen, mit dem Schuhmacher zusammen eine Droschke zu nehmen, denselben zunächst bis nach seiner Wohnung zu bringen, und erst dann nach dem Schönhauser Thore zurück zu fahren. — Da bereits der Abend mächtig hereindunkelte, als sie in das Kaffehaus eintraten, war es fast sechs Uhr geworden, als der Vicomte die Thür des kleinen Gartenhäuschens öffnete, hinter dessen Fensterläden helles Licht ihm entgegen schimmerte.

Bereits am Abend des verwichenen Tages, noch ehe die beiden Herren das Theater besuchten, waren sie, ihrem Plane gemäß, nach der Karlstraße zu jenem Mädchen gefahren, deren zufälliges Begegnen den ersten Anlaß dazu gegeben hatte, daß sich der Graf in diese sonderbaren Situationen versetzt sah. — Die Kleine hatte sich während der jüngst vergangenen Tage nicht ohne bange Sorge den Kopf darüber zerbrochen, einen Zusammenhang der ihr so räthselhaft erscheinenden Ereignisse aufzufinden, sie glaubte nicht daran zweifeln zu dürfen, daß dieser Mann, der sich so freundlich gegen sie gezeigt hatte, ein Mitglied jener Gesellschaft von Verbrechern sei, obgleich sie sich den lebhaften Wunsch nicht versagen konnte, daß dem nicht so sein möchte. Als aber ein Tag nach dem andern verging und der von ihr Erwartete noch immer nicht kam, gewann sie allmälig die Ueberzeugung, daß sie von ihm vergessen worden sei. Auch die unterirdischen Hausbewohner hatten bereits am andern Tage ihren Aufenthalt verlassen, nachdem sie unter den schärfsten Drohungen ihr verboten, kein Wort von dem verlauten zu lassen, was sich vor ihren Augen ereignet, und wie schon an jenem Abend, so hatte sie hauptsächlich und deshalb diesem Befehle Genüge geleistet, da sie zugleich dem Manne schaden zu können glaubte, welcher sich in ihrem jammervollen Elende gütiger gegen sie bewiesen hatte, als irgend Jemand.

Um ſo größer war daher ihre Freude, als die beiden Herrn ſo plötzlich bei ihr erſchienen, Gartentierce ſich entſchuldigte, daß er nicht früher gekommen ſei, und ihr alsdann das Anerbieten machte, die Führung der kleinen Wirthſchaft, die ſie in dem eben gemietheten Häuschen einzurichten gedachten, zu übernehmen. Einen Augenblick hatte ſie zwar Bedenklichkeiten wegen ihres Vaters geäußert, doch als der Graf ihr ſagte, daß er es ihr anheimſtelle, ob derſelbe in eine Krankenanſtalt gebracht werden ſolle, oder ob ſie ihn bei ſich behalten möchte, entſchied ſie ſich freudig für das letztere, da ihr zu gleicher Zeit zugeſichert wurde, daß derſelbe mit in die neue Wohnung gebracht werden könnte.

Gartentierce hatte ihr das zu den benöthigten Einkäufen erforderliche Geld gegeben, ihr das Haus genau bezeichnet, wo ſie ſich der Wirthin vorſtellen ſollte, und ſo hatte denn ihre fleißige Hand mit der einem weiblichen Weſen eigenen Geſchicklichkeit bereits das ganze Häuschen wohnlich und gemächlich eingerichtet, denn auch die erforderlichen Meubles hatte der Graf durch ſeinen Bedienten bereits hinaus beſorgen laſſen; und Davernay war daher nicht wenig überraſcht, als er am Abend in das Zimmer trat, und daſſelbe ſo freundlich anſehend fand, nachdem er es am verwichenen Tage in einem Zuſtande grenzenloſer Unordnung geſehen hatte.

Der Graf dagegen ſaß in ſo tiefem Nachdenken, daß er das Oeffnen der Thür überhörte, vor dem Schreibtiſche, welcher ſeiner Gattin gehört hatte; zwei Kerzen brannten vor ihm, und ſeine Blicke waren auf ein abgeriſſenes Stückchen Papier geheftet, welches er in der Hand hielt. Erſt als Davernay mit ſeiner Hand leicht die Achſel des Freundes berührte, ſchreckte dieſer empor.

„Da bin ich von meiner Entdeckungsreiſe zurück,“ ſagte der Vicomte ſcherzend, „und während ich geglaubt habe, daß Sie mich mit aller nur möglichen Sehnſucht erwarten werden, finde ich Sie hier ſo nachdenkend ſitzen, als hätten Sie viel wichtigere Dinge im Kopf.

„Leſen Sie, leſen Sie Vicomte," ſagte indeſſen der Graf, ohne auf deſſen Anrede etwas zu erwiedern; „was ſagen Sie dazu?"

Er reichte ihm bei dieſen Worten das Stückchen Papier, welches er in der Hand hielt. Es war dies offenbar ein Stück von einem Briefe, welcher ſchon vor ziemlich langer Zeit geſchrieben ſein mußte, denn die Dinte war gelb und unleſerlich geworden. Der Vicomte nahm den Zettel und las die folgenden abgebrochenen Worte:

— — „um deſſentwillen alſo will ich als Bruder gegen Dich handeln, und ſollteſt Du zu ſtolz ſein, für Dich ſelbſt etwas annehmen zu wollen, magſt Du doch die unglücklichen Weſen bedenken, die unter Deinem Herzen gelegen haben, und deren trübes Schickſal Du mit verſchuldet haſt. Ich erwarte Dich alſo morgen Nachmittag beſtimmt an dem bezeichneten Orte, wo wir ſicher ſind, von Niemanden bemerkt zu werden; die Kinder magſt Du mitbringen und dann" — — — — hier war die Fortſetzung abgeriſſen, und wahrſcheinlich auch der Brief gleich zu Ende geweſen, denn auf der andern Seite des Papiers, die etwas länger geblieben war, ſah man die Unterſchrift des Datum doch war die Zahl deſſelben nicht mehr zu erkennen, ſondern nur noch die Worte: „Berlin, — September" zu leſen. —

Der Vicomte, nachdem er dieſe Worte nicht ohne einige Mühe entziffert, wobei ihm ſeine geringe Kenntniß der deutſchen Buchſtaben noch mehr Schwierigkeiten in den Weg legte, ſah den Grafen verwundert an.

„Ich weiß es nicht, weshalb ſie auf dieſe Worte ein ſolches Gewicht legen? Meiner Anſicht nach finde ich darin nichts Bedeutendes."

„Und dennoch iſt es von der höchſten Wichtigkeit," erwiederte jener in etwas gereiztem Tone: „von der höchſten Wichtigkeit, und Sie werden mir gewiß Recht geben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſes Stückchen Papier hier zwiſchen die Zugen des Secretairs eingeklemmt

ſand, wenn ich Ihnen ſage, daß dies die Hand des Mannes iſt, welcher einzig und allein die Schuld an dem Unglück meiner theuren Rebekka trägt."

„Sie meinen die Handſchrift des Vananiers?" ſagte Tavernay.

„Wen ſollte ich ſonſt meinen?"

„Das wäre in der That höchſt merkwürdig," fuhr Jener nach einem kurzen Beſinnen fort; „aber täuſchen Sie ſich auch nicht? Es iſt wohl kaum gut möglich, daß Sie dieſe Handſchrift noch ſo genau im Gedächtniſſe haben ſollten und dann ſind außerdem dieſe Schriftzüge bereits ſo unleſerlich, daß es noch ſchwieriger halten dürfte, mit einer ſolchen Beſtimmtheit darauf ſchließen zu wollen."

„Rechnen Sie den Inhalt für gar nichts, dieſe Worte, die ſo beſtimmt darauf hindeuten, daß Niemand anders als meine Frau damit gemeint ſein kann?"

„Eine Möglichkeit iſt allerdings vorhanden," ſagte endlich Tavernay nachdenkend; „aber noch immer ſehe ich nicht ein, weshalb Sie einen ſo unerhörten Werth auf dies Stückchen Papier legen, wenn Sie es anders nicht als eine bloße Reliquie betrachten, die doch eigentlich von dieſer Hand kaum ſo bedeutenden Werth für Sie haben kann."

„Sie meinen von jener Hand? — Haben Sie denn vergeſſen, daß die Frau, von welcher wir dieſes Quartier miethteten, uns erzählte, es ſei in demſelben Monat geweſen, in welcher meine Frau und die Kinder verſchwunden, demſelben Monat, welcher hier unter dieſem Briefe verzeichnet iſt."

„Dies iſt wirklich eher wichtig," ſagte Tavernay nachdenkend; „jedenfalls würde ich aber vorſchlagen, daß Sie zunächſt mit völliger Gewißheit feſtſtellen, ob dies auch wirklich Niemand anders geſchrieben habe, als der Vananier."

„Das wird nicht ſo ſchwierig ſein; ich habe noch einen Brief zu Hauſe, welchen dieſer Mann damals an Rebekka ſchrieb."

Der Vicomte erwiederte hierauf nichts, denn in seinem minder erregten Gemüthe erschien ein solches Zusammentreffen von Umständen höchst unwahrscheinlich. Endlich wendete sich Gartentierce mit der Frage zu ihm, wie weit jene andere Angelegenheit in Betreff des Schuhmachers gediehen sei. Davernay erzählte ihm, was wir bereits wissen und sagte ihm auch von der Geschichte, die ihm der Schuhmacher erzählt hatte, als sie sich bei der oben bezeichneten Sandgrube befanden.

„Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht," versetzte der Graf, nachdem er aufmerksam dem Berichte des Schuhmachers zugehört; „und nun ist es an uns, jeden unserer Sinne zu schärfen, um glücklich zu unserem Ziele zu gelangen. Wir haben es mit einem verwegenen, tollkühnen Wesen zu thun, aber er soll uns nicht entrinnen."

„Wir werden vor allen Dingen auch noch Françeis in diese Angelegenheit einweihen," sagte der Vicomte. —

„Allerdings; das versteht sich von selbst, und sogar unsre kleine Wirthschafterin wird hier sein, denn wir können einem solchen Manne gegenüber nicht Zeugen genug haben; wir können uns auf das Mädchen verlassen, denn sie versteht zu schweigen."

„Wie Sie wollen: das kleine Mädchen scheint in der That nicht übel, sie hat hier alles so nett und wohnlich eingerichtet, und zwar in so kurzer Zeit, daß es wirklich erstaunlich ist, und man sich erdenklich gemüthlich hier finden könnte. — Aber ich schlage doch vor, mein lieber Gartentierce, daß wir sobald als möglich nach unserem Hotel zurückfahren, ich bin noch bis auf die Haut durchnäßt." —

„Meinetwegen, ich stehe gern zu Ihren Diensten."

XXXII.

Eine Nacht in Gefahr.

Der zur Ausführung des längſt beſprochenen Vorhabens beſtimmte Abend war gekommen.

Das Wetter hatte ſich noch immer nicht aufgeklärt. Dichter Nebel machte die Nacht noch finſterer und ein kalter, mit Schnee vermiſchter Regen fiel unaufhörlich, während der Wind die einzelnen Tropfen drei Männern in's Geſicht peitſchte, die raſch durch die öden, unbelebten Winkelgaſſen des vogtländiſchen Stadtviertels ſchritten. Es waren dies Gardenierre, Davernay und der Schuhmacher.

„Bei ſolchem Wetter auch nur einen einzigen Schritt mehr zu thun, als nöthig, iſt wahrhaftig eine Sünde," ſagte der Vicomte ſich ſchüttelnd zu dem Schuhmacher, als ihnen der Wind an einer Straßenecke einen neuen Regenſchauer entgegen führte. — „Ich weiß zwar wenig hier Beſcheid, aber mich dünkt doch, wir müſſen uns mehr rechts halten, um das Roſenthaler Thor zu erreichen."

„Da habt Ihr allerdings vollkommen Recht," erwiederte Lebe-

recht; „und wenn Eure zarten Glieder auch nicht daran gewöhnt ſind, ſich einem ſolchen Wetter auszuſetzen, ſo kann das doch nichts helfen; ich bin manch' liebes Mal im Freien geweſen, wenn's noch toller gewüthet hat und habe noch nie gehört, daß ſich Jemand vom Handwerk nicht darüber gefreut hätte. Wenn man 'mal arbeitet, ſo iſt es ſo am Beſten, und was den Umweg anbetrifft, den wir machen, ſo habt Ihr es mit einem zu alten Fuchs zu thun, als daß derſelbe eine Spur hinter ſich zurückließe. Es iſt ſchon eilf Uhr und das Thor verſchloſſen, und morgen, wenn die Sache ruchbar wird und man vielleicht unſere Spur verfolgt, denn in dieſem aufgeweichten Lehmboden kann man ja einen Fußtritt acht Tage lang ſehen, ſo würde man gleich vermuthen, daß wir aus der Stadt gekommen, wenn die Schildwacht am Roſenthaler Thor ſagt, daß drei Mann in der Nacht 'ranspaſſirt ſind. Wenn die Sache abgemacht iſt, dürfen wir auch nicht Alle zuſammen zurückkehren, ſondern Jeder geht durch ein beſonderes Thor; es muß durchaus den Anſchein haben, als wenn die Leute, die hier vor'm Thore wohnen, die Sache gemacht hätten. — Seht Ihr, ſo muß man's machen, und nicht umſonſt habe ich eine vierzigjährige Erfahrung geſammelt."

Ungeachtet Cartentierce und Davernay eine ſolche Umſtändlichkeit ihrer Anſicht nach für überflüſſig erachteten, ſo waren ſie doch gezwungen, ſich mit Geduld in dieſe Anordnungen zu fügen, und ohne weiter zu ſprechen, folgten ſie dem Schuhmacher, der ſie zum Hamburger Thore hinaus führte, welches allerdings bereits verſchloſſen war, ihnen jedoch ohne weiteres geöffnet wurde; dann ſchlug der Schuhmacher den Weg rechts an der Mauer ein, bis ſie die Brunnenſtraße erreicht hatten, in welche er mit dem Bemerken links einbog, daß es durchaus nothwendig ſei, vom Felde herüber zu kommen, im Fall ihre Spur am folgenden Morgen bemerkt und verfolgt werden würde.

„Das iſt derſelbe Weg, den wir geſtern gegangen ſind;“ ſagte der Vicomte, um ſich zu orientiren.

„Gewiß, mein Junge, und wenn's auch, wie geſagt, ein Bischen weiter iſt, ſo muß es uns heut auf ein Paar Schritt mehr oder weniger nicht ankommen.“

Der Graf erwiederte hierauf, daß es allerdings am Beſten ſei, ſich den Anordnungen Leberechts zu fügen, der in ſolchen Sachen weit erfahrener wäre, und unter dieſem Geſpräch ſtiegen ſie die Anhöhe hinauf, auf welcher die Windmühlen ſtehn. Während Leberecht voraus ging, um den Weg zu zeigen, und die Beiden ihm nachfolgten, ermahnte er, jetzt nicht weiter zu ſprechen, ſondern alles Geräuſch zu vermeiden, damit der Hund des Müllers nicht aufmerkſam werde und unnöthigen Lärm mache.

Es war eine eigenthümliche Lage, in welcher die beiden Herren ſich befanden. Carentiere in einer fieberhaften Spannung mit Ungeduld den Augenblick der Entſcheidung herbeiwünſchend; — Davernay dagegen, deſſen Intereſſen auf eine weniger wichtige Weiſe bei dieſem Vorfall angeregt wurden, und noch dazu mit Gefahr und Abenteuern jeder Art vertraut und ihnen jederzeit keck ins Auge ſchauend, ſah das Ganze für einen köſtlichen Spaß an, der ihm einige Veränderung in das einförmige Alltagsleben hinein bringen ſollte. Während ſich Jener daher voll Unruhe dem beſtimmten Ziele näherte und tauſenderlei Gedanken ſeinen Kopf durchkreuzten, hatte Davernay mit klarer Beſonnenheit alle ſeine Gedanken, ſeine ganze Geiſtesgegenwart auf die Einzelnheiten gerichtet, welche der Augenblick darbot, indem er keineswegs das Gefährliche der Situation verkannte. Der Schuhmacher hatte zwar die Gründe, weshalb er ſie dieſen öden, unwegſamen Weg entlang führte, ziemlich triftig motivirt; aber dennoch konnte er einen gewiſſen Argwohn gegen denſelben nicht unterdrücken, wenn er ſich auch eingeſtand, daß dieſes Gefühl eigentlich nur in dem Gedanken an die Situation des verwichenen

Tages ſeine hauptſächlichſte Nahrung fände. Während daher der Graf dem Schuhmacher unmittelbar folgte, blieb Davernay einige Schritte zurück, um ſich ſo viel, als möglich den Rücken frei zu halten, und außerdem hatte er auch nicht verfehlt, ſeinem Freunde einen Theil ſeiner Vorſicht einzuflößen, indem er ihm, als ſie den Berg hinaufſtiegen, einige betreffende Worte in's Ohr flüſterte.

Der Schuhmacher ſchritt indeſſen immer rüſtig voran, wenn auch manchmal über einige im Wege liegende Steine oder eine Vertiefung ſtolpernd, und ſo hatten ſie in kürzerer Zeit, als ſonſt wohl in ſolcher Finſterniß bei einem ungebahnten Wege möglich geweſen wäre, die Mühle umgangen und die Ecke, wo ſich der ſchon früher erwähnte Bretterzaun mit der Mauerfriedigung der Wollank'ſchen Beſitzung verbindet, erreicht. Hier, an dem Zaun entlang, wurde der Weg auf dem aufgeweichten Acker immer ſchwieriger zu paſſiren. Bei jedem Tritt ſank man bis über die Knöchel in den zähen Schlamm und Boden ein, und der Schuhmacher blieb häufig ſtehen, um die ihm Folgenden näher heran kommen zu laſſen.

„Ein verteufelter Weg das; wahrhaftig, da muß man bald andere Stiefel anhaben, um durchzukommen," ſagte endlich Leberecht, nachdem ſie etwa zehn Minuten auf dieſe beſchwerliche Weiſe zurückgelegt hatten; „aber wir werden gleich die Sandgrube erreicht haben."

Bei dieſer ſo einfachen Rede fiel es Davernay auf, daß der Schuhmacher lauter ſprach, als er es früher that, und als ſich auch eigentlich mit der von ihm gebrauchten Vorſicht vertrug.

„Hol' Euch der Henker, wenn Ihr nichts Beſſeres wißt, als uns auf ſolche Weiſe zu führen," verſetzte er, gleichfalls ſtehen bleibend; „man wird dabei müde, wie ein Hund, und drüben in der Stadt hat es eben zwölf geſchlagen."

„Das iſt eben grade die rechte Zeit," verſetzte Leberecht; „aber wie geſagt, wir haben jetzt das Schwerſte hinter uns und ſind je-

denfalls ſicher vor Verfolgung; kommt nur, da iſt ſchon die Hecke von dem Hohlweg. Ihr könnt ſie nur in der Dunkelheit noch nicht ſehen."

„Nur immer voran, wir werden ſchon nachkommen," erwiederte Tavernay ruhig.

Der Schuhmacher ſchritt wieder vorwärts, blieb aber nach wenigen Schritten abermals ſtehen.

„Hier geht's bergab," ſagte er zu Gartentierce, der ihm der zunächſt Folgende war; „nimm Dich in Acht, mein Junge, daß Du nicht fällſt: — da, nimm meine Hand; hier, die Rechte — Jetzt — — los!"

Der Graf reichte dem Schuhmacher, der bereits einen Schritt tiefer ſtand, augenblicklich ebenfalls die rechte Hand; kaum hatte er indeſſen dieſelbe gefaßt, als er ſich feſtgepackt fühlte und der Schuhmacher ihn mit einem heftigen Ruck in die Tiefe hinabſchleuderte. Mit dem augenblicklichen Inſtinkt eines Fallenden, griff Gartentierce mit der Hand, welche er frei hatte, nach einem Gegenſtande, um ſich daran halten zu können, und da dies glücklicherweiſe die linke war, packte er in demſelben Moment, in welchem ihn der Schuhmacher los ließ, deſſen Rockkragen und riß ihn, welcher auf dem ſchlüpfrigen Boden keinen feſten Stand hatte, mit ſich von der Höhe hinab, ſo daß Beide zugleich in den Weg hinabſtürzten.

In demſelben Augenblick, in welchem dies mit der Schnelligkeit des Gedankens geſchah, und Tavernay, welcher Gartentierce einen unwillkührlichen Schrei ausſtoßen hörte, nicht wußte, ob ein Ungefähr oder Abſicht dieſen Verfall herbei geführt habe, ſprang aus der Hecke, dicht an ſeiner rechten Seite, eine männliche Geſtalt auf ihn zu, und noch ehe er, von dieſem unvermutheten Angriff zurückprallend, daran denken konnte, ſich zur Wehr zu ſetzen, erhielt er einen heftigen Stoß gegen die linke Schulter, und ſah die Fauſt, welche dieſen Stoß geführt, ſich ſchnell zurückziehen, um noch einmal, und dann

wahrſcheinlich ſicherer den Meſſerſtich zu wiederholen, welchen ſie vorher gethan. Das warme Blut, welches der Vicomte aus der erhaltenen Wunde zugleich an ſeinem Körper herabrieſeln fühlte, ließ ihn das Gefährliche ſeiner Lage im Augenblick erkennen, und gab ihm ſeine völlige Beſonnenheit wieder. Zur Seite ſpringend, um dem zweiten Stoße auszuweichen, umklammerte er mit der linken Hand die Fauſt ſeines Gegners, welche die Waffe hielt, als ſich dieſelbe wieder zurückzog, und alle ſeine Muskelſtärke ſchien ſich auf dieſen einzigen Punkt concentrirt zu haben, denn feſt wie eine Daumſchraube klemmten ſich ſeine Finger zuſammen. Zugleich hatte er mit der Rechten die Kehle ſeines Gegners gepackt und drückte dieſelbe mit aller ihm noch zu Gebote ſtehenden Kraft zuſammen. Nun begann zwiſchen den beiden Männern ein fürchterliches Ringen. — Eng an einander gedrückt hatte Davernay das rohe, von blutgieriger Leidenſchaft verzerrte Antlitz Lamperts erkannt, und las in dieſen Zügen mit Gewißheit ſein Schickſal, wenn es Jenem gelingen ſollte, die Hand mit dem Meſſer frei zu machen. War indeſſen der Räuber auch dem Vicomte an Muskelſtärke überlegen, ſo ſuchte doch dieſer mit ſeiner Gewandheit das zu erſetzen, was ihm an Kraft abging. Als er fühlte, wie ſich der Räuber unter dem gewaltigen Druck ſeiner Fauſt krümmte, um ſich derſelben zu entziehen, ſchien ſich ſeine Kraft zu verdoppeln. Ein heftiger Fauſtſchlag, welchen er in's Geſicht erhielt, machte ihn einen Augenblick zurücktaumeln; aber anſtatt los zu laſſen, drängte er ſich nur immer dichter an ſeinen Gegner, um ihm keine Gelegenheit zu einem zweiten Schlage zu geben. Lampert verſuchte nun, mit dem linken Arm hinter Davernay's Rücken herum zu langen, um das Meſſer in die andere Hand zu nehmen. Der Vicomte bot alles Mögliche auf, um dies zu verhindern. So rangen die beiden Männer einige fürchterlich lange Minuten mit einander. Kein Wort wurde geſprochen, nur ein dumpfes Stöhnen entrang ſich von Zeit zu Zeit der Bruſt des Räubers. Davernay

fühlte, daß der Arm, welchen er gepackt hatte, ihm nicht mehr den kräftigen Widerstand leiste, wie vorher; aber auch seine Kraft nahm ab, sie war nur noch durch die entsetzliche Aufregung des entscheidenden Moments zusammengehalten. Plötzlich stürzte ein Strom warmen Blutes aus Nase und Mund des halb Erwürgten, Davernay's Hand und Gesicht bespritzend, das Messer entfiel der kraftlosen Faust und die andere Hand, mit welcher ihn Jener in's Genick gepackt hatte, ließ los. Mit einem heftigen Stoß schleuderte der Vicomte den Bewußtlosen von sich. Im Nu hatte er das Messer vom Boden aufgehoben und war in zwei Sprüngen den Abhang hinab. Gartentierce lag hier am Boden und der Schuhmacher hatte ihn unter sich gedrückt. Als Davernay hinzusprang, rief dieser, seinen Mordgesellen vermuthend, ihm zu:

„Geschwind, Lamvert, geschwind Dein Messer!"

Statt aller Antwort riß er den, sich eines Angriffs nicht Vermuthenden zu Boden.

„Du bist des Todes, wenn Du noch ein Glied rührst!" rief er ihm zu, und die kalte Spitze des Messers ritzte die Haut der Kehle des Schuhmachers.

„Verflucht!" rief dieser, als er statt seines Helfershelfers den Vicomte erblickte.

Zugleich war auch Gartentierce aufgesprungen und hatte sich mit einem Stilet, welches er bei sich geführt, aber bei diesem unvermutheten Angriff nicht hatte brauchen können, bewaffnet.

„Gehen Sie, Graf, und rufen Sie Hülfe," sagte Davernay; „ich werde mit dem Kerl hier schon fertig werden und der oben hat auch genug. — Oder sehen Sie doch lieber erst nach, ob noch viel Leben in ihm ist, doch denke ich, ich werd's ihm aus seiner spitzbubischen Gurgel schon herausgepreßt haben."

„Wer, wo?" fragte Gartentierce.

„Der Kerl, den Sie Lampert nannten, er liegt da eben dicht bei der Hecke, aber ſein Sie auf Ihrer Hut.“

„Der Graf, welcher beim Fallen mit der Hüfte heftig gegen einen Stein geſchlagen war, flog mühſam den kleinen Abhang hinauf.

Der Schuhmacher, der inzwiſchen ganz ſtill gelegen und kein Glied bewegt hatte, ſagte jetzt ſehr kaltblütig zu Davernay:

„Ihr müßt ein tüchtiger Burſche ſein, wenn Ihr ſo gut mit Lampert fertig geworden ſeid, ich wünſchte lieber, wir hätten mit einander zu thun gekriegt, denn Euren Freund da habe ich zuſammengequetſcht wie einen Fledermiſch.“

„Es iſt ſo auch gut,“ erwiederte der Vicomte mit derſelben trokkenen Ruhe; „aber nun thut mir den Gefallen, und kommt nicht da mit Eurer Hand an die Hoſentaſche, nicht einen Zoll näher, ſage ich, ſonſt möchte ich Euch das Meſſer hier eben ſo weit in die Kehle drücken.“

„Bah, wie Ihr meint,“ fuhr Leberecht mit gleicher Kaltblütigkeit fort, indem er die Hand, die er wahrſcheinlich nach einer verborgenen Waffe ausgeſtreckt, wieder zurück zog; „ich denke, es wird Euch ſo recht ſein. Aber eine Liebe iſt der andern werth, und d'rum ſeid ſo gut, Euer linkes Bein da etwas von meinem rechten Fuß wegzuſchieben, ich habe vorher beim Herunterfallen einen Knochen entzwei gebrochen, und Ihr werdet wiſſen, daß das keine angenehme Empfindung iſt, wenn's Euch auch 'mal ſo gegangen.“

„Bis jetzt noch nicht; aber Ihr werdet mir verzeihen, wenn ich einiges Mißtrauen in Eure Worte ſetze, und noch ſo lange liegen bleibe, bis mein Freund das genauer unterſucht hat.“

„Meint Ihr, daß ich ſonſt ſo lange Zeit gebraucht hätte, um den Andern unter mir zu kriegen, wenn ich ſonſt meine geſunden

Gliedmaßen gehabt hätte. — Wahrhaftig nicht, aber ein Menſch mit einem Beine iſt nur ein halber Menſch."

In dieſem Augenblicke kehrte Gartentierce zurück.

„Es iſt Niemand oben," ſagte er; „ich habe Alles durchgeſucht, er muß entwicht ſein."

„Feiger Hund das!" murmelte der Schuhmacher ingrimmig; „mich läßt er hier in der Klemme, und wir wären doch mit ihnen fertig geworden."

„Laſſen Sie den Kerl laufen," erwiederte indeſſen Davernay, „und nun ſehen Sie erſt einmal in den Taſchen unſers guten Freundes nach, was ſich da an Meſſern und ſonſtigen Spielereien vorfinden mag."

Gartentierce folgte dieſer Aufforderung, und brachte zunächſt ein dreyklingiges Taſchen-Terzerol und dann ein großes, ſpitzes Einſchlagemeſſer zum Vorſchein.

„So," fuhr Davernay fort, „werfen Sie das Zeug in's Gebüſch, oder ſtecken Sie's auch zu ſich, wie Sie wollen, und dann unterſuchen Sie ein Mal das rechte Bein dieſes Kerls, er ſagt daß er es gebrochen hätte."

Der Schuhmacher ließ bei dieſer Beſichtigung einige unterdrückte Schmerzenslaute aus, und wirklich ergab ſich, daß der Schenkel dicht oberhalb der Kniescheibe gebrochen war.

Da er ſeinen Gegner auf dieſe Weiſe völlig unſchädlich ſah, ſtand Davernay auf.

„Ich will nicht hoffen, daß Sie etwa Schaden genommen haben," wendete er ſich zum Grafen; „ich bin mit einem leichten Riß in der linken Schulter davon gekommen."

„Es iſt durchaus von keiner Bedeutung, ich habe mich nur beim Fallen ein wenig verletzt."

„Nun; ſo kommen Sie, wir wollen ſehen, daß wir dieſem armen

Teufel hier so bald, wie möglich Hülfe verschaffen. Wir werden uns wohl am besten an die Leute in der Mühle wenden."

„Halt," sagte Cartentierce zu Davernay; „wollen wir unseren früheren Plan gänzlich aufgeben? Ich denke, daß wir diese Gelegenheit eben so gut zu unserm Zweck benutzen können, vielleicht noch besser."

„Sie haben Recht," sagte der Vicomte nach einem kurzen Besinnen; „und es wäre gut, wenn wir deshalb mit dem Kerl redeten. — Allons," wendete er sich zu dem Schuhmacher, welcher inzwischen ohne ein Wort zu sprechen, mit verbissenem Ingrimm da gelegen, und nur zuweilen einen unterdrückten Schmerzenslaut ausstieß, „allons, guter Freund, würdest Du, wenn Du Dich auf meine Schulter stützest, mit einem gesunden Bein ein Paar Hundert Schritt forthumpeln können, wenn ich Dir sage, daß Du für den Augenblick noch nicht in's Gefängniß sollst?"

„Nicht," fragte Leberecht verwundert, „nicht? und wohin denn?"

„An einen Ort, wo Du Pflege und Heilung Deines kranken Gliedes finden sollst, ohne dem Arm des Gesetzes überliefert zu werden. Es hängt nur von Dir ab, Dich dessen werth zu machen."

„Ich verstehe Euch nicht," entgegnete Leberecht mürrisch; „und glaube sogar, daß das nur leere Worte und Reden sind. Wozu wollt Ihr mich zum Besten haben?"

„Es ist vollkommen so, wie ich Dir gesagt habe, Du wirst Dich davon überzeugen."

„Ich kann mit dem besten Willen nicht daraus klug werden," sagte Leberecht nach einer Pause; „und es kann Euch, meiner Ansicht nach, ganz gleich sein, ob Ihr Leute holt, oder ob ich meine Knochen selbst anstrenge. Im Gegentheil, Ihr habt noch weniger Zeugen."

„Nun, und Du beſinnſt Dich noch?“

„Trane der Teufel einem Criminalbeamten, ich thue es nicht,“ ſagte Leberecht; „Ihr ſeid zwar Beide ein Paar verdammt kluge Jungens, und habt mich ſchön in die Tinte 'reingebracht, aber nun ſollt Ihr mich nicht weiter an der Naſe herumführen.“

„Du hältſt uns für Beamte des Criminalgerichts?“ fragte Gartentierce.

„Nun, und für was ſonſt?“

„Du biſt im Irrthum, guter Freund, dem iſt nicht ſo.“

„Im Irrthum!“ fragte der Schuhmacher gedehnt; „ich glaube da kann kein Zweifel mehr ſein, ich habe mich zu genau erkundigt. Zuerſt erzählte uns der blaſſe Jebamm, daß Ihr Beide vorgeſtern Abend den jungen Menſchen beim Theater arretiren ließet, und alle Beide ſo hübſch deutſch plaudern könntet, als ob Ihr in Eurem Leben nichts anders gethan hättet. Da wurden wir aufmerkſam, und es war leicht einzuſehen, daß irgend ein fauler Schwindel dahinter ſtecken mußte, und als Lamprett nun heute Morgen noch herausbrachte, daß es mit den beiden Engländern nichts wäre, ſondern Ihr ſelbſt dieſe Wohnung gemiethet hättet, da war die Sache ſo ziemlich klar, und ich denke, daß Ihr mich alten Keil doch nicht für ſo einfältig halten werdet, noch einem neuen Schwindel Glauben zu ſchenken.“

„Das hängt nur von Dir ab,“ erwiederte der Beamte; „aber ich ſehe durchaus nicht ein, welchen Nachtheil Du davon haben ſollteſt, wenn Du uns ohne Umſtände folgen wollteſt; entrinnen kannſt Du nicht, und Du ſagſt ſelbſt, daß es Dir nur lieb ſein müſſe, ſo wenig Zeugen als möglich zu haben. Wir wollen Dich in unſere Wohnung bringen, und da ſollſt Du das Nähere erfahren, und auch für Deine Herſtellung ſoll geſorgt werden.“

„Ich habe freilich wenig genug auf's Spiel zu ſetzen,“ ſagte Leberecht; „und obgleich es ein ſchlechter Spaziergang iſt, auf einem

Bein zu humpeln, und das andere hinten her zu ſchleppen, ſo will ich es doch verſuchen. Nun helft mir, mich aufzurichten."

Von den beiden Herren unterſtützt, machte der Schuhmacher wirklich den Verſuch, ſich vorwärts zu bewegen; aber die Schmerzen, welche er empfand, waren zu groß, und er mußte ſich in der nächſten Minute wieder niederſetzen.

„Was iſt zu machen?" fragte Cartentierce. — Wir werden uns dennoch genöthigt ſehen, fremde Hülfe herbeizuholen."

„Nicht doch, wir wollen zunächſt nach unſerer Wohnung, und ſehen, ob wir mit Hülfe Françeis dieſen Mann nicht fortbringen können, vielleicht finden wir irgend wo eine Tragbahre. Bleib indeſſen hier liegen, und rücke Dich ſo gut, wie es nur immer möglich iſt. Hier haſt Du meinen Rock, um Dich zuzudecken."

Der Vicomte zog bei dieſen Worten ſeinen Oberrock aus und bedeckte den Schuhmacher damit, um ihn wenigſtens einigermaßen vor Kälte zu ſchützen. Dann eilten ſie beide ſo ſchnell, als möglich nach ihrer Wohnung, wo ihr treuer Bedienter, den ſie wie geſagt, mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht hatten, ſeine Gebieter bereits mit angſtvoller Sehnſucht erwartet hatte. Ein glücklicher Zufall hatte denſelben eine zerbrochene Karre, in einem Winkel des Gartens liegend, bemerken laſſen, und da durchaus kein anderes Inſtrument bei der Hand war, ſo benutzten Sie dieſelbe, nachdem das Rad abgezogen war, zu einer Art von Trage, auf welche der Schuhmacher gelegt, und zwar nur langſam und mit großem Kraftaufwande, aber doch glücklich in das kleine Gartenhäuschen hineingebracht wurde. Es war indeſſen nicht möglich, etwas Näheres mit dem Schuhmacher zu beſprechen, denn unmittelbar, nachdem man ihn mit aller möglichen Vorſicht auf ein Sopha gelegt, verfiel er in ein ſo heftiges Wundfieber, daß er ſeine Beſinnung verlor, und es blieb den beiden Herren nichts weiter übrig, ſo ſchnell als es nur irgend möglich war,

einen Wundarzt herbeizurufen, der dem Kranken einigermaßen Linderung ſeines Zuſtandes verſchaffen konnte.

Francois wurde deshalb ſofort nach der Stadt geſchickt, während die beiden Herren bei dem Verwundeten zurückblieben, und Gartenlaube nicht ohne Mühe Mathilden beruhigte, welche durch dieſe neue geheimnißvolle Begebenheit nicht wenig in Schrecken gerathen war.

XXXIII.

Lord Templeton.

In dem Hauſe des Fräulein Amalie von Selke herrſchte große Verwirrung und Beſtürzung. Schon ſeit längerer Zeit glaubte die Dame wahrgenommen zu haben, daß ihr dann und wann einzelne, wenn auch nicht bedeutende Summen an ihrer Kaſſe fehlten, indeſſen hatten die häufigen Beſchäftigungen, welche die Zeit dieſer Dame auf ſo verſchiedenartige Weiſe in Anſpruch nahmen, es ihr nicht erlaubt, ſich darum zu bekümmern. Dieſe Sache, die ſich nur bisher auf Kleinigkeiten erſtreckt hatte, wurde indeſſen von größerer Bedeutung, als Ihr Kammermädchen eines Tages der Geſellſchafterin voller Angſt erzählte, daß ſie einen Schmuck ihrer Gebieterin vermiſſe, und ſich doch genau erinnere, denſelben noch erſt am Morgen in der Hand gehabt zu haben. Die Geſellſchafterin machte pflichtſchuldigſt den Rapport an die Herrin des Hauſes, und nun ging's an ein endloſes Suchen und Durcheinanderwerfen von Sachen aller Art, bis man endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Schmuck

fort ſei, und wahrſcheinlich auch fort bleiben werde. Fräulein von Selke rief nun ihre ſämmtlichen Hausbewohner zuſammen, und kündigte ihnen in einer ſehr ſchönen und kräftigen Rede an, daß der Schmuck von Niemand anders, als von einem Hausdiebe geſtohlen ſein könne; wolle derſelbe ein offenes, reumuthiges Geſtändniß ablegen, ſo ſolle er vollkommene Verzeihung und außerdem ſeinen Jahreslohn ausgezahlt erhalten, im andern Falle aber ſehe ſie ſich genöthigt, den Polizei-Commiſſarius herbeizurufen und demſelben dieſen Vorfall anzuzeigen. Wie dies bei einem ſolchen, oder ähnlichen Vorfall gewöhnlich zu ſein pflegt, waren ſämmtliche Anweſende höchlich entrüſtet, betheuerten ſehr viele Male ihre Schuldloſigkeit und jeder Einzelne machte den Vorſchlag, ſeine Unſchuld durch einen Eid zu erhärten. Da nun alſo auf dieſe Weiſe kein Reſultat herbeizuführen war, ſah ſich die Dame, ſo unangenehm ihr dies auch ſein mochte, doch dazu gezwungen, das Geſetz zu Hülfe zu rufen. Ein Bote an das nächſte Polizei-Büreau wurde abgefertigt, und noch war das Geſinde im Zimmer ihrer Herrſchaft, wo dieſelbe abermals eine ſehr ſchöne Rede über das Verbrechen des Diebſtahls hielt, verſammelt, als ein Herr in einem blauen Rocke und rothem Kragen, mit dreieckigem Hut und Degen an der Seite hereintrat, und ſich als der Polizei-Commiſſarius zu erkennen gab. Die Unterſuchung ging nun in aller Form vor ſich. Der Mann des Geſetzes fragte jeden Anweſenden, wie oft er ſchon im Gefängniß geweſen, und wie lange er wieder frei ſei, worauf Alle einmuthig verſicherten, daß ſie in ihrem Leben noch nie in eine ſolche Verlegenheit gekommen, und vollſtändig unſchuldig an dem verübten Verbrechen wären. Der Kommiſſarius [illegible]nügte ſich aber, nach Art aller dieſer Beamten, mit dieſer Au[illegible]ge nicht, ſondern nachdem er auf das ſchreckliche Schickſal deſſen [illegible]gedeutet, der nicht mindeſtens durch ein freies Geſtändniß die Strenge des Geſetzes mildere, begann er die Unterſuchung damit, ſich die Namen eines jeden Einzelnen aufzuſchreiben, und ſich dann

die verſchiedenen Kommoden und Koffer derſelben öffnen zu laſſen. Wie leicht vorauszuſehen, wurde indeſſen bei dieſer ſpeziellen Unterſuchung Nichts gefunden, obgleich Alles durchgewühlt, ja ſelbſt der Schrank Mary's nicht verſchont geblieben war, über welchen Eingriff in ihre Rechte die arme Geſellſchaftsdame höchlich entrüſtet war, und nur durch die dringendſten Bitten ihrer Gebieterin davon abgehalten werden konnte, mit ihren ſehr langen Nägeln dem Beamten die Augen auszukratzen, als derſelbe von ihr verlangte, daß ſie ein ziemlich großes, altmodiſches, mit vielen Meſſingverzierungen ausgelegtes Käſtchen öffnen ſolle. Nach ſehr langem Hin- und Herreden wurde ſie endlich wirklich dazu bewogen, ſich dieſem Anſinnen zu fügen, worauf ſich denn ergab, daß der Inhalt dieſes Kaſtens aus dem Portrait eines ſehr blonden Herrn mit weißer Halsbinde, vielen vertrockneten Blumen und drei oder vier Briefen, deren Aufſchriften indeſſen vergelbt und unleſerlich geworden waren, beſtand.

Da auf ſolche Weiſe es durchaus nicht gelingen wollte, den Verdacht auch nur auf einen beſtimmten Punkt hinzuleiten, erklärte der Beamte, daß ſich für den Augenblick nichts weiter thun laſſe; eine genaue Beſchreibung des entwendeten Schmucks ſolle indeſſen an alle Juweliere und Pfandleiher geſchickt werden, um denſelben anzuhalten, Fall's er vielleicht an einem dieſer Orte zum Kauf angeboten würde.

Der Beamte entfernte ſich mit dieſer wenig tröſtlichen Verſicherung, und bald nachher ließ ſich Miß Hereford melden. Fräulein von Selke empfing die Eintretende zwar freundlich, konnte ihre Verſtimmung aber doch nicht gänzlich unterdrücken, und erzählte endlich ihrer Freundin auf deren Fragen das Vorgefallene.

Die Lady ſchien großen Antheil an dieſer Erzählung zu nehmen und ſprach ihr Bedauern und zugleich die Hoffnung aus, eine Entdeckung dennoch wohl durch einen Zufall herbeigeführt werden dürfte; es ſei ein altes Sprüchwort, „daß nichts ſo ſehr verborgen

ſei, daß es nicht endlich dennoch an's Licht kommen ſollte." Die Damen waren noch mit dieſer Unterhaltung beſchäftigt, als auch Templetons Equipage vorgefahren kam, und Mary, die ihre ſchmerzliche Aufregung durch ein Brauſepulver niedergekämpft hatte, denſelben meldete.

„Ah, das iſt gut, daß er kommt," ſagte das Fräulein; „er wird mir vielleicht einen Rath geben können, wie ich mich bei dieſer unangenehmen Geſchichte zu verhalten habe: ich habe zwar einen männlichen Beiſtand in meinem Leben noch nicht nöthig gehabt, aber zugleich iſt mir auch ein ſolcher Fall noch nicht vorgekommen."

Der edle Lord hörte mit ſehr großer Aufmerkſamkeit, nachdem er zwiſchen den beiden Damen Platz genommen, der Erzählung des Vorfalls zu, der das geſammte Haus in eine ſo große Aufregung verſetzt hatte, kaum erklärte er kopfſchüttelnd, wie das allerdings ein ſehr unangenehmer Fall ſei, und er wäre auch ein Mal von einem ſeiner Bedienten um viertauſend Pfund beſtohlen worden, doch habe der Kerl fortwährend geleugnet, und da man nichts bei ihm gefunden, ſo ſei er nach einer ſehr langen Unterſuchung wieder frei gelaſſen worden; — und bei dieſer Geſchichte deutete der Erzählende darauf hin, daß er ſich noch heutigen Tages darüber ärgere, ſich ſo vielen Weitläufigkeiten ausgeſetzt zu haben; viertauſend Pfund ſeien zwar für manchen armen Teufel eine bedeutende Summe, für ihn jedoch von keiner ſolchen Bedeutung, daß er ſich jener Unannehmlichkeiten ausſetzen ſollte, die unerläßlich mit einer ſolchen Unterſuchung verbunden wären. Miß Hereford ſtimmte dieſer Anſicht bei, und nachdem ſomit dieſes Thema ſehr weitläuftig abgehandelt und der Thee ſervirt worden war, erzählte die Lady unter ſehr vielem Lachen, daß ſie am verwichenen Tage einen Beſuch von dem Herrn erhalten hätte, den ſie neulich in der Seidenwaaren-Handlung getroffen, derſelbe habe ſich von Bek genannt, ihr mit kurzen Worten erklärt, daß er ſich in ſie verliebt habe, und um ihre Gegenliebe gebeten. Dieſe

ſonderbare Geſchichte gab natürlich dem Fräulein ſowohl, als dem Lord ſehr vielen Stoff zum Lachen, und die Geſchichte mit dem Schmuck trat in den Hintergrund zurück. Dennoch wäre das harmloſe Vergnügen, welches in der kleinen Geſellſchaft herrſchte, beinahe dadurch geſtört worden, daß Fräulein von Selfe zu bemerken glaubte, wie der Lord ihrer Freundin eine Art von ſchmachtendem, oder verliebtem Blick zuwarf, welchen dieſelbe auch erwiederte, und worüber jene natürlich in eine ſehr üble Laune gerieth. Templeton wußte indeß durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten und Galanterieen, die er der Dame zu erweiſen bemüht war, dieſen üblen Eindruck zu verſcheuchen, ſo daß ſich dieſelbe endlich ſelbſt überredete, ſie müſſe ſich vorher geirrt haben. Zwar gewann das Gefühl ihrer Eiferſucht abermals Nahrung, als Templeton der Lady beim Nachhauſegehen ſeinen Wagen anbot, doch da dies eigentlich nur eine Höflichkeitsformel war, die in der Natur der Sache ſelbſt lag, ſo konnte ſie nichts dagegen einzuwenden haben, und begnügte ſich damit, dem Lord einige Blicke zuzuwerfen, welche derſelbe indeſſen nicht verſtand, oder doch nicht verſtehen wollte.

Es iſt wohl nicht erſt nöthig, daß wir dem Leſer noch ſagen, daß Sir Templeton ein und dieſelbe Perſon mit dem Herrn war, welcher das Geſchäft mit der Frau in der Steingaſſe abgeſchloſſen. Der edle Lord war nichts mehr und nichts minder, als der Sohn eines Londoner Schneiders, welcher das Handwerk ſeines Vaters mit einem einträglicheren, wenn gleich gefährlicheren Gewerbe vertauſcht. Als Kammerdiener oder Bedienter eines ſehr reichen Baronets, der nach dem Kontinent hinüber gegangen war, um ſich in der Welt umzuſehen und ſein Geld auf eine genteele Weiſe an den Mann zu bringen, hatte er in der Welt debütirt, und nachdem er auf ſolche Weiſe in die Geheimniſſe der guten Geſellſchaft eingeweiht worden, glaubte er, daß es beſſer ſei, ſtatt des Dieners den Herrn zu ſpielen. Als er ſich mit ſeinem Herrn auf der Rückreiſe nach Frankreich be-

fand, erbrach er an einem ſchönen Tage die Chatoulle ſeines Herrn, ſetzte ſich auf deſſen beſtes Pferd und kam mit von ihm verfälſchten Papieren verſehen, in denen er nicht vergeſſen hatte, ſich den Lordstitel zu geben, unangefochten in Deutſchland an, wo er freien Spielraum für ſein Treiben zu finden hoffte. Zunächſt trat er unter ſeinem erborgten Titel in Wien auf, und hatte nach und nach faſt alle großen Städte Deutſchlands beſucht. Da indeſſen das Geld, welches er ſeinem Herrn entwendet, nicht ewig dauern konnte, ſo ging er haushälteriſch mit demſelben zu Rathe und ſuchte ſeine Kaſſe auf jede mögliche Weiſe zu füllen, ſo daß er, ungeachtet ſeines glänzenden Auftretens, jederzeit über eine nicht unbedeutende Summe disponiren konnte. Sein Hauptaugenmerk war indeſſen von jeher darauf gerichtet geweſen, ſich durch irgend eine reiche Partie ein behagliches Auskommen für den Reſt ſeines Lebens zu ſichern, doch war ihm dies bisher noch nicht gelungen, und erſt in Berlin, als er die Bekanntſchaft ſeiner emancipirten Freundin machte, ſchien ihm ein glücklicherer Stern zu leuchten. Waren aber die meiſten ſeiner gut angelegten Plane nur an dem Eigenſinn der Väter und Vormünder geſcheitert, indem dieſelben einen Nachweis ſeines angeblich ungeheuren Vermögens verlangten, ſo hatte er ein ähnliches Schickſal bei dem Fräulein von Selle zu fürchten, deren Verwandte ſich zwar wenig um ſie kümmerten, die aber dennoch bei einem ſolchen Schritt wahrſcheinlich Nachfrage gethan hätten. Als ihm daher Miß Hereford vorgeſtellt wurde, welche, wie er durch ſchleunige Erkundigungen erfahren hatte, ganz unabhängig daſtand, indem ihr Vater, welcher ſie auf den Kontinent hinübergeführt, vor etwa einem Jahre in Töplitz geſtorben war, glaubte er hier ein leichteres Spiel zu haben, wenn es ihm wirklich gelingen ſollte, ſeine Landsmännin durch ſeine Reize und Liebenswürdigkeit zu feſſeln. Das Benehmen, welches dieſelbe gegen ihn an den Tag legte, ließ ihn in der That erwarten, daß das Reſultat wirklich günſtig für ihn ausfallen dürfe; und ſo ſtand er

denn nicht an, ſo ſchleunig als möglich den ſich vorgezeichneten Weg zu verfolgen. Nachdem er die Dame daher bis zu ihrer Wohnung begleitet, fragte er, ob ſie ihm die Erlaubniß geben würde, ihr ſeine Aufwartung zu machen, und zu ſeiner nicht geringen Freude fiel die Antwort bejahend aus, ſo daß ſich Templeton nicht ohne ſanguiniſche Hoffnungen verabſchiedete.

Nach dem, was wir über dieſen Herrn geſagt haben, darf es uns indeſſen nicht Wunder nehmen, wenn wir denſelben bald nachher an jenem Orte wiederfinden, welchen wir auf einigen der früheren Seiten dieſes Werkes beſchrieben haben, nämlich in der Wolfsſchlucht. — Der Pſeudo-Lord war indeſſen auch in die Betrügereien des Kartenſpiels zu tief eingeweiht, als daß es möglich geweſen wäre, ihn zu „machen;“ und da an dieſem Abend kein beſonderer Freier zugegen war, ſo ſpielte dieſe bunte Geſellſchaft, deren ehrenwerthen Charakter wir bereits kennen gelernt haben, unter ſich, weniger um Geld von einander zu gewinnen, als um ihre Geiſteskräfte zu ſchärfen, da einer den andern auf jede nur mögliche Weiſe zu betrügen ſuchte. Zugegen waren von den Perſonen, die wir bereits kennen gelernt haben, der Mann mit dem Pudel und der Ruſſe; Arthur hingegen fehlte.

Da der Abend indeſſen noch nicht ſehr weit vorgerückt war, ereignete es ſich jedoch, daß das Spiel bereits begonnen hatte, als noch mehre der Herren, welche dieſen Ort alle Abend zu beſuchen pflegten, ankamen. Die Haus- und die Stubenthür waren jedoch mit den gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln bereits verſchloſſen, und wenn daher einer der Ankommenden klingelte, ging der Wirth hinaus, die Hausthür zu öffnen, während einer der anweſenden Herren damit beauftragt war, jedesmal hinter ihm die Stubenthür zu verriegeln, die dann erſt auf ſeinen Ruf „gut Freund“ wieder geöffnet wurde.

Die Geſellſchaft war inzwiſchen munter und guter Dinge, es

wurde getrunken, gelacht, Anekdoten erzählt, und der Pudel bot alle seine Künste auf, sich den Beifall dieser ehrenwerthen Gesellschaft zu erwerben, während das Spiel dabei seinen ungestörten Fortgang hatte. —

Als einige Zeit nachdem der Letzte angekommen, abermals die Klingel gezogen wurde, ging der Wirth, wie schon erwähnt, hinaus, um zu öffnen: aber derjenige von den Herrn, welcher das Amt hatte, die Thür hinter ihm zu verriegeln, vergaß, da er sich in das Zuhören einer pikanten Anekdote vertieft hatte, seines Amtes zu warten. — Der Wirth war kaum einige Augenblicke außen auf dem Flur gewesen, als man plötzlich ein Gepolter hörte, wie wenn Jemand heftig auf die Seite geschoben würde, und gleich darauf öffnete sich die Stubenthür, und ein Herr in einem Civilüberrock trat ein, ihm folgten unmittelbar auf dem Fuße ein Polizei-Commissarius und zwei Gensd'armen

Die unerwartete Erscheinung dieser Männer brachte auf die Gesellschaft ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie's der Stich mit dem Spinnrocken in der Geschichte von Dorn-Röschen that. Bleich, erschreckt, ohne ein Wort hervorbringen zu können, verharrte ein Jeder in derselben Stellung, welche er vorher eingenommen; erst als der Criminal-Beamte, denn dafür war er gleich von sämmtlichen Spielern erkannt worden, rasch auf den Tisch zuschritt, warf sich der Herr des Pudels, welcher die Bank gehabt hatte, mit dem Oberkörper über das Geld hin, welches auf dem Tische lag, um zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen würde, wenigstens einen Theil des Papiergeldes und des Geldes zu retten.

Der Beamte, welchem indessen der qualitative Werth dieser ganzen Gesellschaft hinlänglich bekannt war, sprang jedoch schnell hinzu, und riß diesen Herrn sehr unsanft zurück; dies geschah jedoch nicht, ohne daß einige Geldstücke an die Erde gefallen wären, und durch diese Bewegung aus ihrem Grübeln emporgerissen, waren ein

Paar der Herren ſogleich bereit, ſich an die Erde zu bücken, um das Hinuntergefallene aufzuheben.

„Niemand rühre ſich,“ ſagte indeſſen der Criminal Beamte ſtreng und deckte den Hut auf das Geld. — „Im Namen des Königs, Niemand verlaſſe ſeinen Platz!“

Inzwiſchen war auch der vor Schrecken halb todte Wirth hereingetreten, und nachdem der Criminal-Commiſſarius ſich des Geldes verſichert, fragte er den Wirth, ob derſelbe die ſämmtlichen anweſenden Herren kenne, und da dieſer bejahete, wendete er ſich zu den Einzelnen, die Namen derſelben aufzuſchreiben. Der einzige, deſſen Namen und Wohnung der Wirth nicht mit Beſtimmtheit wußte, war unſer Engländer, doch konnte ſich dieſer hinlänglich durch ſeine Aufenthaltskarte legitimiren Nachdem die Liſte geſchloſſen und einer der Gensdarmen die an die Erde gefallenen Goldſtücke aufgelangt hatte, wendete er ſich zu dem Ruſſen und dem Beſitzer des kunſtſinnigen Pudels.

„Sie, meine Herren,“ ſagte er; „müſſen mir folgen; ich habe Befehl, Sie in das Criminal-Gefängniß abzuliefern“

„Haben Sie den Befehl bei ſich,“ fragte der Mann mit dem Pudel trotzig; „ich bin hier anſäßiger Bürger und Meiſter, und werde nicht ohne einen ſolchen mitgehen.“

„Ich denke, Sie werden mich kennen,“ erwiederte der Beamte lächelnd; „und wenn es nicht der Fall iſt, ſo wird Ihnen dies genügen.“ Er langte bei dieſen Worten die ſilberne Medaille, durch welche ſich die Preußiſchen Polizei-Offizianten, ſobald ſie nicht in Uniform ſind, zu legitimiren pflegen, hervor.

„Das iſt aber nicht genug, da könnte Jeder kommen,“ verſetzte Jener, der ſeinen gewöhnlichen, unverſchämten Trotz allmälig wieder gewonnen hatte.

„Ich werde das zu verantworten wiſſen, was ich thue, und

wenn Sie mir nicht gutwillig folgen, muß ich Gewalt brauchen: — ich glaube nicht, daß Sie mich in dieſe Nothwendigkeit verſetzen wollen."

„Aber ich bin ein ruſſiſcher Unterthan und brauche nicht zu thun, was die Preußiſche Geſetz ſagt," nahm der Ruſſe, wieder in einem ſehr ausländiſchen, fremd klingenden Dialekt ſprechend, das Wort.

„Mich dünkt, es iſt noch nicht lange her, daß Sie actenmäßig ausgeſagt haben, Sie wären ein Berliner Bürger und verdienten Ihren Unterhalt durch Unterrichtgeben in der Ruſſiſchen Sprache."

„Aber ich verſteh nicht das Deutſch und die deutſche Geſetz."

„Das werden wir Ihnen ſchon beibringen, 's hat gar nichts zu ſagen," verſetzte der Criminal-Kommiſſarius trocken, und ſich zu den übrigen Gäſten wendend, ſagte er:

„Sie können jetzt nach Haus gehen, das Uebrige wird ſich finden."

Ein jeder der Anweſenden griff nun, um ſich ſo bald als möglich aus dieſer unangenehmen Nachbarſchaft zu entfernen, ſchleunigſt nach Hut und Mantel, während die beiden deſignirten Individuen zurückblieben, um ſich in das Schickſal zu fügen, welchem ſie doch einmal nicht entgehen konnten.

„Das iſt eine dumme Geſchichte," ſagte Lemvleten zu ſich ſelbſt, als er vor die Thür hinausgetreten war: „da werde ich in eine Unterſuchung verwickelt werden, und wenn man mir auch nicht viel thun kann, beſonders da ich Fremder bin, ſo hätte ich mich doch lieber davon fern gehalten. — Nun, man muß es abwarten, was daraus werden wird."

Als er am folgenden Morgen das Lokal aufſuchte, um ſich bei dem Wirth nach der Urſache zu erkundigen, weshalb die beiden Anderen arretirt worden wären, ſagte ihm derſelbe, daß es wahrſcheinlich wegen der Geſchichte mit dem jungen Manne ſei, den ſie neu-

lich in diesem Lokale „gemacht" hätten; die Sache müßte auf die eine oder die andere Weise der Polizei zu Ohren gekommen sein; wahrscheinlich dürften sie nicht ohne sehr bedeutende Strafe davonkommen, besonders wenn bewiesen werden sollte, daß sie sich, wie der Criminal-Commissarius gesagt hätte, beschnittener Karten dabei bedient hätten.

XXXIV.

Arthur.

Wie der Ruſſe an jenem Tage, wo der junge Kaufmann, den dieſe Gauner in ihrer Höhle geplündert, in der verzweiflungsvollſten Stimmung beſchloſſen hatte, ſeinem Leben ein Ende zu machen, und dieſen Entſchluß auch ausgeführt hätte, wenn nicht der bereits angedeutete Zufall dazwiſchen getreten wäre, als an jenem Tage alſo der Ruſſe an Arthur mit ſpöttiſchen Worten den Vorfall erzählt hatte, von welchem er ſo unvermuthet Zeuge geweſen, und dann noch mit einer Art von entmenſchtem Bedauern hinzufügte, es ſei wirklich ſchade, daß ſich dieſer Menſch nicht in der That erſchoſſen, da ſein Tod alle Unannehmlichkeiten, die noch etwa aus dieſem Handel entſpringen könnten, aus dem Wege räumen würde, hatte Arthur dagegen mit den heftigſten Gewiſſensbiſſen über ſein bisheriges Treiben nachgedacht. Er war durchaus nicht ſo verderbt, wie ſeine Genoſſen. Er war vielmehr ſo zu ſagen, durch ſein böſes Schickſal auf dieſe Laufbahn hingetrieben worden. Jung und unerfahren, dabei ſelbſtſtändi-

diger Beſitzer eines nicht unbedeutenden Vermögens, war er in dieſe Geſellſchaft hineingerathen, in welcher er ſich noch bewegte, und hatte ſein ganzes Hab und Gut am grünen Tiſche verloren. Nachher erſt gingen ihm die Augen auf, er merkte, daß er betrogen worden ſei, und da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, beſchloß er das Spiel, welches ihn zu Grunde gerichtet hatte, nunmehr als Erwerbsquelle zu betrachten. Die Gewohnheit und die verzweiflungsvolle Lage, in welcher er ſich augenblicklich befand, hatten bald die Stimme ſeines Gewiſſens übertäubt, ſeine Lebensweiſe ließ ihm überdem keine Zeit zum Nachdenken übrig. — Es iſt wirklich entſetzlich, wie ein Spieler allgemach alle übrigen Intereſſen des Lebens vergeſſen lernt, nur um ſeiner Leidenſchaft zu fröhnen. Wenn er nach einer am Spieltiſch hingebrachten Nacht in ſeine Wohnung zurückkehrt, iſt er erſchöpft, bis in ſeine innerſten Lebenskräfte angegriffen; das Geräuſch, welches ihm umgab, ſummt noch in ſeinen Ohren, vor ſeinen ſchmerzenden Augen ſieht er die bunte Reihenfolge der Karten vorüber flimmern, und ſelbſt wenn er ſie geſchloſſen, verfolgt ihn dieſer aufregende, unheimliche und zauberhafte Anblick. In dieſem Zuſtande wälzt er ſich eine Stunde ſchlaflos auf ſeinem Lager; er verläßt daſſelbe mehrmals, um friſches Waſſer zu trinken, das ſein aufgeregtes Blut abkühlen ſoll; um das Fenſter zu öffnen, damit ſeine geſchwächten Lungen die elaſtiſche Morgenluft athmen. Endlich gelingt es ihm, einzuſchlafen, und erſt ſpät, der Mittag iſt bereits vorüber, erwacht er; er fühlt ſich wüſt und verdreht im Kopfe, und ſelbſt zu einer leichten Arbeit unfähig. Nachher kleidet er ſich an, um irgendwo zu Mittag zu eſſen und geht dann wieder nach Hauſe, um die verſäumte Nachtruhe durch einen abermaligen Schlaf einzuholen. Erſt gegen Abend beſucht er irgend einen öffentlichen Vergnügungsort, um ſich wenigſtens in Etwas zu erholen, und verläßt denſelben nur, um aufs Neue den Schauplatz ſeines nächtlichen Treibens aufzuſuchen. — So lebt er einen Tag, wie den andern; aber er genießt nichts

vom Leben, von den Schönheiten, welche daſſelbe darbietet, und dennoch lebt er ſchneller, als jeder Andere. Sein Haar wird vor der Zeit grau und fällt aus, ſeine Augen ſind trübe, ſeine Wangen eingefallen und bleich, und wenn ſie ſich färben, iſt es nur dieſe entſetzliche Röthe der Schwindſucht, welche ſie anhaucht.

Arthur hatte ein ſolches Leben geführt, ein ſolches Leben, welches uns weder an Zukunft noch an Vergangenheit denken läßt, ſondern ſich nur an den Augenblick hält, als jener Zufall, noch dazu ihm von dem Außen auf dieſe, jedes Gefühl empörende Weiſe mitgetheilt, die Veranlaſſung wurde, ihn aus dieſer moraliſchen Verſunkenheit emporzureißen. Er beſaß noch genug Gefühl für Rechtlichkeit und Gewiſſen, um ſich ſagen zu können, daß auch er an dem Verderben jenes jungen Mannes Theil genommen, daß auch er beinahe zum Mörder geworden wäre, wenn nicht ein Zufall, von der Hand der Vorſehung geleitet, ihn davor bewahrt hätte, eine Blutſchuld auf ſich zu laden.

Am andern Morgen früh war er daher zu dem jungen Manne geeilt, der in Folge jener Vorfälle an einem hitzigen Fieber im Bette lag. Tavernay, der, wie erwähnt, Zeuge dieſes traurigen Vorganges geweſen, hatte inzwiſchen bereits mit bereitwilliger Menſchenfreundlichkeit einen Arzt herbeirufen laſſen und dafür Sorge getragen, daß ſo wenig Aufſehn als möglich über dies betrübende Ereigniß gemacht würde. Als Arthur daher in das Zimmer des Kranken trat, fand er denſelben im Bette liegend, zwar ſehr ſchwach, aber doch im Stande, ihn anzuhören.

„Mein Herr,“ redete er ihn an; „ich weiß nicht, ob Sie ſich noch meiner entſinnen. — Wir haben uns an jenem Abend in der Weinſtube geſehen, wo Sie das Unglück hatten, eine bedeutende Summe zu verſpielen. Leider muß ich aber hinzufügen, daß Sie dies Geld nicht auf eine ehrliche Weiſe verloren haben, ſondern vielmehr betrogen worden ſind. — Ich weiß, daß Sie dadurch zu

Grunde gerichtet wurden, und bin gekommen, Ihnen ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie wenigstens einigermaßen Ihren Verlust wieder ersetzen können, wenn es auch leider nicht vollständig möglich sein wird."

Der Kranke, welcher bei dem Eingang dieser Rede ängstlich zusammengeschreckt war, sah den Sprecher erstaunend an, seine Augen leuchteten vor Freude.

„Sprechen Sie, sprechen Sie," sagte er hastig.

„Der Wechsel, den Sie an jenem Abend verspielten, ist noch nicht gezahlt," fuhr indessen Arthur fort; „ich weiß es bestimmt," fügte er hinzu, die Augen niederschlagend, als er zu dieser Stelle seiner Rede kam; „denn leider, muß ich Ihnen sagen, daß auch ich Sie an jenem Abend mit betrugen half. Sie haben indessen keinen Augenblick Zeit zu versäumen, sondern wenn es Ihnen möglich ist, so kleiden Sie sich auf der Stelle an und gehen Sie zu dem Banquier, auf welchen der Wechsel lautet. Setzen Sie ihn offen und ehrlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß, und ersuchen Sie ihn, diesen Wechsel nicht zu honoriren; er wird sich gewiß nicht weigern, es zu thun, wenn er ein Herz im Leibe hat, und auch sein Credit kann nicht darunter leiden, wenn Sie ihm sagen, in welchen Händen sich das Papier befindet."

Die Züge des jungen Mannes, welche bei diesen Worten den Ausdruck freudiger Ueberraschung angenommen hatten, umdüsterten sich aufs Neue.

„Aber man wird alsdann gegen mich klagen, daß ich einen Wechsel ausgegeben, der nichts werth ist, oder denselben mit Protest zurückschicken."

„In diesem letzteren Falle würden Sie sich genöthigt sehen, auch die Aussteller von dem, was vorgegangen, in Kenntniß zu setzen; aber glauben Sie nicht, daß diese Menschen, welche Sie an jenem Abend gesehen, es auf eine Klage ankommen lassen werden;

alle sind schon mehr oder minder bestrafte Spieler, mit denen die Justiz keine Umstände machen würde. Also wie gesagt, kleiden Sie sich schnell an, Sie haben keine Zeit zu versäumen, ich werde Sie begleiten.

Obgleich Eduard noch im höchsten Grade erschöpft und matt war, so verlieh ihm doch ein Vorschlag wie dieser, neue Kraft und bereits in wenig Minuten war er zu diesem Gange bereit. Beide stiegen in einen Fiaker und fuhren zu dem Banquier. Durch einen der Buchhalter, mit dem er in früherer Zeit bekannt war, ließ er den Principal um eine Unterredung bitten, nachdem er bereits vorher zu seiner nicht geringen Beruhigung erfahren hatte, daß der betreffende Wechsel wirklich noch nicht bezahlt sei. Es war allerdings ein harter Kampf, welchen es dem jungen Mann kostete, bevor er es über sich gewinnen konnte, sich eines Vergehens anzuklagen, wie das, was er begangen: aber es war ja kein anderer Ausweg vorhanden, und er betrachtete den, der ihm diesen Rath gegeben, als seinen Schutzengel. Nichts desto weniger war diese Sache doch sehr unangenehm. Der Wechsel lautete zwar nicht au porteur, sondern auf eine Hamburger Firma, doch jedenfalls konnte das Papier protestirt werden, und es mußte erst dann der Entscheidung des Gerichts überlassen werden, ob dasselbe unter diesen Umständen gezahlt zu werden brauche oder nicht.

Als Eduard und Arthur im Comtoir warteten, da, wie man ihnen gesagt hatte, der anwesende Principal grade beschäftigt sei, wollte indessen der Zufall, daß Cartentiere und Davernay, die an dasselbe Haus recommandirt waren, eintraten. Der Vicomte war nicht wenig überrascht, als er den jungen Mann, für welchen er zwar nur eine augenblickliche, aber doch jedenfalls ganz uneigennützige Sorge getragen hatte, so unvermuthet an diesem Orte und zwar in der Gesellschaft seines Reisegefährten von der Eisenbahn, wiederfand. Er hatte sich noch am Morgen desselben Tages nach ihm erkundigen lassen und erfahren, daß er noch bettlägrig sei, um so mehr mußte es

ihn Wunder nehmen, denſelben hier zu finden, und er konnte ſich nicht enthalten, nachdem man ſich gegenſeitig begrüßt hatte, einige darauf bezügliche Bemerkungen zu machen. Da er aber bemerkte, wie peinlich dem jungen Mann dieſes Zuſammentreffen ſei, ſchwieg er lieber ſtill, um ein ſo unangenehmes Thema nicht weiter zu berühren. Endlich trat der Prinzipal herein, entſchuldigte ſich wegen des längeren Ausbleibens und bat die Herren, näher zu treten. Eduard beſtand darauf, daß zuerſt Cartentierce und Davernay abgefertigt würden, und erſt, als ſich dieſe entfernt hatten, trug er bleich und zitternd, wie ein zum Tode Verurtheilter, der die Vertheidigungsſchrift ſeines Defenſors leſen hört, ſeinem aufmerkſamen Zuhörer die Sache vor.

„Das iſt ein eigenthümlicher Fall, mein Herr, und es thut mir leid, noch hinzufügen zu müſſen, daß es auch ein betrübender iſt,“ ſagte dieſer, als Eduard geendet. — „Ich kann mich ſehr gut in Ihre Lage verſetzen und bin der Meinung, daß dieſe Lehre für diesmal genügend ſein wird, um Sie für die Folge von jedem Spiel fern zu halten. Ich will indeſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, mich manchen Unannehmlichkeiten auszuſetzen, den Befehl geben, daß man den Wechſel nicht zahle, und wenn Proteſt aufgenommen werden ſollte, werde ich ſchon meine Maaßregeln zu treffen wiſſen. Indeſſen verlieren Sie keine Zeit, ſondern gehen Sie zu meinem Juſtiz-Commiſſarius und tragen Sie demſelben die Sache vor, er wird Ihnen gern und willig Beſcheid ſagen, was zu thun iſt.“

Es war, als ob eine unendliche Laſt ſich von dem Herzen Eduards abwälze, als er dieſe Rede hörte. Er konnte kaum Worte finden, ſeinen Dank hervorzubringen, und als er mit ſeinem Begleiter auf die Straße trat, ſchöpfte er einmal recht tief, aus voller Bruſt Athem, wie Jemand, der aus einem böſen Traume emporfährt, und warf einen freudigen, dankenden Blick empor zum Himmel. Es dünkte ihn, er habe das Recht, da oben hinauf zu ſehen, verloren

gehabt und jetzt erſt wieder bekommen, und ſchien ihm, als ob das Blau da oben nie ſo klar und luſtig ausgeſehen hätte, als grade heut.

Als Arthur das thränenfeuchte Auge des jungen Mannes gewahrte, ſagte er freundlich:

„Nun, ſehn Sie wohl, ich habe es gleich geſagt, daß ſich die Sache machen würde. Man muß nur im Leben den Muth nicht verlieren, und ich glaube, Sie waren nahe daran. Um ſo mehr freut es mich, Ihnen dieſen Rath gegeben zu haben."

„Ich danke Ihnen mein Leben und noch mehr als mein Leben," erwiederte Eduard, die Hand ſeines Gefährten ergreifend und ſie mit Herzlichkeit drückend, während man aus dem Ton ſeiner Stimme die tiefe Bewegung heraushören konnte, in welcher er ſich befand: „und ich würde vollſtändig glücklich ſein, wenn es mir möglich wäre, Ihnen meine Schuld des Dankes abzutragen."

„Ach, laſſen Sie das, laſſen Sie das," ſagte Arthur, nicht ohne Verlegenheit, ſeine Hand losmachend und ſich abwendend, um ſeine Rührung zu verbergen; „es iſt mir lieb, daß die Sache ſo gekommen iſt, und ich bin ſehr zufrieden mit mir, gewiß recht ſehr zufrieden, wie es mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen iſt, wenn ich auch zunächſt noch keine Idee habe, was aus mir werden ſoll."

„Wie ſo das? Ich verſtehe Sie nicht," fragte Eduard.

„Ah — bah," und der Sprecher zwang ſich bei dieſen Worten zu einem kurzen Lachen; „ich hab's Ihnen ſchon vorher geſagt, daß ich Profeſſion vom Spielen mache; aber ſeitdem, daß ich geſtern Abend mit mir zu Rathe gegangen bin, werde ich in meinem ganzen Leben keine Karte wieder anfaſſen. — Es iſt aber eine verdammte Geſchichte, wenn man nicht weiß, was man anfangen ſoll. Gelernt habe ich in meiner Jugend wenig genug; erſtens hatte ich keine Luſt dazu und zweitens hatten meine Eltern viel Geld, — doch

wir wollen ſehen; nöthigen Falls werde ich irgend wo ein Unterkommen als Schreiber ſuchen, und ich hoffe, der liebe Gott wird mich nicht gradezu verhungern laſſen."

„Wenn Sie nichts Beſſeres wiſſen, ſo kommen Sie mit mir nach Bremen," ſagte Eduard mit Herzlichkeit; „dies iſt meine Vaterſtadt; ich habe dort viele Bekannte und Freunde, und Sie werden da gewiß ein Unterkommen finden."

„Das wäre allerdings ein Vorſchlag, der ſich hören ließe," ſcherzte Jener; „und ich glaube, es kann mir nur lieb ſein, wenn ich Berlin verlaſſe, denn mein Ruf iſt hier nicht der beſte. — Doch laſſen wir das; wir ſind hier bei dem Hauſe des Juſtiz-Kommiſſarius, und ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich Ihre Angelegenheit in's Reine gebracht ſehe."

Sie ſtiegen die Treppe hinan und traten durch eine Thür, an welcher mit ſehr großen Buchſtaben die Worte: „Geſchäftsbureau — Man bittet einzutreten." zu leſen waren, in eine mit Akten-Repoſitorien und vielen Schreibtiſchen ausgeſtattete Stube, worin ſehr viele große und kleine Schreiber arbeiteten. Obgleich dies nicht die Zeit war, in welcher ſich der Beamte gewöhnlich ſprechen ließ, ſo wurden ſie doch auf die Bemerkung Arthurs, daß dieſe Sache ſehr dringend ſei und nur kurze Zeit erfordere, eingelaſſen.

Eduard erzählte nun das Vorgefallene und fügte hinzu, daß ſie von der Handlung ſelbſt geſchickt ſeien, um ſich Rath auszubitten. Der Juſtiziar, nachdem er aufmerkſam zugehört, ſprach nun zwar ebenfalls ſeine Meinung darüber aus, daß bei einem Prozeß dahin erkannt werden dürfte, daß der Wechſel nicht zu zahlen ſei, da ein ſolches Papier nichts anderes, als eine Schuldverſchreibung wäre, und man eine Spielſchuld bekanntlich nicht zu bezahlen brauche. Als Arthur indeſſen darauf hindeutete, daß der jetzige Beſitzer des Wechſels es wahrſcheinlich nicht auf einen Prozeß ankommen laſſen würde, ſagte Jener, daß er den Verſuch machen wolle, zunächſt an denſelben

zu ſchreiben, um ihn in Güte zur Wiederherausgabe des Papiers zu bewegen. Da Ernard natürlicherweiſe den Namen dieſes Mannes nicht kannte, wendete der Juſtizrath ſich an Arthur, und fragte denſelben zugleich, welche Stellung er eigentlich in dieſer Angelegenheit einnehme. Dieſer erklärte ganz freimüthig, daß er an jenem Abend mit von der Geſellſchaft geweſen ſei, in welcher Ernard das Geld verloren und nannte auch ſeinen Namen.

„Da iſt es mir um ſo lieber, wenn ich bei dieſer Gelegenheit Ihre Bekanntſchaft mache," ſagte der Juſtiz-Beamte; „ich habe Sie ſchon ſeit länger als vier Wochen geſucht und hätte in dieſen Tagen eine Aufforderung in die öffentlichen Blätter einrücken laſſen müſſen; ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die, wie ich hoffe, nicht unerfreulich für Sie ſein wird."

„Und was iſt das?" fragte Arthur geſpannt.

„Eine Erbſchaftsſache. Sie hatten eine Tante in Frankfurt am Main, nicht wahr?"

Arthur bejahte.

„Dieſe Dame iſt ohne Teſtament verſtorben, und Sie gehören mit zu den Erben. Sehr bedeutend iſt die Summe zwar nicht, aber ich denke, acht bis zehntauſend Thaler ſind jeder Zeit ſehr gut zu gebrauchen, und ſo viel wird wohl auf Ihr Theil kommen."

„Acht bis zehntauſend Thaler!" rief Arthur erfreut. — „Nun, Gott ſegne die alte gute Frau und gebe ihr ein fröhliches Auferſtehn. Wahrhaftig — und mag es auch eine Sünde ſein — ſie konnte nichts Beſſeres thun, als zu dieſer Zeit ſterben. — Wann kann ich das Nähere erfahren, Herr Juſtizrath, und wann bekomme ich das Geld ausgezahlt?"

Der Mann des Geſetzes lachte nicht wenig über die Freude, welche ſeine unvermuthete Nachricht auf Arthur hervorgebracht hatte; dann ſagte er, daß das zwar ſo geſchwind nicht ginge, daß aber in der Sache ſelbſt weiter keine Schwierigkeiten vorhanden wären, Arthur

möge nur Nachmittag wieder kommen, da er ſelbſt jetzt keine Zeit hätte, um das Uebrige mit ihm zu verabreden und zu beſprechen; wegen des Briefes in der andern Angelegenheit werde er jedoch auf der Stelle das Nöthige veranlaſſen.

Mit leichterem Herzen, als ſie gekommen waren, verabſchiedeten ſich hierauf Beide, und Arthur, der ſeine gewöhnliche Luſtigkeit wiedergefunden hatte, that alsbald den Vorſchlag, ein Glas Champagner auf das glückliche Gelingen ihrer beiderſeitigen Ausſichten zu trinken. Zwar machte Eduard den Einwand, daß das wenig genug für ſeinen krankhaften Zuſtand paſſe, aber Jener hörte nicht auf, ihm mit Bitten zuzuſetzen, bis er ſich endlich unter der Bedingung damit einverſtanden erklärte, daß ſie zu dieſem Zweck nach dem Hotel zurückkehrten, ein Vorſchlag, auf welchen Jener auch ſogleich einging.

XXXIV.

Der Herr von Bok.

Wenden die einzelnen nach den verschiedenartigsten Richtungen hin einander durchkreuzenden Fäden unserer Erzählung sich zu einem einzigen Ganzen ordnen, wechselt mit den auftretenden Personen eben so bunt die Scene der Handlung selbst, und wenn dies auch manchen Anlaß zum Tadel geben möchte, so dürfte es dagegen bei einem Werke, wie das vorliegende, schwer, wenn nicht unmöglich zu vermeiden sein.

Treten wir jetzt in das Zimmer des Herrn von Bok, der seine wüste Junggesellenwirthschaft in einer jener neu angelegten Straßen aufgeschlagen hat, durch welche sich Berlin fast mit jedem Jahre vergrößert. Er hat bei der Wahl dieser Wohnung hauptsächlich darauf gesehen, in einer Stadtgegend zu wohnen, wo er sein Treiben ungestört und unbeachtet von lästigen Nachbarn fortführen kann. — Der wunderbare Herr sitzt in einem sehr merkwürdigen Costüm vor seinem Frühstückstisch. Sein Anzug besteht aus einem rothwollenen

ziemlich ſchmutzigen Frauen-Unterrock, den er mit einer Schnurre um den Leib befeſtigt hat, dazu trägt er Morgenſtiefeln von rothem Saffian und eine alte grüne Tuchjacke, unter der ein ziemlich unſauberes Hemd hervorguckt, eine Tracht, welche der gute Mann mit dem Namen eines griechiſchen Gewands beehrt. Außer ihm und einer gemeinen, frech ausſehenden Perſon, die er mit dem Titel ſeiner Haushälterin belegt, und die an ſeinem Frühſtück Theil nimmt, befindet ſich noch ein drittes Individuum im Zimmer. Dies iſt ein ſchon ziemlich bejahrter Mann mit einem ſpitzbubiſch freundlichen Geſicht, einem kleinen blonden Backenbart und faſt ganz kahlem Kopfe. Er ſitzt, mit Schreiben beſchäftigt an einem andern Tiſche und ſtellt den Secretair des Barons vor. Sein Name iſt Hildebrand, und er gehört mit zu jener Maſſe von Winkelconſulenten, deren es in Berlin eine ſolche Unzahl giebt, und welche ſich in Kneipen und Tabagien jeder Art umhertreiben, ſich bei den unwiſſenden Bürgern ein Anſehn zu geben wiſſen, indem ſie jederzeit ein ſehr dickes, aus vielen Makulaturbogen beſtehendes Aktenſtück bei ſich haben, auf denen man die Worte: „Acta manualia, Schmidt contra Schulze" mit ſehr großen Fracturbuchſtaben leſen kann. Zugleich wiſſen dieſe Herren immer eine ſehr ſchöne Geſchichte zu erzählen, wie z. B. irgend ein ſehr armer Handwerker einen Bruder gehabt hat, der nach Amerika ausgewandert, und dort als reicher Plantagenbeſitzer geſtorben iſt, ein ungeheures Vermögen, in Sclaven, Kaffee und Zuckerrohr hinterlaſſend, zu welchem der arme Bruder der nächſte Erbe war, da der Erblaſſer natürlicherweiſe, ohne Frau und Kinder zu beſitzen, das Zeitliche geſegnet hat. Der arme Bruder hätte nun natürlicherweiſe ſeine Anſprüche auf dies Vermögen geltend gemacht; aber das amerikaniſche Gericht habe das Vermögen nicht herausgeben wollen, was man Fiskus nenne, und mehre Juſtiz-Kommiſſarien hätten neun Jahre hindurch den Prozeß geführt, ohne etwas ausrichten zu können; der arme Bruder hätte ſein geringes Vermögen faſt ganz und

gar ungeſetzt, als ein abermaliger Zufall ihn mit dem Erzähler bekannt werden ließ, und er demſelben die Sache übertrug. Natürlicherweiſe hatte dieſer gleich die Fehler eingeſehen, die von den Juſtiz-Commiſſarien in dieſer Angelegenheit begangen waren, ſich derſelben angenommen, und nun hätte es kein halbes Jahr gedauert, bis die Verfügung durch den amerikaniſchen Fiskus gekommen wäre, in welcher dem armen Bruder alle Sklaven, Kaffee und Zucker recht zugeſprochen wäre. Eine ſolche oder ähnliche Erzählung mit ſehr vielen rhetoriſchen Schönheiten ausgeſchmückt, unter der aufregenden Einwirkung eines gefüllten Schnapsglaſes vorgetragen, und durch den ſichtlichen Beweis des dicken Aktenſtückes unterſtützt, verfehlt dann ſelten, einen gewichtigen Eindruck auf die leichtgläubigen Gemüther der Zuhörer zu veranlaſſen, und ihnen einen hohen Begriff von den Kenntniſſen und der Erfahrenheit dieſes Mannes in Prozeßſachen beizubringen: und wenn dann ſo eine gute, ehrliche Haut ſich einmal auf irgend eine Weiſe in ſeinen Intereſſen gekränkt glaubt, ſo glaubt ſie nichts Beſſeres thun zu können, als dieſen geſchickten Juriſten um ſeine Meinung zu fragen, ob es wohl räthlich ſey, einen Prozeß anzufangen oder nicht, und daß die Antwort natürlich jederzeit bejahend ausfällt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Auf ſolche Weiſe, und dieſe Fälle kommen leider nur zu häufig vor, ſieht ſich mancher ſonſt gutmüthige, brave Bürger in einen Prozeß verwickelt, den er, im günſtigſten Falle, nach vieler Verſäumniß und Mühe von ſeiner Seite gewinnt, im andern aber verliert, nachdem er Zeit und Geld vergeblich aufgewendet.

Das Geſetz verbietet zwar dieſe Winkeljuriſterei auf das Strengſte, aber dennoch iſt dieſelbe nicht ausgerottet, und fährt fort, in ſo manche Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens auf die ſchädlichſte Weiſe einzuwirken.

Der Herr Aſſeſſor Hildebrand, wie dieſer Mann von denen titulirt wurde, die ſeine Protektion nachſuchten, gehörte zu dieſer Klaſſe von Menſchen. Es war ein kleiner, verſchmitzt oder beſſer gewiſſen-

les ausſehender, eine Brille tragender Mann: ſeine Carriere hatte er dadurch gemacht, daß er Schreiber bei einem Juſtiz Commiſſarius geweſen, aber wegen Faulheit und Betrug aus ſeinem Dienſt entlaſſen war, ſeit welcher Zeit er ſeinen Unterhalt auf die eben erwähnte Weiſe zu erhalten ſuchte. Da er auch außer ſeiner juriſtiſchen Praxis Kommiſſionen ausrichtete und Stiefeln putzte, ſo hatte ihn der Herr von Bek zu ſeinem Faktotum gewählt, indem er einen Menſchen nöthig hatte, welcher erbärmlich genug war, ſich zu jedem, ſelbſt zu den entehrendſten Geſchäften brauchen zu laſſen.

In dem Augenblick, in welchem wir dem Leſer dieſe drei Perſonen vorführen, hatte der letztere Herr mehre Bogen ſehr weitläuftig voll geſchrieben, und wendete ſich zu ſeinem geſtrengen Gönner.

„So,“ ſagte er; „der Kerl wird an Sie denken, Herr Baron, ich habe die Sache ſo eingerichtet, daß er jedenfalls verurtheilt werden muß, und es ſoll ihm ein bedeutendes Geld koſten. Aber er verdient es nicht beſſer, und es iſt wirklich unerhört, einen Mann, wie Sie einen ungezogenen, rohen Menſchen und einen Narren zu nennen. Das Geſetz ſpricht ſich in dieſer Beziehung ſehr deutlich aus, und es wird ihm ohne Zweifel ſehr ſchlecht gehen, denn es heißt im Allgemeinen Landrecht Theil 2. Titel 20. §. 1050 ſchwere wörtliche Beleidigungen gegen Perſonen höheren Standes, —

„Ach, laßt das,“ unterbrach ihn der Baron; „Ihr wißt, daß ich die Gelehrſamkeit nicht leiden kann, wenn ich nur gewiß weiß, daß die beiden vorgeſchlagenen Zeugen gültig ſind.“

„Und warum ſollten ſie nicht nicht? Ich frage, warum ſollten ſie nicht? Der eine iſt ein Schuſterlehrling von ſtreng moraliſcher Führung, welcher als unpartheiiſcher Zeuge den vollſtändigſten Glauben verdient, der andere iſt zwar noch nicht eingeſegnet; aber ich habe ſchon in einem meiner früheren Prozeſſe den Fall gehabt, daß ein Laufburſche zum Zeugeneid zugelaſſen wurde. Es iſt kein Zweifel, dieſer freche Menſch wird ſehr hart beſtraft werden.“

„Ja, ja,“ fuhr der Herr von Bek ſeiner Seits fort; „einen Mann, wie mich, auf öffentlicher Straße zu beleidigen. Das iſt eine grenzenloſe Unverſchämtheit.“

Wahrſcheinlich hätte ſich der würdige Beſitzer von Bekeau noch ſehr weitläuftig und ausführlich über dies Thema ausgeſprochen, wenn er nicht in ſeiner Rede durch den Ruf der Klingel geſtört worden wäre, worauf die Haushälterin hinaus ging, und nach wenigen Augenblicken mit der Katze wiederkehrte.

„Ah, guten Morgen, Duenna,“ ſagte der Baron mit einem graziöſen, herablaſſendem Kopfnicken; „Sie entſchuldigen, daß Sie mich noch in meinem Morgenkoſtüm finden, aber, ich bin eben erſt aufgeſtanden. Doch ich vermuthe, daß Sie mir etwas Wichtiges zu ſagen haben. — Ihr könnt ſo lange in's Nebenzimmer hineingehen, Aſſeſſor, und auch Du, Amalie, laß uns allein. — Nun was hat's gegeben, was bringen Sie?“ fuhr er fort, als ſich die betreffenden Perſonen entfernt hatten.

„Eine ſehr gute Nachricht, eine ſehr gute, Baron,“ erwiederte die Katze. „Der Bruder des kleinen Mädchens, den Ihr als Bedienten zu Euch nehmen wolltet, iſt nicht gekommen, nicht wahr?“

„Nein, in der That nicht, ich habe mich darüber gewundert.“

„Glaub's wohl, glaub's wohl,“ kicherte das Weib; „ſie haben den Burſchen geſtern Abend beim Theater aufgegriffen, wo er geſtohlen hat. Er ſitzt in der Stadtvoigtei, die Kleine iſt bei mir geweſen, und hat mir ihre Noth geklagt, da habe ich mich aufgemacht, um Ihnen dieſe Nachricht zu bringen. Ich denke, wir werden das gut benutzen können.“

„Meinen Sie, Duenna? Ich ſehe nur noch nicht wie;“ verſetzte der Baron.

„Je nun, Sie gehen ganz einfach zu ihr hin, und ſagen, Sie hätten von der Geſchichte gehört, und vermöge Ihrer Connexionen wollten Sie die Sache ſchon ſo einrichten, daß der Junge für dies-

mal noch davon käme. Sie war ganz in Verzweiflung, und es ſcheint, als ob ſie ihren Bruder ſehr liebt, und das wird gewiß einen großen Eindruck auf ſie machen. Sie können ja ihre Bedingungen ſtellen."

„Aber Ihr wißt doch Duenna, daß ich nichts für den Burſchen thun kann, ſelbſt wenn ich wollte," ſagte der Baron kopfſchüttelnd.

Die Katze lachte.

„Das iſt doch ganz gleichgültig," ſagte ſie; „aber haben Sie wirklich ſo menſchenfreundliche Abſichten mit dem jungen Menſchen, wie Sie geſagt haben? — Laſſen Sie mich nur machen, ich werde ſchon mit ihr reden, und ich will ihr die Hölle ſchon ſo heiß machen, daß ſie nicht wiſſen ſoll, woher und wohin. — Ich habe jetzt nicht länger Zeit, mich aufzuhalten, und muß noch einen Bekannten in einer Geſchäftsſache ſprechen. Gehen Sie alſo Nachmittag zu ihr, und wenn Sie da geweſen, ſo kommen Sie mit bei mir herauf, da können wir weiter ſprechen."

Ungeachtet der Baron ſich gern noch länger über dieſen, ihm ſo wichtigen Gegenſtand unterhalten hätte, entfernte ſich ſeine Verbündete, und als ſie fort war, trat der Schreiber wieder herein, der nach Art aller Schreiber naturlicherweiſe am Schlüſſelloche gehorcht hatte.

„Das war ein ſehr kurzer Beſuch, wenn der Herr Baron mir dieſe Bemerkung erlauben," ſagte er mit einem höchſt ehrerbietigen Bückling: „aber wer daran gewöhnt iſt, ſeine Zeit zu benutzen, kann allerdings das wichtigſte Geſchäft in wenigen Minuten abmachen."

„Meint Ihr wirklich, daß ich meine Zeit gut zu benutzen verſtehe," verſetzte der Baron, durch dieſe Bemerkung geſchmeichelt; „meint Ihr wirklich?"

„Gewiß, ich habe ſelten Jemand gekannt, der dies ſo gut verſtanden hätte. Aber dies iſt ein Vorzug, der uns angeboren iſt,

und ich bin der Meinung, daß Napoleon und Friedrich der Große nie so berühmt geworden wären, hätten sie ihre Zeit nicht so gut zu benutzen verstanden."

„Sie fangen an zu schmeicheln, Assessor, wenn Sie mich mit einem dieser Männer vergleichen."

„Es fällt mir nicht ein; aber was wahr ist, muß wahr bleiben, und das Gespräch, was Sie mit dieser Dame gehabt haben, war jedenfalls sehr kurz. — Sie sprachen sehr laut, so daß ich das Wort „gestohlen" bis in's andere Zimmer hörte. Ich will nicht hoffen, daß man Ihnen etwas entwendet hat, sonst will ich gern meine geringen Dienstleistungen anbieten; Sie wissen wohl, daß die Behörden sehr saumselig sind."

„Nein, nein, Eure Vermuthungen sind falsch, Assessorchen," lachte der Herr von Bek sehr gemüthlich; „aber wenn Sie schweigen könnten und nichts an Amalie sagen, so wollte ich Ihnen die Geschichte schon erzählen. Sie sind ja auch ein gescheuter Kerl, und können mir vielleicht einen Rath geben."

„Ich denke, Sie kennen meine Verschwiegenheit, ich habe Ihnen schon oft Beweise gegeben."

„Nun ja, ja; setzt Euch, ich will Euch einmal zu meinem Vertrauten machen."

Der Herr von Bek, der nichts lieber that, als von seinen sogenannten Liebesabenteuern erzählen, theilte seinem aufmerksamen Zuhörer seine Absichten mit, welche er auf die kleine Rose hatte, und fügte die Nachricht von dem Vorschlage hinzu, welchen ihm die Katze eben gemacht hat.

„Ja, ja, das ist Alles recht gut," versetzte Herr Hildebrand, als Jener seine Geschichte beendet; „das ist Alles recht gut und hübsch ausgedacht, aber ich möchte kaum glauben, daß Sie damit durchkommen werden."

„Und warum nicht? Warum nicht, mein Theuerſter?“ fragte der Baron.

„Je nun, ich habe auch in meinem Leben ſchon manche Erfahrungen gemacht, und die Frauen kennen gelernt,“ ſagte der Aſſeſſor mit einem ſelbſtgefälligen Kichern, ſeinen Backenbart ſtreichend, während der Baron ihn wegen dieſer Bemerkung höchſt verwundert anſchaute. — „Wenn die Kleine auch ihren Bruder noch ſo lieb hat, ſo iſt ſie doch nicht ſo dumm, ſich eher auf etwas einzulaſſen, als bis ſie ihn frei ſieht. Die Frauen ſind alle pfiffig und laſſen ſich nicht ſo leicht betrügen. Wir müſſen auf etwas Anderes denken, auf etwas Anderes.“

„Aber was? Ich wüßte nichts?“

Der Vertraute rückte, wahrſcheinlich in Folge der Erinnerung, daß er vorher an der Thür gehorcht hatte, etwas näher an den Baron heran, und ſagte dann ſehr leiſe:

„Was verdiene ich dabei, wenn ich die Geſchichte mache.“

„Ihr wißt, daß ich kein Knicker bin, es ſoll mir auf ein Paar Louisd'or nicht ankommen.“

„Ein Paar iſt ſehr unbeſtimmt, und wir Juriſten müſſen Alles genau haben; wie viel?“

„Ich denke, wenn ich Euch zwei Louisd'or gebe, iſt es ſehr anſtändig bezahlt.“

„Grade die Hälfte, nur die Hälfte. Wenn Sie vier wollen, bin ich den Handel zufrieden.“

„Meinetwegen, ich bin kein Knauſer, wenn's darauf ankommt; aber nun laßt auch Euren Plan hören.“

Jener dämpfte ſeine Stimme noch mehr herab.

„Sie müſſen es ſo einrichten, daß das Mädchen ſelbſt Sie beſtehlen hat,“ ſagte er.

„Das Mädchen ſelbſt,“ ſagte der Baron verwundert.

„Ja wohl, ſie ſelbſt; ich halte das für weit vortheilhafter.“

„Ich begreife nicht, was Ihr eigentlich damit ſagen wollt, Aſſeſſor?“

„Glaub's wohl, glaub's wohl,“ lachte dieſer mit großer Selbſtzufriedenheit; „aber das iſt eins von unſern juriſtiſchen Kunſtſtücken. Zum Beiſpiel ſetze ich den Fall, Sie wären heut bei dem Mädchen geweſen, und hätten irgendwo in einer Seyhaecke, unter das Bett, oder anders wohin eine Börſe fallen laſſen, ſo gehen Sie nachher wieder, mit mir zuſammen, hinauf und ſagen zu ihr, daß ſie Ihnen das Geld aus der Taſche genommen hätte, und ſie möchte es nur gutwillig herausgeben, und keine Weitläuftigkeiten weiter machen. Natürlicherweiſe bin ich als Zeuge zugegen, ſie leugnet, der Polizei-Commiſſarius wird gehelt, er durchſucht die Wohnung, und findet alsdann das Geld. Sie ſagen dann einfach zu dem Polizei-Beamten, daß Sie die Sache wo möglich im Guten abmachen wollten, um das Mädchen nicht in's Unglück zu ſtürzen, und die Sache arrangirt ſich ganz und gar von ſelbſt.“

Der Baron hatte mit Aufwand alles ihm zu Gebote ſtehenden Scharfſinns den Worten des Sprechers zugehört, und als derſelbe geendet, verbreitete ſich ein ſchmunzelndes Lächeln über ſeine einfältigen Geſichtszüge.

„Das iſt recht ſchön,“ ſagte er; „ſehr ſchön Aſſeſſor, nur glaube ich, das Mädchen wird dabei bleiben, daß ſie nicht wiſſe, wie die Börſe dahin gekommen ſei.“

„Und wenn ſie das tauſendmal behauptet, ſo hilft es ihr nichts; ich bin Zeuge, und der Kommiſſarius hat die Börſe bei ihr gefunden, das iſt genug für den Richter, denn wenn ſie wirklich geſtohlen hätte, würde ſie ſich ebenfalls hüten, es einzugeſtehen. — Nicht wahr, das iſt ſehr fein ausgedacht, ſehr fein, man nennt das, wie geſagt, einen juriſtiſchen Kunſtgriff.

„Ja wirklich, es iſt ſehr gut, mir ſcheint es wenigſtens, und

Ihr ſollt die vier Louisd'or haben, Aſſeſſorchen. Ihr ſollt ſie haben; aber wann können wir die Geſchichte anfangen?"

„Sie wiſſen, daß ich jederzeit zu Ihren Dienſten ſtehe; wir können das gleich machen, wenn Sie ſonſt wollen." erwiederte der alte Böſewicht.

„Gut, ich will mich nur anziehen. — Je eher, je lieber, denn ich brenne vor Ungeduld, die Kleine zu ſehen, — das iſt ein allerliebſter Spaß, auf Ehre, und mir lange nicht vorgekommen."

Der würdige Herr Aſſeſſor betheuerte ebenfalls, daß es ein ſehr hübſcher Spaß ſei, und da er als Juriſt jederzeit ſicher zu gehen gewohnt war, ließ er ſich die Hälfte von dem bedungenen Gelde im Voraus geben, und nachdem der Herr von Bok ſeine Toilette mit möglichſter Sorgfalt vollendet hatte, um noch durch ſeine äußere Erſcheinung ſo viel als möglich zu imponiren, ſetzten ſich beide in einen Fiaker, um nach der Wohnung der kleinen Roſe zu fahren, die ſie ſich zu ihrem Opfer auserkohren hatten.

XXXV.

Die Falle.

Während ihr auf solche Weise durch die vorgelesenen Niederträchtigkeiten von Schurkinnen eine drohende Gefahr bereitet wurde, saß die arme Kleine in einem Zustand grenzenloser Verzweiflung zu Haus, weinend, und ohne zu wissen, was sie in dieser bedrängten Lage beginnen sollte.

Am frühen Morgen war ein übel aussehender Mensch im halbtrunkenen Zustande zu ihr gekommen, den sie in ihrem Leben nicht gesehen hatte. Derselbe hatte ihr gesagt, er wäre am vergangenen Abend wegen Straßenunfugs arretirt worden; man hätte ihn jedoch, nachdem er sich legitimirt, wieder frei gelassen. Bei dieser Gelegenheit sei er mit Rosens Bruder zusammengetroffen, und dieser hätte ihm den Auftrag gegeben, zu seiner Schwester zu gehen, und dieselbe von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen; so wäre er denn gekommen, sich seines Auftrags als guter Kamerad zu entledigen, denn er wisse sehr gut, wie angenehm das sei, wenn man Nachricht

an ſeine Angehörigen gelangen laſſen könne, da er auch ſchon mehremale in der Stadtvoigtei geſeſſen hätte. Roſe war natürlich bei einer ſolchen Nachricht, welche ihr wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam, wie vom Donner gerührt; ſie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte, und war einer Ohnmacht nahe. Der Ueberbringer dieſer Hiobspoſt hatte indeſſen, gutmüthig genug, ſie ſo viel als möglich zu tröſten geſucht, und ihr geſagt, ſie ſolle ſich nur beruhigen, es wäre ja keine Gefährlichkeit, wenn man wirklich einmal auch ein Paar Monat „übern Berg“ köme, dazu könnte ein Jeder 'mal kommen, und durchaus weiter kein Unglück dabei. Daß indeſſen grade eine ſolche Rede am allerwenigſten dazu geeignet war, um Roſen zu tröſten, kann man ſich wohl leicht denken. Nachdem ſie einigermaßen ihre Beſinnung wieder erhalten, und der Straßenunfugtreiber ſich entfernt hatte, band ſie ſich ſchnell ihren Mantel um, um nach der nur wenige Schritte von ihrer Wohnung belegenen Stadtvoigtei hinüber zu laufen, und zu verſuchen, ob es ihr nicht gelingen möchte, mit Anton zu ſprechen. Der Kaſtellan, welcher gerade vor der Thür ſtand, und an den ſie ſich zunächſt wendete, bedeutete ihr indeſſen, daß ihr Wunſch nicht erfüllt werden könnte; für die Polizeigefangenen ſei zwar Mittags eine beſtimmte Sprecheit beſtimmt, doch da ſich ihr Bruder bereits im Kriminal-Arreſt befände, ſo könne ſie denſelben nur mit Erlaubniß und in Gegenwart des Inquirenten zu ſehen bekommen. Vergeblich waren ihre Bitten und Vorſtellungen, mit denen ſie den Beamten zu rühren verſuchte, welcher natürlich ihren Wunſch nicht gewähren konnte, ſelbſt wenn er auch gewollt hätte, und ſo ſah die arme Kleine ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, mit ſchwerem Herzen unverrichteter Sache wieder fortzugehen.

Obgleich ſie anfangs gedacht hatte, den Vorfall ſo geheim, als möglich zu halten und Niemandem mitzutheilen, fühlte ſie doch die Nothwendigkeit, ſich Rath und Hülfe zu holen, und war daher zu-

nächst, als sie Madam Leberecht im Laden sitzen sah, zu dieser hineingetreten, ihr das Vorgefallene zu erzählen.

Wir wissen, daß auf diese Weise Gartentiere und Tavernay ebenfalls erfuhren, daß der Bruder der kleinen Rose mit dem Diebe, der auf ihre Veranlassung arretirt worden, eine und dieselbe Person sei.

Von dort aus war die arme Kleine zu der Katze gegangen, bei welcher sie an diesem Tage arbeiten sollte. Diese arglistige Frau hatte in dem Herzen des nichts Böses ahnenden Mädchens durch ihre scheinbar so gemüthlichen Worte ein großes Zutrauen erweckt, und da es Rosen zudem nicht möglich war, ihre Aufregung zu verbergen, hatte ihr die Katze bald genug das Geschehene abgeschwatzt. Wir haben gesehen, welche Anwendung sie davon machte. Außerdem aber hatte sie, ihrer heuchlerischen Rolle gemäß, sie so viel, als es nur irgend thunlich war, getröstet; sie hatte ihr gesagt, daß sie nur nach Haus gehen möchte, es wäre mit der Arbeit nicht so nothwendig, sie würde ihr das Geld für den Tag bezahlen, auch wolle sie zu dem Herrn hinfahren, der Rosen's Bruder in seinen Dienst hätte nehmen wollen, der wisse genau mit dergleichen Sachen Bescheid, und sei auch mit den Herren vom Gericht bekannt, so daß gewiß geschehen würde, was nur immer geschehen konnte.

Durch derartige Versicherungen, die, wie die arme Kleine glaubte, recht herzlich und aufrichtig gemeint waren, fühlte sie sich einigermaßen beruhigt und getröstet, und kehrte in ihre Wohnung zurück, wo ihre Wirthin sie mit nicht geringem Erstaunen empfing, und bald genug ebenfalls von ihr das Vorgefallene erfahren hatte.

Frau Kindel, unter welchem Namen wir dieser Person schon einmal gedachten, war eine gutmüthige, rührige, alte Frau, welche das bei ihr wohnende junge Mädchen recht herzlich lieb gewonnen hatte, und die daher auch aufrichtigen Antheil an dem Schicksale desselben nahm. Sie war eine Wittwe, die sich mühselig von ihrer

Hände Arbeit ernährte, indem ſie einzelne Aufwarte-, Plätt- und Scheuerſtellen hatte, und ſo konnte ſie natürlich ebenfalls nichts weiter für Roſe thun, als ihr Troſt zuſprechen.

Als ſie ſich entfernt hatte, und Roſe ſich allein befand, nahm ſie ſich eine Arbeit vor, und verſuchte, ſich damit zu beſchäftigen; aber es war vergeblich, und wenn ſie auch das Weinen zu unterdrücken ſuchte, ſo quellen doch ihre Thränen unaufhaltſam hervor. Es war ihr ſo ganz unmöglich, zu glauben, daß ihr Bruder wirklich das Verbrechen begangen haben ſollte, deſſen man ihn angeſchuldigt hatte; aber wenn ſie dann wieder an ſein ſeltſames Betragen vom vergangenen Abend, an die ſonderbaren Reden dachte, die er geführt, ſo ſtieg dennoch wieder der fürchterliche Gedanke in ihr auf, daß doch wohl etwas Wahres an dieſer Anklage ſein möchte. So ſaß ſie lange Zeit mit dieſen trüben Gedanken beſchäftigt, und ihre erhitzte Phantaſie malte ſich ihr Schickſal mit den grellſten Farben aus, bis ſie endlich durch ein ſehr lautes Klopfen an ihrer Thür aus ihren Träumereien emporgeſchreckt wurde. Sie fuhr heftig zuſammen, und zitterte an allen Gliedern, als wenn ſie ſelbſt ein Verbrechen begangen hätte, und erſt als ſich das Pochen wiederholte, öffnete ſie.

Der Herr von Bek ſtand vor ihr.

„Guten Morgen, meine liebe Kleine," ſagte der Eintretende mit einem ſehr freundlichen Lächeln; „ich habe da von der Duenna gehört, welch ein trübes Schickſal Sie betroffen hat; ich meine die Geſchichte mit ihrem Bruder, und da habe ich mich denn aufgemacht, und bin hier hergekommen, um zu ſehen, was ich für Sie thun kann." —

Ohne eine weitere Einladung abzuwarten, hatte er ſich bei dieſen Worten näher gedrängt, und die Thür hinter ſich zu gemacht. Eben ſo ruhig nahm er auf dem kleinen Sopha Platz, während Roſe in augenblicklicher Verlegenheit nicht wußte, was ſie ſagen ſollte.

„Nun, ſetzen ſie ſich zu mir," fuhr indeſſen der Baron mit ſcheinbarer Güte und Unbefangenheit fort; „und erzählen Sie mir, was eigentlich vorgefallen iſt. Man hat Ihren Bruder arretirt? Eines Diebſtahls wegen, glaube ich, — und Sie ſagten mir doch noch geſtern, daß Sie mir für ſeine Ehrlichkeit bürgen könnten. Das war nicht hübſch von Ihnen, meine kleine Freundin."

„Oh, mein Gott, glauben Sie denn auch, daß Anton ſchuldig iſt?" ſagte Roſe beſtürzt; „es iſt nicht möglich, ich weiß gewiß, daß er es unmöglich gethan haben kann."

„Meinen Sie? Nun es wäre wenigſtens zu wünſchen, obgleich ich, offen geſagt, nicht Ihrer Meinung bin. Die Verführung iſt ſehr groß, und wer weiß, in welche ſchlechte Geſellſchaft Ihr Bruder gerathen iſt."

Dieſe Worte fielen Roſen ſchwer auf's Herz.

„Ach ja," erwiederte ſie nach einer Pauſe; „er iſt allerdings in der letzteren Zeit wenig zu mir gekommen, und ich weiß nicht, wo er immer geſteckt haben mag, aber gethan hat er es doch gewiß nicht: er iſt immer ein guter Menſch geweſen, und hat mich lieb gehabt, und ſchon um meinetwillen würde er es nicht gethan haben, denn er weiß ja, welchen Kummer er mir dadurch gemacht haben würde.

Der Baron lachte ſpöttiſch und ungläubig.

„Nun," ſagte er endlich; „ich werde mich unter jeden Umſtänden für ihn verwenden, ſelbſt wenn er wirklich ſchuldig ſein ſollte. Ich werde es ſchon um ihretwillen thun, meine Kleine, damit Sie mir doch endlich einmal ein freundliches Geſicht machen; Sie ſehen mich immer ſo finſter und zurückſtoßend an. — Da, ſehen Sie, ſchon wieder." Er hatte bei dieſen Worten die Hand der Kleinen ergriffen, aber dieſe zog ſie haſtig und hoch erröthend zurück.

„Warum wollen Sie mir denn die Hand nicht geben?„ — Meinen Sie denn, daß es hübſch von Ihnen iſt, mich ſo zurückzu-

ſtoßen, wenn ich mir um Ihretwillen ſo viel Mühe mache. Nun, geben Sie mir nur Ihre Hand, es iſt ja nichts Böſes dabei."

Roſe, welche in der Angſt ihres Herzens nicht wußte, was ſie thun ſollte, reichte ihm wirklich ihre Hand, als Jener ſie aber an ſich heranziehen wollte, riß ſie ſich wieder los.

„Ach laſſen Sie mich doch, was kann es Ihnen für ein Vergnügen ſein, mich zu quälen."

„Quäle ich Sie denn wirklich?" fuhr indeſſen Jener in einem ſehr ſchmachtenden Tone fort, und da die Kleine dem Fenſter zugeflüchtet war, ſtand er auf, ihr zu folgen.

„Sie ſind eine rechte Närrin, und wenn Sie Ihren Vortheil gut zu benutzen wüßten, könnten Sie es ſehr gut bei mir haben. Sie wiſſen, daß ich ein ſehr reicher Mann bin, ich würde für ſie ſorgen und auch für Ihren Bruder, den Sie, wie Sie mir ſagten, ſo lieb haben, aber natürlicherweiſe umſonſt kann ich nichts thun. Mag aus Ihrem Bruder werden, was da will, es iſt mir alsdann ganz gleich."

Bei dieſer directen Erklärung ſeiner Abſichten erwachte in Roſe das kräftige Selbſtgefühl ihrer Unſchuld.

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie," ſagte ſie; „wenn es Ihnen nur darum zu thun iſt, die unglückliche Lage eines armen Mädchens zu Ihrem Vortheil zu benutzen; mein Bruder iſt unſchuldig und wird auch ohne Ihre Verwendung ſeine Freiheit wieder erhalten; und ſelbſt wenn er auch wirklich das gethan hätte, deſſen man ihn anklagt, ſo wird er doch nicht durch ein ſolches Mittel ſeine Freiheit erkaufen wollen."

Der alte, ergraute Sünder ſtand bei ſolchen entſchiedenen Worten, die er vielleicht zum erſtenmale in ſeinem Leben vernommen hatte, wie niedergedonnert da. Endlich verzog er ſeinen Mund zu einem freundlichen Grinſen.

„Nun, nun, ſein Sie nur nicht gleich ſo heftig, meine Kleine,"

ſagte er; „denken Sie denn, daß ich es wirklich ernſtlich mit meinem Vorſchlage gemeint habe? Es war nur ein Scherz, und damit ſie ſehen, daß ich die Wahrheit ſpreche, will ich Sie ſogleich verlaſſen, und dennoch nach dem Kriminalgericht gehen, um für Ihren Bruder zu ſprechen. — Aber wenn Sie mir zunächſt ein Glas Waſſer holen wollten, ſo würden Sie mir einen großen Gefallen thun, doch recht friſch, wenn ich bitten darf.“

Roſe froh, ſich aus dieſer peinlichen Situation befreit zu ſehen, entfernte ſich ſogleich, um dem Verlangen des Barons zu genügen. Wenige Augenblicke nachher trat ſie wieder in das Zimmer, das Verlangte ihrem Gaſt auf einem Teller reichend. Der Baron trank, und nachdem er ihr nochmals die Verſicherung gegeben, daß er jedenfalls für Anton's baldige Befreiung die nöthigen Schritte thun würde, verließ er die Kleine, die erſt allmälig wieder ruhig zu athmen begann, nachdem ſie ſeinen ſchweren Tritt auf der unteren Treppe verklingen hörte, etwa wie die Taube, die ſich vor dem Angriff des Raubvogels ſchüchtern in ein Verſteck geborgen, endlich vorſichtig aus ihrem ſicheren Zufluchtsorte hervorlugt, um ſich davon zu überzeugen, ob ihr Verfolger auch wirklich fort iſt.

So freundlich und Vertrauen erweckend der Baron vor ſeinem Fortgehen zu ihr geſprochen, ſo ſagte Roſen doch ihr weiblicher Scharfſinn, daß ſie von dieſer Seite her auf keine weitere Unterſtützung rechnen könne, ſondern daß ſie dieſelbe vielmehr wo anders ſuchen müſſe. Sie dachte lange Zeit hin und her, wem von ihren Bekannten ſie ſich wohl anvertrauen könnte, und ſo ſchwer es ihr auch wurde, hielt ſie es endlich für das Beſte, zu dem Sohn ihrer ehemaligen Pflegeältern zu gehen, der zu gleicher Zeit ihr geſetzlicher Vormund war, und ihm das Geſchehene mitzutheilen.

Sie war wie im Traum; ſie trat vor den Spiegel, ſich die vom Weinen geſchwollenen Augen mit kaltem Waſſer kühlend, damit die Leute auf der Straße es ihr nicht anſehen möchten, daß ſie

geweint habe, als ſie abermals Männertritte auf der Treppe und ein Pochen an der Thür hörte.

Als ſie öffnete, erblickte ſie wieder den Baron, und zwar noch in Geſellſchaft eines andern Mannes. — Sie fuhr erſchreckt zuſammen.

„Verzeihen Sie, mein ſchönes Kind, daß ich Sie ſchon wieder ſtöre,“ ſagte der Baron mit einem freundlich ſataniſchen Lächeln; „aber ich denke, Sie werden wohl wiſſen, weshalb wir kommen.“

Er hatte bei dieſen Worten mit beſonderer Abſicht die Thür offen gelaſſen, damit die in der Küche beſchäftigte Wirthin die Unterredung mit anhöre.

„Ich weiß in der That nicht, mein Herr,“ erwiederte Roſe nicht ohne Verlegenheit; „ich weiß es in der That nicht, was ſie wieder zu mir herauf führt.“

„Nun beſinnen Sie ſich nur, beſinnen Sie ſich,“ fuhr der Herr von Bok fort; „es iſt ſo am beſten, und wozu ſoll ich Ihnen Weitläuftigkeiten machen.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr, ich begreife nicht, was Sie wollen.“

Roſe wurde bei dieſer Unterredung immer ängſtlicher und unruhiger.

„Meine Börſe fehlt mir, mein ſchönes Kind,“ platzte endlich Jener heraus; „ich habe ſie vorher hier oben gelaſſen, oder richtiger geſagt, Du wirſt ſie mir wohl aus der Taſche gezogen haben.“

„Mein Herr, was unterſtehen Sie ſich,“ ſprach Roſe und trat vor Entſetzen einen Schritt zurück; „ich Ihnen Ihre Börſe aus der Taſche gezogen, war jemals ſo etwas erhört!“

„Bah, zieren Sie ſich nur nicht ſo, Mamſell,“ nahm der Begleiter des Barons nunmehr das Wort, der natürlich Niemand anders war als der Aſſeſſor; „Sie ſtellen ſich ſo erſchrecklich beleidigt, und ich habe ſelbſt geſehen, wie der Herr Baron vorher noch die

Börſe bei ſich hatte, als er die Droſchke bezahlte. Ich habe unten vor der Thür gewartet; er iſt nirgend anders geweſen, als bei Ihnen, und daher kann wohl kaum noch ein Zweifel obwalten."

„Ich werde meine Wirthin rufen, wenn Sie nicht aufhören werden, mich auf ſolche Weiſe zu beſchimpfen," rief Roſe heftig; „Frau Kindel, Frau Kindel, kommen Sie doch einmal herein."

Die Gerufene, welche ſich ſchon in der Küche aufgehalten hatte, um, neugierig wie alle Wirthinnen ſind, etwas von dem Inhalt des Geſpräches zu erfahren, trat ſogleich ein, und fragte, weshalb ſie gerufen.

„Es iſt ſchrecklich, unerhört," ſchluchzte Roſe; „denken Sie nur, dieſer Herr da behauptet, ich hätte ihm die Börſe aus der Taſche gezogen."

„Sie machen ſich ſelbſt die größten Ungelegenheiten, mein Kind, wenn Sie ſo viel Zeugen herbeirufen und das Geld nicht gutwillig wiedergeben. Der Herr Baron will ja weiter nichts als ſein Geld, und darum zwingen Sie ihn nicht, gewaltſame Maßregeln zu ergreifen."

„Hören Sie wohl, hören Sie wohl, Madame, was man mir aufbürden will," erwiderte Roſe; „es iſt entſetzlich, ich weiß doch von keiner Börſe."

„Mein Kind, ich frage Dich nun zum letzten Mal," ſagte der Baron, in dem etwas gereizt klingendem Tone eines Mannes, der ſich darüber ärgert, ſeinen guten Willen auf eine unangemeſſene Weiſe zurückgewieſen zu ſehen; „mein Kind, ich frage Dich jetzt zum letzten Mal, ob Du mir die Börſe wieder aushändigen willſt, ich würde Dir unter dieſen Umſtänden Verzeihung angedeihen laſſen, und Dir die Strafe ſchenken. Aber nun bitte ich Dich auch, mir weiter keine Weitläuftigkeiten zu machen, ſonſt muß ich nothwendig die Polizei rufen laſſen."

„Es iſt nur ein Spaß, den Sie ſich mit mir machen, mein Herr," ſagte Roſe, die gar nicht wußte, was ſie davon glauben ſollte

„doch wenn Sie wirklich etwas Mitleid mit meinem Zuſtande fühlen, wie Sie vorher äußerten, ſo treiben Sie dieſen Scherz nicht weiter, ſondern verlaſſen Sie mich.“

„Es iſt mein Ernſt, und nun kein Wort weiter; gieb die Börſe, oder ich ſchicke zum Kommiſſarius.“

Da Roſe natürlicherweiſe fortfuhr, ihre Unſchuld zu betheuern, und ihre Wirthin gar nicht wußte, was ſie zu dieſem Auftritt ſagen ſollte, während der Baron dagegen bei ſeiner Meinung blieb, erklärte endlich Herr Hildebrand, daß er zum Kommiſſarius gehen würde, da es doch das Mädchen nicht beſſer haben wolle, und der werde ſchon die Börſe zu finden wiſſen. Roſe, im Gefühl ihrer Unſchuld, und weit davon entfernt, die entſetzliche Bosheit zu vermuthen, welche hinter dieſer Anſchuldigung ſteckte, konnte natürlich Nichts dagegen haben, ſondern war vielmehr froh, ſich auf ſolche Weiſe aus ihrer peinlichen Verlegenheit befreit zu ſehen.

Es währte auch nicht lange, ſo erſchien der Kommiſſarius in eigener Perſon, ſich mit Mühe durch die Menge von Hausbewohnern Platz machend, welche den Lärm bereits gehört und ſich auf dem Flur verſammelt hatten.

Der Herr von Bek begrüßte den Eintretenden mit ſehr großer Höflichkeit.

„Mein Herr,“ ſagte er; „ich bin der Baron von Bek, Rittergutsbeſitzer, und es thut mir herzlich leid, Sie hierher bemüht zu haben. — Der vorliegende Fall iſt einfach der, daß ich vorher dieſes Mädchen beſuchte, da ſie mich gebeten hatte, etwas für ihren Bruder zu thun, der ſich wegen Diebſtahls im hieſigen Kriminalgefängniſſe befindet. Als ich die Treppe hinunterkam, vermißte ich meine Börſe, und da ſie nur dieſes Mädchen hier haben kann, wollte ich Sie darum erſuchen, ganz einfach eine Hausſuchung vorzunehmen, ob Sie nicht das geſtohlene Gut finden. Es iſt eine weiß und roth

geſtreifte, ſeidene Börſe, und enthält dreizehn Stück Dukaten, zwei einzelne Thaler und etwas Courantgeld."

Als Roſe auf eine ſo unzarte Weiſe ihres Bruders erwähnen hörte, brach ſie in ein lautes Schluchzen aus; dagegen waren dieſe Worte, was ſie auch eigentlich beabſichtigten, vollkommen dazu geeignet, den Beamten für den Kläger und gegen die Angeklagte einzunehmen.

„Dein Bruder ſitzt alſo ſchon?" ſagte der Kommiſſarius etwas barſch zu Roſe; „nun, Ihr ſcheint mir eine ſaubere Familie, die ich hier kennen lerne; ſeit wann biſt Du denn aus der Stadtvoigtei entlaſſen?

Ein Thränenſtrom ſtürzte über die Wangen des armen Mädchens, als ſie ſich auf dieſe Weiſe angeredet ſah.

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch nichts gethan, um deſſentwillen ich beſtraft worden wäre," erwiederte ſie unter heftigem Weinen; „und mein armer Bruder iſt gewiß eben ſo unſchuldig, wie ich."

„Das gehört nicht hierher, ſage lieber, wo Du die Börſe dieſes Herrn verſteckt haſt, glaube mir nur, wir werden ſie ſchon zu finden wiſſen," fuhr indeſſen der Beamte fort.

„Durchſuchen Sie Alles, Sie werden ſehen, daß man mir Unrecht thut," erwiederte die arme Kleine, nur mit Mühe unter ihren Thränen ſprechend; „wenn dieſer Herr Geld bei ſich gehabt hat, ſo mag er es unterwegs verloren haben; ich habe gewiß nichts."

„Das wird ſich finden."

Der Beamte begann nun die Nachſuchung, indem er zunächſt von der Wirthin das Bett aufheben ließ, und die einzelnen Stücke deſſelben ſelbſt befühlte. Es wurde indeſſen nichts gefunden, und eben ſo wenig lieferte eine Unterſuchung des Kleidervorraths der Kleinen, welcher, wie wir bei der Beſchreibung des kleinen Zimmers ſagten, hinter einer Gardine hing, ein Reſultat. Während Roſe

mit großer Genugthuung dieſen Bewegungen folgte, zog indeſſen der Beamte auch die oberſte, offen ſtehende Schublade der kleinen Kommode auf, er griff hinein und nahm zu nicht geringem Erſtaunen der kleinen Näherin eine Börſe hervor, welche nicht ihr Eigenthum war, ſondern vielmehr der beſchriebenen vollſtändig glich.

„Da iſt ſie, das iſt meine Börſe,“ rief der Herr von Bok.

„Wenn Sie erlauben, will ich erſt den Inhalt zählen,“ ſagte der Beamte; „ob er auch mit dem, was Sie angegeben haben, übereinſtimmt.“

Er ſchüttete den Inhalt des Geldbeutels auf den Tiſch aus, und richtig, es konnte kein Zweifel mehr ſein, die Angabe des Barons ſtimmte vollſtändig.

Roſe ſtand vom Donner gerührt, ſie wußte nicht, ob ſie ihren Sinnen trauen könne, und erſt die Worte des Polizei-Kommiſſarius brachten ſie wieder zur Beſinnung.

„Nun,“ ſagte dieſer, „warum ſprichſt Du jetzt kein Wort? wahrhaftig, eine ſolche Frechheit iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“

„Bei Gott, mein Herr,“ ſagte ſie endlich ängſtlich; „bei Gott, ich weiß es nicht, wie dieſe Börſe da hinein kommt, ſie mag allerdings dem Herrn da gehören, denn die Meine iſt es nicht, aber wer ſie in den Kaſten gelegt hat, um mich armes Mädchen in's Unglück zu bringen, der mag es vor Gott verantworten.“

„Ich glaube, Du machſt noch den Verſuch, zu leugnen,“ ſagte der Beamte ſehr ärgerlich; „dieſe Frechheit geht in der That ſehr weit. — Aber nun mach' nicht weiter lange, ſondern nimm Deinen Mantel um, und komm mit mir.“

„Ich ſoll mit Ihnen gehen!“ rief Roſe entſetzt.

„Meinſt Du, daß man eine ſolche Perſon wie Du, nach Belieben umherlaufen läßt? Mach' geſchwind, hörſt Du!“

„Wenn Sie mir erlauben wollten,“ ſagte jetzt der Baron ver-

tretend, da ihm an dieſer Wendung der Angelegenheiten wenig gelegen war: „ſo möchte ich Sie bitten, dem Mädchen die Strafe zu erlaſſen, und weiter kein Aufhebens von dieſem Verfalle zu machen. Ich denke, Sie wird ſich dieſen Vorfall zur Warnung dienen, und ſich kunftighin dergleichen nicht wieder zu Schulden kommen laſſen.“

„Das geht nicht, mein Herr,“ erwiederte indeſſen der Beamte; „es iſt meine Schuldigkeit, dieſes Mädchen zum Arreſt abliefern zu laſſen, und was ihre Beſſerung anbetrifft, ſo hören Sie ja, daß ſie noch in dieſem Augenblick ihre Unſchuld betheuert.“

„Das thut ſie nur aus Furcht vor Strafe,“ bemerkte indeß der Baron mit ſehr großem Scharfſinn; „und wenn ſie hört, daß wir ſie diesmal noch nachſichtig behandeln wollen, ſo wird ſie gewiß ihr Unrecht eingeſtehen.“

„Möglich, daß Sie Recht haben, mein Herr, aber ſelbſt unter dieſen Umſtänden würde es meine Pflicht mir nicht erlauben; und während ich die humane Geſinnung, welche in Ihren Worten liegt, auch anerkennen muß, ſo müſſen wir Beamte uns leider doch von anderen Rückſichten leiten laſſen; mit einem Wort, ich darf Ihr Begehren nicht erfullen. Und Du,“ ſo wendete er ſich zu Roſe; „beeile Dich, das Zögern kann Dir doch nichts nutzen.“

Die arme Kleine, welche nicht wußte, wie ihr geſchah, und jeden Augenblick glaubte, daß ſich eben ſo ſchnell ein Vorfall zu ihren Gunſten ereignen werde, als dies vorher zu ihrem Nachtheil geweſen, ſchrak bei dieſen Worten aus der Betäubung empor, in welcher ſie ſich befunden hatte. Sie überzeugte ſich indeſſen nunmehr gänzlich, daß ihr in dieſem Augenblicke weiter nichts übrig bleibe, als zu gehorchen. Ohne indeſſen vollſtändig zu ahnen, welches Schickſal ihr bevorſtände, fügte ſie ſich in die unabwendbare Nothwendigkeit. Sie nahm ihren Mantel um und folgte dem Beamten, der die Thür hinter ſich zuſchloß, und den Schlüſſel zu ſich ſteckte, um ſich weitere Recherchen vorzubehalten, da er ſich in der vollkom-

menen Ueberzeugung befand, daß er es hier mit einer höchſt frechen Verbrecherin zu thun habe. Zugleich erſuchte er auch den Baron, ſich mit nach ſeinem Büreau zu bemühen, um daſelbſt ſeine Ausſage noch einmal zu Protokoll zu geben.

Nicht ohne ein höchſt unbehagliches Gefühl ſah ſich dieſer Herr genöthigt, der an ihm ergangenen Aufforderung Folge zu leiſten. Da ihm jedoch nichts anderes übrig blieb, that er, wie ihm geheißen, und von ſeinem Helfershelfer gefolgt, begab er ſich ebenfalls in die Polizeiſtube.

XXXVI.

Die Berathung.

Es war längſt Mitternacht vorüber, und ſogar der wüſte Lärm in den ringsum gelegenen Kneipen verſtummt, als ein Mann, aus der Königsſtraße herkommend, in jene, ſchon mehrfach erwähnte Gaſſe einbog, in welcher Vater Matthes wohnte. Hin und wieder brannte noch in den oberen Stockwerken Licht, und ein ziemlich vernehmbares Huſten oder das leiſe Rufen einer heiſeren, ſchwindſüchtigen Stimme, welches von den erleuchteten Fenſtern herabtönte, diente dazu, den Vorübereilenden zu benachrichtigen, daß Sünde und Laſter unter der Decke der ſtummen Nacht noch immer und ungehindert ihr niedriges, ſchamloſes Weſen trieben. Ohne jedoch auf dieſe Zeichen und Winke zu achten, welche von allen Seiten ſein Ohr trafen, ſetzte der vorerwähnte Mann ſeinen Weg eiligſt fort, bis er den Keller erreicht hatte, in welchem der Vater Matthes ſein Gewerbe trieb. Dort angekommen, ſtand er ſtill, und nachdem er ſich davon überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe ſei, klopfte er

ſcharf und anhaltend mit den Fingern gegen eine der niedrig liegenden, in Blei gefaßten Scheiben, aus welchen ſich die Fenſter zuſammenſetzten, die in die Billardſtube hinabführten. Er wiederholte dieſes Pochen drei Mal, und trat dann zu einem andern Fenſter, in welchem eine ſogenannte Zugſcheibe, aus kleinen Blechſtäben beſtehend, wie man ſie noch häufig in ſolchen und ähnlichen Lokalen findet, angebracht war. Er ſetzte dieſe Scheibe durch einen leichten Stoß mit dem Finger in eine ſchnelle, kreisförmige Bewegung, wodurch ein eigenthümlich ſchrillendes Geräuſch hervorgebracht wurde, welches indeſſen nur bis auf wenige Schritte zu hören war. Nachdem er dies ebenfalls noch zwei Mal wiederholt, ſtellte er ſich mehre Schritte von dem Keller entfernt, mitten auf die Straße, ſo daß es einem zufällig Vorübergehenden ſchwer geworden wäre, das Haus zu erkennen, auf deſſen Oeffnen er eigentlich wartete. Wirklich zogen auch einige Nachtſchwärmer bei ihm vorüber, ihm einige rohe, pöbelhafte Witzworte zurufend, die er indeſſen nicht beantwortete, und als ſich dieſelben ziemlich weit entfernt hatten, trat er näher zu der Kellerthüre heran, da ein leichtes, vorſichtiges Knarren ihn davon überzeugt hatte, daß dieſelbe geöffnet werde.

„Ich bin es, ich, Lampert," flüſterte er durch die Spalte hinab, und gleich darauf wurde die Thür vollſtändig geöffnet, und er ſtieg die dunkle Treppe hinunter.

„Hol Dich der Teufel, was ſtörſt Du mich noch ſo ſpät," ſagte Matthes, denn dieſer ſelbſt hatte, von dem in der Billardſtube ſchlafenden Knaben benachrichtigt, ſein Bett verlaſſen, um dem ſpäten Gaſt zu öffnen; „hol Dich der Teufel, es iſt keine Manier, ſelbſt für den beſten Freund, mich ſo um Mitternacht aus dem erſten Schlaf zu jagen."

„Still, ſtill, alter Junge, ich kenne Deine Maulwurfsnatur, und würde gewiß lieber die Nacht im Freien zugebracht, als Dich geſtört haben, wenn mir nur daran gelegen geweſen wäre, ein Nacht-

quartier zu ſuchen; aber es iſt eine Sache von der dringendſten Wichtigkeit. — haſt du die Thür zugemacht? — Gut, nun ſtecke ein Licht an, reibe den Schlaf aus den Augen, und dann nimm all' Deinen Witz zuſammen, um mir und Dir einen vernünftigen Rath zu geben. — So, nun erſt ein Glas Rum, aber ein großes, damit ich wieder aufthaue, und meine Gedanken ordentlich zuſammenhalten kann." —

Matthes hatte indeſſen die kleine Lampe angezündet, und füllte ein mäßig großes Waſſerglas mit dem geforderten Getränke, welches Lampert mit zwei Zügen leerte.

„Aber wo in aller Welt biſt Du geweſen, Menſch; Du ſiehſt ja fürchterlich aus," ſagte der Wirth, welcher nun erſt das Blut unterlaufene Geſicht und den kothbeſchmutzten Anzug des Angekommenen gewahrte.

„Soll mich der Henker holen, wenn es eine Geſchichte iſt, die ſich in zwei Worten erzählen läßt," erwiederte Jener; „gieb mir einen Stuhl und eine Cigarre, und nun ſollſt Du Alles erfahren."

Da der Kneipwirth ſah, daß ſich der Räuber in der That vor Mattigkeit nur mühſam auf den Beinen erhalten konnte, ließ er ihn in die hintere Stube eintreten, und auf ſeinen eigenen Polſterſtuhl niederſetzen, und Lampert begann nunmehr ſeine Erzählung damit, daß er den Wirth fragte, ob er ſich noch auf die beiden Männer beſinnen könne, die an jenem Morgen mit dem Schuhmacher bei ihm gefrühſtückt, und ob ihm Leberecht auch erzählt, auf welche Weiſe er die Bekanntſchaft derſelben gemacht hätte. Nach der bejahenden Antwort des Wirthes fuhr er fort zu erzählen, wie er von jeher Argwohn gegen dieſe Leute gehegt, während der Schuhmacher ihnen leider vollkommenes Zutrauen geſchenkt hätte. Sie hätten dieſem Letzteren auch eine Diebſtahlsgelegenheit vor dem Roſenthaler Thore in Vorſchlag gebracht, Leberecht wäre mit ihnen hinausgegangen, um ſich die Sache anzuſehen, und Alles ſei ſo weit in Ord-

nung gewesen, als der blasse Johann, den der Schuhmacher in der Steingasse untergebracht, demselben die Uhr zeigte, die er am vergangenen Abend am Theater gestohlen, und bei welcher Gelegenheit sein Gefährte arretirt wurde. Diese Uhr hätte der Schuhmacher sogleich für diejenige erkannt, welche er an jenem Abend in der Karlstraße in Händen gehabt, als sie den Fremden zu Boden geschlagen, und durch diesen Umstand wäre ein Verdacht gegen die beiden Männer in ihm aufgestiegen. Er sei darauf, um sich Gewißheit zu verschaffen, sogleich vor das Rosenthalerthor hinausgegangen, und hätte dort in Erfahrung gebracht, daß anstatt des vermutheten Freiers diese beiden Männer selbst dort wohnten. In Folge dessen hätte er ihm, dem Erzähler, das Vorgefallene mitgetheilt, und Beide zusammen darauf den Entschluß gefaßt, nachdem sie sich vollkommen davon überführt, daß ihnen eine Falle gestellt worden sei, sie, wie sich der Berichterstatter bezeichnend ausdrückte, „zum Schweigen" zu bringen. Nachdem Lampert bis zu diesem Punkte gekommen, fuhr er mit großer Umständlichkeit fort, die Einzelnheiten ihres mißglückten Angriffs bei den Sandgruben vor dem Schönhauser Thor zu erzählen, hinzufügend, wie er, nachdem er von seinem Gegner zu Boden geworfen, das Weite gesucht habe und nicht wisse, was aus dem Schuhmacher geworden sei.

Mit finsterem Gesicht, aber aufmerksam und gespannt, hatte der alte Kneipwirth dieser Erzählung zugehört.

„Das ist wieder eine von Euren unbesonnenen, einfältigen Geschichten, die uns Alle leicht in's Unglück bringen können," sagte er ärgerlich, und mit der Faust auf den Tisch schlagend; „ein Jeder handelt hier nach seinem eigenen Belieben, und sorgt nur für sich. — Verdammt sollt Ihr Alle sein!"

Lampert erwiederte nichts auf diese harten Worte, sondern sagte endlich demüthig:

„Ich bin gekommen, um Deinen Rath zu hören, Alterchen; die

Sache iſt doch nun einmal nicht zu ändern, und Du haſt uns doch ſchon manchmal aus der Klemme herausgeholfen."

„Ja, ja, wenn es zu ſpät iſt, dann kommt Ihr ſchon," polterte Jener; „vorher kümmert Ihr Euch wenig um mich, aber ich will verdammt ſein, wenn ich weiß, was hier zu machen iſt."

„Ihr meint, daß dieſe beiden Kerls der Polizei gehören?" fuhr er endlich nach einer langen Pauſe tiefen Nachdenkens fort.

„Gewiß, was ſollten ſie ſonſt ſein?"

„Und doch iſt das meiner Anſicht nach nicht gut möglich."

„Und warum nicht?"

„Nun," verſetzte der Kneipwirth, „zuerſt iſt da Keiner oben auf dem Gericht, den ich nicht kennen ſollte, vom Präſidenten an bis zu dem geringſten Schreiber und Vigilanten, und wenn einmal ein neuer hinzukommt, ſo iſt er keine zwei mal vier und zwanzig Stunden im Dienſt, ohne daß ich es wiſſen ſollte, und ihn mir angeſehen hätte, und außerdem hat die Sache noch einen beſonderen Haken."

„Nun?" fragte Lampert geſpannt.

„Leberecht hat mir auch von Eurer verunglückten Geſchichte draußen im Thiergarten erzählt. — Ihr ſeid da ebenfalls von den beiden geſtört worden, und es wäre ein Leichtes geweſen, Euch am andern Tage abzufaſſen. Warum iſt das nicht geſchehen, ich frage, warum nicht? he? — Zudem liegt es am Tage, daß es keine höheren Beamten ſind, denn da iſt doch kein Einziger, den wir nicht kennen; ein Niederer aber gehört doch wieder nicht in eine ſolche Geſellſchaft, das kannſt Du Dir an den fünf Fingern abzählen. — Nicht wahr, mir ſcheint dieſer Schluß ſo unrichtig nicht."

„Es iſt viel Sinn d'rin in Deinen Worten," verſetzte Lampert nach einer Pauſe; „aber kannſt Du die Geſchichte auf eine andere Weiſe erklären? Mir ſteht der Verſtand dabei ſtill."

„So ohne Weiteres eine beſtimmte Vermuthung aufzuſtellen, iſt allerdings nicht möglich. Wir müſſen indeſſen dahinter kommen,

es mag kosten, was es wolle, und bis wir's heraus haben, wollen wir natürlich unsere Maßregeln treffen. Was ich noch an verdächtigen Sachen bei mir habe, will ich schon so verstecken, daß es selbst der klügste Junge nicht herausfinden kann, und wer sonst treife ist, wird sich wohl von selbst hüten, sich bei mir sehen zu lassen, sobald man weiß, was vorgefallen ist. — Du kannst Dich irgendwo verborgen halten, und ich werde schon für Dich sorgen; es giebt ja sichere Versteckwinkel genug hier in Berlin, und wenn die Sache wirklich so schlimm ist, will ich Dir schon passende Kleider besorgen, daß Du nach ein Paar Wochen, wenn sich die Sache verblutet hat, über die Grenze kannst. Leberecht freilich steckt am tiefsten in der Klemme, und muß selbst am Besten wissen, wie er durchkömmt. Da läßt sich allerdings für den Augenblick nichts thun, wenigstens müssen wir zuerst wissen, was aus ihm geworden."

„Es ist eine verzweifelte Geschichte," sagte Lampert, „ich bin in meinem ganzen Leben nicht so in der Klemme gewesen. Wenn man nur eigentlich wüßte, woran man wäre, so könnte man sich doch auf einen „Putz"*) besinnen, aber so weiß man nicht, woran man ist."

„Nun, laß nur gut sein, ich gebe Dir mein Wort, ich werde den Schwindel schon herauskriegen, und wenn Ihr mir lieber heut Morgen gesagt hättet, um was es sich handelt, so stimmte die Sache gleich jetzt ganz anders. Wie gesagt, ich gehe morgen früh selbst hinaus, um zunächst zu sehen, was aus Leberecht geworden ist. Wenn wir nur erst wissen, wie es mit dem steht, so hat's mit dem Anderen weit weniger Noth."

„Nun, ich verlasse mich ganz und gar auf Dich; ich denke, Du wirst schon machen, was zu machen ist," sagte Lampert; „aber was meinst Du, soll ich denn jetzt nach Haus gehen, oder nicht? Es

*) Ausrede.

wäre leicht möglich, daß ſie morgen ſchon in aller Frühe kämen, und das läge wieder außer aller unſerer Berechnung."

„Nun, ſo bleib hier bei mir; ich will morgen früh zu Line hinſchicken, und ihr ſagen laſſen, wie die Sachen ſtehen. Wir müſſen freilich alle Augen aufmachen, wenn wir aus dieſer verdammten Geſchichte mit heiler Haut davon kommen wollen. Doch ich ſehe es Dir an, daß Du ſo matt biſt, daß Dir die Augen zufallen möchten, und da will ich Dir ein Paar Kiſſen herausbringen laſſen; Du kannſt Dich unter's Billard legen, und ganz gemächlich ausſchlafen. Morgen früh wollen wir weiter darüber reden, denn jetzt ſehe ich wahrhaftig nicht ein, was etwa noch gethan werden könnte."

Da Lampert hierauf erwiederte, daß er allerdings für den Augenblick ebenfalls nichts Beſſeres thun könne, als zu ſchlafen, ging der Wirth hinaus, um ihm die verſprochene Lagerſtätte zu bereiten, welche mit um ſo weniger Mühe hergeſtellt wurde, als der Knabe, welchen wir bereits mehrmals als den Zögling des Schuhmachers und des Wirthes kennen gelernt haben, ebenfalls ſeine Schlafſtelle an dieſem Orte hatte; und es waren keine fünf Minuten verfloſſen, ſo lag der Räuber, ungeachtet der beunruhigenden Gedanken, die ihn quälen mußten, im tiefſten Schlummer, während auch Matthes und ſeine übrige Hausgenoſſenſchaft bald genug die geſtörte Nachtruhe wieder gefunden hatten.

XXXVII.

Ein neuer Verbündeter.

Fieberhaft aufgeregt durch die Vorfälle der vergangenen Nacht hatten Cartentierce und Davernay, nachdem der herbei gerufene Wundarzt zunächst ſo gut, als es ſich für den nächſten Augenblick thun ließ, das zerbrochene Bein des Schuhmachers eingerichtet, ſich zur Ruhe begeben, um ihrem erſchöpften Körper etwas Stärkung zu gönnen. Wenn aber auch Davernay bald genug in einen feſten Schlaf verſunken war, ſo konnte doch Cartentierce nicht dazu kommen, nur einige Augenblicke ſchlummernd das zu vergeſſen, was die innerſten Tiefen ſeiner ganzen Seele erfüllte. Eine innere Stimme ſagte ihm, daß er im Begriff ſtünde, endlich den düſteren Schleier dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes aufzuheben, und er hielt dieſe ſonderbare Reihe von Begebenheiten, welche ihn auf ſo unerwartete Weiſe ſeinem Ziele näher geführt hatten, nicht etwa für Zufälligkeiten, wie ſie ſich in dem Leben ſo häufig ereignen, ſondern er glaubte vielmehr das unmittelbare Walten der Vorſehung darin zu erkennen.

Er ſtand von dem Bette, auf welches er ſich, halb angekleidet geworfen hatte, auf, denn er ſah ein, daß es vergeblich ſein würde, unter dieſen Umſtänden den Schlaf zu ſuchen, und trat zu dem Korbe, auf welchen ſie den Schuhmacher gelegt hatten. Dieſer hatte die Augen geſchloſſen, und ſchien wenigſtens zu ſchlafen. Bei dem Scheine der düſter brennenden Lampe betrachtete er die Geſichtszüge dieſes Mannes. Das Ausſehen deſſelben war ſchreckenerregend. Bei dem Ringen mit dem Grafen hatte er ſich die Stirn leicht verletzt, und das Blut war ihm über's Geſicht gelaufen, ſich mit dem Schmutz und Koth vermiſchend, womit ſein Backenbart und ein zwar ſpärliches, aber dickſtrehniges Haar verklebt war. Er athmete tief und langſam, und zuweilen entrang ſich aus ſeiner breiten, zottig behaarten Bruſt ein ſchmerzhaftes Stöhnen, ohne daß der Schmerz, welcher daſſelbe hervorgerufen, vermocht hätte, ihn zu erwecken. —

Gartentiere zog einen Stuhl heran, und ſetzte ſich neben ihn, ſeine Augen auf dies ſchreckbare Bild gerichtet, während ſeine Gedanken wild und regellos umherſchweiften, und wirre, phantaſtiſche Träume ſich mit der Wirklichkeit miſchten.

Es war nicht mehr die kalte, unfreundliche Stube, in welcher er ſich befand, nicht mehr der matte Dämmerſchein der ſpärlich brennenden Lampe, welche dieſen Ort erhellte; nein, er glaubte vielmehr in einem luſtigen, ſonnigen Garten zu ſitzen, in dem Garten, welcher zu ſeinem väterlichen Schloſſe gehört hatte. Und er ſaß nicht allein. — Rebekka war bei ihm. — Sie ſaßen neben einander, und waren ja beide ſo glücklich, einander wieder zu ſehen nach ſo langer Trennung, und hatten ſo vielerlei zu erzählen. Und ihre beiden Kinder waren auch da, und er hatte ſein Töchterchen auf dem Schooß, und die Mutter den kleinen Eugen, und ihnen Allen war ſo recht herzlich, und ſtillfreudig zu Muthe. Die Sonne aber ſtieg immer höher und höher, und ſie bemerkten es nicht, bis endlich Rebekka ſagte, daß ſie Durſt hätte, denn die Sonnenſtrahlen wären heiß und glühend.

Er ſtand auf, um ihr Waſſer zu holen, und ließ die Kinder bei ihr zurück. Aber ſo viel er auch ſuchte, einen Brunnen oder eine Quelle zu entdecken, er fand nichts. Seine Angſt ſtieg immer höher, er wollte nicht ohne den Labetrunk zur Durſtenden zurückkehren, und je mehr er umherlief, deſto weiter ſchien ſich der Garten auszudehnen, und wurde endlich zu einer weiten, öden, unfruchtbaren Wüſte, bedeckt mit gelbem, die Augen blendenden Flugſande. Halbtodt vor Angſt und Erſchöpfung irrte er umher, den Namen der Gattin und der Kinder rufend; aber nicht einmal das Echo antwortete ihm. Ermattet ſank er zu Boden, er glaubte zu ſterben; aber die Angſt um die Verlorenen ließ ihn nicht dazu kommen. Er raffte ſich auf's Neue auf, er lief wieder umher, eine lange, lange Zeit, bis endlich ein ferner Hülferuf an ſein Ohr tönte. Er erkannte die Stimme, es war die ſeiner Gattin, und dem Klange derſelben nacheilend, ſah er ſie im Kampf mit einem wilden Thiere, gegen welches die Mutter verzweiflungsvoll ihre Kinder zu ſchirmen verſuchte. Als er ſich aber athemlos genähert, ſah er, daß dieſes Thier das Geſicht von Rebekka's Bruder hatte; — dann glaubte er wieder die Züge des Schuhmachers zu erkennen, dieſelben Züge, wie er ſie geſehen, als er, ſtöhnend unter dem Druck der eiſernen Knochen, an der Erde lag, und der Schuhmacher ihm die Kehle zudruckte. Mit einem lauten Schrei ſprang er auf das Ungeheuer zu, welches mit grinſender Freudigkeit ſich auf die neue Beute zu ſtürzen ſchien, und vergeblich mühte er ſich ab, ſich der entſetzlichen Umarmung zu entziehen, mit welcher ihn ſein Feind umklammert hatte. — Da hörte er laut ſeinen Namen rufen, und aus ſeinen wachenden Träumen emporfahrend, ſah er ſich wieder in dem kleinen Zimmer neben dem Sopha ſitzen, und Davernay, welcher ihn geweckt hatte, neben ſich ſtehend. Der Tag war bereits angebrochen, und dämmerte durch die noch verſchloſſenen Fenſterladen herein, während in dem Ofen ein luſtiges Feuer knitterte, und Mathilde eben beſchäftigt war, das Frühſtück

auf dem Tiſch zu ordnen, wo bereits eine große Kaffekanne ihren behaglichen Duft aushauchte. Der Schuhmacher lag noch ſo regungslos wie vorher auf dem Sopha, doch hatte er die Augen geöffnet, aber das Geſicht nach der andern Seite der Wand zugekehrt.

„Aber wenn Sie ſchlafen wollen, Graf," ſagte Tavernay lachend; „warum legen Sie ſich nicht lieber aufs Bett, anſtatt daß Sie ſich hier auf eine ſo unbequeme Weiſe umhertreiben. — Oder wenn Sie Ihren guten Freund bewachen wollten, muß ich Ihnen ſagen, daß Sie einen ſo geſunden Schlaf haben, wie je ein Krankenwärter in einem Feldhospital."

„Es war mir vorher nicht möglich, einzuſchlafen, ich war zu aufgeregt," erwiederte Gartentierce; „da ſetzte ich mich hierher, doch meine Erſchöpfung war zu groß, und ſo bin ich eingeſchlummert."

„Nun, rücken Sie ſich nur an den Tiſch heran. Sie ſehen, unſere kleine Haushälterin hat ſchon für uns geſorgt. Das iſt ein häßlich kalter Morgen, und eine Taſſe heißen Kaffees gut zu gebrauchen. — Francois habe ich ſchon nach der Stadt geſchickt, um uns andere Kleider zu beſorgen, denn in dem Koſtüm von geſtern Abend können wir uns wirklich nicht mehr gut ſehen laſſen. — Auch habe ich ihn beauftragt, etwas kalte Küche und ein Paar Flaſchen Madeira mitzubringen. — Sie ſehen, ich habe an Alles gedacht, und wenn es mir gelingt, irgend einmal eine Stelle als Kriegs-Kommiſſär zu bekommen, ſo ſoll, weiß Gott, Niemand Mangel leiden. — Ja, ja, Sie glauben nicht, wie nöthig es für den Soldaten iſt, ſeine fünf Mahlzeiten des Tags zu halten, und noch etwas auf alle Fälle im Brodbeutel zu haben. Wahrhaftig, wir haben uns nie beſſer geſchlagen, als wenn wir ein gutes Mittagbrod im Leibe, und Ausſichten auf ein eben ſolches Abendeſſen hatten. — Nun, rücken Sie heran, und Du, mein Kind, bringe noch eine Taſſe, ich bin der Meinung, daß der Mann hier auch mit uns trinken kann, er hat

uns ja neulich ebenfalls ſo freundlich in ſeiner Wohnung aufgenommen und bewirthet."

Die Zeit während dieſer ganzen langen Rede hatte Davernay dazu benutzt, ſich eine Cigarre anzuzünden, und ſich dann ſehr behaglich an den Tiſch geſetzt, um ſeinen Kaffee zu trinken. Gartentierce folgte dem ihm gegebenen Beiſpiel, nachdem er noch zuvor die Spuren ſeines nächtlichen Abenteuers, die ſeinem Aeußern ebenfalls noch theilweiſe anklebten, entfernt hatte.

Inzwiſchen hatte Davernay bereits ſeine Taſſe leer getrunken, und dem Schuhmacher eine zweite vollgeſchenkt. Dann trat er zu dem Sopha, auf welchem derſelbe lag.

„So, nun dreh Dich um, alter Burſche," ſagte er zu ihm; „das wird Dir gut thun. — Trinkſt Du ſchwarz, oder mit Sahne? — Soll ich Dir vielleicht auch eine Cigarre geben?"

Der Schuhmacher, welcher, noch dazu von den heftigſten Schmerzen gepeinigt, es ſich gar nicht erklären konnte, warum er auf ſolche Weiſe behandelt wurde, da er trotz der Verſicherung des Gegentheils noch immer glaubte, ſich in den Händen der Polizei zu befinden, wendete ſich langſam und mühſam um.

„Geben Sie mir eine Cigarre," ſagte er; „aber wenn Sie doch ſo gütig gegen mich handeln wollen, und Mitleiden mit meinem Zuſtand haben, ſo ſagen Sie mir zunächſt, wer Sie ſind, und was Sie eigentlich von mir wollen?"

„Trink nur erſt, alter Burſche," verſetzte der Vicomte auf dieſe Rede, in welcher eigentlich mehr Trotz als Nachgibigkeit lag; „ſo, das iſt eine ſchöne Cigarre, nicht wahr?"

Er reichte ihm bei dieſen Worten ein brennendes Schwefelholz, ſo daß der Kranke in aller Gemächlichkeit ſeine Cigarre in Brand ſetzen konnte.

Nachdem dies geſchehen, wendete ſich der Vicomte mit der Frage

an den Grafen, ob dieſer die Unterhaltung mit dem Schuhmacher beginnen, oder ob er es ihm überlaſſen wolle."

„Sprechen Sie, Vicomte," ſagte Gartentiere; „ſprechen Sie, ich bin noch zu aufgeregt, um meine Gedanken gehörig ordnen zu können."

„Nun gut," erwiederte der Vicomte, der ſich in ſeiner beſten Laune befand; „ich habe von jeher einige Anlagen zum Diplomaten gehabt, wir wollen ſehen, was zu machen iſt. — Und nun mach' Deine Ohren auf, mein Junge, und höre zu, was ich Dir ſagen werde. — Du weißt, wir haben Dich auf friſcher That ergriffen, als Du dieſen Herrn hier in meuchelmörderiſcher Abſicht überfielſt, während Du zugleich im Begriff warſt, einen gewaltſamen Diebſtahl zu vollfahren, und Du weißt eben ſo gut, wie das Geſetz eine ſolche That beſtraft."

„Bah," entgegnete der Schuhmacher; „was darauf ſteht, weiß jedes Kind, und eben deshalb werde ich mich gewiß hüten, mich ſo weit gegen das Geſetz zu vergehen. — Es iſt mir nie in den Sinn gekommen, ſo etwas thun zu wollen. Im Gegentheil, Sie ſelbſt waren es, meine Herren, welche mich und meinen Kameraden überfielen. Sie werden es nicht vergeſſen haben, daß Sie mir den Diebſtahl vorſchlugen, und nur in der Abſicht, zwei ſolche gefährliche Menſchen auf friſcher That zu ertappen, und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, ging ich Ihren Antrag ein, und nahm meinen Kameraden Lampert mit. Ich denke die Sache iſt ſehr klar, und bedarf keiner weiteren Auseinanderſetzung."

Gartentiere war bei dieſer Antwort des Schuhmachers nicht wenig überraſcht, der Vicomte dagegen brach in ein lautes Gelächter aus.

„Das iſt brav von Dir," ſagte er; „ſehr brav, wahrhaftig, man muß ſich unter jeden Umſtänden conſequent bleiben, und ich weiß

das gewiß zu ſchätzen. Aber biſt Du auch gewiß, daß Du damit bei dem Richter durchkommen wirſt."

„Ganz gewiß," erwiederte Leberecht trotzig: „wir ſind unſerer vier, und Jeder hat ſo viel Zeugen wie der Andere; beim Preußiſchen Geſetz kommt Alles auf Zeugen an. Ich bin kein dummer Junge mehr, ſelbſt wenn Sie mir ein Dutzend Zeugen ſchaffen wollten, würde ich doch nichts geſtehen."

„Das ſteht in Deinem Belieben," fuhr indeſſen Davernay fort, ohne ſich um die Kaltblutigkeit des verſteckten Böſewichts zu kümmern, die ſo ziemlich außer der Berechnung der beiden Herrn gelegen hatte; „und was Deinen Einbruch im Thiergarten und Deinen Ueberfall dieſes Herrn in der Karlſtraße betrifft, ſo ſcheinſt Du eben ſo ſorglos darüber zu denken."

„Ganz gewiß; in der Karlſtraße bin ich nicht dabei geweſen, und Lampert kann ſich putzen, wie er will. — Und wo ſind die Zeugen bei der Geſchichte im Thiergarten? —

„Du vergißt das Käſtchen, welches ſich als geſtohlenes Gut in Deiner Wohnung befindet."

Der Schuhmacher ſchwieg bei dieſem Einwande, an den er allerdings nicht gedacht hatte. Endlich erwiederte er mit einem ſchlauen Lächeln:

„Meine Frau iſt nicht ſo dumm, als Ihr vielleicht glaubt, ſie weiß es, weshalb wir geſtern von Hauſe fortgegangen, und wenn ſie erfährt, daß wir in der Klemme ſind, wird ſie keine dreiſe Sachen in ihrer Wohnung haben."

Garteutierce, welcher bisher der Unterhaltung ſchweigend zugehört hatte, fuhr haſtig empor, als er hörte, daß das Käſtchen, um deſſen Beſitz es ſich zunächſt handelte, leicht verloren werden könnte. Der Vicomte winkte ihm indeſſen, ſtill zu ſein.

„Magſt Du reden, wie Du willſt," ſagte er; „ich glaube doch nicht, daß es Dir angenehm ſein kann, mit den Herren der Juſtiz

in nähere Berührung zu kommen. Du biſt zu klug, um nicht einzuſehen, daß wir nicht zu dieſer Klaſſe von Menſchen gehören, für welche Du uns anfänglich gehalten haſt, und Dein Trotz wird ſich ſchon legen, wenn Du ernſtliche Anſtalten machen ſiehſt. Du weißt bis jetzt noch nicht, woran Du eigentlich biſt, und dennoch biſt Du wieder zu klug, um Dir noch irgend eine Blöße zu geben. — Das kann Dir aber Alles nichts nützen, und um kurz zu ſein, und allen Redereien ein Ende zu machen, will ich Dir nur ſagen, daß es uns zunächſt darum zu thun iſt, in den Beſitz jenes Käſtchens zu gelangen, oder vielmehr der darin befindlichen Papiere. Iſt es Dir gefällig, uns dieſelben ohne Verzug zu überliefern, ſo kannſt Du erwarten, daß wir dich ſo ſchonungsvoll wie möglich behandeln werden, ohne uns jedoch auf weitere Bedingungen einzulaſſen; willſt Du es indeſſen nicht, ſo müſſen wir freilich Gewalt anwenden, wenn dies auch nicht in unſern Plan gelegen hat."

Der Schuhmacher ſchwieg nachdenkend ſtill. All' ſein Witz und Scharfſinn reichte nicht hin, ihm dieſe ſonderbaren Umſtände zu erklären. Er verglich die Worte des Vicomte mit der Art und Weiſe, auf welche Line ihm dieſe Papiere hatte abſchwatzen wollen, und dachte auf einen Augenblick daran, ob dieſe Frau nicht etwa im Einverſtändniß mit den Fremden geweſen ſei; doch verwarf er dieſe Idee bald genug wieder, wenn auch gleich, ohne eine wahrſcheinlichere auffinden zu können. Jedenfalls aber ſah er ein, daß dieſe Papiere von höchſt bedeutender Wichtigkeit ſein müßten, und daß es nur von ſeiner Klugheit abhänge, die vortheilhafte Stellung, die er durch den Beſitz derſelben dieſen beiden Unbekanten gegenüber behauptete, ſo viel als möglich zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Er erwiederte deshalb:

„Wenn ich auch Ihrem Wunſche Genüge leiſten wollte, ſo wäre es doch nicht möglich, da ich hier krank lieg', und, wie Sie ſehen,

nicht fort kann. — Meine Frau aber wird gewiß Niemand Anderem, als mir die Sachen aushändigen."

Da werden wir es allerdings auf eine andere Weiſe machen müſſen," erwiederte der Vicomte kaltblütig; „und wenn ich zu Deinem Polizei-Kommiſſarius fahre, ſo wird ſich Deine verehrte Frau Gemalin wohl vielleicht durch dieſen dazu bewegen laſſen. — Ich ſehe ſchon, es bleibt nichts anders übrig."

„Nun ſo thut, wie Euch beliebt," ſagte Leberecht trotzig; „wenn's einmal nicht anders ſein kann, ſo gebe ich mich in mein Schickſal; aber ehrenwerth iſt es wahrhaftig nicht von Euch, einen elenden, kranken Mann wie ich, auf ſolche Weiſe zu behandeln."

„Wie ſo nicht ehrenwerth? Wir machen noch viel zu viel Umſtände mit Dir," ſagte Gartentiere; „wenn es zu ſpät ſein wird, wirſt Du freilich Deinen Eigenſinn bereuen."

„Du hörſt, was der Herr Dir ſagt," fuhr der Vicomte fort, nun ebenfalls eine ſtrengere Miene annehmend; „vielleicht denkſt Du, daß wir uns ſcheuen, die Hülfe der Behörde in Anſpruch zu nehmen, aber da biſt Du im Irrthum. — Freilich iſt's uns lieber, wenn wir die Sache ſo abmachen können; aber wenn Du uns dazu zwingſt, bleibt uns nichts anders."

„Es iſt doch aber hart, daß ich mein mühſam erworbenes Eigenthum herausgeben ſoll, ohne auch nur im geringſten etwas dabei zu verdienen," ſagte Leberecht nach einer Pauſe; „ich wäre fünf und zwanzig Thaler reicher, wenn ich ſie vorgeſtern an Linz gegeben hätte."

„Und was wollte dieſe Frau mit den Papieren?" fragte der Graf, aufmerkſam werdend.

„Wenn ich gewußt hätte, was ſie damit wollte, würde ich vielleicht anders gehandelt haben," verſetzte Leberecht; „aber es iſt ſchrecklich, es iſt in der Welt kein Treu und Glauben mehr zu finden, ſogar die Kameraden betrügen ſich unter einander."

Wahrhaftig, Lambert hat auch nicht recht an mich gehandelt, obgleich er mir vielen Dank ſchuldig iſt."

„Nun, um ſo mehr, warum nimmſt Du noch ſo viel Rückſicht auf dieſe Leute. Jeder ſorgt nur für ſeine eigene Haut, und Deine mein guter Freund, ſcheint ſich in einer ſehr unangenehmen Lage zu befinden. — Alſo heraus mit der Sprache, und wenn Du Dich unſeres Zutrauens würdig machſt, verſpreche ich Dir nicht nur, daß Du von unſerer Seite nichts zu befürchten haben wirſt, ſondern wir werden Dich auch für Deine Ruhe und Aufrichtigkeit belohnen, daß Du in den Stand geſetzt wirſt, ein ordentliches Geſchäft anzufangen, und nicht mehr nöthig haſt, auf ſolche Weiſe wie bisher Deinen Unterhalt zu erwerben."

„Das hört ſich allerdings ſehr ſchön an," erwiederte Leberecht auf dieſe Rede des Vicomte; „aber es iſt ein altes Sprüchwort, daß Halten und Verſprechen zweierlei iſt. Wenn Ihr mich gebraucht habt, laßt Ihr mich im beſten Falle laufen. Das iſt das Ganze."

„Und was könnteſt Du weiter verlangen," fuhr der Vicomte, ärgerlich über dieſe Hartnäckigkeit, fort; „Du haſt den Galgen mehr wie hundert Mal verdient, ich habe Dir ſchon vorher geſagt, daß wir uns unter keinen Umſtänden auf Bedingungen einlaſſen werden. Indeſſen gebe ich Dir mein Wort darauf, daß wir nicht undankbar gegen Dich ſein werden, wenn Du uns treu und ehrlich dienſt. — Nun aber kein Wort weiter, ſprich entweder ja, oder nein."

„Es wird mir wenig anders übrig bleiben, wenn Sie auf ſolche Weiſe auf mich losfahren," verſetzte Leberecht; „nun gut, ich will alſo, und nun ſagen Sie mir, was ich ſoll."

„Zunächſt ſollſt Du dafür ſorgen, daß wir in den Beſitz jener Papiere kommen, und dann erzählen, was das für eine Bewandniß mit der Frau hat, die Du Line nennſt."

Der Schuhmacher, welcher bei aller ſeiner Frechheit, die er bis jetzt beibehalten hatte, einſah, daß er auf dieſe Weiſe doch nicht durch-

kommen würde, begann nun ſehr umſtändlich und ausführlich ſein Geſpräch mit der Frau zu erzählen, in welchem ihm dieſelbe jene Papiere hatte abſchwatzen wollen, und indem er ſich bis in die geringſten Details ausdehnte, glaubte er ſich dadurch in das Vertrauen der beiden Herren feſtzuſetzen.

„Du biſt alſo wirklich der Meinung, daß dieſes Weib mit dem Banquier näher bekannt iſt?“ fragte Carteutierce.

„Ohne Zweifel.“

„Und dieſe Line iſt auch eine und dieſelbe Perſon mit dem Dienſtmädchen, welches damals vor vierzehn Jahren in der Jägerſtraße bei einer einzelnen Dame diente, und Euch in das Haus half, als Ihr ſie beſtehlen wolltet? fragte Carteutierce.

Der Schuhmacher ſah ihn betroffen und verwundert an.

„Nun,“ ſagte er; „Ihr ſcheint ſchon ziemlich genau unterrichtet zu ſein, es iſt allerdings dieſelbe.“

„Und Du kannſt mir die Nummer des Hauſes nicht mehr ſagen?“ —

„Nein, die Nummer weiß ich nicht, aber das Haus ſelbſt könnte ich Ihnen zeigen, wenn es darauf ankäme Es iſt, wenn ich nicht irre, zwiſchen der Friedrichs- und Kanonierſtraße, auf der linken Seite. —

Der Graf erwiederte kein Wort, ſondern ſaß tief in ernſte Gedanken verſunken da, und der Vicomte las in ſeinen Zügen die Beſtätigung, daß Madame Delavigne in jener Gegend gewohnt habe, und daß kein Zweifel mehr daruber obwalte, daß ſie es geweſen, die von dieſem Diebe beſtohlen worden ſei.

Eine Maſſe neuer Gedanken und Vermuthungen, Ideen, an die er bis dahin nicht im entfernteſten gedacht, durchkreuzten überſtürzend ſein Gehirn. Der Banquier ſtand alſo mit den Beiden in Verbindung, die damals den Dieben hülfreiche Hand geleiſtet, ihre Herrin zu beſtehlen; — er hatte vielleicht ſchon zu jener Zeit mit

Ihnen in Verbindung geſtanden. — War dies ein Zufall, oder lauerte eine Abſicht dahinter verborgen, eine düſtere, unheilſchwangere Abſicht?

„Wir müſſen nun zunächſt das Käſtchen haben," ſagte indeſſen der Vicomte, als er ſah, wie Cartentierce in ſeinem nachdenkenden Schweigen verharrte; „der Doctor wird gleich wieder zurückkommen, um Deinen Zuſtand zu unterſuchen, und Dich neu zu verbinden, und dann iſt es zu ſpät, über dieſe Sache zu ſprechen. Du kannſt uns etwas mitgeben an Deine Frau, einen Ring, einen Schlüſſel, oder noch beſſer, ein Paar Zeilen, wenn es Dein Zuſtand Dir ſonſt erlaubt, zu ſchreiben."

„Wenn ich auch nicht krank wäre, würde es doch mit dem Schreiben ſchlecht genug gehen, da ich es in meinem Leben nicht gelernt habe," verſetzte Leberecht; „aber wenn Ihr mir Papier und Feder geben wollt, ſo will ich Euch doch etwas Schriftliches mitgeben, das wenigſtens für meine Frau ſo verſtändlich ſein wird, wie die Bibel für n'en Paſter."

Der Vicomte reichte ihm, da nichts anderes an Schreibmaterialien vorhanden war, eine Bleifeder und ein Stückchen Papier aus ſeinem Notizbuch, worauf der Schuhmacher einige höchſt merkwürdige Schnörkel darauf verzeichnete, die eine ſehr frappante Aehnlichkeit mit jenen geheimnißvollen Buchſtaben zeigten, wie man ſie auf vielen Denkmälern und Bauwerken Aegyptens findet.

„Da," ſagte er, als er dieſe Schreiberei geendet; „nehmen Sie, Herr, da iſt der Brief, und wenn Sie ihn meiner Frau zeigen, weiß ſie gewiß, daß er von mir kömmt."

Der Vicomte lachte, als er dieſes ſonderbare Gekritzel betrachtete.

„Das macht Dir allerdings ſo leicht Keiner nach," ſagte er; „aber ich will wünſchen, daß Du es ehrlich gemeint haſt, Burſche. — Wir werden unſern Bedienten zu Deiner Frau ſchicken, und

wenn er das Käſtchen nicht mitbringt, ſo ſei überzeugt, daß wir Deinen böſen Willen ſehen, und genöthigt ſind, andere Maßregeln zu ergreifen.

„Verlaſſen Sie ſich darauf; meine Frau kennt meine Handſchrift und wird das Verlangte ſchicken. Doch noch eins," fügte er hinzu, und ſeine Stimme wurde ſchwermüthig ſentimental; „noch eins wollte ich von Ihnen bitten. — Sie wiſſen, meine Frau liebt mich, ſie war von jeher eine beſorgte, zärtliche Gattin; ſie wird voll Sorge und Unruhe über mein Schickſal ſein, und wenn Sie ihr erlauben wollten, mich hier zu beſuchen, ſo würden Sie ihr unendlichen Troſt gewähren."

„Ich wüßte nicht, was dagegen einzuwenden wäre, aber haben Sie vielleicht etwas dagegen, Graf?" fragte der Vicomte. — Ich werde ihr ſagen laſſen, daß Sie mitkommen kann. Aber erſt müſſen wir die Papiere haben, und dann, natürlicherweiſe, kannſt Du nur in unſerer Gegenwart mit ihr ſprechen."

„Ich muß es allerdings Ihnen überlaſſen, doch Sie werden ſich überführen, daß ich durchaus nicht die Abſicht habe, Sie zu hintergehen. Wenn Sie mir aber nun eine Gefälligkeit erweiſen wollen, ſo laſſen Sie mich ein Viechen ruhig liegen, denn das Sprechen hat mich angegriffen, und mein Fuß thut mir verdammt weh."

„Sei ohne Sorge, wir wollen Dich nicht weiter ſtören," ſagte der Vicomte gutmüthig; „der Arzt wird bald kommen, und dann wollen wir Dein Bein ſchon zurecht bringen."

Stöhnend wendete der Schuhmacher wieder den Kopf auf die andere Seite, und der Vicomte zog ſich mit Cartentierce in die andere Ecke des Zimmers zurück, um dort mit demſelben flüſternd das Nähere zu beſprechen. Es dauerte auch nicht ſehr lange, als Franzois von ſeiner Sendung zurückkehrte, und für beide Herrn vollkän-

dige Anzüge brachte. Hierauf beſchrieb ihm Gartentierce genau die Wohnung des Schuhmachers, und beauftragte ihn, dort hinzufahren, das Kätzchen in Empfang zu nehmen, und die Frau ſelbſt, wenn ſie es wünſchen ſollte, mitzubringen. Er prägte ihm jedoch ein, jedenfalls auf ſeiner Hut zu ſein, und ſich lieber mit irgend einer Waffe zu verſehen, um im Nothfall davon Gebrauch machen zu können. Nach einiger Ueberlegung meinte indeſſen der Vicomte, daß es beſſer gethan ſei, wenn er ſelbſt mitfuhre, und zu der Frau hinaufginge, während Françeis, um auf jeden Fall bereit zu ſein, unten warten könne."

Gartentierce, das Nutzliche einer ſolchen Maßregel allerdings einſehend, war gern damit einverſtanden, wenn ſeine Ungeduld allerdings lieber den Aufenthalt weggewünſcht hätte, welchen es koſtete, als Tavernay ſich umkleidete, und zu gleicher Zeit nicht vergaß, ein ziemlich inhaltreiches Frühſtück von dem Vorrathe zu ſich zu nehmen, welchen Françeis ebenfalls mitgebracht hatte. Zugleich hatte Tavernay ſeine Reiſeapotheke, deren wir ſchon früher zu erwähnen, Gelegenheit hatten, mit heraufbringen laſſen, und legte mit kunſtgeübter Hand einen leichten Verband auf die glücklicherweiſe nur unbedeutende Wunde, welche er durch das Meſſer Lamperts empfangen; erſt nachdem dieſe Vorbereitungen beendet, verließ der Vicomte in Begleitung ſeines Dieners das Haus.

Beide traten zur Hinterthür hinaus, und als der Vicomte zufällig ſein Auge auf den Gartenzaun richtete, ſah er das Geſicht eines Mannes, welches herübergeblickt hatte, ſchnell auf der andern Seite verſchwinden. Dies war indeſſen doch nicht ſchnell genug geſchehen, als daß er nicht die Geſichtszüge des alten Matthes erkannt hätte. Er machte Gartentierce, welcher ihn bis zur Thür begleitet, dieſen Mann jedoch nicht geſehen hatte, darauf aufmerkſam, und bedeutete ihn, auf ſeiner Hut zu ſein, obgleich es nicht wahrſcheinlich war, daß man bei Tage etwas gegen ihn unternehmen

würde. Dann entfernte er ſich, da er nicht minder begierig, als Cartentierce war, den Erfolg ſeiner Sendung zu erfahren, und ſelbſt die freundliche Stimme, mit welcher ihn ſeine, an der Hausthür ſtehende Wirthin begrüßte, konnte ihn nicht veranlaſſen, ſich noch länger aufzuhalten.

XXXVIII.

Verlegenheiten.

Als der Viscomte den Laden Voltaires erreichte, fand er denſelben geſchloſſen, und da er weder einen Thürklopfer, noch einen Klingelzug bemerkte, blieb ihm nichts weiter übrig, als ziemlich ſtark mit der Fauſt dagegen zu ſchlagen, während er Franceis den Befehl gab, in der vor der Thür wartenden Droſchke ſitzen zu bleiben, auf den erſten Lärm jedoch, den er im oberen Stockwerk hören würde, zu ſeiner Hülfe herbeizuſpringen. Auf das laute Geräuſch, welches ſein Pochen verurſachte, öffneten ſich zunächſt einige Fenſter in der Nachbarſchaft, und mehre ſehr alte und ſehr ſchmutzige Frauengeſichter in eben ſolchen Nachtmützen ſchauten heraus, um die Urſache dieſes Lärms zu erkunden. Es hatte ſchon der Umſtand, daß der Laden Voltaires noch immer geſchloſſen war, obgleich es bereits acht Uhr vorüber, die Aufmerkſamkeit und Verwunderung der Nachbarn rege gemacht, und ſo wurde dieſelbe noch um ein Bedeutendes durch die Erſcheinung eines Herrn, der wie Daverney gekleidet war, vermehrt.

Ohne ſich indeſſen um die Aufregung zu bekümmern, welche er hervorbrachte, fuhr der Vicomte fort, in einzelnen Pauſen gegen die Thür zu hämmern, bis ſich endlich ein Fenſter in des Schuhmachers Wohnung öffnete, und der Kopf des kleinen Buckligen ſichtbar wurde, welcher indeſſen ſchnell wieder verſchwand, um ſodann dem der Madame Leberecht Platz zu machen, welche ziemlich verſtört und blaß ausſah, als ſie ſich niederbeugte und fragte, wer da ſei.

„Ich bin es, Madame," entgegnete Davernay ſehr höflich; „und ich wollte Sie erſuchen, mir auf ein Paar Augenblicke Gehör zu ſchenken; aber wenn Sie die Gewogenheit haben wollen, ſo öffnen Sie bald, denn es iſt kein Vergnügen, bei einem ſolchen Wetter hier draußen zu ſtehen."

„Ich komme gleich," erwiderte die Dame, und verſchwand, ohne daß Davernay bemerken konnte, welchen Eindruck ſein Erſcheinen auf ſie hervorgebracht hatte, vom Fenſter.

Gleich darauf hörte er auch innerhalb des Ladens das Kreiſchen eines zurückgeſchobenen Riegels; eine Eiſenſtange, mit welcher die Thür von innen verbarrikadirt war, wurde klirrend zurückgeworfen, und gleich darauf die letztere von dem buckligen Knaben geöffnet. Davernay wartete indeſſen am Eingange ſo lange, bis die beiden Flügel der Thüre völlig offen ſtanden, und das in den Laden hineinfallende Licht erlaubte, denſelben vollſtändig zu überſehen; dann erſt, nachdem er ſich vollſtändig davon überführt, daß Niemand weiter zugegen ſei, näherte er ſich dem Hintergrund des Ladens und der Treppe. Da er auch hier Niemand erblickte, eilte er die Stufen hinan und trat in das Wohnzimmer des Schuhmachers. Madame Leberecht ſaß hier auf dem Sopha in einer Ecke; ſie hielt ein Taſchentuch vor die Augen und ſchien zu weinen, bei dem Eintritte Davernay's aber ſtieß ſie einige unartikulirte Töne aus, die eine ſehr merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Geheul eines Pudelhundes hatten, der von ſeinem Herrn, einer begangenen Unart wegen, ge-

züchtigt wird. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe ihren Seelenzuſtand und den Schmerz, welchen ſie empfand, angedeutet, nahm ſie das Taſchentuch vom Geſicht fort, und rief, einen ſtieren, verzweiflungsvollen Blick auf den Vicomte heftend:

„O Gott, mein Mann! — Was iſt aus ihm geworden?“

„Seyn Sie unbeſorgt und ruhig, meine ſchöne Frau,“ erwiederte Davernay ſehr artig; „er kann zwar in dieſem Augenblick nicht ſelbſt kommen; aber die Lage, in welcher er ſich befindet, iſt in der That nicht ſo ſchlimm, als Sie vielleicht denken.“

„Aber wo iſt er, wo iſt er? Lebt er, oder iſt er todt?“ fuhr die beſorgte Gattin fort.

„Er lebt, wenn er auch vielleicht ſehr nahe daran iſt, ſeinen Kopf einzubüßen,“ verſetzte Davernay; „doch wird es von ihm ſowohl, als auch ganz beſonders von Ihnen, Madame, abhangen, ihm den letztern zu ſichern.“

„Von mir,“ ſagte Madame Leberecht höchſt verwundert, und ſchwieg einen Augenblick nachdenklich. — Ein leuchtender Gedanke durchblitzte ſie, ſie ahnte, was es ſei, was man von ihr verlangte, um die Rettung ihres Mannes zu erkaufen.

„Ob, mein Herr,“ ſagte ſie und hielt das Taſchentuch wieder vor die Augen, wenn auch diesmal nicht in der Abſicht, zu weinen, ſondern nur, um ſich zu ſchämen;“ o mein Herr, wie unrecht iſt es von Ihnen, meine unglückliche Lage auf eine ſolche Weiſe zu benutzen. Ich verſtehe, was Sie wollen, ich verſtehe, und das Gefühl meiner Pflicht kämpft einen ſchweren Kampf in mir mit dem Gefühl der Liebe zu meinem Gatten. Aber ſei es darum. — Das Leben meines Leberecht iſt dies Opfer werth, welches ich Ihnen hier bringe, und das Gefühl, ſein Daſein erhalten zu haben, wird die Gewiſſensbiſſe beruhigen, welche ich nachher empfinden werde. — Wohlan, mein Herr, ich bin zu Allem bereit, zu Allem!“

Die zärtliche Gattin nahm bei dieſen Worten wieder auf dem

Sopha Platz, von welchem Sie vorher aufgestanden war, und ließ, erschöpft von der gewaltigen Aufregung, die Hand, mit welcher sie ihr Gesicht bedeckt hatte, sinken. Davernay blickte sie indessen erstaunt an, denn er glaubte zunächst, seine geringe Kenntniß der deutschen Sprache habe ihn bei dieser Gelegenheit irre geführt. Endlich aber, und selbst auf die Gefahr hin, die Gefühle dieser Dame auf das Bitterste zu verletzen, brach er in ein lautes Gelächter aus, so daß er sich an den Tisch halten mußte, und längere Zeit bedurfte, ehe er sich wieder fassen konnte.

„Verzeihen Sie, meine Dame," sagte er endlich, als er den sehr zornigen Blick bemerkte, welchen Madam Leberecht auf ihn heftete; „verzeihen Sie meine Unart, aber ich konnte nie denken, daß Sie je eine so niedrige Meinung von mir haben konnten, daß ich das Unglück einer Dame auf eine so unwürdige Weise benutzen würde. Nein, es ist eine andere Sache, die zu fordern ich hier hergekommen bin."

„Etwas Anderes?" fragte die Dame im Tone getäuschter Hoffnung.

„Ja wohl, und zwar soll ich ein Kästchen mit Papieren hier in Empfang nehmen, dessen Ueberlieferung für das Wohl Ihres Herrn Gemals von sehr großem Nutzen sein wird."

„Ein Kästchen," erwiederte Madame Leberecht nicht ohne Bestürzung; „mit Papieren? Ich weiß in der That nichts davon."

„Doch wohl, es ist dasselbe, welches er bei dem Einbruch im Thiergarten gestohlen, nachher im Keller vergraben, und endlich vorgestern, als wir hier waren, dort in jene Kommode eingeschlossen hat." —

„Ich kann mich nicht besinnen, wirklich nicht."

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß das Schicksal Ihres Mannes davon abhängt, wird sich Ihr Gedächtniß vielleicht bessern, und be-

ſonderes, wenn ich noch hinzufüge, daß er ſelbſt mich hierher ſchickt und mir zum Beweis dies Ding hier mitgegeben hat."

Der Vicomte zog bei dieſen Worten den ſonderbaren Creditbrief hervor, welchen ihm der Schuhmacher zu dieſem Behuf mitgegeben.

Madam Leberecht nahm das Papier und betrachtete daſſelbe aufmerkſam von allen Seiten, und über ihr Geſicht verbreitete ſich bei dieſem Anblick eine ſehr große Verlegenheit.

„Mein Gott," ſagte ſie: „es iſt noch keine halbe Stunde her, als die Linc hier war, und mir ſagte, ſie hätte den Auftrag von Lambert, den Kaſten abzuholen; es wäre höchſt nothwendig, und da habe ich ihn natürlicherweiſe fortgegeben."

„Nicht möglich!" rief Davernay; „Sie wollen mich hintergehen, aber ich wiederhole Ihnen nochmals, daß das Schickſal Ihres Mannes von der Ueberlieferung dieſes Kaſtens abhängt."

„Jeſus! Ich unglückliche Frau! Ich kann Ihnen zuſchwören, daß ich ihn vor einer halben Stund: weggegeben habe."

Das Geſicht der Frau trug bei dieſen Worten den unverkennbaren Stempel der Angſt, ſo daß Davernay an der Wahrheit ihrer Ausſage kaum noch länger zweifeln zu können glaubte.

„Wenn ich nur wüßte, wer ſie wohnt, — ich würde ſogleich zu ihr gehen;" fuhr ſie fort. „Doch vielleicht weiß es Matthes; — warten Sie, ich will mir ein n Mantel umbinden, und werde gleich wieder zurückkommen."

„Halt!" rief Davernay: „Sie haben alſo den Kaſten wirklich nicht mehr?

„Bei meiner Seligkeit, ich ſage die Wahrheit."

„Und Sie wiſſen auch, daß Ihr Mann in unſerer Gewalt iſt, angeklagt mehrer gewaltſamen Diebſtähle, eines verſuchten Mordes und vieler anderen Verbrechen, daß wir ihn jeden Augenblick den Händen der Gerechtigkeit überliefern können, daß er nur

unter der Bedingung, jene Papiere herbei zu ſchaffen, ſeinem Schickſal entgehen dürfte. — Haben Sie daran gedacht Madame?"

„Aber, mein Gott, was ſoll ich denn machen? — Ich weiß mir nicht zu rathen."

Die Wahrheit ſprechen. Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie Sie geſagt haben, ſo kommen Sie jetzt mit mir."

„Mit Ihnen? — Wohin wollen Sie mich führen?"

„Zu Ihrem Manne. — Er wird uns am Beſten ſagen können, was zu thun iſt. — Aber ich bitte, daß Sie ſich etwas beeilen."

Madame Leberecht erwiederte ängſtlich, daß ſie ſich ſo ſehr „ſputen" wolle, wie ſie in ihrem ganzen Leben nicht gethan, doch erſuchte ſie Davernay, mit Rückſicht auf ihre Schamhaftigkeit, wenigſtens ſo lange das Zimmer zu verlaſſen, bis ſie einen Rock übergeworfen, und ſich vollſtändig umgekleidet hätte. Ungeachtet der Höflichkeit, welche der Vicomte ſonſt gegen Damen nie aus den Augen ſetzte, blieb derſelbe jedoch diesmal unerbittlich, und erklärte, daß er die Frau nicht einen Augenblick allein laſſen würde; ſie ſolle indeſſen ganz ohne Furcht ſein, indem er ihr den Rücken zuwenden und ſich nicht eher umkehren würde, als bis ſie ihm die Erlaubniß dazu gegeben hätte.

Durch dieſe Verſicherung einigermaßen beruhigt, machte die gute Frau ſich wirklich mit möglichſter Eile darüber her, ihre Toilette zu vollenden, was indeſſen nicht ohne ein häufiges Aufſchreien von ihrer Seite geſchah, wenn Davernay, der inzwiſchen an's Fenſter getreten war, irgend eine Bewegung machte, welche die Dame glauben ließ, daß er ſich, ſeinem Verſprechen untreu werdend, dennoch umwenden werde. Wir müſſen indeſſen zur Ehre des Vicomte hinzufügen, daß das Gefürchtete nicht geſchah, und Madame Leberecht ihren Anzug ungeſtört in Stand ſetzen konnte, worauf ſie die Thür ihrer Wohnung hinter ſich verſchloß, den Schlüſſel zu ſich

ſteckte, und dann mit dem Vicomte in den Laden hinabſtieg, in welchem ſich der bucklige Knabe befand.

Nachdem ſie dieſem für den Fall ihrer längern Abweſenheit die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben, welche darin beſtanden, nicht aus dem Laden fort zu gehen, und ſich zum Mittageſſen etwas kalte Küche aus einem nebenan gelegenen Victualienkeller zu holen, ſtieg ſie in die vor der Thür wartende Droſchke, noch beſonders ihre Unzufriedenheit darüber ausſprechend, daß ſich außer ihnen noch François in derſelben befand, da es ihr ſonſt ſchrecklich geweſen wäre, mit einem fremden Herrn allein in einem verſchloſſenen Wagen zu fahren, was ſie nur ein einziges Mal in ihrem Leben gethan, und das ſei auch nur deshalb geſchehen, weil ſie ſich beim Tanzen im Colloſſeum den Fuß umgeknickt, und kein anderes Mittel geſehen habe, nach Hauſe zu kommen.

XXXIX.

Die Zuſammenkunft.

Der Schnee, welcher mit dem fortwährend fallenden Regen untermiſcht in den Straßen der Reſidenz, zu nicht geringer Beſchwerde aller Hausknechte, einen unendlichen Schmutz hervorgebracht, hatte dagegen das umliegende Feld mit einer weiten, glänzend weißen Decke umhüllt, welche dem Fußgänger noch beſchwerlicher fiel, als der tiefe Koth, welcher ſich in den Straßen aufgehäuft.

Nur langſam konnte daher auch die Droſchke, in welcher der Banquier Aaron Levin nach der Haſenhaide hinausfuhr, ſich vorwärts bewegen. Ungeachtet aller Peitſchenhiebe und Flüche des Kutſchers wollte das Pferd nur im Schritt verwärts, und war durchaus nicht zu bewegen, eine ſchnellere Gangart anzunehmen, als hätte es durchaus keine Ahnung von dem Polizeigeſetz gehabt, welches den Droſchkenpferden gebietet, ihre Paſſagiere im Trabe, wenngleich einem ſehr langſamen, zu befördern. Auf ſolche Weiſe mühſelig und ſchwerfällig verwärts geſchleppt, konnte ſich der Banquier deſto

ungeübter den Gedanken überlassen, welche seine Geistesthätigkeit in Anspruch nahmen.

Seine Blicke schweiften durch die trüben, regenbespritzten Glasfenster der Droschke in das weite, ode Feld hinaus, in dessen Hintergrunde sich einige wenige Häuser erhoben, während der Fahrweg selbst nur durch einzelne, erst vor kurzer Zeit gepflanzte Bäume markirt wurde, welche mit Stroh umwickelt, und durch eine Art von Spalier gegen den Wind geschützt, in ihrem blätterlosen Zustande einen traurigen, kümmerlichen Anblick darboten. Der Anblick einer solchen Fläche, die man vielleicht im Sommer mit den mannigfachen Schattirungen eines frischen, üppigen Grüns bedeckt gesehen, ist im Winter, eingehüllt von dieser einförmigen, schmutzig weißen Decke, besonders dann, wenn die Sonne sich nicht in den tausenden von Krystallen spiegelt, sondern diese starre, todte Masse trüb und einförmig vor uns liegt, ganz besonders dazu geeignet, unsere Seele mit allerlei trüben Gedanken zu erfüllen.

So befand sich auch der Bankier, abgesehen von der augenblicklichen Ursache, welche ihn hier hinaus gerufen hatte, in einer ernsten, trüben Stimmung.

Anfänglich hatte er sich damit beschäftigt, eine Rechnung über den wahrscheinlichen Gewinn eines bedeutenden Geschäftes anzustellen, welches er vor wenigen Tagen abgeschlossen, und zu diesem Zweck hatte er sein Notizbuch herausgelangt, und sich in die Zahlen vertieft, welche dasselbe enthielt.

„Nur dies eine noch," sagte er endlich zu sich selbst, die Brieftasche fortsteckend: „dies eine noch, und ich werde der reichste Privatmann in Berlin sein. — Aber es soll auch das letzte sein. — Das Glück hat mich bei meinen Unternehmungen begünstigt; aber wie viel Tage mühevoller Arbeit, wie viel schlaflose Nächte hat es mir gekostet, ehe ich so weit gekommen bin. — Es ist Zeit, daß ich aufhöre, daß der Feierabend meines Lebens herankommt; — ich habe

gearbeitet, und will nun endlich die Frucht der Arbeit genießen. — Ich fühle, daß mein Körper durch dieſe jahrelangen Anſtrengungen geſchwächt iſt, erſt heute Morgen hatte ich wieder meine gewöhnlichen Zufälle, mir ſchwindelte, als ich das Bett verließ, und ich mußte mich halten, um nicht zu fallen. — Sarah hat mir oft geſagt, ich ſollte einen Arzt fragen; aber ich werde es nicht thun, ich haſſe dieſe Aerzte; ich bin geſund und kräftig, und dieſes Unwohlſein iſt nur die Folge meines übermäßigen Arbeitens, es wird aufhören, wenn ich mich dieſer anſtrengenden Thätigkeit entziehe. — Der Geiſt und der Wille vermag ja ſo viel über den Körper, und ich will nicht krank ſein, ich will es nicht."

Der Banquier hatte dieſe Worte ſo laut hervorgeſtoßen, daß der Kutſcher auf dem Bock ſich umdrehte, und ihn fragte, ob er etwas zu ihm geſagt hätte.

„Ja wohl, lieber Freund," erwiederte Levin, der es nicht leiden konnte, ſich von irgend Jemand in dem Ausbruch ſeiner Leidenſchaft überraſcht zu ſehen; „ich ſagte, Du möchteſt das Fenſter aufmachen; dieſe Luft in dem verſchloſſenen Wagen hier iſt zum Erſticken." —

Der Fuhrmann hielt das Pferd an, und that, wie ihm geheißen, während Levin, ſich in eine Ecke zurücklehnend, wo er nicht vom Regen getroffen werden konnte, mit Wohlgefallen den kalten Luftzug einſangte, welcher vom Felde herüberwehte. — Dann ſetzte ſich das Fuhrwerk wieder in Bewegung.

„Im Grunde genommen," fuhr Levin nach einer ziemlich langen Pauſe wieder in ſeinem Selbſtgeſpräch fort; „im Grunde genommen iſt es doch eine ſehr große Thorheit von mir geweſen, mich abermals mit dieſem Weibe zu befaſſen. Ich muß mich wahrhaftig vor mir ſelbſt ſchämen, wenn ich daran denke, daß ich mich ſo von meiner Aufregung fortreißen laſſen konnte. — Wer weiß, wo dieſe Papiere vielleicht jetzt ſind, und der, welcher ſie beſitzt, wenn ſie

überhaupt noch nicht vernichtet ſind, weiß nicht, welchen Gebrauch er davon machen könnte, und wird ſie als nutzlos wegwerfen. Ich weiß ſelbſt nicht, weshalb mich dieſe unerklärliche Bangigkeit überkam, — aber ich möchte lieber das Doppelte der Summe geben, welches ich dem Weibe verſprochen, wenn ich ſie an jenem Abend nicht aufgeſucht hätte."

Während der Banquier auf ſolche Weiſe unwillkürlich ſeinen Gedanken Luft machte, von Zeit zu Zeit ſchweigend und dann wieder einzelne abgebrochene Worte hervorſtoßend, hatte die Droſchke endlich den Eingang der Hafenhaide erreicht, und als ſie anhielt, weckte der Banquier aus ſeinen Träumereien auf. Er ſtieg aus, und ſagte zum Kutſcher, daß er warten möchte, dann ſah er ſich nach der Frau um, welche ihn hier finden ſollte.

Da auf der rechten Seite, wo der eigentliche Platz des Rendezvous war, es indeſſen ganz unmöglich wurde, den Schnee zu paſſiren, der ſich durch eine ſogenannte Windwehe zu einer Höhe von mehren Fuß aufgethurmt hatte, ſo mußte Levin von dieſem Verſuche abſtehen, und watete links auf die Seite hinüber, wo ein von den Bewohnern der umliegenden Häuſer beſſer im Stande gehaltener Fußpfad wenigſtens einigermaßen ein ſicheres Fortkommen gewährte. Außerdem brauchte er auch nicht zu fürchten, daß er die erwartete Frau überſehen könnte, denn die Bäume ſtanden ſehr zerſtreut und vereinzelt, und außerdem war die ganze Gegend öde und menſchenleer.

Levin ſetzte langſam ſeinen Weg bis zu der Ecke des breiten Querweges fort, welcher von der Wieſe herüberkommend, dieſe Haide in ihrer ganzen Ausdehnung durchſchneidet, und kehrte dann wieder zurück, ungeduldig nach der Uhr ſehend, ob denn die beſtimmte Zeit des Rendezvous noch nicht gekommen ſei; es war wirklich erſt eben eilf Uhr, und eine leiſe Verwünſchung über das ſchlechte Wetter ausſtoßend, maß der Banquier wieder die Schritte zurück, die er

eben erſt gethan. Als er indeſſen wieder den Ort erreicht hatte, wo er ausgeſtiegen, ſah er Line haſtig den Weg heraufkommen. Nachdem er ſich davon überzeugt, daß die Frau ihn bemerkt, kehrte er wieder um, und blieb an einer Art von Hecke ſtehen, die zu ſeiner Linken gelegen, ihm einigen Schutz gegen Wind und Regen gewährte, während eine Biegung derſelben es verhinderte, daß er von dem Droſchkenkutſcher beobachtet werden konnte. Hier wartete er ſo lange, bis die Frau ankam.

„Nun," ſagte er, haſtig auf ſie zutretend; „wie ſteht's? Was haſt Du ausgerichtet?"

„Statt aller Antwort nahm die Frau das betreffende Käſtchen unter dem Mantel hervor.

„Hier," erwiederte ſie; „nehmen Sie, Herr Levin, ich denke, es wird Alles d'rin ſein. — Hat mir freilich Mühe und Geld genug gekoſtet, aber man thut gern einem alten Freunde einen Gefallen."

Ueber das Geſicht des Banquiers flog, als ſeine krampfhaft zitternden Finger das Käſtchen in Empfang nahmen, ein ſtrahlender Ausdruck der Freude, und als er haſtig den Bindfaden abriß, als ſeine zitternden Finger in den Papieren umherwühlten, und er endlich die vollſtändige Ueberzeugung gewann, daß nichts fehle, nichts, auch nicht die geringſte Kleinigkeit, die dazu hätte dienen können, das Geheimniß zu verrathen, welches darin enthalten war, da war jenes höhniſche, hölliſche, ſataniſche Lächeln auf ſeinem Geſicht zu ſehen, das Lächeln des Triumphes, eines herzloſen, ſelbſtiſchen Triumphes; jener freundliche, wohlwollende Ausdruck ſeiner Züge, der ſonſt beſtändig auf ihnen lagerte, war verſchwunden, die Maske gefallen, und nur das ſchurkiſche Geſicht des vollendeten Böſewichts zurückgeblieben.

Nachdem er die Papiere gemuſtert, band er den Deckel des Käſtchens wieder zu und verbarg daſſelbe unter ſeinen Mantel, während ſeine Züge allmälig wieder ihren früheren Ausdruck gewannen.

„Nun," ſagte er, ſeine Börſe ziehend; „Du haſt ein brillantes Geſchäft gemacht, und ich wollte, es würde mir eben ſo leicht, Geld zu verdienen. Aber wo haſt Du die Sachen her bekommen?"

„Das kann Sie wenig kümmern," entgegnete die Frau; „und ſteht nicht in unſerm Contracte, daß ich meine guten Freunde verrathen ſoll. — Ich denke, Sie kennen meine Verſchwiegenheit in Geſchäftsſachen von Alters her."

Der Banquier nahm aus ſeiner Börſe ein zuſammengewickeltes Stückchen Papier.

„Hier iſt das Geld," ſagte er; „zehn fünfzig Thalerſcheine, doch wie geſagt, es wäre mir lieb, ſehr lieb, wenn Du mir ſagen wollteſt, in weſſen Händen ſich die Sachen befunden haben."

„Das liegt nicht d'rin," verſetzte die Frau; „und kann Ihnen zuletzt doch ganz gleichgültig ſein, aber damit Sie ſehen, daß ich es wirklich gut mit Ihnen meine, will ich Ihnen etwas anderes mittheilen, was gewiß von nicht minderer Wichtigkeit für Sie ſein wird." —

„Nun, und was iſt das?"

„An dem Tage, oder dem Abend, an welchem Ihnen dies Kaſtchen geſtohlen wurde, war ein Ball oder eine Abendgeſellſchaft in Ihrem Hauſe, nicht wahr?"

„Ja wohl, nun weiter."

„Es befanden ſich auch zwei Herren dort, von denen beſonders der eine, ein großer, ſchlanker Mann mit ſchwarzen Haaren und Backenbart hinter den Dieben her war. Sie logiren Beide im Hôtel de Rome, wenn ich nicht irre."

„Ja wohl, ja wohl," ſagte der Banquier haſtig; „aber was iſt mit ihnen?"

„Zuvor wollte ich Sie fragen, unter welchen Namen und Stand Ihnen dieſe Herren bekannt ſind?"

„Es ſind, ſo viel ich weiß, zwei Franzoſen, und waren von

einem Freunde bei mir eingeführt. Sie ſind Beide ſehr reich, wie ich durch das Banquierhaus erfahren, an welches ſie recommandirt ſind." —

Die Frau ſtarrte den Banquier verwundert an; ſie hatte erwartet, den Namen oder Titel irgend eines Kriminalbeamten nennen zu hören, denn natürlich war ſie bereits vollſtändig von den Vorfällen der verwichenen Nacht in Kenntniß geſetzt.

„Mein Gott," ſagte ſie: „ich weiß nicht, wie ich mir das erklären ſoll, mein Verſtand ſteht ſtill."

„Weshalb denn aber? So ſprich doch," ſagte Levin; „kennſt Du dieſe beiden Herren?"

„Ja wohl, kenne ich ſie, und wenn ſie nicht zur geheimen Polizei gehören, ſo ſind's eben ſo gut Rechemer, eben ſo klug, und wohl noch klüger als wir."

„Nicht möglich!" rief der Banquier; „wie kommſt Du auf dieſe ſeltſame Vermuthung?"

„Ganz einfach, weil ſie mit dem Einen von uns Geſchäfte machen," erwiederte Line; „und dann hat ſich noch in dieſer Nacht etwas zugetragen, das eben ſo wenig zu erklären iſt, wie all' das Andere. Ich kann's Ihnen nicht ausführlich erzählen, weil ich Eile habe, und nach der Stadt muß; aber den Rath kann ich Ihnen geben, daß Sie ſich vor Beiden in Acht nehmen mögen; es hat nie klügere Jungen gegeben, als die Beiden, und ich kann Ihnen ſagen, daß Sie mich nicht nöthig gehabt hätten, um die Sachen hier wieder zu kriegen, wenn der große Herr nicht mit denjenigen bekannt war, die in jener Nacht Ihre Wohnung beſuchten, denn am Kragen hatte er ſchon einen von ihnen gepackt; aber als ſie ſich erkannten ließ er ihn los."

„Es iſt rein unmöglich, was Du da ſagſt," erwiederte Levin nachdenkend; „rein unmöglich, es müßten Spitzbuben von der ausgefeimteſten Sorte ſein. Sie ſind mit ſo guten Papieren verſehen,

daß ſie jederzeit die bedeutendſten Summen einziehen können, wenn ſie wollen, und Du wirſt mir doch zugeſtehen müſſen, daß es unter dieſen Umſtänden die größte Thorheit wäre, ſich mit einer Geſellſchaft, wie die Ihre, zu befaſſen. Ich wiederhole Dir, es muß da ein Irrthum ſein."

„Nein, nein," entgegnete Line hartnäckig; „die Sache verhält ſich ſo, wie ich ſage. Ich ſah ſie erſt geſtern bei dem Manne, der an jenem Abend bei Ihnen eingebrochen iſt; ſie wollten ihm die Papiere abſchwatzen, oder doch mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen."

„Dieſe Papiere?" ſchrie der Banquier.

„Ja wohl, der Mann, in deſſen Beſitz ſie waren, kann nicht leſen, und war gegen mich voll Mißtrauen."

„Und er hat ſie Ihnen gezeigt, hat er?"

Die Frau ſah den Banquier verwundert an über die Heftigkeit, welche ſich bei dieſen Worten in ſeinem ganzen Weſen äußerte.

„Ich glaube nicht, daß er es gethan hat," erwiederte Line.

Levin, jederzeit daran gewöhnt, über ſeine Leidenſchaften zu gebieten, und dieſelben im Zaum zu halten, hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit ſeine ganze Seelenſtärke nöthig, um wenigſtens wieder ein ruhigeres Anſehen zu gewinnen.

„Meinſt Du, daß ſie gerade eine beſondere Abſicht hatten, dieſe Sachen hier zu ſehen, oder daß ſie es bei jeder andern Gelegenheit eben ſo gemacht haben würden?" fragte er endlich.

„Es iſt ſchwer, etwas mit Gewißheit darüber ſagen zu wollen," verſetzte Line; „denn ich muß ſagen, daß die ganze Geſchichte in ein zu großes Dunkel gehüllt iſt, als daß man nur irgend eine Meinung haben könnte, welche weniger unwahrſcheinlich wäre, als eine andere."

„Und Du kannſt mir nicht erzählen, wie das zuſammenhängt?" fragte Levin. — „In der That dieſe Geſchichte intereſſirt mich, und ich bin begierig, ſie zu erfahren."

„Ich muß nach der Stadt," erwiederte Line dringend; „ein andermal, Herr Levin, ich kann Ihnen dann vielleicht auch noch genauere Nachricht geben."

„Wenn Du's ſo eilig haſt, kannſt Du Dich mit mir in den Wagen ſetzen, und bis zum Thore mitfahren," erwiederte der Banquier, der entſchloſſen war, ſich ſo genaue Kenntniß, wie möglich, über einen Vorfall zu verſchaffen, der ſeine Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade in Anſpruch nahm.

„Nun, wenn Sie das erlauben, nehme ich es ſchon an; ich bin müde genug von dem weiten Weg und noch dazu ſo in dem tiefen Schnee."

„Nun, ich dächte, bei einem Geſchäft wie das, was Du heute Morgen gemacht, könnte es Dir auf eine Droſchke nicht ankommen;" ſagte Levin ſcherzend, welcher allmälig ſeine vollkommene Selbſtbeherrſchung wieder gewonnen hatte; „und eigentlich wäre es an Dir, den Wagen zu bezahlen."

Die Frau lachte:

„Sie bleiben doch immer der Alte, jederzeit zum Spaß aufgelegt." —

„Wenn man Geld in der Taſche hat, kann man immer lachen," erwiederte Levin. — „Aber nun laß uns nicht länger hier ſtehen, ſondern komm mit zu dem Wagen hinüber, da kannſt Du mir die Fortſetzung erzählen."

„Und ich möchte das auch gern mit anhören," ſagte in demſelben Augenblicke eine fremde Stimme hinter Ihnen, während es in der Hecke, neben welcher ſie ſtanden, kniſterte und rauſchte, und gleich darauf ein übel ausſehender Kerl aus dem Gebüſch hervor ſprang.

Der Banquier ſtieß einen lauten Schrei des Entſetzens aus.

„Mein Gott!" ſchrie Line, einen Schritt zurücktretend; „mein Gott, es iſt der blaſſe Johann!"

„Ja wohl, iſt er es, mein Schatz;" erwiederte der Dieb mit

einem grinſenden Gelächter; „und ich hätte Dich auf mein Wort für nicht ſo dumm gehalten, einen ſolchen Ort zu wählen, wenn Du ein Wort im Vertrauen mit Jemand zu ſprechen haſt. Da geht man lieber auf's Feld hinaus, wo die Augen weiter reichen, als die Ohren, und ich meines Theils würde bei einem ſolchen Geſpräch nicht einen einzigen Buſch in der Nähe dulden, ohne mich erſt davon zu überzeugen, ob da nicht etwa auch ein guter Bekannter von mir d'rin ſitzt, den ich bei jeder andern Gelegenheit, nur nicht bei einer ſolchen brauchen kann."

Levin, welcher inzwiſchen bei dieſer kaltblütigen Rede des Diebes ebenfalls ſeine Beſonnenheit wieder erlangt hatte, ſagte barſch:

„Ich weiß nicht, wie Ihr dazu kommt, Euch in unſer Geſpräch hinein zu mengen, guter Freund, geht Eures Weges; Ihr ſcheint mir betrunken zu ſein."

„Pah, ich bin noch ſo nüchtern, wie ein fremder Schuſtergeſell, der Arbeit in Berlin ſucht," lachte der Dieb, ohne ſich im mindeſten durch das barſche Weſen des Banquiers einſchüchtern zu laſſen; „bin's auch neulich Abend geweſen, als ich die Ehre hatte, Sie in der ſchönen Mohrin zu ſehen, und Sie dann nachher hinausgingen, um ſich mit meiner guten Freundin Line hier etwas zu erzählen, wobei es noch ſo dunkel war, daß Sie mich nicht einmal ſehen konnten, als ich auf dem Zaune am Durchgange ſaß, um mir die Geſchichte mit anzuhören, von den fünfhundert Thalern und den Papieren, und von der todten Frau mit den naſſen Haaren, die immer an Euer Bett tritt, wenn Ihr des Nachts ſchlafen wollt; ja, ja, ich habe das Alles mit angehört, eine merkwürdige Geſchichte das."

Der Banquier verlor bei dieſen Worten ſeine bisher mühſam behaltene Faſſung; Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht, und auch Line ſtand da, nicht wiſſend, was Sie dazu ſagen ſollte, ſich auf ſolche Weiſe überliſtet zu ſehen.

Levin hielt es indeſſen für das Beſte, dieſem Menſchen, der ſich

ihm ſo unerwartet in ſein Geheimniß eingedrängt hatte, durch angenommene Gleichgültigkeit zu imponiren.

„Wenn Euch meine Angelegenheiten ſo ſehr intereſſiren, guter Freund,“ ſagte er daher ſo ruhig, als ihm nur immer möglich; „ſo muß ich Euch leider geſtehn, daß ich mich dagegen wenig um die Euren kümmere. Es ſteht ganz in Eurem Belieben, zu thun, was Euch gefällt. Weiter habe ich nichts mit Euch zu reden. — Guten Morgen!“

Der Banquier wendete ſich bei dieſen Worten kurz um, und ging nach dem Wagen hinüber; Line folgte ihm, doch nicht, ohne zuvor dem etwas verdutzten Diebe zugeflüſtert zu haben, daß er weiter kein Aufſehn machen möchte, da ſie ſchon nachher mit ihm ſprechen, und die Sache in Ordnung bringen wolle. Wirklich begnügte ſich auch der blaſſe Johann damit, dem Wagen, in welchen Beide einſtiegen, nur von weitem zu folgen, als derſelbe ſeinen Rückweg nach der Stadt antrat. —

„Wer iſt dieſer Menſch?“ fragte Levin die Frau, als ſich Beide in der Droſchke befanden; „in welcher Beziehung ſteht er zu Euch?“

Line ſuchte den Banquier, der über dieſen Vorfall natürlich nicht wenig beſtürzt war, ſo gut als möglich zu beruhigen, indem ſie ihm ſagte, wie das eine alt hergebrachte Sitte unter den Dieben ſei, daß der, welcher irgend ein größeres Geſchäft gemacht hätte, von den übrigen, die zufällig Mitwiſſer deſſelben geworden, um eine geringe Summe angegangen würde, welche man das Brandtweinsgeld nenne, und dieſer Menſch, der ihm einen ſolchen Schrecken eingeflößt, habe natürlicherweiſe auch nichts weiter von ihr haben wollen. Der Banquier möge ihr daher ein Paar Thaler geben, weiter ſei nichts nöthig, und die ganze Geſchichte abgemacht.

Der Banquier, ſich einigermaßen hierdurch beruhigt fühlend, gab der Frau noch das geforderte Geld, und forderte ſie alsdann auf, ihm die Geſchichte von den beiden Fremden mitzu-

theilen. Line gehorchte, und erzählte so ausführlich, als sie es wußte, die Vorfälle der vergangenen Nacht, wobei sie nochmals die Persönlichkeit der beiden Herren beschrieb, so daß durchaus kein Zweifel mehr bei dem Banquier obwalten konnte, wie diese beiden Männer dieselben seien, welche durch den Grafen von Rothenburg bei ihm eingeführt worden waren.

Diese Erzählung konnte allerdings nicht dazu beitragen, den Banquier zu beruhigen, sondern gab ihm vielmehr Stoff zu neuen, beunruhigenden Gedanken, die sich ihm immer drohender aufdrängten, je mehr er sich damit beschäftigte. Hierzu kam noch, daß sich ihm das Unwohlsein, welches er bereits vorher gefühlt, mit jedem Augenblick zu steigern schien. Sein Kopf schmerzte ihm, als wolle er zerspringen; er fühlte heftige Uebelkeit; aber mit der moralischen Kraft, mit welcher er jederzeit die Herrschaft über seinen Körper auszuüben gewohnt war, suchte er diese Unfälle zu unterdrücken, und sich selbst zu überreden, daß dieselben nur durch seine erregte Einbildungskraft hervorgerufen seien.

Am Thore angekommen, hieß Line aus dem Wagen. Levin indessen fuhr weiter. Er wollte noch einen Geschäftsfreund, welcher in der Oranienburger Straße wohnte, aufsuchen, aber er war kaum einige Straßen weit gefahren, als sich sein Zustand auf eine so gefährliche Weise verschlimmerte, daß er, in der Meinung, durch Bewegung und das Einathmen der frischen Luft das Unwohlsein zu heben, anhalten ließ, um seinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Den Fuß aus dem Wagen setzend, überkam ihn ein heftiger Schwindel, so daß er sich an die Wagenthür festhalten mußte, um nicht umzusinken; aber nachdem der Anfall vorüber war, zog er die Börse, bezahlte, und setzte seinen Weg, zwar langsam, aber doch festen Schrittes fort, das Kästchen, welches für ihn einen so unendlichen Werth hatte, unter dem Mantel mit forttragend, und hatte endlich die Linden-Allee erreicht. Ein Vorübergehender grüßte ihn. Es war

Eduard, welcher durch die Geſchäftsverbindungen ſeines Hauſes veranlaßt, ebenfalls häufig mit ihm in Berührung gekommen war und ihn kannte.

„Ah, ſieh da, mein lieber Seeſtein, wie geht es Ihnen?“ ſagte Levin freundlich; „wir haben uns lange nicht geſehen. — Sie ſind jetzt in Berlin? Wie gehen die Geſchäfte Ihres Hauſes?“

Der junge Mann gab eine paſſende Antwort auf dieſe Frage; aber noch hatte er nicht vollendet, als er ſah, wie ein krampfhaftes Zucken das Geſicht des Banquiers durchbebte, wie derſelbe wie ein Trunkener wankend, einen Augenblick verſuchte, ſich im Gleichgewicht zu halten, dann aber plötzlich niederſtürzte. — Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.

Erſchreckt hinzuſpringend hatte Eduard verſucht, den Sinkenden aufzufangen, aber es war zu ſpät geweſen.

Ungewiß, was die Veranlaſſung zu dieſem plötzlichen Zufall gegeben, wollte der junge Mann den Ohnmächtigen wieder aufrichten, dies gelang ihm jedoch nicht, und da zu gleicher Zeit die Vorübergehenden ſtehen blieben, und von allen Seiten Neugierige herzuſtrömten, glaubte er nichts Beſſeres thun zu können, als den Bewußtloſen in ſein Hotel bringen zu laſſen, welches glücklicherweiſe nur wenige Schritte entfernt war. — Mehre der Umſtehenden waren auch ſogleich bereit, ihre Hülfe anzubieten. Ein Paar ſtämmige Männer hoben ihn auf, während Eduard den Mantel und das Käſtchen, welches der Bewußtloſe hatte zur Erde fallen laſſen, an ſich nahm und den Trägern befahl, ihm zu folgen. So wurde der Banquier in den Gaſthof gebracht, und auf ein Bett in dem Zimmer Eduards gelegt. Ein Arzt, der zufällig vorüberfuhr, und ſich nach der Urſache des Zuſammenſtrömens der Leute erkundigte, ging ſogleich zu dem Kranken hinauf, um demſelben die nöthige Hülfe zu bringen. Ein Aderlaß, der ohne Säumen angewendet wurde, blieb nicht ohne günſtigen Erfolg. Das Athemholen des Kranken wurde

ruhiger, das heftige Rocheln ließ nach, und es zeigten ſich Spuren von Empfindung, der Rückkehr des Bewußtſeins vorangehend.

Nachdem der Arzt auch noch die übrigen Beſtimmungen der Mittel hinzugefügt, die für's Erſte bei dem Kranken angewendet werden ſollten, entfernte er ſich, da andere dringende Geſchäfte ihn abriefen. Er erklärte jedoch, daß er ſo bald als möglich wieder kommen werde, und als er wirklich nach Verlauf einer Stunde zurückkam, befand ſich der Banquier durch die ſorgfältige Behandlung, welche ihm unterdeſſen zu Theil geworden war, in einem Zuſtande, welcher es erlaubte, ihn nach ſeiner Wohnung zu bringen, die Eduard glücklicherweiſe bekannt war. Dieſer eilte daher voraus, um Madame Levin auf dieſen ſo unerwarteten und für ſie ſo betrübenden Zufall vorzubereiten, während der Arzt ſelbſt den Transport des Kranken leitete.

An das Kaſtchen, welches der junge Mann vorher an ſich genommen und in ſeinen Schreibſecretair verſchloſſen hatte, war von ihm in der Eile nicht mehr gedacht worden, und da außer ihm Niemand war, welcher daſſelbe bemerkt hatte, blieb es, wenigſtens für dieſen Augenblick, in Eduards Gewahrſam.

XL.

Uneinigkeit.

Der blaſſe Johann, durch das kurze, herriſche Benehmen, welches der Banquier ihm gegenüber angenommen, für den Augenblick eingeſchüchtert, war indeſſen der nur langſam fahrenden Droſchke bis zum Thore gefolgt, ohne dieſelbe aus dem Auge zu verlieren, und als Line ausſtieg, hatte er ſeinen Plan, dem Wagen noch weiter zu folgen, aufgegeben, ſondern war vielmehr der Frau gefolgt, welche er, ungeachtet ſie ſo ſchnell, als möglich ging, bald einholte.

„Nun, nun," ſagte er, als er ſeinen Zweck erreicht hatte; „Du ſcheinſt es grade ſo eilig zu haben, mir aus dem Wege zu gehen, als ich, einige Worte mit Dir zu ſprechen."

„Ich weiß nicht, was Du Dich immer in meine Angelegenheiten zu drängen haſt," erwiederte indeſſen die Frau; „alſo geh' Deiner Wege und laß mich zufrieden; Du weißt, daß wenn ich es Lampert ſage, Du übel fortkommſt. Es iſt noch nicht lange her, daß er Dich bei Siewerts auf dem Wurſtpicknick gehörig zugedeckt hat."

Der Dieb machte bei Erwähnung dieſes Vorfalls ein grimmiges Geſicht.

„Man hatte mir mein Meſſer weggenommen,“ ſagte er; „wahrhaftig, er würde jetzt wenig davon erzählen können, wenn ich's dazumal in der Hand gehabt hätte.“

„Ach, geh' nur, geh'. Du haſt immer einen großen Mund, und zuletzt iſt nichts dahinter.“

„Nun, es kommt darauf an: ich hab's ihm nicht vergeſſen, und will's ihm ſchon eintränken, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“

Das ingrimmig tückiſche Geſicht, zu welchem der junge Menſch bei dieſen Worten ſeine Züge verzerrte, hätte in der That einen jeden Andern mit Entſetzen erfüllt. Line erwiederte indeſſen gleichmüthig:

„Das ſind leere Redensarten, mein Junge, darauf geben wir nichts, und Du weißt, Lampert iſt überhaupt nicht der Mann, ſich vor einem ſolchen Strohwiſch zu fürchten. — Er hat ſchon eher mit kalt Eiſen zu thun gehabt, als Du hinter den Ohren trocken geweſen biſt. Ja, ja, ſo ſteht's, mein Junge.“

„Du ſcheinſt heut nicht in der beſten Laune zu ſein: Dein Mundwerk geht wie die Kaffeetrommel eines Detailkrämers. Nimm Dich in Acht, daß ich's Dir nicht ſtopfe. Du denkſt wohl, weil Du heut ein Geſchäft gemacht haſt, wofür unſer einer ſich lange quälen und arbeiten muß, kannſt Du einen großen Mund haben; aber laß nur gut ſein, ich ſage Dir, ich will meinen Antheil haben, oder es wird wahrhaftig nicht gut.“

„Pah, ich habe Dir ſchon einmal geſagt, was ich mit aus Deinen Erfindungen mache, und daß es nicht gut iſt, wenn es Lampert erfährt. — Doch damit Du nicht umſonſt hier heraus gekommen biſt, will ich Dir als altem Bekannten ein Paar Thaler geben, ein Anderer hätte wahrhaftig nicht ſechs Pfennige von mir gekriegt.“

„Ein Paar Thaler,“ lachte der blaſſe Johann verächtlich; ein Paar Thaler von fünfhundert? Nun, wie geſagt, das iſt ein an-

nehmbares Geſchäft, beſonders, wenn Du's aus Freundſchaft thuſt. Aber ich ſchlage vor, Du denkſt weniger freundſchaftlich, und giebſt mir lieber hundert Thaler, dann will ich zufrieden ſein, und mich um die ganze Sache nicht mehr kümmern."

Line ſchlug ein helles Gelächter auf.

„Iſt das Dein Ernſt," ſagte ſie.

„Mein vollkommener Ernſt."

„Du wirſt doch eine Kleinigkeit weniger nehmen;" fuhr ſie ſpöttiſch fort.

„Auch nicht einen Sechſer weniger."

„Nun gut, ſo gebe ich Dir auch keinen Sechſer; das haſt Du von Deiner Unverſchämtheit."

„Du willſt nicht? Du willſt mir das Geld nicht geben?"

„Soll mich der Satan plagen, wenn ich's thue."

„Ich ſage Dir aber, es wird nicht gut."

„Pah, thu, wie Du willſt; von mir ſollſt Du wahrhaftig nichts haben, blos wegen Deiner Unverſchämtheit."

„Nun gut, wenn Du nicht willſt, werde ich es Leberecht ſagen, und der wird wahrhaftig ſchon anders mit Dir reden."

„Meinetwegen, ſage es Leberecht, ſag' es, wem Du willſt; und nun thu' mir den Gefallen, und geh' Deiner Wege. — Wenn Du fünf Thaler haben willſt die ſollſt Du kriegen, aber nichts mehr das iſt mein letztes Wort."

Der Dieb ſtieß bei dieſen Worten einen halb unterdrückten Fluch aus.

„Nun, wir wollen ſehen," ſagte er; „wir wollen ſehen, ob Ihr nachher nicht andere Seiten aufſpannen werdet."

Der Schuhmacher übte nämlich unter dieſen Leuten eine Art von Autorität aus, indem er die nur zu häufig vorkommenden Streitigkeiten der Diebe unter einander ſchlichtete. Jedenfalls würde daher auch Line es vorgezogen haben, dieſem Menſchen, der ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe in ihr Geheimniß eingedrängt hatte, das

geforderte Geld zu zahlen, als den Schuhmacher von dem Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt zu ſehen; beſonders, da demſelben ein voller Antheil ihrer Beute gebührte. Zu ihrer Weigerung beſtimmte ſie zunächſt der Umſtand, daß ſie Leberecht entweder im Gefängniſſe, oder doch in einem Verhältniß glaubte, wo derſelbe nichts mehr für oder gegen ſie unternehmen konnte. Außerdem befand ſich Lampert in einer Lage, welche wahrſcheinlich ſeine Entfernung aus Berlin und aus dem Preußiſchen Staate nothwendig machte; hierzu gehört natürlich Geld, und es konnte daher für ihn nur von dem größten Nutzen ſein, in dem vollſtändigen Beſitz einer ſo bedeutenden Summe zu bleiben, als die, welche ihm gerade da ein günſtiger Zufall geſchafft hatte, wo er derſelben ſo benöthigt war. — Der blaſſe Johann wußte dagegen durchaus noch nichts von dem, was ſich in der vergangenen Nacht ereignet hatte, und als er daher ſah, daß die Frau bei ihrer Weigerung beharrte, wendete er ſich, wüthend über dieſen unerwarteten Widerſpruch, und derbelhafte Schimpfworte ausſtoßend, von ihr weg, in der Abſicht, Leberecht aufzuſuchen, demſelben das Vorgefallene mitzutheilen, und ſeine Vermittelung in Anſpruch zu nehmen. Er bereute es zwar, der Dreiſchke nicht weiter gefolgt zu ſein, um die Wohnung des Mannes kennen zu lernen, der eine ſo bedeutende Summe geopfert hatte, um ein Geheimniß zu bewahren, welches wahrſcheinlich für ihn von der größten Wichtigkeit ſein mußte; aber da es jetzt zu ſpät war, mußte er ſich damit begnügen, zunächſt den Schuhmacher aufzuſuchen, um mit demſelben zugleich dieſer Frau einen Theil ihrer Beute zu entreißen.

Er war jedoch nicht wenig überraſcht, als er bei ſeiner Ankunft in Leberechts Laden den kleinen Buckligen daſelbſt allein verfand, welcher ihm erzählte, daß irgend etwas ſehr Wichtiges vorgefallen ſein müſſe. Am frühen Morgen ſei nämlich zunächſt Matthes gekommen, und habe an Madame Leberecht mit großer Umſtändlichkeit etwas erzählt, worauf er, der Bucklige leider nicht eine Silbe ge-

hört, und verſtanden hätte. Nachher ſei Line gekommen, und habe ein Käſtchen abgeholt, welches ihr die Schuhmacherfrau gegeben. Zu gleicher Zeit wollte der Knabe eine ſehr große Aengſtlichkeit in dem Benehmen der Madame Leberecht bemerkt haben, welche dann ſehr geſchäftig darüber her war, ihre Kaſten und Koffer zu öffnen, und alle verdächtigen Waaren auf die Seite zu ſchaffen. Endlich, und zwar ſei dies das ſonderbarſte von Allem geweſen, nachher wäre einer von den fremden Meyern gekommen, und dann mit der Frau Meiſterin in einer Droſchke fortgefahren, und in dem Wagen habe noch ein anderer Mann geſeſſen, welcher zu Jenem gehörte. Der Knabe fügte noch hinzu, daß er ſich die Nummer der Droſchke gemerkt hätte; dies ſei Nummer 432 geweſen, doch habe er durchaus keine Ahnung davon, wo ſie hingefahren, indem der Meyer beim Einſteigen dem Kutſcher zugerufen, er möge nur dahin zurückfahren, wo er hergekommen ſei.

Dieſer Bericht, verbunden mit dem ſeltſamen Benehmen, welches Line gegen ihn an den Tag gelegt hatte, mußte den Dieb allerdings zu der Vermuthung führen, daß ſich durchaus ein Verfall von großer Wichtigkeit ereignet haben müſſe, und um ſich daher den nöthigen Aufſchluß zu verſchaffen, begab er ſich zunächſt nach dem Keller des Vater Matthes, wo er von dem hoffnungsvollen Zögling deſſelben die Vorgänge der verfloſſenen Nacht, ſo viel ſie demſelben bekannt waren, und außerdem noch erfuhr, daß Matthes ſehr früh ausgegangen, aber ebenfalls noch nicht wiedergekehrt ſei. Bei dieſem Stande der Dinge blieb ihm natürlich nichts anders zu thun übrig, als ſich ſo viel, wie möglich in Geduld zu faſſen. Er ließ ſich daher ein Frühſtück geben, da der weite Gang ſeinen Appetit rege gemacht hatte, und ſetzte ſich nieder, feſt entſchloſſen, die Rückkehr des alten Kneipwirths hier abzuwarten.

Eine gute Stunde verging indeß, bevor Matthes zurückkehrte. Der blaſſe Johann hatte ihn natürlicherweiſe mit großer Ungeduld

erwartet, er war jedesmal, wenn die Thür des Kellers ſich öffnete, aufgeſprungen, um nachzuſehen, ob es nicht der Erwartete ſei.

„Nun, wie ſteht's, was bringt Ihr für Nachrichten?“ rief er ihm entgegen, als der ſehnlich Erwartete endlich eintrat.

„Pſcht! — ſtill! Junge,“ ſagte Matthes verſtohlen um ſich blickend, ob auch Niemand zugegen wäre; „gewöhne Dir das verlaute Weſen ab, ich habe es Dir ſchon tauſendmal geſagt, Alles muß hübſch mit Bedacht zugehen in der Welt, und nun ſchreiſt Du mir wieder entgegen, daß es die Leute auf der Straße hören müſſen. — Ich weiß gar nicht, was Du meinſt, und was Du willſt.“

„Nun, was ſoll ich anders meinen, als die Geſchichte mit dem Schuhmacher? — Ihr müßt mir das nicht ſo übel nehmen, wenn ich da gleich mit der Thür in's Haus gefallen bin, aber bei ſolchen Geſchichten iſt ein Bischen Neugierde doch gewiß zu entſchuldigen.“

„Ein Bischen Neugierde iſt ſogar überall gut,“ fuhr Jener fort; „aber Du mußt nicht ſo ungeſtüm losfahren; wie geſagt, mit Bedacht kommt man immer viel weiter, obgleich ich diesmal nicht beſonders viel Rühmens davon machen kann, wie viel ich dadurch ausgerichtet hatte. — Woher weißt Du denn ſchon die Geſchichte?“

„Ich habe mit Eine geſprochen, und nachher war ich bei Lebrechts ſelbſt, wo mir der Vetter erzählte, daß die Frau mit einem von den Fremden fortgefahren ſei. Aber nun laßt mich nicht länger in Ungewißheit, ſondern erklärt mir dieſe Geſchichte.“

„Es iſt ſchwer, etwas zu erklären, wenn man nichts weiß, und ich bin, weiß Gott, nicht klüger wiedergekommen, als ich fortgegangen bin. — Es war da ein Mädchen, eine Köchin oder Aufwärterin, aber von der etwas heraus zu kriegen, war ganz unmöglich. Sie mußte wohl gut inſtruirt ſein. — Die Lebrechten habe ich auch ankommen ſehen, und mich länger als drei Stunden bei dieſem Hundewetter umhergetrieben, um ſie zu erwarten, aber ſie kam nicht wieder. — Die einzige Vermuthung, die ich über den Stand der Dinge

habe, iſt die, daß der Schuhmacher krank oder verwundet iſt. — Ich ſah einen Doctorwagen vorfahren, und nachher den Doctor ſelbſt wieder herauskommen; da drängte ich mich an ihn, und fragte, ob es mit dem Patienten drinnen gefährlich ſtände. — Aber der Kerl ſah mich greß an, ohne etwas zu erwiedern; — er ſtieg ein, und fuhr fort. — Da haſt Du die ganze Geſchichte. — Warte ein Paar Minuten, ich will mir nur meinen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln anziehen, denn ich bin naß, wie eine gebadete Katze; ich bin gleich wieder hier."

Er entfernte ſich bei dieſen Worten, und ließ ſeinen Gefährten noch neugieriger zurück, als derſelbe bisher geweſen war, denn wenn auch Matthes durch die Erzählung Lamperts von dem Vorgefallenen eine zuſammenhängendere Kenntniß erhalten hatte, ſo wußte Johann doch noch weiter nichts, als was ihm die beiden Knaben erzählt hatten. Er konnte ſich deshalb um ſo weniger davon einen Begriff machen, und ſcheute ſich, ſeine Unkenntniß zu verrathen, damit Matthes, deſſen vorſichtige Zurückhaltung er kannte, nicht etwa veranlaßt werde, ihn mit einer falſchen Nachricht zu hintergehen. Dieſe Sorge war indeſſen für diesmal überflüſſig, denn nachdem Matthes wieder zurück gekommen, forderte er ſelbſt Johann auf, nach ſeinem Hauſe hinaus zu gehen und dort die Wache zu übernehmen, da es durchaus nothwendig wäre, auf die eine oder die andere Weiſe den Zuſammenhang dieſer räthſelhaften Sache zu erfahren; und dieſem directen Auftrage fügte er noch die Beſtimmung hinzu, daß Johann den Knaben mit ſich nehmen ſolle, um ihn fortſchicken zu können, wenn es etwa darauf ankäme, eine Meldung zu machen, oder dieſen zur Beaufſichtigung des Hauſes zu gebrauchen, wenn er ſelbſt ſich veranlaßt fühlen ſollte, ſeinen Poſten zu verlaſſen. Da Johann natürlicherweiſe nicht wußte, wo er ſeinen Beobachtungspoſten antreten ſollte, ſo konnte er nun nicht mehr umhin, dem Alten zu ſagen, daß ſich ſeine Wiſſenſchaft in dieſer Sache nur auf das beſchränke, was

er durch die Erzählung der beiden Knaben erfahren hätte. Matthes ſetzte ihn natürlich ſofort von dem Vorgefallenen in Kenntniß, indem er bemerkte, vor allen Dingen würde es nothwendig ſein, genau zu erfahren, in welcher Lage ſich der Schuhmacher befände, und wer überhaupt die Männer wären, die ihn in Gewahrſam hielten; denn daß derſelbe wirklich von ihnen zurückgehalten würde, unterliege wohl keinem Zweifel.

Mit immer wachſendem Erſtaunen hatte Johann dieſer Erzählung zugehört; als er aber einſah, um was es ſich handele, und daß es nothwendig ſei, daß das bezeichnete Haus ſo wenig als möglich aus den Augen gelaſſen werde, war er, ſeinen eigenen Handel vergeſſend, ſogleich dazu erbötig, in des Knaben Geſellſchaft den ihm anvertrauten Poſten zu übernehmen, und nachdem er in Folgedeſſen ſich noch einmal die Localität genau hatte beſchreiben laſſen, eilte er in Begleitung Karl's ſo ſchnell als möglich dem Thore zu.

XLI.

Vereitelte Hoffnung.

Mit einer Ungeduld, welche ſich kaum beſchreiben läßt, hatte Gar-
tentiere inzwiſchen der Rückkehr des Vicomte entgegen gehart, der,
wie er hoffte, das beſprochene Kätzchen in jedem Falle mitbringen
würde. Seine Enttäuſchung war daher eben ſo ſchmerzlich, als un-
erwartet, da Davernay ohne daſſelbe zurückkehrte. Am Fenſter ſte-
hend, als derſelbe mit der Madame Lebrecht durch den Garten her
ſich dem Hauſe näherte, hatte der Graf ſogleich vermuthet, daß ir-
gend etwas der Art vorgefallen ſeyn muſſe, und einige kurze Worte
des Eintretenden hatten ihn bald vollſtändig davon überzeugt, daß
ſeine Hoffnungen durch einen hämiſchen Zufall vereitelt ſeien.

Madam Lebrecht warf ſich indeſſen, als ſie kaum das Zimmer
betreten hatte, mit einem lauten Schrei des Entſetzens und dem
Ausdruck der verzweiflungsvollſten Erſchütterung neben ihrem Gat-
ten nieder, ſobald ſie denſelben erblickte; aber anſtatt durch dieſen
Beweis ihrer Anhänglichkeit gerührt zu werden, ſtieß ſie Lebrecht viel-
mehr unwillig zurück.

„Hol Dich der Geier,“ brummte er; „wenn Du blos deshalb hierher gekommen biſt, um mir meinen Aufs zu zerquetſchen; — thu' mir den Gefallen, und bleibe mir mit Deinen Liebkoſungen vom Leibe. — Haſt Du den Kaffen mitgebracht?“

Madame Lederecht blickte ihren Gemahl höchſt erſtaunt an, denn eine ſolche Unartigkeit war ihr ſeit den ſchönen Tagen, wo ſie die Bekanntſchaft ihres Gottlieb gemacht hatte, noch niemals vorgekommen. Sie ſagte daher höchlich überraſcht und beſtürzt, während ihre Stimme durch einen Thränenſtrom, welchen ſie niederzukämpfen ſtrebte, deſto zitterte:

„Line hat das Kätzchen heute Morgen abgeholt, ſie war ſchon um fünf Uhr bei mir, und ſagte, Du hätteſt ſie geſchickt. — Lederecht,“ ſagte ſie hinzu, und ihre Thränen brachen ſich nunmehr unaufhaltſam Bahn; „o Lederecht, ich habe die ganze Nacht über gewacht und für Dich gebetet, daß der Herr da oben Dich ſchützen möge, und einen Engel herabſenden, welcher — —“

Ein neuer derbhafter Fluch des Schuhmachers unterbrach ſie bei dieſem Punkte ihrer Rede, während Daverun, welcher dieſem Geſpräch zugehört hatte, nur mit Mühe ſein lautes Lachen unterdrücken konnte.

„Verdammt ſeiſt Du und Line,“ fuhr inzwiſchen der zärtliche Gatte fort; — „Sie ſehen, mein Herr, daß es nicht meine Schuld iſt, wenn dieſe einfältige Perſon ohne mein Wiſſen und Willen die Sachen fortgegeben hat, und wenn ich nur im Beſitz meiner geſunden Gliedmaßen wäre, würde ich Sie Ihnen wiederſchaffen, noch ehe es Zeit iſt, zu Mittag zu eſſen.“

Der Schuhmacher gehörte zu jener Klaſſe von Menſchen, welche im Augenblick eines Ereigniſſes, das außer dem Kreiſe ihrer gewohnten Berechnung gelegen, ihren frühern Trotz ganz und gar vergeſſen, und nun durch kleinmüthiges Nachgeben ſich aus der augenblicklichen Gefahr, in welcher ſie ſich befinden, befreien zu können glauben.

Hatte er auch anfänglich, wie wir geſehen haben, ſeine trotzige Kaltblütigkeit beizubehalten verſucht, ſo war doch der körperliche Schmerz, welchen er in immer mehr ſteigendem Maßſtabe empfand, verbunden mit dem Gedanken, daß er es mit Leuten zu thun habe, die ſich durchaus nicht ſo leicht durch ſeinen erkünſtelten Trotz ſchrecken ließen, die Urſache, eine gänzliche Umwandlung in ſeinem Benehmen hervorzubringen, und er würde wirklich, wenn es anders ſein Zuſtand erlaubt hätte, gern das Seine gethan haben, den Wunſch der beiden Herren zu befriedigen, ſo unglaublich dies auch klingen dürfte.

Obgleich Cartentierce anfangs geneigt war, zu glauben, daß Madame Leberecht die betreffenden Papiere nur verleugne, ſo erklärte ihm doch Davernay, daß ſich die Sache aller Wahrſcheinlichkeit nach wirklich ſo verhielte, und Lune jedenfalls auf irgend eine Weiſe mit dem Banquier in Verbindung ſtehen müſſe, wie ſich ſchon aus den früheren Worten des Schuhmachers ſchließen ließe.

Die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand wurde indeſſen durch die Ankunft des Wundarztes abgebrochen, der ſich einfand, um das Bein des Kranken zu unterſuchen. Es war indeſſen noch immer nicht möglich, einen Verband anzulegen, weil der Fuß fürchterlich geſchwollen war, und ſo mußte ſich der Arzt damit begnügen, die nöthigen Mittel zu verordnen, um die Geſchwulſt zu zertheilen. Außerdem empfahl er dem Kranken, ſich ſo ruhig, als möglich, zu verhalten, und jede Aufregung zu vermeiden; — aber ungeachtet dieſes Verbotes wendete ſich der Schuhmacher, als der Doctor kaum das Zimmer verlaſſen hatte, ſofort zu den beiden Herren, um das betreffende Geſpräch fortzuſetzen, und obgleich Davernay mit ſeiner gewohnten Humanität ihn darauf aufmerkſam machte, daß das häufige Reden ſeinem Zuſtande ſchädlich werde, wollte er doch nichts davon hören, ſondern fuhr fort, ſeine Gedanken über die Art und Weiſe auszuſprechen, wie es dennoch möglich gemacht werden könnte, das Käſtchen mit deſſen Inhalt wieder zu bekommen, da

ihm in seiner augenblicklichen Lage hauptsächlich daran gelegen war, die beiden Herren von seinem Eifer und seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. —

„Es wäre das Allernothwendigste, daß wir zuerst durch Lina erfahren, was sie mit dem Dinge angefang'n hat," sagte er endlich; „und ich kalkulire so, daß wenn sie's dem Herrn Banquier noch nicht wiedergegeben hat, so brauchen wir nur bis morgen zu warten, und kennen's dann mit Bestimmtheit annehmen, daß er es von ihr gekriegt haben wird."

„Wäre denn das aber nicht zu verhindern?" fragte Cartentierce. „Wir könnten die Frau vielleicht arretiren lass'n, und ihr so die Möglichkeit benehmen, mit dem Banquier zusammen zu kommen."

„Das würde Ihnen schwerlich etwas nützen, denn abgesehen davon, daß Lina auf der Stelle gegen mich denunciren würde, so ist sie doch so klug und wird es nach dem, was vorgefallen ist, noch mehr sein, sich jeden Augenblick darauf vorzubereiten, abgefaßt zu werden. — Ich wollte Ihnen wohl Lamperts Wohnung sagen, er wohnt in der Kleinenstraße; aber es ist gefährlich hinzugehen, denn der ist nicht der Mann, ein Wort vernünftig mit sich sprechen zu lassen. — Aber noch etwas Anderes, Herr; ich will Ihnen noch etwas Anderes sagen."

„Und das wäre?" fragte der Graf.

„Da ist der junge Mensch, den Sie schon gesehen haben, und er war ja auch dabei, als Ihnen am Theater die Uhr gestohlen wurde, ich meine den blassen Johann, den könnten wir brauchen. — Wenn Sie den aufsuchen wollten, könnten Sie am leichtesten zu Ihrem Zweck gelangen. — Sie glauben vielleicht," fügte er hinzu, als er bemerkte, daß Tavernay dem Grafen einen zur Vorsicht mahnenden Blick zuwarf: „Sie glauben vielleicht, daß es gefährlich wäre, sich dem Menschen anzuvertrauen, und denken wohl gar, daß ich Sie betrügen möchte; aber wenn Sie ihn aufgesucht haben, lassen

Sie ihn hierher kommen, und ich werde nur in Ihrer Gegenwart mit ihm ſprechen. Er braucht ja weiter nichts zu wiſſen, als daß es ſich um das Käſtchen handelt; Sie empfehlen ihm Verſchwiegenheit, und verſprechen ihm eine Belohnung, und die Sache iſt gemacht. — Mit der Polizei werden Sie nicht durchkommen; gewiß nicht.“ —

Allerdings war dieſer Vorſchlag des Schuhmachers einer näheren Ueberlegung werth, und die beiden Herren zogen ſich daher in eine andere Ecke des Zimmers zurück, um daſelbſt ungeſtört ihre gegenſeitigen Anſichten auszutauſchen, während Madame Leberecht, nachdem ſie endlich von ihrem Erſtaunen über eine ſo ungewohnte Behandlung von Seiten ihres Gemals zurückgekommen, ſich ſehr beſcheidentlich mit der Frage an Garentiere wendete, ob nicht vielleicht ein Glas Wachholderbeerbranntwein im Hauſe ſei, da ſie in der Eile vergeſſen, ihre Flaſche mitzunehmen, und es für ihre Conſtitution durchaus ſchädlich wäre, bei einem ſolchen Wetter auszugehen, ohne einen Tropfen auf der Zunge gehabt zu haben. Garentiere erwiederte, daß es ihm ſehr leid thue, nicht mit dem gewünſchten Getränk aufwarten zu können; wenn ihr indeſſen mit einem Glas Rum gedient wäre, ſo ſtände daſſelbe zu ihrem Befehl, ein Anerbieten, welches die Dame auch mit dem Bemerken annahm, daß es zwar unmöglich gut thun würde, ſo aus ihrer gewohnten Ordnung zu kommen, doch ſei es jedenfalls beſſer, wie gar nichts, und wenn es die Herren daher erlaubten, ſo würde ſie ein Schlückchen auf deren Geſundheit trinken. —

Keinen anderen Ausweg vor ſich ſehend, hielten es indeſſen Garentiere und Davernay für das Beſte, dem Vorſchlage Lebrechts Gehör zu geben, und den blaſſen Johann zu dem erwähnten Zwecke zu benutzen, während der Graf gleichzeitig dabei beabſichtigte, wo möglich auf eine gute Manier in den Beſitz ſeiner Uhr zu kommen, an der, wie wir ſchon geſagt haben, ihm ſo viel gelegen war, während

die Wiedererlangung auf einem andern Wege jedenfalls ſehr zweifelhaft blieb. Leberecht bezeichnete ihnen daher die Wohnung Johann's, und da durchaus keine Zeit zu verlieren war, ſo erbot ſich der Vicomte, auf der Stelle hinzugehen, und den jungen Menſchen herbei zu ſchaffen.

Da in dem Hauſe der Frau, bei welcher der blaſſe Johann ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, der Tag gewöhnlich weit ſpäter anfing, als bei ihren an ein thätiges Leben gewöhnten Nachbarn, ſo wurde dieſe Frau, obgleich der Mittag nicht mehr ſehr entfernt war, doch durch das Anmelden eines fremden Herrn in große Verlegenheit geſetzt, da ſie nicht anders glaubte, als daß ſie derſelbe in einer ihr gewohnten Geſchäftsangelegenheiten aufgeſucht habe. Sie gab daher dem Dienſtmädchen den Befehl, ihn in die „Putzſtube" zu führen, war aber nicht wenig unangenehm überraſcht, als ſie, nach ſeinem Begehren fragend, erfuhr, wie es ſich um weiter nichts, als um ihren Hausknecht handle. Da derſelbe, wie wir bereits wiſſen, nicht zu Hauſe, war der Beſuch natürlicherweiſe nur ſehr kurz, und der Vicomte entfernte ſich bald wieder, verdrießlich über den Aufſchub, der dadurch herbeigeführt wurde. Ein günſtiges Ungefähr ſchien indeſſen ſich ſeinen Plänen anzupaſſen. Als er wieder zum Thore hinaus ging, ſah er wenige Schritte vor ſich zwei ſchlecht gekleidete Perſonen, einen Knaben und einen Mann, in welchen er den Geſuchten zu erkennen glaubte. Und als er ſeine Schritte beſchleunigte, ſah er, daß er ſich nicht geirrt hatte: es war der blaſſe Johann, in Begleitung des Knaben, welcher ſo eben hier hinausgekommen war, um den ihn angewieſenen Poſten einzunehmen.

Da Johann ſich ſo eben darin vertieft hatte, ſeinen Gefährten über die Einzelheiten ihres Auftrages zu inſtruiren, ſo beachtetete er wenig die bei ihm vorübergehenden Perſonen, und Davernay konnte ihn unbemerkt erreichen. Früh als er die Hand des Vicomte auf

ſeiner Schulter fühlte, blickte er ſich um, und ſchrak nicht wenig zuſammen.

„Bleibt, guter Freund, ich habe einige Worte mit Euch zu ſprechen," ſagte Davernay und unterſtützte dies „bleibt" dadurch, daß er den Rockkragen des Diebes packte, während der Knabe, ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, ſo ſchnell ihn ſeine Füße nur immer tragen wollten, davon lief.

Der blaſſe Johann, obwohl auch noch in dem Glauben, es mit einem Polizeibeamten zu thun zu haben, nahm zuerſt nach der altherge-brachten Methode dieſer Leute einen ſehr groben Ton an, und fragte den Vicomte trotzig, was er wolle und wie er ſich unterſtehen könne, ihn beim Kragen zu packen. Davernay erwiederte dagegen ſehr freundſchaftlich, ob er ſich denn gar nicht mehr ſeiner erinnere, ſie hätten ſich ja ſchon bei Matthes im Keller geſehen, und er wäre nur deshalb hierher gekommen, einige Worte mit ihm zu ſprechen. Ueber dieſe Anrede ſchien der Dieb äußerſt verwundert, und erwie-derte mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit der Unſchuld, die den Vi-comte wirklich einen Augenblick ſtutzig machte, daß das ein Irrthum ſein müſſe; er hätte nie das Vergnügen gehabt, den Herrn zuvor zu ſehen, und wiſſe auch nicht, wer der Vater Matthes wäre, von wel-chem der Herr ſpräche; es ſei ihm indeſſen ſchon öfter begegnet, daß man ihn für einen Andern gehalten, der ihm ſo täuſchend ähnlich ſähe, daß es ganz unmöglich ſei, ſie beide von einander zu unter-ſcheiden, dieſer Andere aber wäre ein nichtsnutziges, liederliches Sub-ject, er dagegen ein ganz ſolider Menſch, der jetzt eine Hausknecht-ſtelle in der Steingaſſe angenommen habe. — Der blaſſe Johann erzählte dies Alles mit einem ſolchen Anſtrich ungekünſtelter Ruhe, daß der Vicomte, wie geſagt, nahe daran war, wirklich einen Irr-thum zu vermuthen; ſich aber dann eines Beſſeren beſinnend, ant-wortete er in derſelben Art und Weiſe, daß er weit davon entfernt ſei, dieſen liederlichen Doppelgänger zu meinen, ſondern daß er viel-

mehr gerade den Herrn Hausknecht ſuche, und wenn er auch leider nicht mehr das Vergnügen habe, von ihm gekannt zu werden, ſo wolle er doch gern einige Worte mit ihm ſprechen, und bäte deshalb um die nöthige Erlaubniß. Der Dieb ſchützte nun zwar vor, daß er für den Augenblick keine Zeit zu einer längeren Unterredung hätte, aber Davernay ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern einen etwas barſchen Ton annehmend, erklärte er ihm, daß wenn er keine Zeit habe, er ſich dieſelbe nehmen müſſe, wogegen der blaſſe Johann nichts weiter, als die Bemerkung einzuwenden hatte, daß es ihm allerdings angenehm ſein würde, wenn der Herr ihn begleiten wolle, da ihn ſeine Herrſchaft nach einer auf dem Felde belegenen Mühle hingeſchickt habe, um Mehl einzukaufen. Da Davernay gegen einen ſo billigen Wunſch, dem, wie er wohl einſah, hauptſächlich die Abſicht zum Grunde lag, ſich von der Nähe jeder Thorwache entfernt zu halten, nichts einwenden konnte, ſo faßte er ſeinen Geſellſchafter, damit ihm derſelbe auf keinen Fall entſpringen könnte, unter den Arm, und ſchlug mit ihm den nächſten Feldweg ein. Er begann nun, dem Diebe mit der größten Ruhe den Stand der Dinge auseinander zu ſetzen, ohne ihm jedoch mehr als nothwendig war, merken zu laſſen, und der beſonnenen Kaltblütigkeit des Diebes dieſelbe Ruhe entgegenſetzend, wußte er ſo geſchickt zu verfahren, daß Johann ſich endlich dazu bereitwillig finden ließ, ihm zu folgen, um ſich mit dem Schuhmacher perſönlich zu beſprechen.

Der Graf, welcher aus dem langen Ausbleiben Davernay's auf ein Mißglücken der Unternehmung geſchloſſen hatte, war natürlich nicht wenig erfreut, als er dieſen in der Begleitung Johanns zurückkehren ſah. — Leberecht dagegen erklärte ſeinem würdigen Gefährten, der ſich nicht wenig über deſſen Lage wunderte, das Vorgefallene mit kurzen Worten, aus denen eine gewiſſe Bitterkeit gegen Lampert, der ihn am verwichenen Abend im Stich gelaſſen, deutlich hervorſprach, und ſchloß endlich damit, daß er ſagte, er hätte ihn,

den blaſſen Johann, immer für einen jungen Menſchen von ſehr ehrenwerthem Charakter gehalten, und ihn auch deshalb dieſen beiden Herrn recommandirt, die gewiß ſehr freigiebig ſein würden, wenn es ihm gelingen ſollte, den fraglichen Kaſten herbei zu ſchaffen, den Line heut Morgen von ſeiner Frau abgeholt.

Die Erbitterung, welche Johann gegen Lampert ſchon lange nährte, war noch durch den Streit, welchen er erſt kurz vorher mit dem Weibe gehabt hatte, gemehrt, und hierzu kam die Ausſicht einer Belohnung; dies Alles veranlaßte ihn alſo, offener und kürzer zu Werke zu gehen, als er es vielleicht unter andern Umſtänden gethan haben würde, und ſo erzählte er den beiden Herren den Vorfall in der ſchönen Mohrin, und den Hauptinhalt des Geſpräches in dem Durchgang, ſowie die Zuſammenkunft in der Haaſenhaide, wobei er jedoch ſein nachheriges Geſpräch mit Line nicht erwähnte, ſondern vielmehr vorgab, daß er den rückfahrenden Wagen nicht mehr eingeholt hätte; dagegen erklärte er offenherzig, daß er bei Matthes geweſen ſei, und dieſer ihn mit dem Knaben hinausgeſchickt hätte, um Wache zu halten, und wo möglich etwas Näheres über den Zuſammenhang der nächtlichen Begebenheit zu erfahren.

Es herrſchte eine lange, tiefe Pauſe in dem kleinen Zimmer, als Jener ſeinen Bericht geendet. Gartentiere blickte ſchweigend, in tiefen Gedanken in den beſchneiten Garten hinaus, während der Vicomte erwartete, daß Jener zunächſt ſeine Meinung äußern würde; endlich ſagte er zu dem Diede:

„Nun, Du würdeſt Dich getrauen, dieſe Papiere, an denen uns ſo viel gelegen, wieder anzuſchaffen?“

„Das wird allerdings ſchwer ſein, denn der Herr, der fünfhundert Thaler darum gegeben, wird ſie jetzt beſſer zu verwahren wiſſen, ich ſehe keine Möglichkeit.“

„Um aber ſolchen Herren zu dienen, muß man ſchon etwas wagen,“ nahm indeſſen Leberecht das Wort; „und da es ihnen auf

ein gut Stück Geld nicht ankommt, ſehe ich keine Unmöglichkeit, auf demſelben Wege dazu zu kommen, wie das erſte Mal. Es hängt nur davon ab, heraus zu kriegen, wo der Banquier, oder was er iſt, den Kaſten verwahrt."

„Ich wurde Euch Beiden ſo viel geben, daß Ihr ein ordentliches Geſchäft anfangen könntet, und nicht mehr zu ſtehlen braucht," nahm Carentiere raſch das Wort; „ich verſpreche es Euch auf mein Ehrenwort. Ihr ſollt haben, was Ihr fordert."

„Das wäre allerdings eine hubſche Sache, wenn wir gedim*) werden könnten," ſagte der blaſſe Johann nachdenklich zu dem Schuhmacher gewendet; „ich glaube, 's muß ganz komiſch ſein, wenn man den Gensd'armen nicht mehr aus dem Wege zu gehen braucht, wie ein Haaſe dem Windhunde, und des Nachts ruhig ſchlafen kann. — Wahrhaftig komiſch, höchſt komiſch, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht daran gedacht."

„Du haſt noch nie daran gedacht, daß Du ehrlich werden könntеſt?" fragte Davernay, unwillkurlich über dies offene Zugeſtändniß erſtaunt.

„Eine kurioſe Frage das, mein Herr," erwiederte der Dieb ſeiner Seits nun ebenfalls voll Verwunderung: „mein Vater ſtarb, als ich acht Jahr alt war, das heißt, er wurde hingerichtet, weil er einer alten Frau die Kehle zugedruckt, als ſie ihm ihr Geld nicht gutwillig geben wollte. Es war ein harter Schlag für uns, wie Sie wohl denken können, und den Tag nachdem mein Vater todt war, ſagte meine Mutter zu mir: „Hans," ſagte ſie, denn ſie pflegte mich immer ſo zu nennen, weil es ihr bequemer war; „Hans, Deinem Vater haben ſie den Kopf abgeſchlagen, und das iſt für uns ſehr ſchlimm, denn wir haben nun Niemand, der für uns ſorgt, und die Herren vom Gericht kummern ſich nicht darum, ob wir verhungern, oder

*) Ehrlich.

nicht; zu arbeiten wollen mir die Leute auch nicht geben, sondern weisen mir die Thür, und nennen mich die Frau des Mörders. Wir müssen also für uns selbst sorgen, und da wir keine Arbeit bekommen, müssen wir stehlen." — Nun Gott habe sie selig, es war doch eine gute Mutter, und sie hat fünf Mal für mich falsch geschworen, als ich festsaß, um mein „Maremekum."*) Zwar habe ich schon oft daran gedacht, ob es nicht besser für mich gewesen wäre, wenn sie mich zu etwas Anderem erzogen hätte; aber gut hat sie's gewiß mit mir gemeint, und es mag wohl nicht anders gegangen sein."

Die philosophische Ruhe, welche in dieser Rede des Diebes lag, ließ die beiden Herrn einen Augenblick ihre eigenen Interessern vergessen. —

„Das sind allerdings trübe Schicksale, die Du erlebt hast," sagte endlich Daverman theils zu dem Sprecher, theils zu Gartentiere gewendet; „aber es ist ein alter Uebelstand unserer socialen Verhältnisse, daß man bis jetzt viel mehr darauf gesehen hat, das Verbrechen zu bestrafen, als es zu verhüten, und in diesem einzigen Grundsatze liegt meiner Ansicht nach das ganze Geheimniß der Volkserziehung."

„Was heißt, verhüten," brummte Leberecht, sich in das Gespräch hineinmengend, um seine Logik entwickeln zu können; „ich sagge Ihnen, es geht komisch genug zu in der Welt; — verhüten! — Ich hielt Sie gestern auch für einen solchen Verhüter, und es wäre wahrhaftig nicht der erste Fall gewesen, wo die Herren von der Polizei durch irgend einen Filichner**) schon gewußt hätten, da und doa, um die und die Zeit, wird der und der einbrechen. — Verhütet haben sie's dann freilich, das heißt sie haben die armen Jungens bei der That erwischt, und wenn da einer nicht gleich gutwillig mitgegangen,

---

*) Ein Kleid.
**) Verräther.

ſondern vielleicht einen Stock oder Brecheiſen in der Hand gehabt, und damit um ſich geſchlagen, daß ein Bischen Blut gekommen, ſo haben ſie's gewaltſamen Raub genannt, und mancher arme Teufel iſt ſchlecht dabei weggekommen; — ich hab's wahrhaftig in meinem ganzen Leben nicht begreifen können, was man daran für Vergnügen finden kann, Jemand ſo in die Falle zu locken, und ich glaube, es ließe ſich mancher für ewige Zeiten abſchrecken, wenn der Criminal vorher zu ihm hinkäme, und ſagte: — hör 'mal, guter Freund, Du ſiehſt, wie genau wir Dich kennen, und wiſſen, was Du thuſt; wir wollen Dich aber nicht in's Unglück ſtürzen, ſondern Dir nur ſo einen kleinen Denkzettel geben, daß Du künftig nicht wieder auf dergleichen Gedanken kommſt. — Ich bin der Meinung, daß es auch helfen würde; — na, was meinen Sie denn dazu?"

„Bei Manchem wohl," erwiederte Davernay, den dieſe Unterredung zu intereſſiren anfing; „aber ein verſtockter Böſewicht würde ſich nur freuen, ohne Strafe davon gekommen zu ſein."

„Glauben Sie das wirklich, Herr?" ſagte der Schuhmacher lächelnd; „da ſind Sie doch bedeutend im Irrthum. Wenn man ſo ſeine funfzehn, zwanzig Jahre Zuchthaus abzumachen hat, wird einem das Leben da zuletzt ſo gleichgültig, als ob man's nie anders gewohnt geweſen wäre. Ich ſprach 'mal mit einem, der zehn Jahre in Spandau geſeſſen, und eben los gekommen war, der meinte, es wäre ihm ſchon lieber, wenn er ganz und gar drüben geblieben wäre, da er der Aelteſte im Saal geweſen, und wenn er jetzt wieder hinkäme, müſſe er wieder von vorn anfangen. — Kam auch bald wieder hin, der arme Junge, denn er hatte ſich in den Kopf geſetzt, ehrlich zu werden, und das war ſein Verderb, denn er hatte kein Geld und keine Bekannte, um es durchzuſetzen."

„Er kam wieder hin, weil er ehrlich werden wollte?" fragte der Vicomte verwundert.

„Nun ja, wenn er es mit uns gehalten hätte, würde er nicht

ſo leicht abgefaßt worden ſein. — Aber ſo wurde er Mitglied bei der freiwilligen Beſchäftigungsanſtalt, wo er den ganzen Tag über Holz klein hauen mußte, was für einen geſunden Kerl eine ſchwere Arbeit iſt, geſchweige denn für einen, der zehn Jahre geſeſſen hat, denn das macht ſchnell alt, und trocknet das Mark in den Knochen aus. — Und als es nicht mehr gehen wollte, da meinten ſie, er wäre faul, und da er auch nicht regelmäßig in die Betſtunde kam, ſchickten ſie ihn fort. Da dachte der arme Junge, es iſt doch ein elendes Leben, und beſſer, mit einem Mal alle, als ſich ſo jämmerlich in der Welt umhertreiben, und ging hinaus nach Plötzenſee, um ſich und ſeinen Gram zu erſäufen. — Ja, wahrhaftig, es geht komiſch zu, wenn man ſo ein Bischen darüber nachdenkt; der arme Kerl iſt ſchon ganz mit ſich darüber einig, daß auf den Abend die Fiſche ihn freſſen ſollen, und geht, wie geſagt, hinaus; aber wie er bis an die Pulvermühlen kommt, begegnet ihm ein Bäckerjunge mit einem Korb voll Semmeln, und da er lange nichts in den Magen hinein gekriegt, denkt er, Du möchteſt Dich noch mal vor Deinem Tode ſatt eſſen, und will dem Jungen ſeine Jacke für ein Paar Semmeln geben, denn Geld hatte er nicht. Der Junge mocht's aber nicht thun, und es war ihm nicht zu verdenken, denn die Jacke mochte nicht viel werth ſein. — Nun kurzum, er nahm die Semmeln mit Gewalt, und ſetzte ſich dann ruhig am Ufer des See's hin, um ſeine letzte Mahlzeit zu halten. Aber es war nicht die letzte, denn der Junge hatte unterweg's ein Paar Gensd'armen getroffen, und die kamen hinterdrein. Wie er die kommen ſah, dachte er, nun wäre es Zeit, und ſprang in's Waſſer, mochte auch wirklich glauben, er ſei ſchon todt, aber wie er wieder zu ſich kam, ſah er, daß er auf trockenem Boden lag, denn ſie hatten ihn heraus gefiſcht, als er ſchon die Beſinnung verloren. — Und was war das Ende vom Liede, er kam wegen Straßenraub wieder nach Spandau, und

zwar auf lebenslang, womit ſie ihm freilich den größten Gefallen thaten, den ſie ihm nur erweiſen konnten."

Davernay erwiederte nichts, als der Schuhmacher ſeine Erzählung beendete. Dieſe Geſchichte hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Sie war der Schluß eines jener Romane, die ſich täglich vor unſeren Augen ereignen, tragiſch und lächerlich zugleich; aber über das Tragiſche konnte man nicht zum Lachen kommen, und über das Lächerliche nicht zum Weinen.

Cartentiere, welcher indeſſen nicht auf dieſe Unterredung gehört hatte, ſondern vielmehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt im Zimmer auf und ab gegangen war, brach die fernere Fortſetzung dieſes Geſpräches durch die Frage ab, mit welcher er ſich an Davernay wendete, ob es nicht beſſer ſei, auf der Stelle zu Levin hinzufahren, ihm den Dieb gegenüber zu ſtellen, und auf ſolche Weiſe eine Art von Geſtändniß von ihm zu ertrotzen, da es doch ſchwer, wenn nicht gar unmöglich ſein würde, auf einem anderen Wege ihren vorhabenden Zweck zu erreichen, beſonders wenn Levin erſt Zeit gehabt hätte, das Vorgefallene in Ueberlegung zu ziehen.

Davernay erwiederte hierauf nach einigem Nachdenken, daß ein ſolches Verfahren allerdings den gewünſchten Erfolg haben könne, beſonders da Johann nicht zu erwähnen vergeſſen hatte, wie Line den Banquier auch von der Stellung in Kenntniß geſetzt habe, welche die beiden Herren anſcheinend zu den Dieben einnahmen.

Von fieberhafter Ungeduld gequält, endlich Licht über eine Sache zu verbreiten, die ſich für ihn ſeit ſo langer Zeit mit ſchauerlichem Dunkel umhüllt hatte, ſagte der Graf zu Davernay, daß er keinen Augenblick länger damit zögren wolle. — Grade in dieſer aufgeregten Stimmung, in welcher er ſich gegenwärtig befand, wolle er ihm gegenüber treten, ſich ihm Stirn gegen Stirn gegenüber ſtellen, und als der Gatte jener von ihm verfolgten Schweſter, und Rechenſchaft fordern über das Schickſal derſelben, und das ſeiner Kinder.

Davernay, welcher jedoch fürchtete, daß grade dieſe Aufgeregtheit, in welcher ſich der Graf befand, die Veranlaſſung zum Mißglücken ihres ganzen Planes werden könnte, ſuchte deshalb denſelben von ſeinem Vorſatz abzubringen. Er überzeugte ſich indeſſen bald von der Vergeblichkeit eines ſolchen Verſuches und mußte Jenen gewähren laſſen. Auf die Bitten des Grafen blieb er zurück, während Cartentierce einen verſchloſſenen Fiaker holen ließ, und in Begleitung des Diebes nach der Wohnung des Banquiers fuhr.

Der Wagen blieb unten halten, und der blaſſe Johann in demſelben. Nur Cartentierce ſtieg aus, und näherte ſich durch den Vorgarten dem Wohnhauſe. Die Thür, welche in den Saal führte, den wir ſchon oben beſchrieben haben, ſtand offen. Der Graf trat ein. Er rief einem Bedienten, der haſtig aus der Nebenſtube bei ihm vorüberlief, zu, daß er ihn anmelden möchte; aber dieſer ſchien ihn gar nicht zu beachten, und da Cartentierce in jenem Zimmer Geräuſch und Stimmen vernahm, näherte er ſich demſelben, und öffnete die nur angelehnte Thür. — Beſtürzt über den Anblick, welcher ſich ihm hier darbot, ſtand er ſtill.

Auf dem Sopha ausgeſtreckt, lag der Banquier regungslos, ohne Bewußtſein. Madam Levin ſaß bleich und erſchöpft neben ihm, mit ängſtlichem Blick in den Mienen eines Arztes leſend, welcher den entblößten Arm des Kranken hielt, an welchem er eben eine Ader geöffnet hatte. Er ſchien darauf zu warten, daß das Blut ſich durch die zerſchnittene Vene Bahn breche; — aber es wollte kein Blut kommen.

Ende des dritten Bandes.

Die

Myſterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

Vierter Band.

Berlin, 1844.
Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

XLII.

Villa bella.

Wenn wir vor das Oranienburger Thor hinaustreten und dort die holprige Chaussee hinschlendern, nicht etwa auf der rechten Seite, wo uns das muntere, werkthätige Geschäftsleben entgegentritt, in den hohen, rauchwirbelnden Schornsteinen, den kohlengeschwärzten Gesichtern der Fabrikarbeiter, dem betäubenden Getöse unzähliger Schmiedehämmer, dem gellenden Pfeifen der Locomotiven im nahgelegenen Eisenbahnhofe, und dem ohrenbetäubenden, wirren Gelärm, Gekreisch, Gestampf der verschiedenartigsten Maschinen; — wenn wir also nicht hier, sondern linker Hand hingehen, bei dem städtischen Kirchhof über mit seinen frischen Gräbern und verwitterten Kreuzen, so kommen wir nach wenigen hundert Schritten an ein kleines, hübsches Haus von freundlichem Aussehn, mit einer rasenbewachsenen Area vor einem gußeisernem Gitter davor. Ueber der Eingangsthür dieses Hauses liest man in großen, vergoldeten Buchstaben die Worte:

V i l l a b e l l a.

Es iſt noch gar nicht ſo lange her, und es werden Viele ſein, die ſich mit uns darauf beſinnen können, als an der Stelle dieſes Hauſes ein altes, abgelebtes Gebäude mit wurmſtichigen Fenſterrahmen und von merkwürdig unbeſtimmter Farbe ſtand; aber eines ſchönen Tages ſahen wir eine große Menge Maurer und Handlanger damit beſchäftigt, dies trübſelige Bauwerk niederzureißen, und aus dem Schutt und Staub entſtand jenes neue Gebäude, mit ſeinem ſo ſchönen und prächtig klingenden Namen.

Der Fremde, welcher bei dieſem Hauſe vorübergeht und die prunkende Inſchrift lieſt, mag einige Augenblicke hindurch ſehr zweifelhafte, undeutliche Ideen darüber hegen, was man in Berlin unter einer Villa verſteht, und dieſes Gebäude für das Eigenthum irgend eines reich gewordenen Schneiders halten, der in ſeinen Wanderjahren einmal Italien durchſtreift, und einige klaſſiſche Erinnerungen an Villa's, Cicero's, Maccaroni's und andere italieniſche Dinge mit nach Haus gebracht hat. Wir ſagen indeſſen, daß ſich dieſer Gedanke nur einige Augenblicke würde halten können, denn nachdem man die Inſchrift des Hauſes geleſen, fällt das Auge faſt nothwendig auf einen neben der Thür angeklebten, großen Anſchlagezettel von irgend einer ſehr hellen Farbe, auf welchem, ebenfalls in ſehr großen Buchſtaben, die Worte Villa bella als Ueberſchrift zu leſen ſind; weiter unten folgen alsdann, gleichſam als Appoſition derſelben, die ebenfalls ſehr markirt hervortretenden Worte: Abendconzert, Feuerwerk, Ball, Morgenconzert; und wenn man näher hinzutritt, auch den übrigen Inhalt des Zettels zu ſtudiren, ſo erfährt man, daß alle dieſe Herrlichkeiten in dem kurzen Zeitraum von kaum zehn Stunden in der beſagten Villa bella, und zwar gegen ein Entree von zehn Silbergroſchen, zu ſehen, zu hören und zu tanzen ſind.

Und was ſieht man nicht da noch Alles außerdem!

Da ſind dieſe jungen Herren in ihren ſchwarzen, glänzenden

Leibröcken und den dito Unnennbaren, die Haare à la jeune France frisirt, und einen Parfüm verbreitend, der genau die Mitte hält zwischen Lavendelwasser und schwarzer Seife, diese anmuthig lächelnden Herren, in blank gebürsteten Stiefeln mit sehr dicken Sohlen, einer Rosenknospe, oder einer dunkelrothen Nelke im Knopfloch und ein weißes Taschentuch in der Hand, so daß man sehr zweifelhaft ist, ob man sie für eben so viele Kellner, oder für Schneidergesellen halten soll, welche ihr Quartal feiern, so festlich sehen sie aus; — da sind diese jungen Damen, mit einem unendlichen Aufwand von künstlichen Blumen, weißen Strümpfen, schwarzen Kamaschenstiefeln und kantenbesetzten Taschentüchern; — und dann, welche Verschwendung in gestärkten Dimity-Röcken unter rosa Krepp und weißem Linon; welch ein Luxus in kurzen, weißen Glacé-handschuhen und auf galvanischem Wege vergoldeten Armbändern; — und wie anmuthig sich das ausnimmt zu dem hübschen, runden Arm in dem Kleide mit kurzen Aermeln und sehr langer Schnebbe! — Wie reizend, wie bezaubernd!

Und alle diese Herrlichkeiten und noch viele andere bekommt man bei dem Eintrittsgeld von zehn Silbergroschen mit in den Kauf! — Es ist wirklich erstaunlich! — Wir treten also zweifelsohne ein, und fangen unsere Beschreibung, wie sich's gehört, hübsch von vorn an.

Zunächst kommen wir auf einen sehr kleinen Corridor. Auf der einen Seite sitzt an einem Tische ein Mann mit einem blonden Schnurrbart, der die Billets verkauft; linker Hand ist eine Nische in der Mauer angebracht. Dies ist die sogenannte „Herrengarderobe", wo wir unsern Mantel zurücklassen, und dafür ein sehr kleines Stückchen Pappe, mit einer Nummer darauf erhalten, welches wir in der ersten Viertelstunde dreimal verloren und nur zweimal wieder gefunden haben.

„Aber treten wir ein; — und da wir doch nicht so recht in dem Lokal Bescheid wissen, schließen wir uns an diesen jungen Herrn mit weißer Piqué-weste und dem Versuch eines blonden Backenbartes an,

der mit uns zugleich gekommen iſt, und ſich, da er auf den erſten Blick geſehen, daß wir hier fremd ſind, auf die inſinuanteſte Weiſe von der Welt erboten hat, unſern Cicerone zu machen. Wir können uns Glück zu dieſer Bekanntſchaft wünſchen. Wie zutraulich, wie freundſchaftlich er iſt, als ob wir uns Jahre lang gekannt hätten; und welche elegante Toilette! Es iſt zwar Sonnabend, aber dennoch hat er ein reines, ſehr ſteif geſtärktes Chemiſet mit einigen Bändern und vielen Stecknadeln auf der Bruſt befeſtigt, und nur vier Knöpfe ſeiner Weſte zugeknöpft, um dieſen Luxus mit genteeler Nachläſſigkeit in die Augen fallen zu laſſen; dazu trägt er eine ſehr ſchöne Buſennadel aus der Fabrik des Herrn Auſtrich, und um den Hals ein weiß und roſa geſprenkeltes Stück Zeug, welches er vorn mit einer doppelten Schleife zugebunden hat, um demſelben einige Aehnlichkeit mit einer Cravatte zu geben; mit einem Worte, man ſieht ihm den vollendeten Gentlemen auf den erſten Blick an; es fehlt ihm nichts, gar nichts; ſelbſt die gelben Glacehandſchuh ſind ſorgfältig mit Gummi geremigt, und die Manſchetten mit der größten Genauigkeit gerade einen und einen halben Zoll weit über die Aermelaufſchläge umgeklappt. —

Und nun vollends die Sicherheit, mit welcher er in dieſen parquettirten Sälen auftritt, als ſei er nie etwas Anderes gewohnt, als dieſe Verſchwendung von Spiegelglas und vergoldeten Leiſten. Und wie bekannt er mit all dieſen Damen iſt! Wie er jeder von ihnen, die bei ihm vorübergeht, ſo etwas Spaßhaftes zuruft, oder etwas in die Ohren flüſtert, daß ſie laut auflachen, ihm einen leichten Schlag verſetzen, und zu ihm ſagen: „Sie kleiner Unart, Sie!“ oder etwas Aehnliches, was von ſeiner Vertraulichkeit mit ihnen hinlängliches Zeugniß giebt.

Noch einmal, wir müſſen uns glücklich ſchätzen, einen ſolchen Führer gefunden zu haben.

Er geleitet uns nun zuerſt neben dem Büffet vorüber, wo wir

ein verworrenes Durcheinanderschreien verschiedener Kellnerstimmen nach Weißbier, Punsch, Kalbsnierenbraten, Gänseklein u. s. w. vernehmen, nach dem Garten.

Das Concert hat schon angefangen, und wer da glaubt, daß man hier eine bloße Instrumental-Musik hört, ist sehr im Irrthum. Außer den vielen Lalala's, mit denen man die einzelnen Musikpiecen begleitet, sieht man die meisten Herrn sehr eifrig damit beschäftigt, mit großen und kleinen Gläsern gegen die Tischplatten zu hämmern, was zuweilen den Anlaß zu einer kleinen Differenz mit dem Kellner giebt, wenn zufällig bei diesen musikalischen Bestrebungen etwas zerbrechen sollte, während es sich die Damen ihrerseits ebenfalls sehr angelegentlich sein lassen, mit zinnernen Theelöffeln gegen die Tassen zu klopfen, ein Geklimper, welches, wie man wohl denken kann, die Leistungen des Orchesters auf die wesentlichste Art unterstützt.

Dies Alles dient natürlich dazu, die allgemeine Heiterkeit noch zu erhöhen, die nur mitunter dadurch unterbrochen werden könnte, wenn etwa eine der Cigarren rauchenden jungen Damen, und es ist selten eine, die hier nicht mit der liebenswürdigsten Grazie ihre „leichte Havannah" raucht, wenn etwa eine derselben von einem leichten Unwohlsein überfallen werden sollte, welches in seinen Symptomen einigermaßen Aehnlichkeit mit dem Zustande zeigt, wenn man in einer Prämien-Droschke rückwärts fährt; — aber auch ein solcher Vorfall dient eher dazu, die Fröhlichkeit zu steigern, als sie zu stören, und so vergeht die Zeit auf die interessanteste Weise, bis endlich die Dunkelheit hereinbricht, und ein Kanonenschlag den Beginn des Feuerwerks anzeigt. Nun eilt Alles demjenigen Theile des Gartens zu, wo das pyrotechnische Schauspiel beginnt. Aus Bänken, Stühlen und Tischen bildet sich schnell ein Amphitheater, damit auch die entfernter Stehenden den Anblick im vollständigsten Maaße genießen können, und Alles steht und bewundert die verschiedenartigen Darstellungen in Feuerrädern, Schwärmern

Turbillons u. ſ. w., während beſonders das rothe Feuer einem Jeden den Ausruf der vollſtändigſten Bewunderung abzwingt. Zuweilen, wenn in einer Zwiſchenpauſe dichte Finſterniß eingetreten iſt, hört man den abgebrochenen Ruf: „Ach nein, laſſen Sie doch das ſind!“ oder etwas Aehnliches, was uns einigermaßen die Gewißheit verſchafft, daß irgend Jemand bald genug wegen ſeines unpaſſenden und ſtörenden Benehmens aus dem Lokal auf eine gewaltſame Weiſe entfernt werden dürfte.

Ein kleiner jüdiſcher Herr in weißem Macintoſch iſt inzwiſchen ſehr eifrig damit beſchäftigt, die Umſtehenden der Geſellſchaft auf die geiſtreichſte Art zu unterhalten, indem er mit ſehr lauter Stimme den „Geheimeraths-Töchtern,“ wie er die anweſenden Damen ſehr ſpaßhaft bezeichnet, verſchiedene Anekdoten erzählt, die allgemeinen Beifall finden, und ſehr laut belacht werden, ſo daß die Zeit während des Feuerwerks Allen auf das Angenehmſte vergeht.

Dann beginnt der Ball.

Die Muſiker, welche noch während des Feuerwerks das an dieſem Orte ſo beliebte Lied „Wenn der Muth in der Bruſt ſeine Spannkraft übt,“ oder etwas Aehnliches geſpielt haben, begeben ſich in die Orcheſterlage des Saals, und während man ſonſt gewohnt iſt, einen Ball mit der Polonaiſe anzufangen, beginnt derſelbe hier mit einem ſauſenden Galoppwalzer.

Auch wir treten natürlich in den Saal, und gewinnen nun erſt einen völligen Ueberblick über das Ganze. — Wie ſchön! Wie bezaubernd!

Welche Menge von jungen Damen auf den Stühlen rings umher, die ſich alle unter einander und zugleich die meiſten Herren kennen, und fortwährend mit einander kichern und ſchwatzen und ſich zurufen, was natürlich unbeſchreiblich viel dazu beiträgt, die Heiterkeit des Ganzen zu mehren. — Und dann dieſe Herren, wie unendlich aufmerkſam und galant! Welche Menge von Zuckerwaſſer

Limonade und Bonbons werden hier herumgereicht, und wie liebenswürdig ist nicht die genteele Nonchalence, mit welcher man hier sehr viele Cigarren raucht, ungeachtet der Gegenwart der Damen und eines Gensd'armen mit großem Backenbart, welcher gemüthlich in der Ecke lehnt. —

Dann das Tanzen selbst. Wie hübsch das ist, wenn der magere Herr da drüben jedesmal beim Ende eines Tactes so stark mit dem Fuß auftritt, daß man beinahe erschrickt, und wie verschämt lächelnd seine Tänzerin die Augen niederschlägt, weil sich dann alle Blicke auf sie richten; und hat man je ein Paar flüchtiger und schneller dahin schweben gesehn, als den kleinen Herrn dort in den gestreiften Beinkleidern; und sind wunderbarere Verschlingungen der Hände und Arme wohl jemals vorgekommen, als bei der Dame in schwarzen Gamlet, welche ihren hellblau seidenen Shawl über die Schulter geknüpft hat, wie sehr alten Gemälden zufolge die Ritter ihre Feldbinden trugen. — Und was den Contretanz betrifft, so kann man nur hier die wahren Schönheiten desselben sich vollständig entfalten sehen. Wie keck ist das en avant der Herren, wie allerliebst die chaine des dames, und wie graziös reizend die tour de main; von den Solo Pas gar nicht zu reden. Und welche erstaunlich starke Stimme hat nicht der kleine Herr in Schwarz, mit dem zusammengekniffen Hut unter dem Arm, der das Amt eines Tanzmeisters versieht. Er steht mitten im Saale, und kommandirt die einzelnen Touren so laut und so verständlich, wie ein alter Artilleriekapitain, der drei Wochen den Schnupfen gehabt hat, er klatscht in die Hände, oder winkt mit seinem Hut den Musikanten, inne zu halten, wenn die Tour geendet ist, und trotz aller dieser vielseitigen Beschäftigungen gewinnt er doch immer noch Zeit, mit irgend einer Dame zu blinzeln, oder ihr etwas zuzuflüstern, oder den langen Herrn in grauen Staul stiefeln zurecht zu schieben, wenn derselbe ohne einen ersichtlichen Zweck in der Colonne umherspringt.

Endlich kommt die große Pause; mit ihr das Souper.

Alles eilt den Tischen zu, um ein recht gemüthliches Plätzchen oder aber sonst noch einen Platz zu finden; überall bunte Reihe. — Nur einige wenige Damen bleiben zurück, zu denen sich kein Cavalier gefunden, und schauen eine Zeit lang sehr sehnsüchtig nach den Tischen hinüber, wo der Wein in den Gläsern perlt, und unglaublich große Portionen Fricassee in unglaublich kurzer Zeit gegessen werden. Endlich aber rücken diese Verlassenen zusammen, und eine von ihnen macht den Vorschlag, daß sie „zusammenlegen" und sich etwas Thee mit Butterbrod geben lassen wollen, ein Anerbieten, welches einstimmig mit großem Beifall aufgenommen wird, worauf eine Jede ihr Taschentuch hervorzieht, in dessen einem Zipfel etwas kleine Münze eingeknotet ist, und ihren Antheil bezahlt. Der Kellner wird gerufen und bringt das Verlangte, worauf nachher zuweilen ein kleiner Streit entsteht, da für eine der Damen kein Zucker übrig geblieben ist, indem die Andern ihren Thee zu süß nahmen, eine Differenz, die indessen durch die Gefälligkeit des Wirthes sehr bald wieder ausgeglichen wird. Auch einzelne Herren nehmen nicht an dem Souper Theil; Schreiber untergeordneter Klasse, Künstler, welche „in Stuben" malen, Hauslungsdiener außer Engagement und Andere. Diese promeniren inzwischen im Garten, genau so lange, bis der Tanz wieder anfängt, um sich abzukühlen; aber wenn sie wieder hineintreten, sind sie zu Jedermanns, nur nicht zu ihrer eigenen Verwunderung, in höchst aufgeregtem Zustande, sehen dabei höchst vergnügt aus, haben einen schwankenden Gang an sich, und sagen zu Jedermann Du, indem sie ihm auf die Schulter klopfen und hinzufügen, man müsse ihnen das nicht übel nehmen, sie hätten ein Bischen viel getrunken u. s. w.

Aber an den Tischen selbst, welch ein Jubel, welch ein Messer- und Tellerklappen, welch ein Rufen nach Kellnern! Und was für komische Lieder werden hier gesungen. Welche Menge Wein wird

hier getrunken! Man ſehe nur die vielen Flaſchen, denn Niemand läßt eine geleerte fortnehmen, wenn der Kellner eine andere bringt; es ſcheint, als wolle ein Jeder ſich damit bei dem Wirthe als ein Mann legitimiren, der zu leben weiß, und etwas d'rauf gehen läßt, und man weiß recht gut, daß die Protection der Wirthe in gewiſſen Fällen einen unendlichen Werth hat.

Ein ſolcher Fall bleibt auch in der That nicht zu lange aus. Die harmloſe Fröhlichkeit, welche bisher obwaltete, beginnt allmälig dem Einfluß von Medoc und Nierenſteiner zu weichen, oder wird vielmehr auf den höchſten Punkt hinaufgeſchraubt, und macht einer ſehr großen Aufgeregtheit Platz, welche endlich allgemein vorherrſcht. Man hört plötzlich eine ſehr ſtürmiſche Unterhaltung, in welcher die Worte „Knote," „Eſel," „dummer Junge" und andere ſehr häufig vorkommen, und wodurch man zu der Vermuthung gelangt, daß dieſe Herren einige dunkle, ſehr unbeſtimmte Begriffe über das Princip der Verbal-Injurien haben. Ein Herr mit einem ſehr melancholiſchen Geſichte, welches faſt eben ſo ſchmutzig iſt, als ſeine Wäſche, giebt ſich die größte Mühe den Streit beizulegen, indem er bald zu der einen bald zu der andern Partei hinüberläuft, und Jeden, der ihm in den Wurf kömmt, küſſen will. Aber ſeine Friedensverſuche helfen gerade ſo viel, wie die Rede eines Enthaltſamkeits-Vereins-Sprechers in einem Familienhauſe. — Da er endlich den beiden ſtreitenden Partheien in gleichem Grade läſtig wird, greift man, indem keine andere Ausſicht vorhanden iſt, um ihn zum Schweigen zu bringen, zu dem untrüglichen Mittel, ihn hinaus zu werfen, da zu gleicher Zeit die aufgeregte Stimmung der Anweſenden ein Opfer verlangt. Es erfolgt nun ein verworrenes Geſchrei, die Herren bilden einen dichten Knäuel, die Damen ſteigen auf die Stühle und Tiſche, um dieſes intereſſante Schauſpiel mit anſehen zu können, man erblickt ſehr viele Arme und Fäuſte, die ſich mit der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit eines Dreſchflegels heben und ſen-

ſen, vernimmt man ein heftiges Scharren auf dem Fußboden. Gläſer, Flaſchen, Augen, Stühle, Naſen und Lampen werden zerſchlagen, das bunte Durcheinanderrennen wälzt ſich immer näher der Thür zu, man hört den Ruf: Hinaus, Herr! — Nein Herr! — Herr, was faſſen Sie mich an! u. ſ. w., einen Klang, als wenn etwas Schwerfälliges zur Erde geworfen wird, ein heftiges Zuſchlagen der Thür, und Alles iſt wieder in harmloſer Ordnung, als wenn die Ruhe nie geſtört worden wäre; nur einige Herren gehen abſeit in die Garderobe, und bitten um etwas Waſſer, weil ihnen das Auge zerſchlagen, oder um eine Nadel mit blauem Zwirn, weil ihnen der Rock zerriſſen worden iſt.

Derartige Unterbrechungen dienen jedoch nur dazu, die allgemeine Heiterkeit zu erhöhen, und der Tanz hat indeſſen ſeinen ungeſtörten Fortgang, bis endlich die Lampen aus- und die Sonne aufzugehen beginnt. Mit ihr fängt das Morgenconcert an.

Man eilt hinaus in den Garten, um ſich in der friſchen Morgenluft abzukühlen, unzählige Gläſer Waſſer und Taſſen Caffee werden getrunken und eben ſo viele leichte Havannah's geraucht. Scherz und Munterkeit herrſchen noch immer, und einzelne Damen ſind, in Gruppen umherſtehend, damit beſchäftigt, ſich gegenſeitig den Liebesdienſt zu erweiſen, mit Stecknadeln den abgetretenen Beſatz eines Ballkleides anzuſtecken, oder einem ſonſtigen Defect ihrer Toilette abzuhelfen, ſo gut es in der Eile möglich iſt. Dies giebt natürlich wiederum Anlaß zu tauſend kleinen Scherzreden, beſonders wenn ſich die Herren hinzudrängen und ihre Dienſte anbieten, von den Damen aber mit lautem Kichern, oder einigen Nadelſtichen zurückgewieſen werden.

So wird es ſechs Uhr Morgens.

In der Stadt iſt jetzt Alles munter geworden. Die Läden ſind meiſtentheils geöffnet, aus den Schornſteinen wirbelt luſtig der Rauch empor, Spaziergänger in ihrer Feſttagskleidung, mit friſchen, tagfreu-

digen Geſichtern, welche eine Morgenpartie machen wollen, eilen vorüber; — in der Ferne läuten die Glocken zum Frühgottesdienſt. — — In der Villa bella wird es allmälig leerer, Ermattung und Abſpannung treten ein, der fieberhaft aufgeregte Körper fordert gebieteriſch Ruhe. — Und wenn Ihr um dieſe Zeit einen jungen Menſchen im unſauberen Anzuge, bleich, mit müden Augen und ſchwindſüchtigem Huſten ſcheu bei Euch vorüber ſtreifen ſeht, oder eine Droſchke vorbei fährt, in welcher ein ſolcher mit einem jungen Frauenzimmer ſitzt, in deſſen widerwärtig frühzeitig abgelebten Zügen ſich das unläugbare Zugeſtändniß einer ekelhaft entſetzlichen Orgie kund giebt, ſo ſeid überzeugt, ſie kommen aus der Villa bella.

XLIII.

Schwefelholz-Marie.

Es war an einem jener Abende, deren Beſchreibung wir den Raum des vorigen Kapitels beſtimmt hatten, und wo möglich ging es noch luſtiger und ausgelaſſener her, als gewöhnlich, denn es fand einer jener allerliebſten, ungezwungenen Maskenbälle Statt, wie man ſie nur hier finden kann, als ſich in der Villa bella mehrere Perſonen zuſammen fanden, welche wir im Laufe unſerer Erzählung kennen gelernt haben.

Unter denſelben befand ſich zunächſt der Herr von Bel.

Der würdige Herr ſaß mit übereinander geſchlagenen Beinen und auf der Bruſt gekreuzten Armen, beiläufig geſagt, ſeiner Lieblingsſtellung, auf einem Stuhl, den er dicht an den Eingang des Tanzſaals geſchoben hatte, um die Ein- und Ausgehenden mit vollkommener Ruhe betrachten zu können. Der Mann ihm zur Seite, dem er von Zeit zu Zeit einzelne, wahrſcheinlich ſehr ſpaßhafte Bemerkungen ziemlich laut zuflüſterte, und dann jedesmal pflichtgemäß

in ein helles Lachen ausbrach, war ſein Helfershelfer, der ſogenannte Aſſeſſor.

„Wer iſt dieſer Menſch?“ ſagte der Baron von Bek als eine Pauſe im Tanzen eingetreten war, zu ſeinem Geſellſchafter und deutete mit dem Daumen, auf welchem er ſeinen großen Siegelring trug, auf einen der Herren, die ſich im Saale bewegten. — „Nicht den da, Aſſeſſor; den Anderen, den großen, mit dem Schnurrbart.“ —

„Es iſt, ſo viel ich weiß, ein Spieler; auf den Namen kann ich mich nicht gleich beſinnen;“ entgegnete der Gefragte, welcher, außer andern Fähigkeiten, die eines lebendigen Adreßbuches beſaß.“

„Ein Spieler?“ wiederholte der Baron nach einer Pauſe. — „Das bleibt ſich gleich, ich haſſe dieſen Menſchen!“

„Sie haſſen ihn?“ fragte der Aſſeſſor wieder; „Sie haſſen ihn, ohne ihn zu kennen?“

„Ja wohl, ich haſſe ihn, weil er einen Schnauzbart trägt, wie der meine. — Wenn ich im Staate Macht genug hätte, würde ich jedem Bürgerlichen verbieten, einen Bart zu tragen; — nur dem Adel muß dieſes Vorrecht zuſtehen.“

„Aber geſetzt den Fall, ein Adliger hätte keinen Bart?“

„So trägt er einen falſchen.“

Der Baron leerte bei dieſen Worten, gleich als wolle er dadurch die Richtigkeit ſeiner Behauptung auf das Beſtimmteſte beſtätigen, ſein Glas in einem Zuge, und ſetzte es heftig auf den Tiſch; der Aſſeſſor glaubte es ſich ſchuldig zu ſein, auch dieſem Beiſpiel zu folgen, und goß gierig den luſtig perlenden Champagner hinab.

Derjenige von den Anweſenden, welcher auf die erwähnte Weiſe den Unwillen des Barons geweckt hatte, war Niemand anders geweſen, als Arthur.

Er war ein ſogenannter Stammgaſt in der Villa bella. Wenige Abende waren ſeit der Eröffnung des Lokals vergangen, an de-

nen irgend eine Feſtlichkeit arrangirt geweſen wäre, welcher er nicht beigewohnt hätte. Er war der Löwe dieſes Ortes. Die jungen Damen waren bezaubert von ſeinem Lächeln, die Kellner beiferten ſich, ſeine Wünſche ihm an den Augen abzuſehen, ſelbſt ſein kleiner Wachtelhund, den er beſtändig bei ſich hatte, war der Gegenſtand allgemeiner Hochachtung, indem man ihm unendliche Aufmerkſamkeiten an Gänſeknochen, gebratenen Kartoffeln, Kopfkrauen, Ohrenſtreicheln u. ſ. w. erwies.

Obgleich Arthur ſeine Lebensweiſe ſeit dem erwähnten Vorfall geändert, hatte er ſich doch nicht verſagen können, dieſen Ort ſeiner Gewohnheit gemäß aufzuſuchen. Er wollte auch Eduard mitnehmen; aber dieſer hatte zwar freundlich, doch auf das Beſtimmteſte dieſe Einladung zurückgewieſen.

Ohne indeſſen im Entfernteſten zu vermuthen, welchen unangenehmen Eindruck ſein ſchöner Schnauzbart auf einen der Anweſenden hervorgebracht hatte, lief der junge Mann, welcher ſeine Maske der großen Hitze wegen abgenommen, zwiſchen den Damen umher, plaudernd, lachend, tanzend, wie es ihm gerade einfiel, und überall, wo er hinzutrat, mit Freundlichkeit empfangen.

Außer ihm war noch eine Perſon anweſend, welcher wir bereits im Laufe unſerer Erzählung begegnet ſind, und zwar Mylord Templeton, welcher im großen Domino und einer das ganze Geſicht bedeckenden Maske in einer Ecke lehnte, und dem Tanzen zuſchaute.

Der Herr von Bok, welcher, ehe er nach dieſem Orte hinausgefahren war, eine Abendgeſellſchaft beſucht, und dabei ſtark der Flaſche zugeſprochen hatte, ſetzte, auf die offenbare Gefahr hin, zur Thüre hinausgeworfen zu werden, ſeine Unterhaltung in dem lärmenden, renommiſtiſchen Ton fort, welcher ihm bei jeder Gelegenheit eigen war, dabei trank er eine Flaſche Champagner nach der andern, jedesmal, wenn er ſie öffnete, den Pfropfen mit lautem Knall ſpringen laſſend, und zog dann, wenn ſich Aller Augen auf ihn richteten, mit

vieler Umſtändlichkeit eine ſehr große Börſe hervor, um den Kellner zu bezahlen. — Der würdige Herr befand ſich, und mit ihm ſein Gefährte, in dem Zuſtande der Trunkenheit, wo man zwar noch Herr ſeiner Handlungen, aber dennoch in Gefahr iſt, die moraliſche Kraft einzubüßen, welche man ſonſt über ſich auszuüben gewohnt iſt, wo die Maske, hinter welcher wir uns ſonſt verſtecken, fällt, und der wahre Charakter ſich ohne Verhüllung zu zeigen beginnt. —

Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden wurde jedoch von all' den verſchiedenen Gegenſtänden, mit denen ſich ein Jeder beſchäftigte, durch die Ankunft einer Dame abgelenkt, welche, zwar ebenfalls maskirt, doch durch ihren in der That ſehr geſchmackvollen und eleganten Anzug ſich vor den Uebrigen auf eine vortheilhafte Weiſe auszeichnete. Sie war in Begleitung eines Herrn, welcher ſich gleichfalls durch Anſtand und Toilette von den Meiſten der Anweſenden unterſchied, und in der einer älteren Frau.

Bei ihrem Eintritt in den Saal hörte man ringsum ein Geflüſter, in welchem der Name „Schwefelhelzmarie“ vorkam.

Es war in der That dieſes Mädchen, von welchem wir Lebrecht ſchon früher einmal ſprechen hörten.

Sie pflegte, wir müſſen dies zu ihrer beſondern Genugthuung ſagen, dieſen Ort ſonſt nicht zu beſuchen; indeſſen neugierig, dies Lokal einmal zu ſehen, hatte ſie gerade die Gelegenheit eines Maskenballes gewählt, um ihren Wunſch zu befriedigen. —

Nachdem ſie daher in den Zimmern umhergegangen war, auch einmal mit ihrem Begleiter getanzt hatte, ſetzten ſich dieſe drei Perſonen im Speiſezimmer an einen iſolirt ſtehenden Tiſch, um dort zu ſoupiren.

Der Herr von Bek, welcher dies Mädchen kannte, ſtand auf und nahm, von ſeinem Gefährten begleitet, an demſelben Tiſche Platz. —

„Guten Tag, Marie;“ sagte er sehr vertraulich, als sie die Maske abnahm.

Dieses Mädchen war in der That sehr hübsch. Ihr schönes schwarzes Haar, das dunkle blitzende Auge hatte sie einer Südländerin abgeborgt, aber ihr Teint war nicht der einer Solchen, sondern weiß und zart; auch ihre Gesichtsfarbe war nicht lebhaft, doch diente diese Blässe nur dazu, einen etwas schwermuthigen Ausdruck ihrer Züge noch mehr hervorzuheben und dieselben interessanter zu machen; es war eins jener Gesichter, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß ein Herz dazu gehört, ein armes, krankes Herz. — Auch ihr Wuchs und ihre Hand waren untadelhaft; — man konnte dieses Mädchen nicht ohne ein Gefühl innigen Bedauerns ansehen; — eine Blume, urrigen, berauschenden Duftes voll, doch innen der Wurm mit giftig nagendem Stachel.

Als der Herr von Bek sie anredete, erwiderte sie seinen Gruß nur sehr kalt; denn abgesehen davon, daß sie seinen sehr aufgeregten Zustand bemerkte, konnte sie seine plumpe Zudringlichkeit nicht leiden. —

Auch Arthur war inzwischen an den Tisch heran getreten und grüßte Marie, sie antwortete weit freundlicher, als sie vorher gethan, und der Baron, schon vorher über den Schnurrbart des jungen Mannes einigermaßen aufgeregt, maß denselben mit finsteren Blicken. Endlich sagte er zu dem Mädchen:

„Du bist jetzt gegen alte Bekannte so stolz geworden, meine Schöne, als ob Du's gar nicht mehr wärest. — Wie kommt denn das? — He?“

„Ich bin nicht stolz geworden; — ich bin nie anders gewesen;“ versetzte Marie.

„Doch, meine Gute. — Aber nimm Du Dich in Acht, man muß es in der Welt mit Niemand verderben, am Allerwenigsten mit mir; — merke Dir das.“

„Und warum nicht? — Was hätte ich von Ihnen zu fürchten?“ — „Laſſen Sie den alten Narren,“ flüſterte ſie dann ihrem Begleiter zu, der nicht übel Luſt bezeigte, ſich in das Geſpräch zu mengen; „er iſt betrunken, und ich möchte nicht gern an ſolchem Orte, wie hier eine Veranlaſſung zum Streit geben.“

„Zu fürchten?“ fuhr indeſſen der Baron fort. „Bah — ich denke, ich bin der Mann dazu, ein Mädchen in's Unglück zu bringen, wenn ſie mich ſonſt ärgert. — Ich habe meine Connexionen und ſehr viel Geld. — Es iſt eine Kleinigkeit für mich. — Und wie haben wir's erſt vor drei Tagen mit der kleinen Mähmamſell in der Reezengaſſe gemacht. — Nicht wahr, Aſſeſſorchen? — Es iſt ein Spaß zum Todtlachen! — Ha ha ha ha!“

„Reden Sie doch nicht davon ſo laut;“ flüſterte Hildebrand, der ſich in einem etwas mehr nüchternen Zuſtande, als ſein Principal, befand.“

„Eine Mähmamſell in der Reezengaſſe?“ fragte Marie erſtaunt; „mein Gott, ſie meinen doch nicht die kleine Roſe, die jetzt arretirt iſt?“

„Freilich meine ich die! Ja, ja, ich habe ihr die Suppe eingebrockt.“

„Schweigen Sie, um des Himmels willen, Sie reden uns beide in's Unglück hinein;“ flüſterte ſein Gefährte angſtvoll und den Trunkenen heftig anſtoßend.

„Armes Kind,“ ſagte Marie; „wie ſie ſich nur ſo weit vergeſſen konnte! Sie hat ſchon oft bei mir gearbeitet; — ich hatte immer die beſte Meinung von ihr und würde ihr nie zugetraut haben, daß ſie ſo leichtſinnig ſein könnte. — Sie ſollte geſtern zu mir kommen, ich erwartete ſie aber vergeblich und als ich heute Morgen hinſchickte, erzählte mir mein Mädchen, was vorgefallen ſei. — Es iſt wirklich Schade — ein ſo hübſches Mädchen. — Und Sie waren es, Baron, dem ſie das Geld weggenommen hatte? — Wahrhaftig,

es war Unrecht von Ihnen, daß Sie ſie deshalb in's Gefängniß bringen ließen."

„Unrecht? — Wie denn ſo Unrecht?"

„Nun, ich denke, daß es nicht ſo viel geweſen ſein wird, was die Kleine Ihnen genommen, daß es ein ſo reicher Mann, wie Sie, nicht leicht verſchmerzt hätte; — aber ſie nach der Stadtvoigtei bringen zu laſſen, iſt ſo viel, als ſie in Grund und Boden hinein zu verderben. — Bedenken Sie nur, mit welchem Geſindel ſie da zuſammen kommt, — und das haben Sie Alles auf Ihrem Gewiſſen."

Der Baron ſchien ſich durch einen ſolchen Vorwurf nicht im Mindeſten getroffen zu fühlen, während ſelbſt dieſes Mädchen Mitleid empfand, wenn ſie an das Schickſal dachte, das Roſen an einem ſolchen Orte bevorſtand: es war das Zeichen von einem Herzen, in welchem der Leichtſinn gegen die eigenen Intereſſen das Mitgefühl für die Leiden Anderer nicht unterdrückt hat.

„Es iſt ihre eigene Schuld," fuhr indeſſen der Baron fort, und verſuchte dabei ſehr ſchlau und prüfend auszuſehen; „aber wenn Du wußteſt, wie wir die Sache angefangen haben, Du würdeſt Dich gewiß todtlachen."

„Um Gottes Willen, reden Sie nicht weiter! Wir wollen in den Saal hineingehen — Kommen Sie, kommen Sie!" ſagte der Aſſeſſor, deſſen Angſt ſich mit jeder Minute ſteigerte.

Dem Herrn von Bek ſchien entweder grade daran gelegen, ſeinen Mitſchuldigen noch mehr zu ängſtigen, oder er befand ſich in einer Stimmung, wo er ſeinen wahren Character im vollſtändigſten Maße entwickelte und nicht umhin konnte, ſeine Renommiſterei ſelbſt auf Sachen auszudehnen, deren Erwähnung für ihn von den nachtheiligſten Folgen ſein konnte. So achtete er wenig auf jene mahnenden Worte, ſondern fuhr vielmehr fort:

„Ja, ja, merke Dir das, mein Kind; ich bin ſonſt ein ſehr

gutmüthiger Menſch, aber ärgerlich muß man mich nicht machen, ſonſt geht's nicht gut ab. — Da iſt die kleine Frau, mit der ich in der letzten Zeit ſo viel Mühe und Noth hatte, die hat ſich erſtochen, und wenn ſie auch nicht todt iſt, ſo kann's doch eine Zeit lang dauern, ehe ſie wieder geſund wird. — Und die Roſe hat ſich auch nicht eingeredet, daß ich es wirklich ſo ſchlimm mit ihr machen würde. — Schlecht Kirſchen eſſen mit mir; nicht wahr? He, he; — aber wenn man Geld hat, kann man das alles durchſetzen."

„Da muß man ſich ja förmlich in Acht nehmen, mit Ihnen umzugehen," ſagte Marie, indem ſie dieſes Geſpräch, welches ihr unangenehm wurde, abzubrechen verſuchte; „die arme Kleine wird da gewiß nicht auf Schonung von Ihrer Seite zu rechnen haben."

„Schonen?" wiederholte der Baron, indem er höchſt gemüthlich ſeine Cigarre an dem auf dem Tiſche ſtehenden Lichte anzündete und ſein Glas aufs Neue leerte; — „ſchonen? — Das iſt eben das Unglück, daß da nichts weiter zu ſchonen iſt, und der Aſſeſſor mit all ſeiner Klugheit hat ſich diesmal doch verrechnet, als wir den Wi machten. — Nun koſtet mich die Geſchichte eine Maſſe Geld und ich habe nichts davon. — Ja, ja, ein verdammt pfiffiger Junge der Aſſeſſor," fügte er, denſelben ſehr vertraulich auf die Achſeln klopfend hinzu. „Zwei Louisd'or hat mir die Geſchichte gleich gekoſtet und heut Morgen fünf, als er ſchwören mußte. Ich wollte ihm nur einen geben, aber er meinte, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, für einen Louisd'or falſch zu ſchwören; es hieße das Geſchäft herunterbringen. — Nicht wahr, ſo ſagtet Ihr, Aſſeſſorchen? — Ein ſehr guter Ausdruck, das Geſchäft herunterbringen! Ha, ha, ha, ha!"

„Hören Sie nicht auf ihn," rief Herr Hildebrand erſchrocken den aufmerkſam werdenden Zuhörern zu; „hören Sie nicht auf ihn; Sie ſehen ja, er iſt betrunken."

„Betrunken?" entgegnete indeſſen der Baron, hierdurch noch mehr aufgereizt; „ich betrunken? — Habt Ihr das etwa nicht ge-

ſagt? — Könnt Ihr es leugnen? — Habe ich Euch die fünf Louisd'or nicht gegeben? Das ſchöne Geld, und es iſt doch, weiß Gott, eine leichte Sache, einen falſchen — —

„Sie ſind betrunken, Herr!“ ſchrie Jener aufſpringend. „Kommen Sie, kommen Sie. — Hören Sie nicht auf ſeine Rede; das allgemeine Landrecht ſagt, wenn Jemand im trunkenen Zuſtande — —

„Sie ſind ſelbſt betrunken, Aſſeſſorchen,“ unterbrach ihn der Herr von Bek mit ſehr gemüthlichem Lächeln; „ſehr betrunken, ſage ich Ihnen, ſonſt hätten Sie es nicht vergeſſen, daß ich Ihnen heut Morgen, ehe ſie nach dem Criminalgericht gingen, das Geld gegeben habe. Es war leicht genug verdient; wahrhaftig, fünf und zwanzig Thaler Geld, und man hat nichts weiter dafür nöthig, als ſich hin zu ſtellen und nachzuſprechen, was der Referendarius verſagt. — Zwar wenn ſo ein Paſtor dabei iſt, der einem vorher in's Gewiſſen redet, wie ich's 'mal früher erlebt habe, ſo iſt's freilich 'was anderes; aber das koſtet noch extra die Gebühren für den Prediger; und wer kein Geld hat kann's natürlich nicht haben. — Ja, ja, das Geld macht Alles in der Welt.“

Marie hörte mit nicht geringem Erſtaunen dieſe Worte; auch Arthur war darauf aufmerkſam geworden. — Wir haben ſchon vorher geſagt, daß jenes Mädchen Mitleid mit dem Schickſal der kleinen Näherin empfand, und die Reden des Herrn von Bek, obgleich ſie dieſelben nicht in ihrem ganzen Umfange verſtand, mußten natürlicherweiſe um ſo mehr ihre Aufmerkſamkeit erregen. Sie nahm deshalb, um ihre Neugierde zu befriedigen, zur Liſt ihre Zuflucht, indem ſie ſich ſehr unbefangen anſtellend, fragte:

„Aber warum haben Sie denn ſo viel Geld dafür gegeben, daß dieſer Herr geſchworen, wenn die Sache ſo unbedeutend iſt? — Ich bin nicht klug genug, um das zu verſtehen.“

„Das will ich Dir ſagen, mein Kind,“ erwiderte der Baron

ſchmunzelnd bei dem Gedanken, Jemand gefunden zu haben, der noch dümmer ſei, als er; „das will ich dir ſagen, mein Kind.“ —

„Halt, ſagen Sie nichts!“ rief Hildebrand aufſpringend, der zitternd den Ausgang dieſes Geſprächs abgewartet hatte; „ſagen Sie nichts; Sie reden mich in's Unglück hinein, oder vielmehr ſich ſelbſt. Ich weiß von Nichts; ich leugne Alles ab!“

„Was unterſteht Ihr Euch? Wißt Ihr auch, wer Ihr ſeid, Ihr Lump! Ihr Tintenkleckſer!“ ſchrie der Baron auf's höchſte über die Frechheit ſeines Untergebenen empört, welcher in ſeiner Herzensangſt den Verſuch gemacht hatte, ihn mit Gewalt vom Tiſch wegzuziehen. Da, nimm das, Du ſchäbiger Hund!“

Er griff bei dieſen Worten nach einer auf dem Tiſche ſtehenden Weinflaſche und warf ſie ſeinem Schreiber gegen den Kopf, daß derſelbe blutend zu Boden ſtürzte.

Das Geklirr der zerſchmetterten Flaſche; der Schrei, welchen der Getroffene ausſtieß, brachten eine Art von electriſcher Wirkung auf die geſammte Geſellſchaft hervor. Aus allen Neben-Sälen ſtürzten Neugierige herbei, um zu ſehen, was es gegeben habe, und als man den Blutenden an der Erde liegen ſah, erhob ſich ein lautes Geſchrei des allgemeinen Unwillens.

„Hinaus! Werft ihn hinaus!“

Der Urheber dieſes Spectakels ſaß indeſſen ſehr ruhig auf ſeinem Stuhl, die Umſtehenden verächtlich anblickend, in dem vollkommenen, ſtolzen Selbſtbewußtſein, daß Keiner der Anweſenden es wagen würde, ſeine geheiligte Perſon anzurühren.

Wir nehmen indeſſen ſchon einmal Gelegenheit, zu erwähnen, wie ſtreng und unpartheiiſch die Gerechtigkeit an dieſem Orte gehandhabt wird. Der Herr von Bok ſah ſich daher, ehe er an eine ſolche Möglichkeit dachte, von dem Gipfel ſeiner unantaſtbaren Größe und von ſeinem Stuhl durch eine große, ziemlich ſchmutzige Hand, herabge-

riſſen, und trotz ſeiner Flüche und der Drohung, daß er die ganze Geſellſchaft wegen Injurien fiskaliſch verklagen werde, zur Thür geſchleppt und durch einen derben Fußtritt aus derſelben hinausbefördert.

Nachdem dieſer Act der Gerechtigkeit vollzogen, richteten die Anweſenden ihre Aufmerkſamkeit auf den noch immer am Boden Liegenden, deſſen Geſicht heftig blutete, und bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß ein Auge deſſelben durch einen Glasſcherben ſo heftig verletzt worden war, daß ärztliche Hülfe nothwendig ſchien.

Unter den Händen eines jungen Menſchen mit einer blauen Stahlbrille, der mit ſehr lauter Stimme erklärte, daß er ein „Mediziner" ſei, und die Wunden reinigte, erholte ſich der Verletzte zwar wieder; aber der jugendliche Arzt erklärte, daß die Verwundung von der Art wäre, daß der Patient wahrſcheinlich das Auge verlieren würde. Zugleich verordnete er Umſchläge von kaltem Waſſer, jede Stunde ein Quart kaltes Waſſer innerlich und ein Fußbad von kaltem Waſſer äußerlich, wobei noch einer der Umſtehenden die Bemerkung machte, daß man dem Doctor ſelbſt einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf gießen ſolle, um die Wirkung vollſtändig zu machen, eine Aeußerung, auf welche zu antworten, der viel verſprechende Hydropath jedoch unter ſeiner Würde hielt.

Der Verwundete begnügte ſich indeſſen damit, nur das erſte Mittel nämlich das eines Umſchlags von kaltem Waſſer auf die heftig ſchmerzende Verletzung in Anwendung zu bringen, und entfernte ſich dann, um ſo bald als möglich einen andern Arzt um Rath und Hülfe zu bitten.

Indeſſen hatte dieſer Vorfall, etwas ernſterer Natur, als gewöhnlich, das Intereſſe ſämmtlicher Badegäſte rege gemacht, und als man bemerkte, wie gefährlich die Verletzung des Schreibers war, konnte ſich der Herr von Bok Glück wünſchen, daß er ſo leichten

Kaufs davon gekommen, da sich der allgemeine Unwille gegen ihn, sonst wahrscheinlich auf eine weit derbere Art Luft gemacht haben würde.

Besonders schienen die Damen über diese Störung entrüstet zu sein.

„Es ist wirklich schrecklich, den armen Menschen so zuzurichten," bemerkte eine Dame in rosa Krepp mit weißen Atlasschleifen.

„Entsetzlich!" erwiederte eine Andere im Kostüm einer Polin, welche in Strohhüten arbeitete; „entsetzlich! — Man wird dieses Lokal nicht mehr besuchen können. — Der erste Contretanz ist noch nicht vorbei! und es giebt schon Prügel! Unerhört. —

„In der That!„ riefen mehre andre Damen, von der Wahrheit dieser Behauptung betroffen. Sonst kommt das doch immer erst nach der großen Pause! Entsetzlich!"

Die übrigen der Umstehenden stimmten gleichfalls in diese Ansicht mit überein, und sprachen unverholen ihre Meinung ebenfalls dahinaus, daß es sehr unrecht sei, wenn dergleichen Sachen so früh vorkämen, und somit das Vergnügen der ganzen Gesellschaft gestört würde, und wer kann sagen, welches Resultat eine solche Unterhaltung herbeigeführt haben dürfte, wäre sie nicht glücklicher Weise durch das Beginnen der Musik unterbrochen worden, welche in verführerischen Tönen zum Walzer riefe —

Auch Marie — und wir wollen dieses Mädchen fortan nicht mehr mit jenem übelklingenden Beinamen bezeichnen, der freilich weit hinter dem einer „Marienblume" oder „Lachtaube" Sue's zurückbleibt, bei dessen Nennung aber der Leser nicht vergessen mag, daß wir Berlins wirkliche Mysterien schildern, obschon nicht Wenige sein werden, denn dieser Name wohlbekannt ist — also Marie hatte ebenfalls zunächst mit Schreck, dann mit Widerwillen die vorher beschriebene Scene mit angesehen und ihren Begleiter aufgefordert, sie sogleich nach Hause begleiten, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, Zeuge in eines ähnlichen Verfalls sein zu müssen.

In ihrer Wohnung angekommen, beſchäftigte ſie ſich indeſſen lebhaft mit dem, was ſie vorher gehört hatte. Obgleich es ihr Anfangs unglaublich geſchienen, daß Jemand einer ſolchen Nichtswürdigkeit fähig ſein wurde, wie ſie dieſelbe aus den Worten des Trunkenen vermuthen zu können glaubte, ſo war doch die Angſt, mit welcher ſein Begleiter das weitere Sprechen des Barons zu verhindern geſucht hatte, zu auffallend geweſen. Sie quälte eine Zeitlang ihre Mutter mit einem ausführlichen Geſpräch über dieſen Gegenſtand; und wir müſſen noch hinzufügen, daß dies die ältere Frau geweſen, welche mit Marie in der Villa-Bella geweſen. Sie wiederholte ihr jeden kleinen Umſtand, die Worte des Barons und die des Schreibers, da ſich aber die gute Frau durch keine bedeutende Faſſungsgabe auszeichnete, begab ſie ſich in ihr Schlafzimmer, um dort ungeſtört weiter nachdenken zu können.

„Armes Kind:“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; — „Sie war ſo gut, ſo unſchuldig. Ich habe mich oft darüber gewundert, wie es möglich war, daß ſie ſo geblieben iſt. Sie hatte keinen Freund, keinen Verwandten, nur von ihrem Bruder ſprach ſie mir öfter; aber er wird auch nichts für ſie thun können. — Nun, ich habe Bekanntſchaften genug, man wird mir gern einen Gefallen erweiſen, und wenn dieſe arme Kleine Niemand hat, der ſich ihrer annimmt, ſo werde ich es ſein, die für ſie ſorgt. — Es wäre entſetzlich, wenn ſie das Mädchen falſch angeklagt hätten; — aber fähig iſt der Baron zu einem ſolchen Bubenſtück; — ich hielt ihn bis jetzt nur zu dumm dazu. Arme Kleine! — Nun, ich werde morgen erſt einmal mit ihrem Wirth ſprechen und dann will ich ſelbſt auf das Criminalgericht gehen, und was ich hier gehört habe, dem Herrn erzählen, der die Unterſuchung führt. — Sie wird ſich freuen, wenn ſie hört, daß ſich wenigſtens Einer um ſie kümmert; — wenn ich's gleich nur bin!“

Sie ſeufzte bei dieſen Worten unwillkürlich, und faß eine Zeit-

lang ſchweigend und nachſinnend da, endlich ſtrich ſie haſtig mit der hübſchen, kleinen Hand über die Stirn hin, als wolle ſie die trüben Gedanken verſcheuchen; dann begab ſie ſich zu Bett, um zu ſchlafen und zu träumen. Und ihr Schlaf war ruhig und ihr Traum freundlich, denn Träume und Schlaf kommen von Gott, und Gott vergiebt uns unſre Schuld, um *eines* gerechten Gedanken willen allein.

XLI.

Die Stadtvoigtei.

„Sie wird ſich freuen, wenn ſie hört, daß ſich wenigſtens Einer um ſie kümmert;“ hatte Marie geſagt, und wahrlich, ſie hatte vollkommen Recht.

Der Zuſtand, in welchem ſich Roſe befand, war in der That entſetzlich.

In dem Gefühl ihrer völligen Unſchuld, außerdem wenig bekannt mit dem Gange des Geſetzes, hatte ſie keine Idee von dem, was ihr bevorſtand, als der Polizeicommiſſair ihr befahl, ihm zu folgen. Erſt als ſie vor die Thür hinaustrat, wo ſich inzwiſchen eine große Menge Neugieriger verſammelt hatte, wie dies bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich vorzukommen pflegt, als dieſe Volksmaſſe ſich ihrem Wege anſchloß, dem Wege, welcher ſie bei allen Nachbarn und Bekannten vorüberführte, die ſie ſonſt immer ſo freundlich zu grüßen pflegten, während jetzt der Boden unter ihren Füßen brannte, und ſie ihre Augen nicht aufzuſchlagen wagte, als ſie links einbogen

in die Spandauerſtraße, und der Commiſſair grade auf die Stadt-voigtei losſchritt, da erſt begann ihr klar zu werden, welches Schickſal ſie erwartete. — Ihre Knie zitterten bei dem Anblick dieſes weiten, unheimlich ausſehenden Gebäudes, bei welchem ſie ſonſt mit leichtem Herzen vorübergehüpft war, ſie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe, und nur mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte ſtieg ſie die Stufen der ſteinernen Treppe hinauf, die in die inneren Räume des Gefängniſſes führte.

Die Stadtvoigtei Berlins hat keine weltkundig hiſtoriſchen Erinnerungen aufzuweiſen, wie etwa Newgate, der Tower, der Temple und andere Gefängniſſe anderer Städte; aber auch ohne dieſe vermag man ſich nicht des unheimlichen, athembeengenden Gefühls zu erwehren, wenn man dieſe altergrauen, hohen Mauern mit ihren eiſenvergitterten Fenſteröffnungen betrachtet. — Man muß an einem trüben, nebligen Tage die Fiſcherbrücke entlang gegangen ſein und einen Blick nach jenen grotesk in einandergeſchobenen Gebäuden hinübergeworfen haben, aus welchen die Criminalgefängniſſe beſtehen, um dieſen Eindruck vollſtändig zu empfinden; dieſe ſtarren, todten Wände, mit all' dem entſetzensvollen Elend, was ſie in ſich verſchließen, blicken, eine finſtre Drohung, auf den hernieder, deſſen Gewiſſen nicht rein und ruhig; aber ſie ſind auch eine ſtumme und doch wieder ſo beredte, ernſte Mahnung für uns alle, die wir Menſchen ſind, Menſchen mit einem warmen, pochenden Herzen in der Bruſt, und in dem Herzen die Leidenſchaften und Schwächen der Menſchheit. —

Der Polizeicommiſſair führte Reſe durch das Vordergebäude über einen viereckigen, gepflaſterten Hof, auf welchem eine Schildwacht auf und nieder ging, zu einem Thorwege, welcher durch ein Hintergebäude nach einem zweiten Hofe ging. Faſt bewußtlos folgte ihm die Arme. Aus der geöffneten Thür der Wachtſtube, bei welcher ſie vorüber kamen, tönte ihr das wirre Gelärm der Wachtmannſchaft entgegen; — ſie hörte es kaum; der Commiſſair öffnete eine

zweite, dicht daneben befindliche Thür und befahl ihr barsch, voranzugehen: sie gehorchte, aber sie wußte nicht mehr, was sie that. — Ihre Sinne begannen sich immer mehr und mehr zu verwirren

Sie trat in eine Art von Gang, gebildet auf der einen Seite durch die Wand eines sehr großen Zimmers, auf der andern durch ein niedriges hölzernes Gitter, hinter welchem die hier beschäftigten Beamten saßen, schreibend, oder in einem Actenstück stöbernd und lesend, und nur einen flüchtigen Blick auf die Eintretenden werfend, mit ihren nüchternen, kalten, papiernen Actengesichtern. — Am Ende dieses Zimmers angekommen, trat einer derselben Rose bis an das Gitter entgegen. —

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Rosalie Wagner;" erwiederte sie mechanisch.

Wir haben noch nicht gesagt, daß beide Geschwister nach dem Familiennamen der Lumpensammlerin, welche sie bei sich aufgenommen hatte, so genannt worden waren.

„Wagner?" wiederholte der Beamte nachsinnend und wischte seine Feder an den tintenfleckigen Ueberärmel von grauem Kattun aus, den er, um seinen Rock zu schonen, übergezogen hatte. „Wagner? Hm, hm. — Bist schon früher im Arrest gewesen?"

„Noch niemals;" versetzte Rose zitternd. — „In meinem ganzen Leben noch nicht."

Der Beamte brummte einige unverständliche Worte und musterte die vor ihm Stehende sehr lange und aufmerksam durch seine große Brille. Endlich nahm er ein dickes Buch von einem Repositorium herab und schlug es auf.

— — B. — W. — Wa — Wagner; — aha da ist es, Wagner. Anton Wagner. — Ist gestern Abend eingebracht worden. — Ist der Anton Wagner ein Verwandter von Dir?"

„Das ist mein Bruder; aber er ist eben so unschuldig, wie ich."

„Weiß wohl, weiß wohl; — eben deshalb. — Sind viele Un-

ſchuldige hier eben:" ſagte der Beamte, eine Redensart, die bei ihm eben ſo ſtereotyp war, wie es jedesmal die Betheurung der Ankommenden, daß ſie völlig unſchuldig ſeien. „Weiß wohl, mein Kind. — Haſt Du Geld bei Dir, oder Geldeswerth? — Oder ſonſt etwas? Scheeren, Meſſern u. ſ. w. — Pack' 'mal aus."

Die arme Kleine griff in die Taſche ihres Kleides, um ihr Geldbeutelchen und das Nähkäſtchen von ſchwarzem, polirten Holze, ein Geſchenk ihrer Pflegemutter, welches ſie immer bei ſich trug, hervorzulangen; aber ihr Arm war zu ſchwach dazu, ſie fühlte, wie ihre Kräfte ſie gänzlich verließen.

„Nun wird's bald!" rief der Polizeicommiſſair, ärgerlich über dieſe, wie er glaubte, erkünſtelte Schwäche.

Roſe ſtieß einen ſchwachen Schrei aus. Ihre Hand haſchte ſuchend nach dem Gitter, hinter welchem der Beamte ſtand, ihre Augen umſterten ſich, ſie wollte ſich aufrecht halten, aber ſie ſank ohnmächtig nieder. —

Als ſie wieder zu ihrem Bewußtſein gelangte, befand ſie ſich in einem weiten, viereckigen Zimmer, auf einem Strohſack liegend. Ein Frauenzimmer, etwa neunzehn oder zwanzig Jahr alt, mit einer breiten, aufgeworfenen Naſe, rothem Haar und finnigem Geſichte kniete neben ihr. Dieſe Perſon hatte Roſens Kopf in ihren Schooß gelegt und war damit beſchäftigt, ein naſſes Tuch, welches ſie von Zeit zu Zeit in einem daneben ſtehenden Waſchbecken anfeuchtete, auf eine leichte Verletzung zu legen, welche das junge Mädchen bei'm Fallen erlitten hatte.

„Nun," ſagte dieſes Frauenzimmer, als Roſe die Augen öffnete und ſie einen Augenblick verwirrt anſtarrte; „nun mein Lämmchen, da biſt Du ja. — Wie geht's Dir denn?"

Sie wiſchte bei dieſen Worten die Waſſertropfen, die von dem naſſen Tuche in Roſens Geſicht gelaufen, mit ihrer Schürze ab und blickte ſie Antwort erwartend an.

Rose richtete sich langsam in eine sitzende Stellung empor. Ihre Stirn, welche sie beim Fallen heftig gegen einen eisernen Nagel geschlagen hatte, blutete noch immer heftig, aber sie fühlte diesen Schmerz nicht, und als sie sich nun umblickte und gewahrte, wo sie sich befand, ließ sie den Kopf wieder sinken und weinte bitterlich.

Es befanden sich, außer dem schon erwähnten noch mehre Frauenzimmer in dem Gemach. Sie saßen am Fenster auf runden Holzblöcken, welche statt der Stühle dienten, und beschäftigten sich mit dem Ausbessern ihrer alten Kleidungsstücke. Eine ältere Frau, etwa zwischen vierzig und funfzig Jahren, mit sehr gemeinem Gesicht und stark hervorspringenden Backenknochen, saß in der Mitte des Kreises, welchen die rund umher Hockenden bildeten. Sie führte das Wort und schien den Andern etwas zu erzählen, welche aufmerksame und stumme Zuhörerinnen abgaben.

Als diese Frau sah, daß Rose aus ihrer Ohnmacht erwachte, hielt sie mit ihrem Vortrag inne und blickte nach dem Mädchen hinüber; die Anderen folgten ihrem Beispiel.

„Ich glaube gar, sie weint," sagte diese Frau nach einer Pause; „was hast Du denn zu heulen, Mädchen, schämst Du Dich gar nicht?"

Bei diesen rauhen Worten ließ Rose die Hände, mit denen sie das Gesicht bedeckt hatte, sinken, und ihr thränenumflortes Auge begegnete dem Blick jener Frau, welche über die Schönheit des jungen Mädchens nicht wenig überrascht schien, da sie dieselbe vorher, als sie bewußtlos in das Gefängniß hineingebracht wurde, keines Blickes gewürdigt hatte. Auf ihren Zügen ging zugleich eine sehr bedeutende Veränderung hervor. Der abschreckend rohe, gemeine Ausdruck, welcher dieselben bisher belebt, machte einem freundlichen Lächeln Platz, so freundlich als es nur immer ein Gesicht hervorbringen konnte, das den unverkennbaren Stempel des schamlosen Lasters und des versteckten Verbrechens trug. Sie stand auf und näherte sich dem Strohsack, auf welchem Rose saß. Bei dieser

Bewegung konnte man sehen, daß sie lahm war; — sie setzte sich neben Rose nieder.

„Nun, was weinst Du, Kind?“ sagte sie in einem, ihrem veränderten Aussehen entsprechenden Tone. „Thut Dir Dein Kopf so weh, oder ist es deswegen, daß sie Dich gefaßt haben? — Was hast Du denn gemacht?“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Rose keine Antwort gab.

„Ach, Madame,“ entgegnete die Kleine weinend; „das ist eben das Schrecklichste; ich habe gar nichts gethan, ich bin ganz unschuldig, ganz gewiß.“

„Ja ja, das kommt sehr häufig vor,“ nahm Jene das Wort, indem sie einen sehr pfiffigen Blick auf die Uebrigen warf; „es ist schrecklich, wie es mitunter zugeht; aber was sollst Du denn eigentlich gethan haben?“

Rose erzählte, vom häufigen Weinen unterbrochen, ihre Geschichte. In ihrer kindlichen Einfalt freute sie sich über die Theilnahme, mit welcher man ihr zuzuhören schien, und hielt sich fest davon überzeugt, daß man ihr Glauben schenke. Es war indessen nur Eine von denen, welche diese, im rührenden Tone der unschuldigen Wahrheit mitgetheilten Worte anhörten, die ihnen glaubte. Dies war das Mädchen, welches vorher mit freundlicher Sorge sich um die Ohnmächtige bemüht hatte. Während diese sprach, kauerte sie sich auf die andere Seite des Strohsacks nieder, und horchte aufmerksam und theilnehmend den Worten der Erzählerin.

„Das ist ja schrecklich, Du armes Kind,“ sagte sie. „Wir wollen nur wünschen, daß Deine Unschuld recht bald an den Tag kommt und Du wieder frei wirst.“

Diese freundlichen Worte verfehlten nicht einen wohlthuenden Eindruck auf Rose hervorzubringen. Sie wendete sich zu ihr und als sie den aufrichtigen Ausdruck gutmüthiger Theilnahme auf dem

häßlichen, von der Natur ſtark vernachläſſigten Geſichte wahrnahm, reichte ſie ihr freundlich die Hand.

„Du biſt ſo gut," ſagte ſie, ſich zu ihr wendend; „warum hat man denn Dich hier eingeſperrt? Du biſt gewiß auch unſchuldig?"

„Nein, nein, ich bin nicht unſchuldig," erwiederte Jene leiſer ſprechend; „ich habe es gethan, ich kann es nicht leugnen."

„Und was haſt Du denn gethan?" fragte Roſe weiter.

„Ich habe mein Kind umgebracht."

Roſe zog haſtig und erſchrocken ihre Hand zurück und ſah die Sprecherin mit ſchlecht verhehltem Entſetzen an. Dieſe warf ihr einen langen, wehmüthig vorwurfsvollen Blick zu, als wolle ſie ihr ſagen, wie unrecht es ſei, ihren Abſcheu ſo offen und rückſichtslos zu erkennen zu geben; dann wendete ſie ſich von ihr ab, um mit dem Zipfel ihrer Schürze die großen Thränen zu trocknen, welche ſich inzwiſchen mit Gewalt aus ihren Augen drängten. Roſe war zu gutmüthig und gefühlvoll, um nicht den Fehler einzuſehen, welchen ſie begangen, und gleichſam um ihr Unrecht wieder gut zu machen, reichte ſie, obgleich es ihr Ueberwindung koſtete, der Weinenden wieder ihre Hand. Dieſe zögerte indeſſen, ſie zu ergreifen.

„Ach," ſagte ſie; „als ſie Dich vorher da 'rein brachten und Dich bleich und blutend auf den Strohſack legten, und der Doctor ſagte, wir ſollten Dir kaltes Waſſer auf die Wunde legen, da dachte ich, Du würdeſt freundlich gegen mich ſein, wenn Du ſiehſt, daß ich mich um Dich gemüht habe. — Aber nun biſt Du doch wie alle die Anderen, die mich ſchimpfen und ſtoßen, und ich bin ja doch unglücklich genug."

„Nein, nein," ſagte Roſe eifrig und ihr eigenes Leid bei den Worten dieſer Unglücklichen vergeſſend; „ich habe Unrecht gehabt, ich weiß es, ich habe Unrecht gehabt. Es war nur im erſten Augenblick, wo ich erſchrak; hier iſt meine Hand, ſei nicht mehr böſe auf mich."

Das Mädchen ergriff mit Haſt die ihr dargebotene Hand und bedeckte dieſelbe mit ihren Küſſen und ihren Thränen.

„Dummer Schnack," ſagte indeſſen die lahme Frau, ärgerlich darüber, ihr Geſpräch mit Roſen unterbrochen zu ſehen. „Das iſt immer die alte Litanei bei ihr. Achte nicht weiter auf ſie, mein Kind, wenn wir ſie ſonſt anhören wollten, würde ſie uns den ganzen Tag die Ohren mit ihren Klagen anfüllen; es iſt förmlich zum Ekel."

„Aber ſie iſt ja ſo unglücklich," erwiederte Roſe, indem ſie, ihren früheren Abſcheu ganz und gar vergeſſend, ihre andere Hand auf den Nacken des Mädchens legte, welches den Kopf auf ihren Schooß niedergebeugt hatte. „ſie iſt ſo unglücklich."

„Wenn ſie es iſt, iſt's ihre eigene Schuld," ſagte die Frau mürriſch; „wie ſich Jeder bettet, ſo ſchläft er. Sie möchte bloß Deine Bekanntſchaft machen, damit Du ihr, wenn Du frei biſt, etwas Geld oder Sachen ſchicken möchteſt. Da, ſieh nur, wie zerlumpt ſie ausſieht."

„Glaube das nicht, glauben Sie das nicht, Mamſell," ſagte das andere Mädchen eifrig, um ſich gegen dieſe Anſchuldigung zu vertheidigen; „ich will nichts weiter, gewiß nichts weiter, als daß ſie freundlich mit mir ſind und mit mir reden und mich nicht ſchlagen, wie die Anderen. Ich will ja gern Alles für Sie thun, die Stube ausfegen, das Waſſer holen und die Strohſäcke hereintragen, und Sie ſollen nur jeden Tag ein einziges Mal ſo gütig zu mir ſein und ſo mit mir reden, wie Sie es vorher gethan."

Es lag eine tiefere Bedeutung in jenem Wechſel der Anrede, durch welchen dieſes bedauernswerthe Geſchöpf Roſen ihre Ehrerbietung zeigen wollte, als man vielleicht im erſten Augenblick glauben dürfte. Die Gefangenen, beſonders die weiblichen, duzen einander gewöhnlich, fühlend, daß ſie auf der gleichen Stufe des moraliſchen Werthes oder beſſer Unwerthes ſtehen und nur durch äußerliche

Rückſichten, wie dies zum Beiſpiel bei der lahmen Frau ſtattfand, von welcher wir nachher etwas Ausführlicheres erfahren werden, und eine Aenderung dieſer Gewohnheit veranlaßt. Roſe beſaß keine dieſer Eigenſchaften; ſie war im erſten Augenblicke auf die gewohnte Weiſe behandelt worden, aber in der gewinnenden Freundlichkeit, mit welcher ſie dieſe arme Elende behandelte, lag ein gewiſſes Etwas, welches, weit davon entfernt, dieſe Vertraulichkeit zu mehren, ihr vielmehr, ohne daß ſie es ſelbſt wollte und wußte, Hochachtung erzwang.

„Halt das Maul,“ ſagte indeſſen die Frau, ärgerlich über den Eindruck, welchen dieſe Worte, wie ſie ſah, auf Roſe hervorgebracht hatten; „Du weißt, daß ich keinen Spaß verſtehe, wenn ich Dir etwas zweimal geſagt habe.“

„Verſuche es jetzt nur, verſuche es jetzt nur!“ rief das Mädchen aufbringend und auf Roſe deutend: „Sie iſt jetzt hier, ſie wird mich in Schutz nehmen und dem Aufſeher ſagen, daß ich es nicht geweſen bin, welche Schuld gehabt hat, wie Ihr ſonſt immer geſagt, wenn Ihr mich ſchlugt, und ich Euch nichts gethan hatte.“

„Was,“ ſchrie das Weib, über die aufrühreriſche Geſinnung, welche ſich in dieſen Worten kund gab, entrüſtet; „Du wagſt es, mir zu trotzen. — Wart, ich will Dich, Kanaille!“

Sie ſtürzte bei dieſen Worten mit der geballten Fauſt wüthend auf das unglückliche Mädchen zu, welches ſich ſchreiend in eine Ecke des Zimmers flüchtete. Roſe warf ſich, in dieſem Augenblicke ihre eigene Lage vergeſſend, zwiſchen Beide. Wahrſcheinlich würde indeſſen ihre Aufopferung zu nichts weiter geführt haben, als daß ſie ſelbſt den Grimm dieſer Frau auf ſich gezogen, hätten ſich nicht in dieſem Augenblick langſam ſchlurfende Männertritte auf dem Flur vernehmen laſſen, worauf ſogleich die übrigen Frauenzimmer, welche aufgeſtanden waren, um dieſer Scene zuzuſchauen, ihre Sitze wieder einnahmen. Gleich darauf hörte man außen einen Riegel klirren,

ein Schlüssel wurde in das Schloß gesteckt und umgedreht, und die Thür ging auf.

„Freistunde," sagte der eintretende Schließer, und sich dann zu Rosen wendend, welche sich schüchtern in eine Ecke gestellt hatte, da sie nicht wußte, wer komme, sagte er: „Nun, sind Sie wieder munter? Das freut mich, ich dachte erst, wir müßten Sie in's Lazareth bringen; aber der Arzt meinte, Sie würden sich schon wieder erholen. — Sie werden zu schwach sein, um nach dem Hofe hinunter gehen zu können, bleiben Sie nur hier."

Rose stammelte einige abgebrochene Worte, ohne eigentlich selbst zu wissen, was sie sagte, während sich die übrigen Gefangenen entfernten.

„Ich will auch hier oben bleiben, sie könnte einen neuen Anfall bekommen und dann wäre sie ganz allein," sagte Rosens neue Freundin, indem sie den Schließer bittend anblickte.

„Meinetwegen, wenn Dir nichts daran gelegen ist. Aber fange nicht wieder Streit an, wie Du es immer thust Du bist nun schon dreimal im schwarzen Loch gewesen, und wenn Du nun nicht Ruhe hältst, werden wir Dich schließen müssen."

„Ach, Herr Kurz, ich bin gewiß nicht Schuld," versetzte Jene; „es sind die Anderen, welche die Schuld immer auf mich schieben."

„Das ist die alte Ausrede, Anne; Niemand will nachher die Schuld haben," brummte der Gefangenwärter, indem er phlegmatisch nach der Thür ging, dieselbe hinter sich verriegelte und die beiden Mädchen allein ließ.

„Sie haben Ihre Wunde ganz und gar vergessen," sagte das Mädchen zu Rose; „setzen Sie sich, ich will Ihnen das Blut abwaschen und ein Tuch darüber binden, da wir jetzt gerade allein sind. Setzen Sie sich wieder auf den Strohsack."

Rose hätte ohne große Mühe diesen kleinen Dienst selbst verrichten können, aber sie fühlte, daß sie jener einen Gefallen

erweiſen würde, wenn ſie ihre Hülfe annähme. Sie nahm deshalb auf dem angedeuteten Sitz Platz, und mit einer Sorgfalt und Vorſicht, als handle es ſich um die Pflege einer längſt gekannten Freundin, begann jene ihren Liebesdienſt.

„So;“ ſagte ſie, als ſie Roſens Taſchentuch über die leichte Schramme band; „nun iſt nichts mehr von dem häßlichen Blutfleck zu ſehen. — Ach wie hübſch ſehen Sie jetzt aus, gerade ſo wie die Engel, von denen ich des Nachts träume.“

Roſe blickte ſie verwundert an, wie ſie ſo mit unverſtellter Freude vor ihr ſtand und ihr in's Geſicht blickte.

„Mein Gott, ſprach ſie endlich, Du biſt ſo gut, ſo freundlich; Du ſcheinſt mir beſſer, wie die Anderen — es iſt doch wohl nicht möglich, daß — —

„Sie meinen, daß ich eine Kindesmörderin bin;“ fuhr Anna fort, als ſie ſah, daß Jene ſtockte.

Roſe nickte ſchweigend.

„Und es iſt doch ſo und nicht anders,“ fuhr Jene fort, vor ihr ſtehen bleibend, den Kopf auf die Bruſt herabgeſenkt und mit tiefer, melancholiſcher Stimme redend. — „Sie haben mir geſtern früh das Urtheil angekündigt: ich ſoll hingerichtet werden.“ Roſe ſchauderte abermals unwillkürlich zurück; aber die Sprecherin bemerkte es nicht, ſondern fuhr fort:

„Die Andern hier ſagen nun zwar, es würde mir nicht an's Leben gehn, und mein Defenſor meinte ſogar, daß ich mit zehn Jahren Gefängniß davon kommen könnte, weil ich ſehr viel mildernde Umſtände für mich hätte; aber es iſt doch ein Gefühl, als ob mit einem Mal das Herz ſtill ſteht, als ob das Blut zu Eis zuſammen friert, wenn ſie Einem verleſen, daß man zum Tode verurtheilt iſt, mit ſo ruhiger gleichgültiger Stimme, wie wenn man zu Hauſe aus einem Geſchichtenbuch verlieſt, und ſelbſt dabei kommen Einem mitunter die Thränen in die Augen, wenn man denkt, daß das Alles wahr

iſt; — aber ſein Todesurtheil leſen zu hören, das iſt doch anders.

Ungeachtet des Schauders, deſſen ſich Roſe nicht erwehren konnte, warf ſie doch einen halb mitleidigen, halb neugierigen Blick auf das Geſicht der Sprecherin, welche denſelben indeſſen nicht bemerkte, ſondern ſich vielmehr neben ſie ſetzte.

„Ich weiß gar nicht, wie ich wieder in's Gefängniß zurückgekommen bin," ſprach Anna weiter; „und dann, als ich wieder hier war, wollte ich beten; aber die Anderen lachten mich aus und ſchlugen mich, und als ich nachher die Bibel nahm, um darin zu leſen, haben ſie mir die auch fortgenommen und ich konnte nichts dagegen thun."

„Aber was haben denn die Anderen gethan?" fragte Roſe.

„Sie ſitzen Alle wegen Diebſtahl, nur die lahme Frau nicht; die iſt zu drei Jahr Gefängniß verurtheilt, weil ſie ein Mädchen verführt hat, und da die Aerzte ſagen, ſie wäre zum Arbeiten zu ſchwach, iſt ſie nicht in das Zuchthaus gekommen, ſondern macht ihre Strafe hier ab. — Hüten Sie ſich vor der, Mamſell; ihre Strafzeit iſt in wenigen Tagen um und ſie wird Ihnen gewiß ſagen, daß Sie ſie beſuchen möchten, wenn Sie ebenfalls frei ſind. Aber, wie geſagt, hüten Sie ſich vor ihr, ſie hat nur Böſes im Sinn."

„Aber mein Gott," erwiederte Roſe; „Sie ſcheinen mir ſo gut, weit beſſer, als die Anderen, und die ſind doch eines leichteren Vergehens wegen hier; — ich begreife es nicht."

„Ach Mamſell," ſeufzte das Mädchen, und ſah Roſe mit wehmüthiger Freundlichkeit an; „Sie ſind ſo ſchön und ſo gut; mag Sie der liebe Gott da oben bewahren, daß Sie immer ſo bleiben. Ich habe auch in meinem Leben niemals ein böſes Herz gehabt und nie daran gedacht daß es mir möglich wäre, ein ſolches Verbrechen zu begehen. Mein Vertheidiger hat auch geſagt, daß ich wahnſinnig geweſen ſei, oder nicht zurechnungsfähig, wie ſie es nennen; ſie

müſſen das zuletzt beſſer wiſſen, als ich, und ich glaube, wenn ich noch recht lange darüber nachdenke, werde ich zuletzt wirklich verrückt werden."

„Aber es bleibt doch immer gräßlich," ſagte Roſe ſchüchtern, um die Bedauernswerthe nicht noch mehr zu verletzen, aber dennoch unfähig, eine Bemerkung zu unterdrücken, welche ihr tiefes Gefühl für Religion und Sittlichkeit ihr entpreßte.

„Ja wohl, ich weiß es, es iſt gräßlich," — fuhr das Mädchen unter vielen Thränen fort, die ohne getrocknet zu werden über ihr Geſicht rannen, das ſie in beide Hände geſtützt hatte; „ich weiß es recht gut, es klingt entſetzlich, wenn man das ſo ausſprechen hört, ſie hat ihr Kind gemordet. Aber wenn Sie mich geſehen hätten in jener ſchrecklichen Nacht der Schmerzen und des Jammers, dann würden Sie vielleicht etwas milder über mich urtheilen. Ich bin immer arm, ſehr arm geweſen," ſprach ſie nach einer Pauſe weiter; „ich bin im Waiſenhauſe erzogen und als ich heraus kam, wollte ich gern dienen, aber ich fand keine Herrſchaft, weil ich zu ſchwach und zu klein bin — und auch zu häßlich. Endlich bekam ich Arbeit auf dem Schiffbauerdamm, wo ich Segel nähte und Kornſäcke. Es war nicht viel dabei zu verdienen, höchſtens drei oder vier Silbergroſchen den Tag und des Sontags wurde noch dazu nicht gearbeitet; es iſt wenig Geld drei Groſchen, denn der Tag iſt lang, und wir Armen haben auch Hunger. Ich kam indeſſen damit aus, denn ich arbeitete den ganzen Tag und des Abends ging ich im Sommer auf's Feld hinaus und ſchlief in dem warmen Sande, und im Winter fand ich doch immer einen alten Kahn oder ſonſt etwas, wo ich die Nacht zubringen konnte, ſo daß ich keine Wohnung brauchte. Ich will nicht grade ſagen, daß ich ſehr glücklich lebte und ich habe oft daran gedacht, wie hübſch das doch ſein müßte, wenn ich in einem Hauſe ſchlafen könnte, wo noch mehr Leute wohnen und wo man einander gute Nacht wünſchen kann und nicht ſo ganz

allein iſt in der ſchwarzen, kalten, frierenden Nacht. Aber die Gewohnheit thut viel und ich habe fünf Jahre lang ſo gelebt und endlich nicht mehr daran gedacht, daß es anders ſein könnte. Eines Nachts aber, als ich auf einem Kahne ſchlief, fanden mich die Schiffer und erſt wollten ſie mich fortjagen; als ich aber bat, ließen ſie mich da und nahmen mich in die Kajüte und gaben mir Brandtwein zu trinken, daß ich ganz betäubt wurde. — Ich wollte, daß ich in jener Nacht geſtorben wäre! — Es waren nicht viele Wochen ſeitdem vergangen, als ich fühlte, daß ich ein Kind unter meinem Herzen trug. Welch eine ſchreckliche Lage, in der ich mich befand! Was ſollte aus dieſem Geſchöpf werden, welches ich mein Kind nennen mußte? Ich ſelbſt war oft dem Verhungern nahe geweſen; wie konnte ich noch in meinem Elend für ein anderes Geſchöpf ſorgen? Dazu hatte ich nicht den Muth, Jemandem meine Lage zu entdecken und ich hatte ja auch Niemanden, dem ich ſie mittheilen konnte. Ich erinnerte mich zwar, von anderen Mädchen, mit denen ich zuſammen arbeitete, gehört zu haben, es ſtünde große Strafe darauf, wenn man ſo etwas nicht anzeige, und da wollte ich wirklich einmal zum Polizei-Commiſſarius gehen, aber als ich bis zu der Thür gekommen war, kehrte ich wieder um. Ich weiß, daß ich nur ein armſeliges, verworfenes Geſchöpf bin, aber — und ich habe es auch dem Richter geſagt, als er mich fragte, warum ich es nicht gethan — wir Armen können ja auch ſo fühlen, wie die Reichen und Vornehmen, und es iſt nicht hübſch von den Leuten, wenn ſie immer ſagen: es iſt keine Gefährlichkeit, es ſind ja nur ganz gewöhnliche Leute. Mein Gott, ich bin ein häßliches, ſchmutziges Geſchöpf; aber ich habe mich geſchämt, wie es nur immer eine vornehme Dame thun kann, und ich dachte, das ſei nichts Böſes und wußte nicht, daß der Arme ſich eigentlich nicht ſchämen darf, und der Sergeant, der mich hierher brachte und mich über die näheren Umſtände befragte, ſagte es mir nachher auch, es ſei lächerlich, wenn ein ſolches Mädchen wie ich,

von Schaam ſprechen. Endlich kam die unſelige Stunde. Ich hatte ſeit vier Wochen keine Arbeit gehabt, denn es war im November und die Schiffahrt geſchloſſen. Vorher hatte ich nahe an zwei Thaler zuſammen geſpart, um etwas Geld für das Kind zu haben, aber da ich nichts verdiente, mußte ich Alles zuſetzen. Es war ein recht häßliches, kaltes Wetter und den ganzen Tag hatte es geregnet und regnete am Abend noch immer fort, da ging ich vor's Thor hinaus, um zu ſehen, ob ich nicht irgend ein Obdach finden könnte, denn ich war durch und durch naß; aber ich fand keinen Ort, wo ich hätte untertreten können. So kam ich wieder in die Stadt zurück und dachte, mich auf eine Hausflur hinzulegen, aber es war ſchon ſpät und die Häuſer alle geſchloſſen. Am Schiffbauerdamm lag ein altes, leeres Torfſchiff, ich trat hinein und ging in die Kajüte, die nicht verſchloſſen war. Es war innen ganz dunkel, ſo daß ich nichts ſehen konnte; aber als ich weiter vortrat, ſtolperte ich über Jemand, der am Boden lag und eine männliche Stimme fragte, wer da ſei. Ich ſagte es ihm und bat, er möge mich nicht fortjagen, worauf er erwiederte, ich möchte nur ruhig da bleiben, es wäre Platz genug für uns Beide, und er habe ſich da hin gelegt, um zu ſterben. Ich fürchtete mich ſehr, als ich dieſen Menſchen ſo reden hörte und wäre gern wieder fortgegangen, aber ich konnte nicht mehr auf den Füßen ſtehen, und als ich mich auf die Diele hingelegt hatte, verlor ich das Bewußtſein. Ich weiß nicht, wie lange ich ſo gelegen; ich war ganz erſtarrt vor Kälte, als ich wieder zu mir ſelbſt kam, aber trotzdem fühlte ich in demſelben Augenblicke, welche Veränderung mit mir vorgegangen, daß ich Mutter geworden war. Noch immer war finſter, aber durch das Geräuſch der Regentropfen, welche gegen das Dach der Kajüte ſchlugen, vernahm ich ein leiſes Stöhnen; es war das Kind, welches ich geboren, es ebte. Ich nahm es vom Boden auf und wickelte es in meine Schürze, aber noch damit beſchäftigt, ſtieß ich an etwas anderes, was neben mir lag. Ich be-

taſtete es, es war die Leiche des Mannes, der inzwiſchen geſtorben; er lag ſtarr und kalt an meiner Seite. Ich ſchauderte, und der liebe Gott da oben mag mir vergeben, was ich in dieſen Augenblicken gedacht; die Menſchen freilich vergeben es nicht ſo leicht; aber da iſt auch Keiner, der wüßte wie es Einem um's Herz iſt, hülflos daliegend in der ſchwarzen, ſchauerlichen Nacht, wo die Wellen unten gegen den Bauch des Schiffes ſchlagen und Regen und Wind klatſchen, wo man mit der einen Hand das Kind, ſein Kind an die Bruſt drückt, die nichts enthält, um dem Hungernden Nahrung zu geben, und mit der anderen Hand die Leiche eines Mannes fühlt, der vor Hunger geſtorben iſt. — — Ich dachte an das künftige Schickſal des Kindes, welches ich frierend und weinend an meine Bruſt drückte, und ich ſah nichts anderes, als ein Leben voll Jammer und Noth und einen Tod, wie ihn der Mann da neben mir geſtorben. Ich hatte das Kind gewiß eben ſo lieb, wie es nur das Herz einer Mutter haben kann, die auf ſeidenem Bette liegend mit freudigem Stolz auf ihren Neugeborenen blickt; aber eben weil ich es liebte, mochte ich jene Gedanken nicht ertragen. Ich raffte mich auf und trat aus der Kajüte auf das Schiff. Die Nacht war ſchwarz, der Wind trieb mir Regen und Schnee in's Geſicht, mein Kind wimmerte vor Kälte. Ich ſchlug die Schürze zurück und wollte gern die Züge dieſes kleinen Geſichtes ſehen; Gott weiß, ich hätte vielleicht meinen Sinn geändert, wenn ich nur einen einzigen Blick hätte unterſcheiden können, aber es war zu dunkel. Und ſo küßte ich es, ja ich küßte es ſo heiß und innig, wie nur immer eine Mutter küſſen kann, und dann legte ich es leiſe und behutſam in die Wiege hinein, in die weite, wallende, ſchaukelnde Wiege des Fluſſes. Da iſt es untergegangen, ruhig und ſanft, und die Wellen ſchloſſen ſich ſo ſtill, als wüßten ſie wohl, wie es da unten weit beſſer iſt in der Tiefe, als wollten ſie das kleine Weſen liebend aufnehmen und freundlich hüten und pflegen. Ich aber habe mich auf den Rand des

Kahnes geſetzt und ein Vaterunſer gebetet, eins für mein Kind und eins für mich, und habe da geſeſſen, bis der Morgen anbrach und Leute vorüberkamen, die mich fragten, was ich da thäte. Ich ſagte ihnen, daß ich mein Kind in's Waſſer geworfen hätte, damit es nicht Hungers ſterbe, wie der Mann, der da drinnen auf der Diele läge. Da haben ſie mich hierher gebracht, und das iſt meine ganze Geſchichte."

Das Mädchen hatte dieſe Worte mit dumpfer, eintöniger Stimme erzählt; anfänglich hatte ſie dabei geweint, dann aber ſprach ſie ruhig und ohne Unterbrechung weiter; Roſe dagegen konnte ihre Thränen nicht zurückhalten.

„Mein Gott," ſagte ſie mitleidig, „welch ein unglückliches Schickſal!"

„Sie weinen?" — rief Anne überraſcht, „Sie weinen um mich? — O du lieber Gott, bis jetzt hat ſich noch Niemand um mich gekümmert; — es iſt das erſte Mal!" —

Sie blickte Roſen bei dieſen Worten mit freudig glänzenden Blicken an; dieſe ſtrich ihr freundlich und unter ihren Thränen lächelnd das unordentlich hängende, dicke Haar aus der Stirn.

„Du haſt allerdings ein recht großes Verbrechen begangen," ſagte ſie tröſtend; „aber freilich in einer ſo ſchrecklichen Lage, wie Du ſie mir geſchildert haſt, — — — Aber doch Du mußteſt nicht das Vertrauen auf Gott verlieren, es würde Dir ſchon Jemand geholfen haben, wenn Du ihm nur Dein Unglück anvertraut hätteſt."

„Ach," entgegnete Anna mit einem tiefen Seufzer; „von all' den Leuten hier in Berlin hätte mir ſo leicht Niemand geholfen. Wir hatten da, wo ich arbeitete, eine Hündin, welche ſtarb, als ſie ihre Jungen zur Welt brachte; da legten wir die Kleinen zu einer Katze, die ebenfalls geworfen hatte, und die hat ſie auch alle groß geſäugt. — Die Thiere ſind barmherziger, als die Menſchen; — für mein Kind würde Niemand geſorgt haben!"

„Doch, doch: — Du biſt ungerecht, liebes Kind, Du haſt es nur nicht recht angefangen.“

„Da habe ich einmal ein Buch geleſen,“ fuhr Jene fort und ſchien jenen Einwurf gänzlich zu überhören; „daß in anderen großen Städten Häuſer ſein ſollen, wo ſolche Kinder aufgenommen und verpflegt werden, welche ihre Eltern nicht bei ſich behalten können. Gott weiß, ich habe oft daran gedacht, warum ſie nicht in Berlin auch ein ſolches Haus gebaut haben, das wäre meiner einfältigen Anſicht, nach beſſer, als all' die anderen großen, ſchönen Gebäude, die ein ſo erſchreckliches Geld koſten. Es ſind außer mir noch vier andere Mädchen hier, die alle ebenfalls angeklagt ſind, ihre Kinder umgebracht zu haben; — ſie werden nicht weniger ſchlimm daran geweſen ſein, als ich, ſonſt hätten ſie es gewiß nicht gethan; wäre nun eine ſolche Anſtalt geweſen, ſo hätten die Herren vom Gericht nicht ſo viel Mühe und Schreiberei mit uns gehabt, und auch wir wären beſſer daran.“ —

In dieſem Augenblick ließen ſich wieder die Tritte des Schließers auf dem Korridor vernehmen, die Freiſtunde war vorüber, und die übrigen Gefangenen kamen zurück.

Die lahme Frau ſah bei ihrem Eintritt Roſen mißtrauiſch und prüfend an, als wollte ſie ergründen, ob die beiden Mädchen inzwiſchen über ſie geſprochen hätten. Roſe that indeſſen ſo unbefangen als möglich, und die Uebrigen bekümmerten ſich bald genug nicht mehr um ſie. Dann war ſie während des anderen Tages ihrer neuen Freundin behülflich, deren Kleidungsſtücke ausbeſſern zu helfen, eine Beſchäftigung, zu welcher dieſe wenig Geſchick zeigte.

So verging ihr der Tag raſch genug, aber als der Abend hereinbrach und der Schließer wieder die Thür öffnete, damit die Gefangenen ihre Strohſäcke hereinnähmen, als ſie ſich dann völlig angekleidet auf dieſes harte, erbärmliche Lager legte, da fing ſie wieder an, bitterlich zu weinen, wenn ſie an ſich und ihren Bruder dachte,

der ſich unter demſelben Dache befand, und der, wie ſie noch immer hoffte, eben ſo unſchuldig war, wie ſie ſelbſt.

Leiſe weinend lag ſie ſo die lange, kalte Nacht hindurch, ſie wagte es nicht, ihren Thränen freien Lauf zu laſſen, aus Furcht, die anderen Gefangenen möchten ſie verſpotten; aber Anne, die ſich neben ihr das Lager bereitet hatte, reichte ihr, im Dunkeln umhertappend, die Hand, als ſie ihr leiſes Schluchzen vernahm. Roſe drückte ſie freundlich und hielt ſie feſt, ſelbſt als ſie endlich vor Müdigkeit und Kummer eingeſchlafen war, und ſo lagen ſie beide, dieſes reine, unſchuldsvolle Weſen und die zum Tode verurtheilte Mörderin, ruhig und ſtill, Hand in Hand neben einander, und derſelbe Engel, der ſeine Lippen freundlich auf Roſens heiße Stirn drückte, daß ſie im Schlafe lächelte, wie es nur die können, die reines Herzens ſind; er legte auch ſeine Hand auf die Bruſt der armen Verbrecherin, daß die böſen Träume ſchwinden möchten, die ſie bisher gequält, daß ſie im Schlafe das finden möge, was ſie im Wachen bisher vergeblich geſucht, ein Herz voll freundlicher Theilnahme, voll Mitleiden und Barmherzigkeit.

XLI.

Die Stadtvoigtei.

(Fortsetzung.)

Während in dem Zimmer der weiblichen Gefangenen, in welchem sich Rose befand, die tiefe Ruhe des Schlafes herrschte, befanden sich dagegen die Bewohner einer anderen Stube der Gefängnisse in fieberhafter Aufregung.

Dies war dasselbe Zimmer, in welchem Anton nach seiner Verhaftung gebracht worden war.

Ein unglückliches Schicksal hatte den jungen Menschen gerade dorthin geführt. Die ärztliche Untersuchung, der er sich bei seiner Ankunft in der Stadtvoigtei unterwerfen mußte, hatte ergeben, daß er mit einer Krankheit behaftet sei, die sich als die Folge seines ausschweifenden, liederlichen Lebens eingestellt hatte. Er war deshalb in das Lazareth der Stadtvoigtei gebracht worden. Die hierzu bestimmten Zimmer liegen im linken Flügel des hinteren Quergebäudes,

Die Fenſter gehen auf die ſchmale, vom Molkenmarkt nach dem Spreeufer führende Gaſſe hinaus, die der Krögel genannt und auf der einen Seite durch bewohnte Privathäuſer, auf der anderen durch die Stadtvoigtei ſelbſt gebildet wird.

Der Knabe hatte ſein trotziges Benehmen, welches er ſeit dem Augenblick ſeiner Verhaftung angenommen, noch nicht abgelegt; die verderblichen Lehren ſeiner Gefährten wurzelten zu tief in ſeiner Bruſt, als daß ſie ſelbſt durch einen Verfall hätten erſchüttert werden können, der, ſo wie ſeine Verhaftung bei dem erſten Diebſtahlsverſuche, ſo ſehr dazu geeignet war.

In dem Zimmer, in welches Anton nach der ärztlichen Unterſuchung gebracht wurde, befanden ſich noch vier andere Perſonen.

Die Nacht hatte er, auf der Diele liegend, in einer ſchrecklichen Geſellſchaft, in einer eben ſo ſchrecklichen Stube zugebracht. Man hatte ihn im Dunkeln in dieſes Zimmer hineingeführt; er konnte Niemand von ihnen erkennen, die bereits ſich dort befanden, eben ſo wenig wie diejenigen, welche nach ihm hereingebracht wurden. Trunkene, die man auf der Straße gefunden, oder bei einer Schlägerei verhaftet, erbärmliche Umhertreiber, Einbrecher, auf der That ertappt, aus ſolchen Leuten etwa beſtand die Geſellſchaft, in welcher Anton ſeine erſte Nacht im Gefängniß zubrachte. Aber dieſe ſchreckliche Lage war, wie geſagt, nicht hinreichend, um ſeinen ſtarren, trotzigen Sinn zu beugen. Er legte ſich endlich, nach dem Beiſpiele der Uebrigen, in eine Ecke des Zimmers nieder, indem er ſeinen Rock auszog, um ſich daraus eine Art von Kopfpfuhl zu bereiten; ſchlafen konnte er nicht, er war zu aufgeregt; aber weit entfernt, Reue über das Geſchehene zu empfinden, beſchäftigte er ſich nur mit dem Gedanken, wie er ſich am folgenden Tage bei dem Verhöre benehmen ſolle. Dieſes war indeſſen nur kurz und beſtand in dem ſogenannten Aufnahme-Verhöre, worauf er in jenes zweite Zimmer geführt wurde, deſſen wir vorher gedacht haben.

Ein großer, ſtarkknochiger Mann mit einem rohen, gemein ausſehenden Geſichte, das jenes bleiche, aufgedunſene Ausſehen hatte, welches den langen Aufenthalt im Kerker bezeichnet, erhob ſich, als die Thür geöffnet wurde, mit halbem Oberkörper von dem Bette, auf welchem er bis dahin gelegen. Anton, welcher ihn beim Eintreten zufällig anſah, glaubte zu bemerken, daß die Züge dieſes Mannes eher Verdrießlichkeit, als Neugier verriethen.

„Hier," ſagte der Schließer zu Anton; „da, das Bette in der Ecke iſt für Dich."

Mit dieſen Worten machte er die Thür wieder hinter ſich zu, und Anton blieb mit den anderen Gefangenen allein.

„Wen haben wir hier?" ſagte der vorerwähnte Mann, den jungen Menſchen forſchend anblickend. „Was haſt Du gemacht? Wo kommſt Du her?"

„Ich bin geſtern Abend bei'm Theater arretirt worden, ſie ſagten, ich ſolle geſtohlen haben," erwiederte der junge Menſch, etwas eingeſchüchtert durch den barſchen Ton, in welchem Jener mit ihm ſprach.

„Eine ſchlimme Geſchichte," fuhr der Mann fort; „ich will nicht hoffen, daß Du es wirklich gethan haſt."

„Nein, gewiß nicht, ich habe es nicht gethan, ich bin unſchuldig."

„Das iſt mir lieb," ſagte Jener in einem etwas ſpöttiſchen Tone und legte ſich wieder auf ſein Bett, die Decke bis an das Kinn heraufziehend und den Kopf auf die Seite legend, ſo daß er das Zimmer überſehen konnte. „Komm 'mal hier heran, Burſche! — So, da bleib ſtehen." Anton hatte ſich an das Kopfende des Bettes geſtellt und ſchlug die Augen vor dem Blicke nieder, mit welchem Jener ihn anſtarrte. „Du biſt der Jüngſte hier in der Stube," ſprach dieſer Mann weiter, „folglich haſt Du zu thun, was wir und

beſonders was ich Dir ſage, denn ich bin der Stubenälteſte, und wenn Du Dich weigerſt, zu gehorchen, oder über das wirſt ſprechen, was hier vorgeht, ſo thuſt Du beſſer daran, erſt zu beten, denn ich würde Dir mit meinen Fingern Dein junges Leben aus der Gurgel herausdrücken; und damit Du weißt, wer ich bin und daß ich nicht ſpaße, ſo merke Dir, daß ich ein zum Tode Verurtheilter bin, und wenn Du von einem gewiſſen Hobus gehört haſt, welcher der Frau in der Eliſabeth-Straße, als ſie ſchreien wollte, das Maul ſo lange zudrückte, bis ſie nicht mehr ſchreien konnte, und der noch außerdem manchen Anderen kalt gemacht, wovon Niemand mehr etwas weiß und auch zu wiſſen braucht, ſo bin ich dieſer Mann. — So, Du kennſt mich nun; gieb mir die Hand, denn noch ſind wir gute Freunde und werden es, wie ich wenigſtens hoffe, auch wohl bleiben, ſonſt iſt es Dein eigener Schade."

Er ſtreckte bei dieſen Worten ihm die Hand aus dem Bett entgegen, und nur mit Widerwillen und um nicht dieſen Mann gegen ſich aufzubringen, gehorchte Anton. Es wäre vielleicht nichts geeigneter geweſen, dieſen leichtſinnigen jungen, Menſchen von dem Abgrunde zurückzuhalten, dem er ſich unbewußt genähert, als das Bewußtſein, von einem ſolchen Menſchen wie dieſer, den er verabſcheuen mußte, auf eine derartige Weiſe behandelt zu werden und ſich ihm gleichſtellen zu müſſen. Er war glücklicherweiſe noch nicht verderbt genug, um in dem Verbrechen ſelbſt eine Ehre zu ſuchen; er ſchauderte bei dem Gedanken, mit welchen Leuten er durch ſeine That in Gemeinſchaft gekommen war.

Mit dem gleichen Gefühl hörte er daher auch anfänglich, nachdem er auf ſolche Weiſe in ihren Kreis eingeführt war, die Geſpräche dieſer Männer mit an, welche ſich ſämmtlich auf Raub und Diebſtahl und die Art und Weiſe, wie man ſich bei einer Anklage zu benehmen habe, bezogen. Er war indeſſen zu leichtſinnig und nicht daran gewöhnt, einen Eindruck längere Zeit in ſich zu bewahren, ſo daß

es nur wenige Stunden Zeit bedurfte, um jene, von ſeinem beſſeren Bewußtſein ausgehenden Gefühle in den Hintergrund ſeiner Seele zurücktreten zu laſſen; er ſchenkte bald genug dieſen Erzählungen immer größere Aufmerkſamkeit und nahm endlich gar an denſelben Theil, indem er die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, oder ſelbſt dergleichen that, wenn es ſich um einen Gegenſtand handelte, den er nicht verſtand. Als die Gefangenen ſich am Abend zu Bett legten, erzählte Einer von ihnen, ein Lumpenſammler, der wegen gewaltſamen Einbruchs in Unterſuchung ſaß, einige Bruchſtücke aus der Lebensgeſchichte des ſchönen Karl, eines bekannten Räubers, der zu Anfang dieſes Jahrhunderts in der Mark und in der jetzigen Provinz Sachſen ſein Weſen trieb. Noch lange nachher als der Erzähler ſchwieg, konnte Anton kein Auge zu thun, und als er endlich einſchlief, verfolgten ihn die Einzelheiten dieſer intereſſanten Geſchichte bis in den Traum.

Am andern Morgen begann das Geſpräch über ähnliche Gegenſtände von Neuem. Welche Intereſſen kannten dieſe Leute auch außerdem noch haben! Man trug Anton zunächſt auf, das Zimmer zu reinigen und die Betten zu machen, und ſchon war die Vertraulichkeit, die zwiſchen ihm und den Uebrigen herrſchte, ſo weit gediehen, daß er, als ſie nachher beim Frühſtück ſaßen, die Frage aufwarf, wie er ſich im Falle, daß er im Laufe des Tages zum Verhör gerufen würde, dort zu benehmen habe.

„Du mußt leugnen, mein Sohn, das iſt vor allen Dingen die Hauptſache," ſagte der Dritte von dieſen Herren, der ſich von ſeinen Mitgefangenen durch die Eleganz eines zerlumpten, roth karrirten Schlafrocks auszeichnete. Dieſer Mann ſaß wegen Wechſelfälſchung und Meineids in Unterſuchung. Er war ſeines Gewerbes nach ein Winkeladvokat und bildete ſich nicht wenig auf ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe ein.

„Si fecisti, nega, ſagt der Lateiner," ſo fuhr er fort, als er

ſah, daß er Antens Aufmerkſamkeit rege gemacht hatte; „das heißt auf deutſch: wenn Du etwas gethan haſt, ſo ſtreite es ab, und das iſt ſo zu ſagen die Baſis oder Grundlage von unſerer Geſetzkunde. Streiten, mein Sohn, ſtreiten und ſich durch keine Zeugen aus der Faſſung bringen laſſen, das iſt die Hauptſache. Du glaubſt nicht, welche große Vortheile es hat, unter keinen Umſtänden zu geſtehen und wenn die Beweiſe noch ſo klar und bündig ſind. Ich will Dich in aller Kürze darauf aufmerkſam machen, und da es mir ſcheint, als wolle Dir Deine Frühſtücksſuppe nicht recht ſchmecken, ſo will ich ſie, während ich rede, ſelbſt auseſſen, denn das Sprechen trocknet den Mund aus."

Obwohl nun Anton gerade nicht dieſer Meinung war, ſondern im Gegentheil fand, daß ihm die Suppe ſehr gut munde, da er am vorigen Tage wenig oder gar nichts gegeſſen, ſo fügte er ſich doch ſchweigend, obwohl mit etwas trübſeliger Miene, zu nicht geringer Beluſtigung der Uebrigen, welche ſehr laut über dieſen Vorfall lachten, während der Rechtsgelehrte dagegen mit gravitätiſchem Ausſehn den geeignetſten Gebrauch von der Suppenſchüſſel machte.

„Siehſt Du, mein Sohn," hob er an, von Zeit zu Zeit ſeine Worte durch das Schlucken unterbrechend; „ich nehme an, ich wäre jetzt Dein Inquirent, ſo würde ich Dich vermahnen die Wahrheit zu ſagen und Dir andeuten, daß Deine Strafe um Vieles gemildert wird, wenn Du ein offenes, reumüthiges Bekenntniß ablegſt. Wie Du die Sache geſtern erzählt haſt, ſo iſt freilich kein Gedanke daran, daß ſie Dir etwas beweiſen können, und wenn Du ruhig beim Leugnen bleibſt, ſo mußt Du nothwendig freigeſprochen werden. Ich ſetze nun aber den Fall, man hätte wirklich das geſtohlene Gut bei Dir gefunden, ſo würdeſt Du unter ſehr vielen Thränen — Du mußt Dich dann üben, denn es iſt ſehr gut, wenn man zu jeder Zeit recht natürlich weinen kann — ſo würdeſt Du alſo unter vielen Thränen betheuern, daß es Dir nie in den Sinn gekommen iſt, zu ſtehlen; der

Dieb müsse Dir die Uhr, oder was es sonst gewesen ist, in die Tasche gesteckt haben, denn anders sei es nicht zu erklären, und wenn Du auch noch so verdächtig dadurch wärest, könntest Du doch nur die Wahrheit sagen, und der liebe Gott würde Deine Unschuld schon an's Tageslicht kommen lassen. Hast Du das nun einmal gesagt, so mußt Du auch dabei bleiben und wenn Du noch zwanzigmal über ein und dieselbe Sache verhört wirst, und wenn Dir der Richter auch zwanzigmal sagt, daß Du dennoch, und zwar weit strenger als beim offnen Geständniß bestraft werden würdest. Das sind leere Drohungen, und wenn Du nachher wirklich bestraft wirst, so mußt Du noch immer beim Leugnen bleiben und sagen, es sei eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, so mit Dir zu verfahren."

„Aber was habe ich denn für Vortheile davon?" fragte Anton.

„Darauf wollte ich eben kommen, mein Junge," fuhr der Sprecher fort; „paß also auf, was ich Dir sage. Hast Du also bis zum letzten Augenblick geleugnet, so wirst Du entweder vorläufig freigesprochen, oder außerordentlich bestraft. Eine außerordentliche Strafe ist aber nicht etwa, wie Du vielleicht glauben möchtest, eine sehr scharfe Strafe, sondern eigentlich eine Strafe, die außer Ordnung ist, weil das Gesetz eigentlich nur den bestrafen kann, der sein Verbrechen eingestanden. Wer nun irgend einer dummen Geschichte wegen, über'n Berg geschickt wird, der kriegt zunächst, wenn er an Ort und Stelle kommt, eine Anzahl Prügel, was man den Willkommen nennt, bei denen aber, welche außerordentlich bestraft sind, fällt das fort. Das ist ein Vortheil; der zweite aber, und der ist noch weit größer, besteht darin, daß Jedem der zum zweiten, zum dritten oder viertenmal bestraft wird, die frühere Strafe mit zu der neuen hinzugerechnet wird. Hast Du also das erstemal ein Jahr gehabt, so kriegst Du für dieselbe Geschichte beim zweiten mal zwei Jahr, beim dritten mal drei Jahr und sofort; bei der außerordentlichen Strafe findet dies aber ebenfalls nicht statt, und ich denke, Du wirst verstanden haben,

was ich geſagt habe, und nun nicht mehr im Zweifel darüber ſein, wie nützlich es iſt, jederzeit zu leugnen und ſich durch nichts zum Geſtändniß bringen zu laſſen."

Anton erwiederte hierauf, daß er das Geſagte allerdings vollkommen begriffen habe, und bat den Rechtsgelehrten, in ſeinem Vortrage fortzufahren und ihm noch mehr dergleichen, in ſo hohem Grade wiſſenswerthe Sachen mitzutheilen.

„Ach, mein Sohn," entgegnete der Gelehrte; „das Studium der Rechtskenntniſſe iſt ſo ausgebreitet und ſchwierig, daß viele langſame und mühſame Jahre darüber hingehen, ehe man nur einen einigermaßen deutlichen Ueberblick über daſſelbe gewinnt. Die Verhältniſſe, in denen man ſich befindet, ſind ſo mannichfacher und verſchiedener Art, daß man ſeinen ganzen Scharfſinn anwenden muß, um den richtigen Weg aufzufinden, der uns glücklich über die Unannehmlichkeiten einer langjährigen Zwangsarbeit hinweghilft. Du ſcheinſt mir einen hellen Kopf zu haben. Du wirſt vielleicht noch mit Deinem Scharfſinn Ehre einlegen; aber nur aus der Praxis kann man's lernen, wie man ſich bei einem Verhör kaltblütig verhalten muß, wo ſie uns gern in Widerſprüche verwickeln möchten, wie man immer ſcheinbar nachgeben und doch überall Recht behalten muß, damit der Richter endlich glaube, es könne doch etwas Wahres an unſerer Ausſage ſein, ſelbſt wenn er noch ſo ſehr mit Mißtrauen erfüllt iſt; — ja, ja, das iſt Alles ſchwer, ſehr ſchwer, mein Sohn; man muß die Geſetze kennen, man muß die Menſchen kennen, man muß ſich ſelbſt kennen. Allein kann man indeſſen auch nichts machen, merke Dir das, man muß einen Freund haben. — Jemand der allein arbeitet, macht's gewöhnlich nicht lange, ſondern fällt in die Arme des Geſetzes, er mag noch ſo klug ſein. Wie wollteſt Du zum Beiſpiel, wenn es gilt einen Gegenbeweis zu führen, Dein Maremokum nachweiſen, wenn Du keine Freunde hätteſt? — ich will hoffen, daß Du weißt, was ein Maremokum iſt." — Anton erwiederte, daß er

allerdings dieſen Ausdruck kenne, den auch wir, wie dem Leſer wohl noch erinnerlich ſein wird, bereits gebraucht haben, und welcher ſo viel als ein Alibi bedeutet. „Es iſt ſchwierig, höchſt ſchwierig ein gutes Maremekum nachzuweiſen,“ fuhr der Sprecher in ſeinem Vortrage fort; „es iſt ſo zu ſagen, der Triumpf der Wiſſenſchaft und muß auch nur da angewendet werden, wo kein anderer Ausweg übrig bleibt. Der Angeklagte freilich kann nichts thun, als ſeinen Freunden genau angeben, was er in den Acten ausgeſagt hat und dann müſſen die das Uebrige machen. Ich habe es immer für gut befunden, in einer grauen Militairhoſe und mit einem gewichſten Schnurrbart zu ſchwören; Andere meinen zwar, es ſei beſſer mit langem Haar und ſchwarzen Leibrock; aber eine Militairhoſe macht einen ſehr guten Eindruck, das kann ich Dir verſichern. Frauenzimmer ſchwören am beſten in einer weißen Haube mit ſchwarzem Bande, einem Umſchlagetuch und einer kattunenen Schürze. — Wir hatten einmal ein Maremekum in Breslau wegen eines Einbruchs. Der arme Kerl war nahe daran, Zeitlebens nach Brieg zu kommen; aber wir waren neun Perſonen, die das Alibi beſchworen. Ich hatte die ganze Geſchichte arrangirt und es koſtete ihm nicht mehr als drei und funfzig Thaler, und dabei hatten wir fünf Militairhoſen, worunter drei Denkmünzen und eine Rettungsmedaille, und vier Frauenzimmer mit ſchwarzen Kopftüchern, weil der Einbruch auf dem Lande geſchehen war; Du kannſt denken, daß wir einen glänzenden Sieg davon trugen; es war wirklich ein ſehr ſchöner Anblick.“

„Ich glaube es,“ ſagte Anton; „aber es muß doch ſchrecklich ſein, falſch zu ſchwören.“

„Narrenspoſſen,“ ſagte Jener; „es iſt nichts leichter, wenn Du's nur erſt einmal probirt haſt. Da ſtellſt Du Dich hin und hebſt die Hand hoch und ſprichſt nach, was der Referendarius Dir vorſagt; das iſt die ganze Geſchichte. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß das Geſetz noch heutigen Tages ſo viel Gewicht auf einen Eid legt.

Sie ſind in ſo mancher Beziehung klüger geworden, warum nicht auch in dieſer. Ja, wenn es Einem nicht ſo leicht gemacht würde und man dem, der ſchwört, dabei ein bischen in's Gewiſſen reden wollte, ſo ließe ich mir die Sache wohl gefallen, aber ſo iſt es die leichteſte Sache von der Welt. Ich habe einen Bekannten hier in Berlin, er wohnt in der Kanonierſtraße, der hat ſein hübſches Auskommen, jährlich ſeine ſechs bis ſiebenhundert Thaler, blos was ihm das Schwören einbringt. Es iſt ein ſchönes Geſchäft, ein Beweis gar nicht zu führen, und wenn ich mich nicht in die faule Geſchichte mit dem Wechſel eingelaſſen hätte, wäre kein Menſch auf den Gedanken gekommen, mich wegen des Eides zur Unterſuchung zu ziehen. — Nun, bis ſie's mir bewieſen haben werden das iſt Gott, ſei Dank, noch lange hin. Wenn die Unterſuchung geſchloſſen iſt, werde ich mich ſelbſt ſchriftlich vertheidigen, denn obſchon dies nicht das erſte Mal iſt, daß ich in Criminalunterſuchung bin, ſo habe ich doch noch nie einen Vertheidiger gehabt. Es iſt die größte Thorheit, wenn man ſich von Einem da eben vertheidigen läßt, wenn ſie es auch wirklich beſſer verſtehen als, unſer Einer."

„Aber wie ſo? warum?" fragte Anton, welcher mit ſehr großer Aufmerkſamkeit dieſem gelehrten Vortrage zuhörte.

„Das will ich Dir auch ſagen, mein Junge," fuhr der „praktiſche" Juriſt fort; „freilich muß ein jeder Referendarius, Aſſeſſor oder Juſtizrath Deine Vertheidigung übernehmen, wenn Du es verlangſt, und wenn man die Sache ſo anhört, ſoll man Wunder glauben, wie weiſe und liebevoll unſere Geſetzgebung in dieſer Beziehung iſt, und ſie mag's auch wirklich recht gut gemeint haben, aber wenn man die Sache bei Lichte betrachtet, liegt eben darin der größte Nachtheil für das Publikum. Nehmen wir mal an, daß da zum Beiſpiel ein Referendar oder Aſſeſſor iſt, ein recht geſcheuter Junge, der Einen durch eine hubſche Vertheidigungsſchrift ein Bischen aus dem Schwindel heraushelfen könnte; wird er's wohl thun? — Nein, gewiß nicht.

Der arme Teufel quält ſich und müht ſich ſchon ſo und ſo viel Jahre lang ab, ohne auch nur einen Groſchen für ſeine Mühe und Arbeit zu haben. Er iſt von des Morgens früh, bis zum Nachmittag auf dem Gericht beſchäftigt und wenn er nach Hauſe kommt, muß wohl noch etwas ſtudieren, oder andere Arbeiten thun, und wenn er dann noch ſich hinſetzen und dicke Actenſtücke durchleſen, und eine ausführliche, bogenlange Vertheidigung ſchreiben ſoll, dann iſt's ihm gewiß nicht zu verdenken, wenn er die Sache ſo ſchnell und ſo kurz wie möglich abmacht. — Ja, wenn er dafür bezahlt kriegte! — Koſten muß man genug bezahlen, und da könnten ſie ſolchem Herrn wohl etwas für ſeine Mühe vergüten, und wenn er die Sache über's Knie bricht, iſt es ihm nicht zu verargen, und nicht er, ſondern derjenige, der ſich auf ſeinen Beiſtand verlaſſen, hat den Nachtheil davon, und das iſt alle Mal das Publikum.

Der würdige Herr ſprach noch über andere, ebenfalls dem Fache dieſer Wiſſenſchaft entnommene Thema mit der gleichen Ausführlichkeit, und bekundete dadurch nicht nur ſeine tiefe Kenntniß der Jurisprudenz, ſondern auch ſeine philantropiſchen Anſichten, betreffend eine gänzliche Umwälzung unſerer Rechtsverhältniſſe, in einem ſo wohl durchdachten Plan, daß derſelbe gewiß das größte Aufſehen erregen würde, wollte es uns der Raum dieſer Blätter geſtatten, denſelben eben ſo ausführlich wiederzugeben, als er dort mündlich verhandelt wurde.

Natürlicherweiſe hörte Anton beſonders mit großer Aufmerkſamkeit den Worten dieſes reſpectablen Reformators zu, und indem er den größten Eifer an den Tag legte, das Gehörte ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, lieferte er den deutlichſten und ſchrecklichſten Beweis, wie der größte Nachtheil unſerer Gefängnißordnung hauptſächlich darin beſteht, daß man es nicht vermag, die verſchiedenen Verbrecher, ſelbſt während der Unterſuchungshaft, gehörig von einander zu trennen. — Die Strafarbeits-Anſtalten haben in dem Zeitraum der

letzten dreißig Jahr, ein gewichtiges Zeugniß des kräftig fortschreitenden Zeitgeistes, eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit hinsichtlich ihrer Verbesserung in Anspruch genommen, denn nichts vermag einen lebendigeren Beweis von der freien Entwicklung des Geistes zu geben, als der Maaßstab, nach welchem man den Werth eines Menschenlebens mißt, selbst das Leben der verworfensten, aber auch eben so unglücklichen Klasse unserer Mitbürger. Die beiden verschiedenartigen Systeme der Besserung der Strafgefangenen, das pensylvanische und das auburnsche, haben in ihrem Für- und Wider die Erörterungen der geistreichsten und durch praktische Erfahrung befähigtesten Männer hervor gerufen und die vielseitigen Verbesserungen dieser Anstalten, welche in Folge dessen in's Leben traten, sind das lehnendste Anerkenntniß dieser Bestrebungen.

In einem weit geringeren Grade haben sich dagegen diejenigen Gefängnisse einer solchen Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, welche der Verbrecher zuerst betritt, um dann seine Strafe im Besserungshause anzutreten; und dennoch sind dieselben, wenn nicht einer womöglich noch höheren, doch gewiß derselben Fürsorge benöthigt.

Der jugendliche Verbrecher, welcher aus Leichtsinn oder Verführung zum ersten Mal gegen die Gesetze gehandelt, betritt zunächst das Criminal- oder Polizei-Gefängniß, und wer wollte es leugnen, daß der Eindruck, den der erste Schritt, durch welchen wir uns von der übrigen Menschheit absondern, den das erste Betreten eines Gefängnisses hervorbringt, der bleibendste, dauerndste ist; und dennoch, wie wenig hat man dafür gesorgt, daß dieser Eindruck ein auf die geistige Organisation des Verbrechers wohlthätig wirkender wäre. — Abgesehen von den unendlichen Schwierigkeiten, welche dem Untersuchungs-Richter in einer verwickelten Sache, bei welcher mehre Personen bethätigt waren, durch ein Zusammensein der Gefangenen entstehen, indem der Eine dem Andern gern behilflich ist, Nachrichten und Aufträge weiter zu befördern, wenn man auch natürlicherweise

die eines und deſſelben Attentats Angeklagten von einander trennt; ſo wird doch auch der alleinſtehende Verbrecher von ſeinen Mitgefangenen noch mehr dazu aufgefordert, der erwachenden Reue ſein Herz zu verſchließen, dem Richter mit trotziger Stirne entgegen zu treten, und wenn ſeine Unterſuchung theils ſchon hierdurch, theils durch den ziemlich langſamen Gang unſerer Geſetze ſich nur bis zu der Dauer von zwei bis drei Monaten ausdehnt, ſo betritt der jugendliche Miſſethäter mit verhärtetem Herzen und trotzigen Sinn die Strafanſtalt, eingeweiht in alle Künſte der Verſtellung, bekannt mit den Ränken und Liſten, mit welchen der erfahrene Böſewicht ſich ſeinen Aufenthalt im Detentionshauſe zu erleichtern weiß. Dann, und welcher Geſetzgebung könnte es gelingen, dieſes Problem zu löſen, dann denken wir auf den ſich leider ſo häufig ereignenden Fall hin, daß ein unſchuldig Angeklagter durch die ſich gegen ihn erhebenden Verdachtsgründe in die ſchreckliche Nothwendigkeit kommt, eine längere Zeit im Unterſuchungsarreſt zu verharren, und welch' eine Veränderung auf ſeinen Seelenzuſtand durch dieſes innige, tägliche Zuſammenſein mit den gröbſten Verbrechern nothwendig hervorgerufen werden muß, läßt ſich leicht denken, — und ſelbſt wenn er ſich gegen dieſe gefährlichen Eindrücke zu behaupten weiß, ſo kann der Verbrecher, mit welchem er monatelang daſſelbe Zimmer theilte, ſich nachher mindeſtens ſeiner Bekanntſchaft rühmen, ihn bei einer zufälligen Begegnung an ihr Zuſammenſein erinnern, oder ihn wohl gar mit gefährlicher, heimtückiſcher Hartnäckigkeit auf ſeiner Lebensbahn verfolgen.

Wie Schaden bringend dergleichen Uebelſtände ſind, iſt leicht zu ermeſſen. Aber während man bisher ſeine Aufmerkſamkeit nur auf die Verbeſſerung der Strafanſtalten ſelbſt richtete, hat man es leider ganz und gar vergeſſen, den Gefängniſſen eine größere Sorgfalt zuzuwenden, indem man wahrſcheinlich von dem Grundſatze ausging, daß der kürzere Aufenthalt in denſelben für die Verbrecher keine weiteren, nachhaltigen Folgen haben könnte. Sogar für die körperlichen

Bedürfniſſe der Gefangenen iſt im Vergleich zu jenen Anſtalten nur ſehr geringe Sorge getragen, und beſonders findet dies bei den Polizeigefängniſſen ſtatt. Binden wir uns nicht grade eng an Berlin allein, ſo erinnert ſich der Leſer vielleicht noch daran, wie unſere Zeitungen erſt vor Kurzem den entſetzlichen Fall aus Köln berichteten, daß eine Gefangene in einem einſamen Zimmer durch die Dielen deſſelben durchbrechend, einen entſetzlichen Tod in der unter demſelben befindlichen Kloake fand. Aber auch die Polizeigefängniſſe Berlin's laſſen in dieſer Beziehung die billigſten Wünſche laut werden. Die Polizeigefangenen ſelbſt genießen vor den Criminalgefangenen bedeutende Vortheile; und zwar verſteht man unter den Erſteren diejenigen Perſonen, welche in Folge eines leichten Vergehens gegen die Polizeigeſetze, wie Prügelei, Umhertreiben u. ſ. w., zu einer leichteren Haft verurtheilt ſind. Sie können Beſuche von ihren Verwandten und Freunden empfangen, ohne daß es einer beſonderen Erlaubniß des Richters dazu bedarf; es ſteht ihnen frei aus einer im Gefängnißhofe angelegten Boutique Bier, Tabak und andere Bedürfniſſe zu kaufen; ſie haben häufigere Freiſtunden und andere Vortheile mehr; aber wenn Jemand, und dies kommt bei der Ueberfüllung der Criminalgefängniſſe häufig vor, in eins dieſer Gefängniſſe untergebracht wird, während ſein Vergehen, ein leichtes Criminalverbrechen, etwa wie Hausdiebſtahl oder etwas Aehnliches, ihn eigentlich für das Criminalgefängniß beſtimmt, ſo iſt es eine beinahe feſtſtehende Regel, daß die betreffende Perſon darauf anträgt, ſobald als möglich in das Criminalgefängniß gebracht zu werden, obſchon ſie dadurch aller der vorgedachten Vortheile verluſtig gehen. Dieſer Umſtand allein iſt ſchon hinreichend, über den Zuſtand dieſer Gefängniſſe ein trauriges Licht zu verbreiten. Freilich iſt der Ab- und Zugang der Polizeigefangenen bedeutend größer, als der der Criminalgefangenen, aber man ſollte billig Rückſicht darauf nehmen, daß ja dieſe Leute nur ein Vergehen begangen haben, welches durch Leichtſinn oder augen-

blickliche Uebereilung leicht zu entſchuldigen iſt. In den ſogenannten Beköſtigungs-Nummern können ſich die Wohlhabenderen allerdings manche Bequemlichkeit verſchaffen; das Loos der ärmeren Klaſſe aber, welche von der Hausverwaltung ihren Unterhalt empfängt, iſt um ſo mehr zu beklagen. Sie erhalten zum Frühſtück und Abendbrod nichts weiter als ein Stück ſchwarzes Brod; ſie bringen die kalte, lange Nacht auf der bloßen Diele ihres Zimmers zu, ohne eine Decke, ja ſelbſt ohne ein Brett, auf welches ſie ihren Kopf legen könnten, wenn ſie ſich nicht aus ihren umgeſtülpten Holzſchemeln eine Art von Kopfpfühl bereiten, welcher grade hart genug iſt, um es der Gefängniß-Ordnung Dank zu wiſſen, welche dieſen Gefangenen keinen Barbier geſtattet, um die Haare und den Bart derſelben zu ſcheeren, und welche das einzige Polſter dieſer troſtloſen Lagerſtätte abgeben.

Aber genug für jetzt, genug von einem Thema, über welches bereits ſchon unendlich viel geſagt und geſchrieben worden iſt, und das auch für die Folge noch Stoff zu den gründlichſten, weitläuftigſten Erörterungen geben wird. Kehren wir zu der Fortſetzung unſerer Erzählung zurück:

Es waren grade drei Tage verfloſſen, ſeitdem Anton dieſen unerfreulichen Aufenthaltsort betreten, und faſt ſchien es, als wenn die Gemeinſchaft mit dieſen Verbrechern, in deren Geſellſchaft ihn ein unſeliges Schickſal geführt, hinreichend geweſen wäre, alle ſeine beſſeren Gefühle zu ertödten, denn während ſein Geiſt durch die angedeutete Unterhaltung in Anſpruch genommen wurde, hatte er kaum Zeit gefunden, nur flüchtig und wenige Augenblicke ſich ſeiner armen Schweſter zu erinnern, welche inzwiſchen mit unendlicher Liebe ſeiner gedacht. Am Abend dieſes Tages, und Anton hatte ſchon vorher bemerkt, daß die Männer, mit denen er zuſammen eingeſchloſſen war, untereinander heimlich flüſterten und leiſe ſprachen, rief Hobus, der jedesmal, wenn der Arzt oder der Schließer eintrat, ſich geſchwind in das Bett gelegt hatte, als ſei er in der That ſehr krank, den

jungen Menſchen an ſein Bett. Er ſah ihn erſt eine Zeitlang mit durchdringendem Blicke an, gleichſam, als wolle er die innerſten Gedanken deſſelben ergründen; auch ſchien er ſich auf eine entſprechende Anrede zu beſinnen.

„Du ſcheinſt mir ein ganz vernünftiger Burſche zu ſein," ſagte er nach einer langen Pauſe, indem ein unangenehmes, widerwärtiges Lächeln ſich über ſein Geſicht verbreitete; „ich will Dir jetzt ein Geheimniß anvertrauen, aber merk's Dir wohl, mein guter Freund, es iſt oft ſehr gefährlich ein Geheimniß zu wiſſen und das, welches ich Dir mittheilen werde, gehört mit dazu. Ich bin ein aufgegebener Menſch und habe nichts weiter zu verlieren als mein Leben, was eigentlich ſchon ſo gut als verloren iſt. Merke Dir alſo Muſje, wenn nur ein Wort, nur eine Silbe über Deine Lippen kommt, wodurch Du uns verrathen wollteſt, ſo klebt Dein Blut und Gehirn da an der ſpitzen Ecke des Ofens; das iſt klar und deutlich geſprochen, denke ich, und Du wirſt mich vollkommen verſtanden haben."

Anton bejahte und zwang ſich ſo ruhig und kalt, wie nur immer möglich auszuſehen.

„Wenn Du alſo vernünftig biſt, wirſt Du wiſſen, wie Du Dich zu verhalten haſt," fuhr Jener fort; „und außerdem ſoll es Dein Schade nicht ſein, denn, wenn es wirklich Dein Wille iſt, wie Du uns geſagt haſt, in's Ausland zu gehen, ſo ſollſt Du ſo viel Geld haben, daß Du meinetwegen nach Amerika oder nach Neuholland reiſen kannſt. Ich habe, kurz ehe man mich hier feſt machte, bei einem Einbruch in der Stralauerſtraße neuntauſend Thaler baares Geld verdient, und die liegen, ohne daß Jemand etwas davon weiß, an einem ſicheren Orte bei den Pulvermühlen draußen vergraben. Du ſollſt auch davon Dein Theil bekommen, wenn Du auch eigentlich kein Anrecht haſt; aber ich bin gern großmüthig gegen meine guten Freunde und will Dir durch die Welt helfen."

„Aber wie wollen wir das Geld bekommen? ſagte Anton mit

Verwunderung; „und was kann es Euch für Nutzen bringen, Geld zu haben, wenn Ihr ſterben müßt.“

Der Mörder ſchlug ein lautes Gelächter auf.

„Du Narr,“ ſagte er; „biſt doch noch dümmer als ich geglaubt habe; merkſt Du nicht, um was es ſich handelt? — Ich habe den Herren hier nun lange genug den Gefallen gethan, ſo ruhig und geduldig hier oben zu ſitzen, und ſo haben wir denn beſchloſſen, morgen Nacht auszubrechen und denken, Du wirſt mit uns kommen, denn es bleibt doch zuletzt ein ſchlechter Spaß, hier in dieſem verdammten Neſte zu ſitzen, wo weder Sonne noch Mond hinein ſcheint. He was meinſt Du?“

Anton ſtarrte den Sprecher voll Verwunderung an.

„Ausbrechen?“ ſagte er endlich; „hier aus dieſem feſten Gefängniß; mein Gott, das iſt ja gar nicht möglich.“

„Für einen braven Kerl giebt es nichts Unmögliches,“ erwiederte Hobus; „und ſelbſt wenn mir das Glück nicht ſo günſtig geweſen wäre, daß man mich hier oben heraufgebracht, ſondern unten in der Rieſenburg gelaſſen hätte, ſo würde ich doch nicht länger hier geblieben ſein, als es mir beliebt haben würde.“

„Rieſenburg? die Rieſenburg?“ wiederholte Anton ſchüchtern, als fürchte er irgend etwas Schreckliches zu hören. „Ihr würdet auch aus der Rieſenburg ausgebrochen ſein?“

„Ja wohl würde ich das gethan haben, mein Junge, wenn es mir ſonſt gefallen hätte, nicht länger da zu bleiben.“

„Aber was iſt denn eigentlich die Rieſenburg?“ fuhr Anton fort.

„Ja ſo, ich vergaß Dir zu ſagen, und Du hatteſt bis jetzt noch nichts davon gehört. — Die Rieſenburg nennen wir ein Paar Gefängniſſe, unten nach dem erſten Hofe zu belegen, die ſo feſt ſind, daß, wie man erzählt, noch Niemand aus denſelben ausgebrochen iſt. Die Fenſter gehen nach dem Hofe hinaus, wo die Schildwacht ſteht, und dazu kommt noch, daß man gewöhnlich das Vergnügen hat,

Handſchellen zu tragen und an einer eiſernen Kramme im Fußboden angeſchloſſen zu ſein. Aber ich würde doch 'raus gekommen ſein, wenn ich ſonſt nur gewollt hätte."

„Aber ich begreife nur nicht; wie ſo etwas möglich iſt."

„Du begreifſt noch Vieles nicht, mein Junge'" fuhr der Mörder fort; „aber freilich zu ſolchen Sachen gehört ein entſchloſſener Kerl. In der Rieſenburg würde ich meine Ketten losgeſprengt haben und wenn der Schließer des Abends, wenn es dunkel geworden und er die Runde macht, zu mir herein getreten wäre, hätte ich ihn mit einem Stück Eiſen zu Boden geſchlagen, ich würde ihn erdroſſelt haben, ehe er auch nur Zeit gehabt, noch einmal nach Athem zu ſchnappen; — dann hätte ich ihm den Schlüſſel abgenommen und wäre ſo ruhig hinaus gegangen, wie aus meiner eigenen Wohnung." — Anton ſchauderte als er den Räuber mit dieſer kaltblütigen Grauſamkeit ſprechen hörte, dieſer aber fuhr fort: „Hier freilich brauchen wir's nicht ſo gewaltſam anzuſtellen, und das iſt mir lieb, um des Schlieſſers ſelbſt willen, denn der arme Kerl hat Frau und Kinder."

„Aber wie ſollen wir denn hier herauskommen?" ſagte Anton, der ſich, um ſein ängſtliches Zittern zu verbergen, auf den Rand des Bettes am Fußende deſſelben hingeſetzt hatte.

„Das laß Du meine Sorge ſein," erwiederte Jener ruhig; „die Deine iſt nur, das Maul zu halten. Dein Schickſal kennſt Du. Wenn Du nur Miene machſt, uns durch einen Blick, durch eine Bewegung der Hand zu verrathen, ſo ſtürze ich mich auf Dich, und dieſer Augenblick iſt Dein letzter geweſen und ſollte ich Dir mit meinen Zähnen die Gurgel aus dem Halſe herausbeißen."

Anton hatte ſich ſeinem Charakter gemäß vorgenommen, bei einer abermaligen Drohung mit möglichſter Kaltblütigkeit zu erwiedern, daß er durchaus keine Furcht habe, ſondern die Sache aus freiem Willen nicht verrathen werde; aber der Mörder richtete ſich, als er jene entſetzlichen, ekelhaften Worte ausſtieß, plötzlich raſch empor

und den jungen Mann bei der Hand ergreifend, ließ er ein Gebiß großer, weißer, wie die Hauer eines Raubthieres gestalteter Zähne sehen, daß Anton unwillkürlich einen lauten Schrei des Entsetzens ausstieß.

„Du siehst," sagte Hobus mit spöttischem Gelächter; „daß mit mir nicht zu spaßen ist. Wir verstehen uns Beide, und nun kannst Du Dich zu Bett legen und so lange schlafen, bis ich Dich wecken werde."

Anton gehorchte. Er beugte sich vor der rohen Kraft des Menschen, mit welcher derselbe ihm zu imponiren wußte, und dennoch hatte er es gewagt, im störrisch trotzigen Sinn einer anderen, weit gewichtigeren Macht, Trotz zu bieten, der Macht des Gesetzes; aber so verkehrt äußern sich häufig genug die besseren Eigenschaften des Menschen. Dieser bedauernswerthe junge Mann setzte eine Art von Stolz darin, er hielt es für eine bewunderuswerthe Kühnheit, die Schranken des Gesetzes und der Sitte niederzutreten; aber hier, wo es sich in der That darum handelte, unerschrockenen Muth, männliche Thatkraft zu entwickeln, hier fügte er sich still und ruhig, seinen störrischen Trotz, seine eingebildete Kühnheit vergessend.

XLIII.

Die Flucht.

Obſchon Anton, der erhaltenen Weiſung gemäß, ſich auf ſein Lager geworfen, ſo konnte er doch nicht einſchlafen. Er ſchloß die Augen, nur um ſie bei dem mindeſten Geräuſch wieder zu öffnen. Er horchte auf die verſchiedenen, von Außen her an ſein Ohr klingenden Töne, auf das einförmige Geräuſch der Regentropfen, welche gegen die blecherne Außenbekleidung des Fenſters ſchlugen, auf den langſamen, widerhallenden Schritt der Schildwacht, welche unten im Krögel auf und niederging, auf das Raſſeln der vorüberfahrenden Wagen, das immer ſeltener wurde, auf den munteren Ton einer Drehorgel, die ſich in abgebrochenen Pauſen hören ließ, und endlich immer ſchwächer werdend, in der Ferne verklang. Ein ſchmerzlich wehmüthiges Gefühl fing an zum erſten Mal, ſeitdem er den Kerker betreten hatte, ihn zu beſchleichen. Er dachte daran, wie glücklich doch die ſein müßten, die da Außen auf dem regen- und kothbeſpritzten Pflaſter nach ihrer Wohnung eilten, oder noch zu irgend Einem ihrer Bekannten gingen, den naßkalten Abend gemüthlich am warmen

Ofen zu verplaudern, die nach Belieben thun konnten, was ſie wollten, kommen, gehen, bleiben, welche frei waren, unabhängig und frei.

Es liegt ein magiſcher Zauber, ein unendlicher Reiz in dieſem unbedeutenden, kleinen Worte, ein Reiz der auf einen jeden Menſchen ohne Ausnahme, vom Greiſe bis zum Kinde, ſeine gewaltige Zauberkraft ausübt. Selbſt das Thier weiß den Werth der Freiheit zu ſchätzen; der Hund ſpringt mit freudigem Gebell vor ſeinem Herrn her, wenn dieſer den Strick losläßt, mit welchem er ihn bisher gefeſſelt; der gewaltige Löwe vergißt ſeiner königlichen Macht und Stärke, wenn er hinter den Eiſengittern des Käfigs ſchmachtet; ſelbſt das erbärmlichſte Geſchöpf, der winzige Käfer, mit den nackten, kalten Fühlhörnern, dem traurigen Erſatz der ihm fehlenden Sinne, kämpft, eingeſchloſſen, angſtvoll und hartnäckig um ſeine Freiheit. Sie iſt das urälteſte, gewaltigſte Recht eines jeden Geſchöpfes, und in dem höchſten Geſchöpfe, in dem Menſchen, auch bis zur höchſten Potenz ausgebildet; ſie iſt das innerſte, mächtigſte Princip unſeres geiſtigen Lebens, ſie allein die ſchaffende Kraft, welche mit mächtiger Gewalt in ihren Außenwirkungen den Menſchen dahin bringt, ſich ſeiner ſelbſt und aller in ihm ſchlummernden Kräfte und Talente bewußt zu werden, welche ihn aus ſeinem ſtumpfen Thierleben erſt zum Menſchen heran bildete und dann dieſen Menſchen einen gewaltigen Schritt der Gottheit näher führen; ſie hat dem Manne mit markigen Zügen auf der zum Himmel empergehobenen Stirne das gewaltige noli me tangere geſchrieben, das noch Niemand ungeſtraft zu verletzen gewagt, das die Welt erſchüttert hat mit ſeinem ehernen Klange, zaubergewaltig, weittönend, markdurchbebend.

Der Leſer wird lächeln, aber er wird auch um der Sache ſelbſt willen vergeben, wenn er ſieht, wie wir unſerem gut cenſurgeſchulten Pegaſus einen ſo gefährlichen Seitenſprung geſtatteten, doch wir be-

eilen uns sogleich unsere Unachtsamkeit wieder gut zu machen und in das alte, ruhige Geleis unserer Erzählung wieder zurückzukehren.

Während somit Anton, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, solchen oder doch ähnlichen Gedanken nachhing, wurde er durch die Tritte des Schließers, der Außen auf dem Corridor die Nachtrunde machte aus seinen Träumereien geweckt. Als dieselben auf dem weiten Corridor verhallt waren, hörte er, wie Hebus sein Bett verließ und leise, vorsichtig auf den Zehen zur Thür schlich, um zu horchen.

Alles war ringsumher still; Anton hörte keinen Laut, als das tiefe, langsame Athemholen des Mörders, der, nachdem er einige Minuten in seiner horchenden Stellung zugebracht, ebenso vorsichtig von der Thür zurück trat, als er sich derselben genähert hatte.

„Es scheint alles still zu sein," sagte er in heiser flüsternder Tone zu dem Lumpensammler. „Wir müssen anfangen, denn wir haben alle Hände voll zu thun. — Komm und hilf mir hinauf!"

Obgleich es in dem Zimmer so dunkel war, daß Anton nicht deutlich sehen konnte, was die beiden Männer eigentlich vornahmen, so schloß er doch aus dem damit verbundenen Geräusch und den abgebrochenen Worten, welche Beide einander zuflüsterten, daß Hebus den Versuch mache, auf den Ofen des Zimmers zu steigen. Dies gelang ihm indessen nicht sogleich, und nach einigen vergeblichen Versuchen riefen sie den dritten Herrn, welcher Anton jene Vorträge über praktische Rechtswissenschaft gehalten, zu ihrer Unterstützung herbei. Wir haben erwähnt, daß es vier Gefangene waren, welche sich außer dem jungen Manne in diesem Zimmer befanden; da wir indessen bis jetzt noch keine Gelegenheit fanden, etwas über den Vierten zu sagen, so schalten wir hier die Bemerkung ein, daß derselbe an Geistesabwesenheit litt, welche bei ihm einen so hohen Grad erreicht hatte, daß die Uebrigen der Meinung waren, es sei weiter nicht nö-

thig, auf ihn zu achten, indem er ihrem Unternehmen keine Schwierigkeiten in den Weg legen würde.

Mit Hülfe jener beiden Männer war inzwiſchen Hobus glücklich auf den Ofen gelangt, und nach einer minutenlangen Pauſe glaubte Anton ſchließen zu müſſen, daß Jener ſeine Arbeit bereits begonnen habe, denn er vernahm ein leiſes, doch fortdauerndes Geräuſch an der Wand des Zimmers, welches darauf hindeutete, daß man beſchloſſen habe, die Mauer zu durchbrechen, wenn gleich Anton noch immer keine Ahnung von der Art und Weiſe hatte, auf welche der Ausbruch bewerkſtelligt werden ſollte. Zugleich hörte er, wie der Anführer des ganzen Unternehmens ſeinen Gefährten zuflüſterte, ſie möchten Decken an die Erde legen, damit man Außen das Herunterfallen des Kalks nicht hören könne und auch die Diele nicht auf eine Weiſe beſchmutzt werde, daß man am folgenden Tage befürchten müſſe, die Aufmerkſamkeit des Schließers zu erregen.

Die fieberhafte Ungeduld, mit welcher Anton erwartete, wie ſich die Sache enden würde, ließ ihn natürlicherweiſe Weiſe nicht ſchlafen, während die Männer die ganze Nacht hindurch mit ihrer geheimnißvollen Arbeit fortfuhren und einander ablöſten, dieſelbe jedes Mal unterbrechend, wenn man den Schritt der auf dem Flur poſtirten Schildwacht ſich der Thür des Gefängniſſes nahen hörte. Gegen Morgen endlich wurde die Arbeit abgebrochen und mit neugieriger Ungeduld wünſchte Anton das Tageslicht herbei, um zu ſehen, was eigentlich geſchehen wäre. Endlich und es ſchien dies für Anton die längſte Nacht zu ſein, welche er jemals erlebt, begann die Dunkelheit dem matten Schimmer des Tages zu weichen, und bei dem erſten Morgengrauen deſſelben bemerkte er, grade über dem Ofen ein viereckiges Loch in die Decke des Zimmers eingebrochen, groß genug, um nöthigenfalls einen Menſchen durchzulaſſen. Die drei Männer ſaßen ermüdet von ihrer nächtlichen Arbeit und leiſe miteinander flüſternd, auf dem Bette des Lumpenſammlers.

„Das Loch kann ſo nicht bleiben,“ ſagte dieſer ſo laut, daß es Anton verſtehen konnte, als alle Drei ihre Augen auf die betreffende Stelle richteten; „es fällt zu ſehr auf, wir werden unfehlbar bemerkt werden.“

„Wir wollen ein Stück Leinwand darüber nageln, und wenn die Farbe zu ſehr gegen den Kalk abſticht, ſo müſſen wir ſie mit etwas Kalkwaſſer anſtreichen,“ ſagte der Andere und Hebus, der die Bemerkung hinzufügte, daß man eilen müſſe, mit dieſen Vorbereitungen zu Stande zu kommen, machte ſich ſogleich darüber her, wieder auf den Ofen zu klettern und das Stück Leinwand, welches der Herr im Schlafrock inzwiſchen von ſeinem Hemde abgeriſſen hatte, mit einigen hölzernen Nägeln zu befeſtigen und mit einer Auflöſung von dem Kalk, der aus der Decke herausgebrochen war, zu beſtreichen. Auf ſolche Weiſe gelang es wirklich, die entſtandene Oeffnung in der Mauer ſo zu verbergen, daß es wenigſtens für einen flüchtigen Blick nicht gut möglich war, das Geſchehene zu entdecken, und nun beſchäftigten ſich dieſe Männer noch damit, auf das Sorgſamſte jede entſtige Spur ihres nächtlichen Treibens zu entfernen.

Es ſchien, als ob Anton von ihnen gar nicht weiter beachtet würde, denn Keiner ſprach auch nur ein einziges Wort mit ihm und er ſelbſt wagte es nicht, ſich in die Unterhaltung zu miſchen, bis er ſich endlich von ſeinem Lager aufrichtete.

„Nun Junge,“ ſagte Hebus mit einem grieſenden Lächeln, auf die Stelle deutend, wo ſich das Loch befand; „nun Junge, wie gefällt Dir unſer Stück Arbeit? Nicht wahr, gut? Du hätteſt das nicht geglaubt.“

Anton erwiederte hierauf ſehr ſchüchtern, daß er allerdings ſich darüber wundern müſſe, wie täuſchend das Loch verdeckt ſei und wie ſchnell die Herren gearbeitet hätten, beſonders da ſie doch durchaus nicht in dem Beſitz von Werkzeugen geweſen wären, doch könne er noch weit weniger begreifen, wie ſie durch dieſes Loch in der Decke

zu entkommen gedächten, da er nur eine Flucht durch das Fenſte für möglich gehalten habe. Jener erklärte ihm hierauf in ſehr freundlichen, herablaſſenden Tone, daß ein Ausbruch durch das Fenſter weit ſchwieriger und langwieriger ſei, als die Ausführung des Planes, den ſie entworfen, und als Anton neugierig nach den näheren Umſtänden deſſelben fragte, erfuhr er, daß man beſchloſſen habe, durch die Zimmerdecke nach dem Boden durchzubrechen, und ſich von dort in den Krögel hinab zu laſſen.

Auf ſolche Weiſe über die näheren Abſichten ſeiner Gefährten unterrichtet, ſah Anton in eben ſo ängſtlicher Spannung wie dieſe, dem erſten Beſuche des Arztes entgegen, der ſich gewöhnlich dabei befand, wenn den Gefangenen die Frühſtücksſuppe gereicht wurde. Dieſer Augenblick ging indeſſen glücklich vorüber und auch als der Schlieſſer im Laufe des Vormittags in das Zimmer trat, um den Lumpenſammler zum Verhör zu holen, bemerkte er nichts. So glaubten ſie, nachdem ihnen das Mittag- und endlich auch das Abendeſſen gereicht war, ſich Glück zu dem Gelingen ihres Planes wünſchen zu dürfen, als noch ehe, die Dunkelheit völlig hereingebrochen war, der Barbier in Begleitung des Doctors erſchien, um die Gefangenen zu raſiren. Hobus immer noch voll Mißtrauen gegen Anton oder fürchtend, daß derſelbe etwa aus Angſt ihren Plan verrathen könne, ließ denſelben keinen Augenblick aus den Augen und bewachte jede ſeiner Mienen; indem er ſich ihm gegenüber ſetzte, ſo daß der junge Menſch durch dieſes Benehmen eingeſchüchtert, es kaum wagte, die Augen aufzuſchlagen und mit niedergeſenktem Blick in ſeiner Stellung verharrte, bis Jene das Zimmer verlaſſen hatten.

„Nun aber an die Arbeit, Kinder,“ ſagte Hobus als ſie wieder allein waren; „wir haben noch viel zu thun und wenig Zeit dazu. — Komm hierher, Junge, Du mußt auch helfen; ich werde Dir zeigen, was Du thun ſollſt.“

Er zog bei dieſen Worten unter ſeiner Matratze ein Stück ge-

ſchärfſtes Eiſenblech, welches Anton für ein abgebrochenes Stück von dem eiſernen Reifen eines Eimers erkannte, hervor und gab es an Anton, der nun erſt einſah, daß durch Hülfe dieſer Werkzeuge es Jenen möglich geworden war, eine ſo bedeutende Oeffnung in die Mauer hinein zu brechen, denn auch die beiden anderen Männer holten aus demſelben Verſteck auf ähnliche Weiſe zubereitete Eiſenſtücke hervor. Der Mörder gab nun dem Knaben zunächſt den Auftrag, die Ueberzüge der ſämmtlichen Matratzen in lange Streifen zu zerſchneiden und dann dieſe Streifen mit dem, ebenfalls aus den Matratzen gewonnenen Bindfaden feſt zuſammen zu binden, und auf ſolche Weiſe einen Strick zu fertigen, woran ſie ſich vom Boden aus herabzulaſſen gedachten.

Während Anton ſich darüber her machte, den empfangenen Auftrag auszurichten, ſtieg der Mörder wieder auf den Ofen und begann dort, nachdem er die Leinwand abgeriſſen, die angefangene Arbeit mit einem Eifer zu vollenden, welcher deutlich zeigte, daß kein Augenblick ungenutzt verſtreichen dürfe. Etwa nach einer Stunde hielt er inne und befahl dem Lumpenſammler, ſtatt ſeiner hinauf zu ſteigen, und die Arbeit fortzuſetzen, da er für den Augenblick zu erſchöpft ſei. Dieſer gehorchte und Hokus warf ſich keuchend auf ein Bett, nachdem er noch zuvor die Arbeit Antons unterſucht hatte, bei welcher derſelbe von dem Rechtsgelehrten unterſtützt wurde, welcher der Sicherheit wegen das wichtige Geſchäft übernommen hatte, die einzelnen Streifen aneinander zu binden, um verſichert zu ſein, daß nicht etwa eine Nachläſſigkeit des jungen Menſchen ein Unglück herbeiführe, welches ſie entweder einem ſchrecklichen Tode, oder im günſtigeren Falle dem Entdecktwerden ausſetzte.

Da es bereits völlig dunkel war, als ſie mit dieſen verſchiedenartigen Beſchäftigungen begannen, verzögerte ſich die Beendigung ihrer Arbeit trotz alles Eifers, mit welchem ſie dieſelbe betrieben; endlich aber, und zwar grade als die Andern den letzten Streifen an das

Seil geknüpft hatten, flüsterte der Lumpensammler, welcher bisher die Arbeit oben auf dem Ofen allein fortgesetzt hatte, den Uebrigen zu, daß das Brett, welches zunächst über der Kalkbekleidung gelegen hatte, durchgeschnitten sei, und forderte Hobus auf, nun ebenfalls auf den Ofen hinauf zu kommen und ihm zu helfen, das losgeschnittene Brett zu beseitigen. Jener folgte dieser Weisung; aber in demselben Augenblick, in welchem sie das Brett, welches noch auf einer Seite fest saß, losbrachen, stürzte eine große Masse Schutt ihnen aus der Oeffnung entgegen und fiel mit lautem Geräusch auf die Erde hinab. Eine tiefe, ängstliche Pause folgte diesem unvermutheten Lärm. Es ließen sich Außen Tritte vernehmen.

„Still, keinen Laut," flüsterte der Mörder.

Aber diese Ermahnung war in der That überflüssig; es war so still in dem Zimmer, daß Anton das ängstliche Klopfen seines eigenen Herzens zu vernehmen glaubte. Die Tritte auf dem Korridor verhallten; aber das regungslose Schweigen in dem Gefängnisse dauerte eine unendlich lange Viertelstunde hindurch fort. Der Schreck schien die Glieder eines Jeden erstarrt zu haben; Niemand machte auch nur die leiseste Bewegung, nur der Geisteskranke, der in einem so tiefen Schlafe lag, daß er auch durch dieses Geräusch nicht erweckt worden war, wälzte sich in unruhigen Träumen auf seinem Lager.

Dieser Mensch war der Theilnahme an einem in der Nähe von Berlin verübten Raubmord dringend verdächtig; und da ebenfalls mehre Umstände dafür sprachen, daß seine Geisteskrankheit nur eine erheuchelte sei, so hatte man ihn, um die Wahrheit zu erforschen, zunächst in dies Gefängniß gebracht, wo er sich einerseits unter der Aufsicht seiner Mitgefangenen befand, auf der anderen Seite aber doch Niemanden gefährlich werden konnte, da seine Krankheit nicht in Tobsucht, sondern nur in einer Melancholie bestand, die sich auf einige fire Ideen begründete.

„Es ist alles ruhig „unterbrach endlich Hobus mit leisem Flü-

ſtertone jene lange Stille; „man ſcheint nichts gehört zu haben, aber wir wollen doch lieber eine halbe Stunde warten, ehe wir wieder an die Arbeit gehen.“

Durch ihr Schweigen gaben die Uebrigen ihre Zuſtimmung zu dieſer Vorſichtsmaaßregel zu erkennen, und abermals trat eine lange, angſtvolle Pauſe ein. Diesmal aber wurde dieſelbe auf eine Weiſe unterbrochen, welche auf's Neue alle Pläne der Verbrecher zu vereiteln drohte. Der Geiſteskranke richtete ſich nämlich, aus ſeinem Schlummer auffahrend, im Bette empor und ſchien ebenfalls aufmerkſam zu horchen; dann ſagte er leiſe und mit jenem heiſeren Kichern eines Wahnſinnigen, welcher ſich freut irgend einen pfiffigen Streich auszuführen:

„Richtig, ſie ſchlafen Alle. Ich habe ſchon längſt darauf gewartet; bei Tage wollen ſie's nicht leiden, daß ich zum Fenſter hinaus ſehe, ſo muß ich's bei Nacht thun, wenn ſie ſchlafen. Ich habe ſo lange keine friſche Luft geſchöpft, aber nun will ich vergnügt ſein und mir den Mond anſehen und ein luſtiges Lied ſingen.“

Nachdem er dieſe Worte geſprochen, lauſchte er noch eine Zeitlang, ob Alles ſtill bleibe, dann hob er leiſe, aber mit dieſer entſetzlichen Kraft, wie wir ſie häufig bei Geiſteskranken finden, ſein Bettgeſtell auf, trug daſſelbe an das Fenſter, und ſtieg auf den Rand deſſelben hinauf. Eine Zeitlang machte er den vergeblichen Verſuch, den Fenſterflügel zu öffnen, denn da derſelbe durch ein Vorhängeſchloß befeſtigt war, gelang es ihm nicht.

„Sie haben es zugeſchloſſen,“ ſagte er; „aber es ſoll ihnen nichts helfen, ich werde es auf bekommen und ſollte ich die Mauer durchbrechen.“

Er rüttelte bei dieſen Worten heftig gegen das Schloß, als wolle er daſſelbe mit der bloßen Hand abſprengen; plötzlich aber ſtieß er einen lauten Schrei aus. Hobus war aufgeſtanden, da er fürchten mußte,

daß dieſer Lärm die Schildwacht aufmerkſam machen würde; er hatte den Wahnſinnigen um den Leib gepackt und warf ihn auf das Bett.

„Hier liege ſtill, Du Hund,“ ſagte er ergrimmt; „ſtill, und rühre kein Glied, ſonſt will ich anders mit Dir umgehen; ich denke, Du kennſt mich.“

„Nein, ich will nicht!“ rief dagegen der Kranke; „ich will das Fenſter auf machen, ich will hinaus ſehen, und Ihr habt jetzt nichts zu ſagen, denn es iſt Nacht und bei Nacht kann ich thun, was mir gefällt, da müßt Ihr ſchlafen, und ich kann zum Fenſter hinaus ſehen.“

„Halt's Maul!“ rief Jener und ſuchte mit Aufwand aller ſeiner Kräfte den Wahnſinnigen auf das Bett niederzudrücken; „halt's Maul oder es wird nicht gut!“

„Ich will nicht!“ ſchrie Jener laut, indem er ſich dem Arm ſeines Gegners zu entwinden ſuchte; „ich rufe nach Hülfe, wenn Du mich nicht los läßt. — Hülfe!“

Dieſer letzte Schrei, welchen der Wahnſinnige mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Kraft ausgeſtoßen zu haben ſchien, erſtickte jedoch in einem undeutlichen Gegurgel, aus welchem man ſchließen konnte, daß Hobus ihm den Mund zuhielt; dann vernahm Anton, der ſchaudernd ſich in eine Ecke gedrückt hatte, das Geräuſch der beiden Ringenden, das Knarren des Bettgeſtells und ein ängſtliches, jammervolles Stöhnen, welches ſein warmes Blut gerinnen machte.

„Kommt hierher und haltet ihm die Füße,“ ſagte endlich Hobus mit einem gräßlichen Fluche; „ich kann ſeiner nicht allein Herr werden.“

Anton konnte in der Dunkelheit nicht ſehen, ob einer der beiden Anderen dieſer Aufforderung Folge leiſtete; aber wenn er auch nichts Beſtimmtes ſehen oder hören konnte, ſo fühlte er doch, daß ſich irgend etwas Schreckliches ereigne.

Jenes entſetzliche Stöhnen wurde immer ſchwächer und

ſchmerzlicher, es war endlich nur noch ein gräßlich jammervolles Winſeln, das aus keiner menſchlichen Kehle zu kommen ſchien. Endlich trat eine tiefe, entſetzliche, grauenvolle Stimme ein. Es war die Stille des Todes.

„Der Hund hat genug,“ ſagte Hebus nach einigen Minuten, dieſes entſetzliche Schweigen unterbrechend und ſich von dem Bette aufrichtend, über welches er den Wahnſinnigen geworfen hatte; „er hat es nicht beſſer gewollt. Ja, ja, die Gurgel, die mir zwiſchen die Finger kommt, muß von Stahl und Eiſen ſein, wenn ich ſie nicht zuſammenquetſchen ſoll, wie einen warmen Pfannkuchen. — Aber nun an die Arbeit, Kinder, dieſe verdammte Geſchichte hat uns aufgehalten, wir haben noch eben die Diele durchzubrechen. Es iſt nur gut, daß Alles ſo glücklich abgegangen iſt. Kommt, helft mir wieder auf den Ofen hinauf. — Wo iſt der Junge? — Komm hier her und hilf mir!“

Anton wollte aufſtehen, um dieſem entſetzlichen Rufe zu gehorchen, aber ſeine Füße wollten ihn nicht tragen; er wagte es nicht, ſich dieſem Manne zu nahen.

„Komm her!“ rief Jener wild und faſt lauter als die Klugheit erlaubte. „Wenn Du nicht den Augenblick thuſt, was ich ſage, ſo begehe ich noch einen Todtſchlag! Hörſt Du!“

Mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte zwang ſich der junge Mann aufzuſtehen und tappte nach dem Ofen hin.

„Ich will Dir Gehorſam lehren,“ ſagte Hebus, ihm einen heftigen Stoß verſetzend; „hilf mir jetzt hinauf, und Du komm auch herauf, Ludwig, wir werden Alle beide unſere Kräfte nöthig haben, um die Bohle los zu kriegen.“

Dieſe letzten Worte hatte er an den Lumpenſammler gerichtet, welcher ihm, ebenfalls mit Antons Hülfe, nachkletterte.

Nachdem Beide zunächſt das Gerüſt, mit welchem der Raum zwiſchen der Decke des Zimmers und den Dielen des oberen Bodens

ausgefüllt war, vorsichtig weggeräumt hatten, um nicht wieder ein neues Geräusch zu veranlassen, stießen sie auf die den Ausgang versperrende Diele. Da dieselbe von oben ziemlich stark befestigt war, schien es eine Zeitlang sehr zweifelhaft, ob es den beiden Männern wirklich gelingen würde, dieselbe in die Höhe, aus ihren Fugen heraus zu heben. Der Ofen, auf welchem sie standen, schwankte unter der Gewalt, mit welcher sie sich gegen denselben stützten, und drohte, umzustürzen. Es war entsetzlich mit anzuhören in der schauerlichen Dunkelheit, wie die beiden Männer tief aufstöhnten, daß man denken mußte, es gelte noch einmal ein Ringen um Tod und Leben. Sie mußten einen Augenblick inne halten, weil sie zu erschöpft waren; auch ein zweiter Versuch lief nicht glücklicher ab. Der Mörder heulte vor Wuth wie ein wildes Thier, als er sah, daß alle seine Anstrengungen nichts fruchteten, und wagte dann noch einen letzten, schrecklich verzweifelten Versuch. Jede Muskel, jede Sehne seines Körpers spannte sich an bis zum Zerreißen; seine Brust senkte und hob sich mit langsamen Keuchen; er knirschte mit den Zähnen, die er aufeinander gebissen hatte; — endlich stieß er, aber leise, einen wilden Freudenschrei aus. Die Diele wankte unter seiner gewaltigen Anstrengung und gab allmälig nach.

Der Mörder ließ sich leise und vorsichtig wieder an den Boden herunter, indem er es dem Lumpensammler überließ, die Diele vollends auszuheben. Anton kauerte noch immer in der Ecke neben dem Ofen; der Herr mit den juristischen Kenntnissen, machte sich auf der anderen Seite des Zimmers etwas zu schaffen, man konnte nicht sehen, was.

„Heda! was machst Du, Arnelt?“ rief ihm Hobus zu.

„Der arme Kerl ist mausetodt,“ erwiederte Jener; „ich stelle Wiederbelebungsversuche mit ihm an, aber es nutzt zu nichts.“

Diese menschenfreundlichen Versuche bestanden darin, daß der würdige Mann mit der empörendsten Gefühllosigkeit und Rohheit

den Leichnam entkleidet hatte, um ſich in den Beſitz von deſſen Hemde zu ſetzen, da er ſein eigenes dazu hergegeben hatte, das Loch in der Decke zu verſtecken.

„Hol Dich der Teufel mit Deinen Verſuchen,“ brummte der Mörder ingrimmig; „ſieh lieber nach ob das Seil auch feſt iſt, lang genug, denke ich, wird's ſein. Ihr habt vier Decken und vier Matratzen zerſchnitten? — Nun, das muß vollkommen hinreichen,“ fuhr er fort als Jener bejahte. — Gieb mal her, Junge, ich will nachſehen, ob Alles gut iſt!“

Mit Zittern gehorchte Anton und reichte ihm das aus den Leinwandſtreifen zuſammen gebundene Seil. Hobus ſetzte ſich auf ein Bett und begann aufmerkſam die Haltbarkeit eines jeden Knoten zu prüfen, und ließ ſich in dieſer Beſchäftigung ſelbſt nicht durch die freudige Nachricht des Lumpenſammlers ſtören, welcher ihm ſagte, daß das Brett glücklich vollſtändig abgeleſt ſei. Erſt nachdem er jeden einzelnen Theil des Strikes geprüft und einige Knoten, die ihm loſe ſchienen, feſter angezogen hatte, ſtieg er mit Antons Hülfe wieder auf den Ofen hinauf.

Das Brett, welches die Diele des Bodens bildete, war von dem Lumpenſammler auf die Seite hinüber gedrängt worden, und ſaß noch an dem einen Ende feſt, jedoch ſo, daß man ſich, wenn auch mit einiger Mühe, hindurch zwängen konnte. Hobus machte nun zunächſt den Verſuch, auf den Boden zu ſteigen, da aber die Oeffnung zu klein für ihn war, ſah er ſich genöthigt, ſeine Kleider abzulegen und dann völlig nackt noch einmal den Verſuch zu wiederholen. Diesmal gelang es ihm beſſer; er verſchwand hinter dem Brette und riß daſſelbe nunmehr völlig los. Dann folgte ihm der Lumpenſammler, der von ſchwächlichem Körperbau war und dem die Oeffnung völlig Raum gewährte. Anton blieb dagegen mit dem anderen Manne in dem Zimmer zurück.

Der Seelenzuſtand dieſes jungen Menſchen war entſetzlich und

bedauernswerth. Wohin hatte ihn ſein unſeliger Leichtſinn geführt! Er befand ſich in der Geſellſchaft von Dieben und Mördern der fürchterlichſten Klaſſe. Man hatte in ſeiner Gegenwart einen Mord begangen, einen kaltblütigen, mitleidsloſen, ſchauerlichen Mord. Er ſah ſich dieſen Menſchen Preis gegeben; er mußte thun, was ſie befahlen; er durfte es nicht wagen, ſich ihnen zu widerſetzen, wenn er nicht ſein eigenes Leben preis geben wollte. Und dieſe Menſchen ſollten fortan ſeine Genoſſen ſein. Er konnte dieſen Gedanken nicht ohne Schauder denken; das Gute hatte noch Kraft genug in ihm behalten, um ihn vor dieſer Höhe des Verbrechens zurückſchaudern zu laſſen; er dachte daran, auf welche Weiſe er ſich am beſten der Gemeinſchaft dieſer Verbrecher und ihrer Macht entziehen könnte, und faßte endlich den Entſchluß, nachher, wenn die Anderen ſich auf die Straße hinunter laſſen würden, als der Letzte zurück zu bleiben, ihnen aber nicht zu folgen, ſondern Lärm zu machen und den Schlieſſer herbeizurufen.

Der Menſch, welcher nach langem, rathloſem Schwanken, nach banger Unſchlüſſigkeit es endlich vermag, ſeine Gedanken zu einem beſtimmten, feſten Entſchluß zu ſammeln, gewinnt mit denſelben auf ſeine phyſiſche Kraft wieder, die mit der moraliſchen ſo eng verbunden iſt; ſo auch Anton. Er fühlte ſich wieder neu gekräftigt, als er zu jenem Vorſatz gekommen war; ſeine an Verzweiflung grenzende Niedergeſchlagenheit verließ ihn, und zum erſten Male ſeitdem er das Gefängniß betreten hatte, zum erſten Mal ſeit vielen, vielen Tagen falteten ſich ſeine Hände und ſeine Lippen ſprachen ein leiſes Gebet, eins jener Gebete, die nicht zu den Ohren der Menſchen dringen, ſondern nur zu Dem empor, an welchen ſie gerichtet. Es war ein Vaterunſer, wie er es ſchon oft geſprochen mit gleichgültigem Munde und gleichgültigem Herzen; aber jetzt erſt in dieſer ſchrecklichen Lage, in der mitternächtlichen Dunkelheit des Kerkers, in der Gemeinſchaft dieſer entſetzlichen Menſchen, wenige Schritte von ihm entfernt, die

kalte, ſtarre Leiche des Erwürgten, die er nicht ſehen konnte und die er doch ſah, mit dem blau geſchwellenen Geſichte, der aus dem Halſe gerißten Zunge, den hervorgequollenen Augen; erſt da fühlte er die ganze Tiefe und Innigkeit dieſes Gebetes und was die Worte bedeuten ſollen: „Führe uns nicht in Verſuchung und vergieb uns unſere Schuld.“

Der Wächter auf der Straße hatte inzwiſchen die eilfte Stunde gerufen, als die beiden Männer wieder von dem Boden in das Gefängniß herunterſtiegen. Sie hatten Alles zu ihrem beabſichtigten Zwecke günſtig gefunden; die Nacht war dunkel; es regnete, aber dennoch meinte Hekus, daß es gut ſei, bis nach zwölf zu warten, da die Schildwacht eben abgelöſt ſei und wahrſcheinlich nachher weniger aufmerkſam als, gerade jetzt ſein werde. Auch die Uebrigen erklärten ſich mit dieſer Vorſichtsmaßregel einverſtanden. Die Zeit, welche Anton in dieſer Lage verbrachte, ſchien ihm die längſte und qualvollſte, der er ſich je erinnern konnte; aber auch die Anderen ſchienen ebenſo ſehr den Augenblick der Entſcheidung herbeizuwünſchen, als er es ſelbſt. Sie benutzten indeſſen dieſe Muße, noch die nöthigen Anordnungen und Verabredungen zu treffen. Es wurde ausgemacht, daß der Lumpenſammler zunächſt hinunterſteigen, ſich, wenn auch die Uebrigen hinab gekommen, der Schildwacht nähern und für einen Schiffer ausgeben ſolle, der hinten am Krögel ausgeladen; würde der Wachtpoſten es verweigern, ihn durchzulaſſen, ſo ſolle er ihm das Gewehr entreißen und die Anderen würden zu ſeiner Hülfe hinzuſpringen, um den Durchgang mit Gewalt zu erzwingen. In dieſem Falle, und da ſie dann wahrſcheinlich verfolgt würden und ſich trennen müßten, wurde der Keller des Vater Matthes, welcher Allen hinlänglich bekannt war, zum Verſammlungsplatze für den folgenden Tag beſtimmt.

Die Uhr auf der St. Nikolaikirche ſchlug endlich die Mitternachtſtunde, auch von der Marienkirche herüber dröhnte der Schlag,

während das Glockenſpiel von dem Thurme der Parochialkirche mit einſtimmte.

„Es iſt Zeit," ſagte Hobus; „kommt jetzt!"

Er ſtieg zuerſt auf den Ofen hinauf, kroch durch die Oeffnung und ließ ſich dann von dem Lumpenſammler ſeine Kleider und die Leinen nachreichen. Oben angelangt kleidete er ſich an, während ihm die Uebrigen folgten. Der Letzte war Anton. Dieſer hatte ſich, da ihm beim Hinaufſteigen Niemand behülflich war, einen Schemel an den Ofen gerückt, und als er ſich hinauf ſchwang, ſtieß er denſelben um.

„Ich breche Dir das Genick, Junge," ſagte Hobus als er das Geräuſch hörte, ſeine Worte durch einen ekelhaften Fluch verſtärkend; „ich denke, Du haſt nun geſehen, daß ich Ernſt machen kann."

Anton erwiederte ſo demuthig wie möglich, daß er nicht dafür gekonnt, er ſei der Kleinſte von Allen und doch habe man ihn als den Letzten zurückgelaſſen, da die Größeren doch leichter, wie er hätten auf den Ofen hinauf klettern können. Dieſe Entſchuldigung ſchien Jenen auch einigermaßen zufrieden zu ſtellen, denn er ſagte nichts weiter, ſondern beſchäftigte ſich damit, die Leine an einen Sparren dicht bei einer Dachlucke feſt zu binden, zu welchem Zweck er einige Dachſteine abnahm, und dieſelben dem Lumpenſammler reichte, welcher ſie behutſam in eine Ecke legte.

Der entſcheidende Augenblick war gekommen. Anton zitterte heftig, als er ſah, wie der Lumpenſammler zunächſt das Seil ergriff und ſich aus dem Fenſter der Dachluke hinaus ſchwang, während ſich Hobus hinunter beugte, um den Erfolg des kecken Wagniſſes zu beobachten. Nach zwei angſtvollen Minuten gab ein Schütteln an dem Strick das Zeichen, daß der Erſte glücklich hinuntergekommen ſei. Der Fälſcher folgte als der Zweite und gab ebenſo das verabredete Zeichen, daß er unten angekommen ſei.

„Nun, vorwärts, Junge," ſagte Hobus.

Anton zögerte.

„Steigt Ihr nur zunächſt hinab,“ erwiderte er; „ich werde ſchon nachkommen.“

„Ich werde nachkommen,“ flüſterte der Mörder in ſo drohendem Tone und packte den jungen Menſchen mit ſeiner ſchrecklichen Fauſt, daß dieſer entſetzt einen halb unterdrückten Schrei ausſtieß; „ich werde nachkommen, und wenn Du noch einmal den Mund aufmachſt und nicht auf der Stelle thuſt, was ich Dir ſage, ſo werfe ich Dich aus dem Fenſter hinunter, mag nun daraus werden, was da will.“

Anton konnte in dem ſchwachen Lichte, welches durch das Fenſter hineinfiel, die von Wuth und Leidenſchaft verzerrten Geſichtszüge des Mörders deutlich erkennen; er las auf denſelben, daß er hier keine Schonung zu erwarten habe, und ſeine Seele Gott empfehlend, ergriff er das Seil und ſtieg zum Fenſter hinaus. Er konnte nicht umhin, einen Blick in die ſchauerliche Tiefe hinabzuwerfen, denn er befand ſich im vierten Stockwerk, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ihm dieſer Blick das Leben gekoſtet. Ein Schwindel erfaßte ihn, die Hände, mit denen er den Strick umkrampft hatte, zitterten, und nur mit einer Art von Verzweiflung vermochte er ſich feſtzuhalten. Einige Augenblicke verharrte er in dieſer verzweiflungsvollen Lage, da flüſterte ihm Hobus zu, er ſolle hinabſteigen, oder er ſelbſt würde nachkommen und ihn durch einen Fußtritt hinunterſtoßen. Dieſe entſetzlichen Worte trieben den jungen Menſchen vorwärts; er nahm alle ſeine Entſchloſſenheit zuſammen und ſchloß die Augen, um nicht noch einmal durch jenen entſetzlichen Anblick geſchreckt zu werden; dann ſtieg er langſam abwärts. Die vielen Knoten, welche in die Leine geſchlungen waren, dienten dazu, ſein Hinabſteigen zu erleichtern, und nach einigen ſchrecklichen Minuten berührten endlich ſeine Füße den Boden. Jetzt erſt wagte er, die Augen zu öffnen, und blickte nach der ſchwindelnden Höhe hinauf. Der Mörder, welcher in ſeiner Ungeduld es nicht erwartet hatte, daß Jener den Boden erreiche, hatte

ſich bereits bis zum erſten Stockwerk hinabgelaſſen, und ſtand nach wenigen Augenblicken unverſehrt, wenn auch keuchend und athemlos, neben ihm.

Der Verabredung gemäß ging der Lumpenſammler, während ſich die Anderen an die Wand der Häuſer drückten, wobei Hokus Anton feſthielt, auf die Schildwacht los.

Nach wenigen Augenblicken hörten ſie die laute, barſche, an den Heraufgegangenen gerichtete Frage des Poſtens, wer der Fremde ſei, und was er hier in ſo ſpäter Nacht zu thun habe. Der Angeredete antwortete auf die verabredete Weiſe, aber der Soldat erklärte, daß er Niemand paſſiren laſſen könne, doch ſei eine Klingel beim Schilderhauſe, die nach der Wache führe; er wolle an derſelben läuten und dadurch eine Patrouille herbeirufen, welche alsdann die Sache unterſuchen könne.

„Wenn er die Klingel anfaßt, ſind wir verloren,“ flüſterte Hokus dem Lumpenſammler zu, da ſich die Drei ſo weit genähert hatten, um jedes Wort zu verſtehen. „Jetzt oder nie! — Vorwärts!“

Beim Anblick der drei ſo plötzlich auf ihn losſtürzenden Männer ſprang die Schildwacht einige Schritte zurück.

„Halt, oder ich ſchieße!“ rief ſie dem Lumpenſammler zu.

Aber dieſe Drohung war nicht geeignet, die verzweifelten Böſewichter zurückzuhalten. Der Soldat riß den Hahn ſeines Gewehres auf und brachte daſſelbe in Anſchlag. Anton befand ſich einen Augenblick grade der Mündung gegenüber; er wußte nicht, ſollte er ſtehen bleiben, oder den Andern folgen, aber Hokus ergriff ihn am Kragen und riß ihn mit ſich vorwärts. Der Soldat drückte ab; aber es war nur das Abſchnappen des Hahns, welches erfolgte, der Schuß hatte verſagt, und gleich darauf ſah er ſeine Genoſſen im vollen Lauf über den Molkenmarkt rennen, um ſich in der Dun-

selbst die nächsten Straßen bei etwaiger Verfolgung zu verbergen.

Fast willenlos und mechanisch, ohne zu wissen, was er eigentlich that, folgte Anton den Uebrigen nach, und nur durch die öfteren Drohungen des Mörders, ihn zu erwürgen, wenn er nicht schnell vorwärts liefe, genöthigt, war es ihm möglich, mit Jenen gleichen Schritt zu halten.

XLIV.

Rene.

Als Anton athemlos und erſchöpft mit ſeinem Laufen inne hielt, befand er ſich auf dem Alexanderplatz, die beiden anderen Männer waren verſchwunden, nur Hebus bei ihm zurückgeblieben.

Dieſer mäßigte jetzt ebenfalls ſeine Eile, theils weil eine augenblickliche Verfolgung nicht weiter zu fürchten war, theils um nicht bei einer vorübergehenden Patrouille, oder bei einem Nachtwächter Verdacht zu erregen.

„Siehſt Du wohl, Junge,“ ſagte er in guter Laune über das glückliche Gelingen ihres Vorhabens; „ſiehſt Du wohl, mit einem Bißchen Muth und Gewandtheit kommt ein braver Kerl ſchon durch die Welt. Keine Mauer, kein Schloß, keine Kette muß Einem zu feſt ſein, wenn man ſonſt nur die gehörige Entſchloſſenheit beſitzt. — Jetzt wollen wir vor das Thor hinaus gehen, wo ich das Geld vergraben habe, und dann will ich Dich an einen Ort führen, wo uns Niemand finden ſoll, und wenn die ganze Polizei auf den Beinen iſt.“ —

Anton erwiderte nichts auf diese Worte seines Gefährten, sondern schritt schweigend an dessen Seite vorwärts, bis sie das Schönhauser Thor erreichten, welches zwar geschlossen war, auf ihr Ansuchen aber von dem Thorschließer ohne weitere Schwierigkeit geöffnet wurde.

Obgleich der junge Mann in seiner Unerfahrenheit fest davon überzeugt war, daß die erwähnte Geldsumme wirklich an dem angewiesenen Platze vergraben sei, so war doch durch jene schreckliche Situation, in welcher er sich befunden, eine gänzliche Veränderung seiner Gesinnungen bewirkt worden. Es war Blut, welches an diesem Gelde haftete, unschuldiges, grausam vergossenes Blut. Es graute ihm vor diesem Manne, er fühlte einen unbezwingbaren Abscheu auch nur den Zipfel seines Rockes zu berühren, auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen, und als er nun vor das Thor hinaus kam und er an der Seite des Mörders durch die todten, öden Gassen der Vorstadt hinschritt, wo er sich so verlassen von aller menschlichen Hülfe vorkam, da konnte er dies unheimliche Gefühl nicht länger bezwingen.

„Ich kann nicht mehr," sagte er endlich, als sie die Invalidenstraße erreicht hatten, und setzte sich erschöpft auf die hölzerne Schwelle eines Hauses: „meine Füße wollen nicht mehr vorwärts, ich bin zu müde."

„Possen, Du mußt vorwärts," erwiderte der Räuber ärgerlich; „wir haben höchstens noch eine Viertelstunde zu gehen, dann sind wir in der Hasde, und da kannst Du den ganzen Tag hindurch schlafen; — so lange wie Du willst."

„Ich kann nicht," sagte Anton; „es ist unmöglich."

„Du mußt!" rief der Mörder wild. „Glaubst Du, ich würde Dich hier zurück lassen, damit Du nachher ganz nach Belieben hingehen kannst und die Spürhunde auf die rechte Fährte bringen, wenn sie mich suchen. — Vorwärts, marsch!"

Es war indessen dies nicht der einzige Grund, welcher den

Räuber veranlaßte, auf ſolche Weiſe mit dem jungen Mann zu verfahren; er hatte noch einen andern. Das vergrabene Geld, von welchem er geſprochen, war natürlicherweiſe weiter nichts als eine Lockſpeiſe geweſen, um Anton zu dem Ausbruch geneigt zu machen; in Wahrheit beſaß er nicht das Geringſte an Geld oder Geldeswerth, und um ſich wenigſtens für den Augenblick einige Thaler zu ſchaffen, hatte er, da ſich ihm ſonſt nicht die geringſte Ausſicht darbot, den Plan gefaßt, ſeinen Gefährten zu erſchlagen und ſich ſo in den Beſitz einer, wenn gleich geringen Summe durch den Verkauf von deſſen Kleidungsſtücken zu ſetzen, welche ſich noch in ziemlich gutem Zuſtande befanden. Anton war indeſſen weit entfernt, von dieſem entſetzlichen Vorhaben etwas zu ahnen, der Abſcheu allein, welchen er gegen den Mörder empfand, war der Grund, um deſſenwillen er ſich von ihm entfernen wollte, an Gefahr dachte er dabei nicht.

„Ich werde Euch nicht verrathen," ſagte er; „ich weiß nicht, wie Ihr dazu kommt, mir zu mißtrauen. Geht voran, wenn ich Euch bitten darf, ich werde Euch in einer Viertelſtunde folgen, und wir können ja einen Ort beſtimmen, wo wir uns nachher treffen."

Der Mörder erklärte indeſſen unter fürchterlichen Flüchen, daß er ihn auf der Stelle tödten wolle, wenn er nicht ſofort aufſtände und folgte, und dieſe Hartnäckigkeit, mit welcher Hokus auf ſeinen Willen beſtand, ließ zuerſt einen unbeſtimmten Gedanken an Furcht und an Gefahr in Anton erwachen. Hätte er gewußt, was der Räuber im Schilde führte, das Entſetzen, welches ſich ſeiner bemächtigt, würde vielleicht weit geringer geweſen ſein; er würde um ſein junges Leben gekämpft und nach Hülfe gerufen haben, aber dieſe Furcht, die ſein ganzes Inneres erfüllte, weil ſie ſich nicht an einen beſtimmten Punkt anknüpfte, drohete auch ſeine geſammten Geiſteskräfte zu lähmen. Da er jedoch einſah, daß er Mißhandlungen von ſeinem Gefährten ausgeſetzt ſei, wenn er ſich noch länger weigere, ihm zu folgen, ſo ſtand er endlich, aber mit dem feſten Entſchluß

auf, die erſte günſtige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Seine Erſchöpfung war zwar nicht ſo groß, wie er ſie vorgegeben hatte, aber nur langſam, und wie es ſchien, mit Anſtrengung, ſchritt er vorwärts, um den Räuber glauben zu machen, daß ſeine Kräfte wirklich einer gänzlichen Abſpannung nahe ſeien.

Durch dieſes Benehmen Anten's getäuſcht, ließ Hebus, der den jungen Menſchen immer bisher am Rocke feſtgehalten hatte, ihn los, und da er ſchneller als dieſer ging, war er immer einige Schritte voraus und blieb dann, wenn die Entfernung zu groß war, ſtehen, um den Nachkommenden zu erwarten.

„Ich will gelöpft werden," ſagte er endlich wüthend und mit einigermaßen prophetiſchem Geiſte; „ich will gelöpft werden, wenn Du nicht der unausſtehlichſte, langweiligſte Bengel biſt, den ich je kennen gelernt habe. Ich wiederhole Dir noch einmal, Du mußt jetzt vorwärts, es kann Dir Alles nichts helfen."

Anten gab ſich den Anſchein, als verſuche er, einen ſchnelleren Schritt anzunehmen, um den Unwillen ſeines Gefährten zu mindern und deſſen Mißtrauen zu verringern. Eine Zeitlang blieb er an ſeiner Seite, nach wenigen Minuten aber war er bereits wieder etwa zwei Dutzend Schritte hinter ihm. Sie waren eben bei der Ecke der Gartenſtraße vorüber gekommen.

„Jetzt oder nie," dachte Anten.

Er zog ſein Taſchentuch hervor und band ſich daſſelbe während des Gehens feſt um den Leib, ein jedem Knaben bekanntes Mittel, beim Laufen länger auszuhalten, ohne den Athem zu verlieren. Zugleich ſuchte er, langſam gehend, die Entfernung zwiſchen ihm und dem Voranſchreitenden immer mehr zu vergrößern, und nachdem er dieſe Vorbereitungen beendet, wendete er ſich plötzlich um, hatte in einigen Sprüngen die Gartenſtraße erreicht und lief ſo ſchnell als er vermochte, links einbiegend, dieſe Straße entlang.

Seine Flucht war indeſſen in demſelben Augenblicke bemerkt wor-

den, er hörte wie der Räuber einen lauten Fluch ausſtieß und ſich dann aufmachte, ihn zu verfolgen. Die Todesangſt, welche ſich ſeiner bemächtigt hatte, verlieh ihm neue Kräfte. Mit einer Schnelligkeit, die er ſich ſelbſt nicht zugetraut hatte, eilte er wie ein gehetztes Wild die Straße entlang; aber obgleich der Räuber durch ſeine lange Gefangenſchaft des Laufens entwöhnt war, ſo hatte er doch den Vortheil ſeines größeren Körperbaus vor dem Flüchtigen voraus, und der Erfolg von Antons Anſtrengung ſchien einige Minuten ſehr zweifelhaft. Er hörte die Tritte ſeines Verfolgers immer näher und näher kommen und ſpornte mit der äußerſten Anſtrengung, deren er fähig war, ſeine Muskeln an. Er wagte es nicht, ſich umzuſehen und dadurch auch nur auf einen Augenblick ſich aufzuhalten; aber ſchon gab er, da er ſeine Kräfte immer mehr und mehr ſchwinden fühlte, die Hoffnung auf, ſich durch ſeine eigene Kraft allein zu retten und dachte eben daran, ob er nicht nach Hülfe rufen ſolle, als ein großer, ſchwerer Feldſtein, der einen Ochſen niedergeſchmettert haben würde, dicht neben ſeinem Kopfe vorbei flog und in gewaltigen Sprüngen auf dem Pflaſter des Straßendammes hinprallend, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten niederfiel. Gleich darauf erfolgte ein zweiter Wurf, der aber ebenfalls nicht traf, und während Anton auf die Seite hinüberbog, um ſeinen Verfolger irre zu machen, gewann er die frohe Ueberzeugung, daß dieſer erſchöpft ſei und für den Augenblick das weitere Nachſetzen aufgegeben habe. Er blickte ſich um, und da er wirklich ſo weit entfernt war, daß er in der Dunkelheit die Geſtalt des Räubers nicht mehr ſehen konnte, mäßigte er, obgleich noch immer im Laufen bleibend, ſeine Eile einigermaßen, um ſeine Kräfte für einen neuen Zufall zu ſparen.

So erreichte er endlich das Ende der Gartenſtraße und bog bei den Häuſern vorüber nach dem Felde ein. Er hielt einige Augenblicke inne, um zu horchen, ob er noch weiter verfolgt würde, dann ſetzte er ſeinen Weg fort. Eine Zeitlang irrte er planlos und ſelbſt

ohne zu wiſſen, wo er ſich befand, zwiſchen Aeckern und Zäunen umher, durch jedes Geräuſch, durch das Bellen eines wachſamen Hofhundes erſchreckt und zuſammenfahrend, bis der immer heftiger ſtürmende Regen, der während der ganzen Nacht nicht aufgehört hatte, endlich den Wunſch nach einem trockenen Obdach in ihm aufſteigen ließ. Er befand ſich auf dem freien Felde und blickte ſich ſuchend nach einer alten Scheune, oder einem ſonſtigen Gebäude um, wo er ſich niederlegen und den Anbruch des Tages erwarten könne. Endlich erblickte er ein dunkles Gemäuer, welches er in der Finſterniß nicht näher unterſcheiden konnte. Er ging darauf zu. Als er etwa dreißig Schritte davon entfernt war, jagte der Wind die dunklen Regenwolken auseinander, und ein bleicher, ungewiſſer Schein ließ ihn das Mauerwerk erkennen, welches er vorher für ein Haus angeſehen hatte. Es war das Hochgericht, welches ihm mit ſeinen ſchauerlichen Umriſſen düſter entgegen ſtarrte.

Er ſtieß unwillkürlich einen lauten Angſtſchrei aus, der weit durch die ſtille Nacht hinhallte, dann wendete er ſich ab und lief ſo ſchnell, als ihn ſeine Füße tragen wollten, querfeldein; er wagte es nicht, ſich umzuſehen, er wagte es auch nicht, vor ſich hin zu blicken, ſondern lief immer fort und die Augen auf die Erde geheftet, ohne eine beſtimmte Richtung beizubehalten. Er ſtolperte über einen im Wege liegenden Stein, raffte ſich auf, lief immer weiter, weiter, nur fort von dieſem entſetzlichen Anblick. Endlich ſtand er erſchöpft und athemlos ſtill und ſchlug die Augen empor. Welch ein entſetzlicher Zufall! Er war im Kreiſe umhergelaufen. Wieder ſtand das geſpenſtige Bild des Galgens vor ſeinen Augen. Ein neuer Schrei, in welchem ſich die Gewiſſensangſt aller ſeiner jugendlichen Verirrungen zuſammen drängte, gellte aus ſeiner Bruſt hervor, ein entſetzlicher, haarſträubender Schrei der Todesangſt, der ſich aus der zerſchmetterten Bruſt des Verbrechers losreißt, wenn das eiſenbeſchlagene Rad des Scharfrichters zum letzten Stoße niederfällt. — Wie-

der wendete ſich Anton zur Flucht. Aber trotz aller Anſtrengungen welche er machte, vermochte er doch nur wenige Schritte zu thun; ſeine Kräfte waren bis auf das Aeußerſte erſchöpft; er ſtürzte nieder und blieb mit dem Geſicht gegen den Boden gekehrt, ohnmächtig liegen.

Endlich, und es war ſchon gegen Morgen, erwachte er wieder von der fürchterlichen Kälte, welche ſeine Glieder ſchüttelte. Ein düſterer, giftiger Nebel qualmte aus der feuchten Erde empor und hüllte die ganze Gegend ein, ſo daß man kaum auf drei Schritte weit ſehen konnte. Anton ſtützte ſich auf ſeinen Arm; das Geſchehene kam ihm wie ein Traum vor, aber die Lage, in welcher er ſich befand, gab ihm bald die Ueberzeugung, daß es Wirklichkeit ſei. Er fühlte ſich ſo ſchwach, ſo unendlich ſchwach, daß er gern liegen geblieben wäre; aber da kam ihm der Gedanke, daß er dann ſterben müſſe, ſterben, allein in dieſer ſchauerlichen, kalten Winternacht, auf dem weiten, öden Felde, ganz allein, ſelbſt ohne noch einmal ſeine Schweſter geſehen zu haben, ſeine verlaſſene, kleine Schweſter, welche ihn ſo lieb hatte. Bei dem Gedanken an Roſe traten ihm die Thränen in die Augen, er weinte lange und bitterlich, die heißen Tropfen floſſen über ſein erſtarrtes Geſicht. Endlich raffte er ſich, alle ſeine Kräfte anſtrengend, empor. Der Gedanke an das Hochgericht, in deſſen Nähe er ſich befand, kam wieder in ſeine Seele; er zitterte, daß er in der Dunkelheit des Nebels grade darauf los gehen möchte, aber es war ihm nicht möglich liegen zu bleiben, und ſo ſchwankte er vorwärts, wie ein Trunkner. Nachdem er ein Paar hundert Schritte zurückgelegt und geſehen, daß ſich ſeine Befürchtungen nicht beſtätigte, fühlte er allmälig wieder die Gelenkigkeit in ſeine erſtorbenen Glieder zurückkehren, er ſchritt ſchneller aus, um ſich zu erwärmen, und nachdem er über eine halbe Stunde gelaufen, rechts und links hinüber, vorwärts und zurück, denn es war zu dunkel, um irgend eine beſtimmte Richtung bei zu behalten, erreichte er

eine Baumgruppe, die ſich an dem Ufer eines kleinen Baches hinzog, deſſen Plätſchern er hörte. Er dachte eine Zeitlang darüber nach, wo er ſich befände, und verſuchte, ſich in der Gegend zu orientiren. Das Waſſer konnte kein anderes ſein, als die Panke, und wenn er ſich nicht irrte, ſo gehörten dieſe Bäume zu dem Garten eines Caffeehauſes an der Oranienburger-Chauſſee, dicht an der Brücke, wo er als Knabe oft an Sonntagen hingegangen war, um ſich an den Gartenzaun nieder zu ſetzen und auf die Muſik zu horchen.

Er beſchloß hier zu verweilen. In eine Vertiefung des Bodens hatte der Wind einiges Laub zuſammen geweht, er ſelbſt ſchleppte noch mehr zuſammen, um ſich vor der Kälte zu ſchützen, und legte ſich dann auf dieſes Lager, ſeine Glieder ſo gut als möglich mit den durchfeuchteten Blättern bedeckend. Die heftige Kälte erlaubte ihm nicht, zu ſchlafen, aber die gänzliche Erſchöpfung ſeiner Körperkräfte ſchloß ihm die Augen. So lag er in einem Zuſtande, der weder Schlaf war noch Wachen, durchſchauert von Fieberfroſt, während der Angſtſchweiß von ſeiner Stirne tropfte, welchen ihm die ſchrecklichen Träume entpreßten, die ſeine Seele peinigten; Träume von blutigen, zerfleiſchten Leichen, die unbegraben an der Erde faulten und die Luft verpeſteten, von gierigen Raben, die ſich hungrig an ihnen mäſteten, von Todengerippen, die am Galgen baumelten, ſchrecklich klappernd mit den nackten, dürren Knochen und ihn anſtierend mit den augenloſen, würmerzernagten Geſichtern, und durch alle dieſe bunt entſetzlichen Traumgeſtalten zog ſich ein ſchauerlich jammervolles Gewimmer, und er entſann ſich deutlich, daß es daſſelbe war, welches er in dem Gefängniſſe gehört, als der Wahnſinnige ſich unter der Fauſt des Mörders krümmte. Und dieſes Gewimmer, welches er anfänglich nur undeutlich und verworren gehört, kam ihm jetzt immer näher und näher; er hörte es immer deutlicher. Der Todte hatte ſich aufgemacht; ihn zu verfolgen, er mußte ihm jetzt ſo nahe ſein, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte, er hörte dieſen ent-

ſetzlichen Ton dicht bei ſich, und mit heftiger Anſtrengung fuhr er aus ſeinem Schlummer empor, erkennend, daß dieſe ſchrecklichen Töne ſich ſeiner eigenen Bruſt entrungen hatten.

Der Tag hatte bereits zu dämmern begonnen, als er auf ſolche Weiſe zu ſeinem Bewußtſein erwachte. Er fühlte ſich zum Tode matt und blieb eine Zeitlang liegen, um darüber nachzudenken, was er beginnen ſollte. Endlich faßte er den Entſchluß, nach der Stadt zurück zu gehen und zunächſt ſeine Schweſter aufzuſuchen; er wollte ſie noch einmal ſehen, ſie um Verzeihung bitten, wegen all' des Kummers, den er ihr gemacht, und dann nach der Stadtvoigtei zurückkehren, ſich ſelbſt überliefern und ein offenes, freies Bekenntniß ſeiner Schuld ablegen.

„Vielleicht hat man Mitleid mit mir, „ſagte er zu ſich ſelbſt;“ und meine Strafe wird nicht ſo hart ſein, als ich ſie eigentlich verdiene, und dann, wenn ich mein Verbrechen gebüßt habe, dann habe ich ja noch mein ganzes Leben vor mir, um mich zu beſſern und ein guter Menſch zu werden.“

Mit dieſem Entſchluß erhob er ſich von ſeinem Lager und war zunächſt darauf bedacht, ſeine Kleidung einigermaßen in Ordnung zu bringen, um nicht den Perſonen aufzufallen, welchen er begegnen würde. Dann ſchritt er querfeldein, um ſo bald als möglich den nächſten Weg nach der Stadt zu gewinnen.

XLV.

Die Begegnung.

Ihrem Vorſatze gemäß, hatte ſich Marie bereits am Morgen nach jenem Maskenballe, ohne Säumen nach Roſens Wohnung begeben, um ſich noch einmal die einzelnen Umſtände des Vorgefallenen erzählen zu laſſen und dieſelben mit der Möglichkeit, daß ihr Argwohn begründet ſei, zu vergleichen.

Frau Kindel, nicht wenig erſtaunt, eine ſo fein gekleidete Dame ſich perſönlich nach Roſen erkundigen zu ſehen, da in andern Fällen ein Schicken der Dienerſchaft ausreichend geweſen wäre, führte Marie, ſobald dieſe ihr Anliegen eröffnet, mit vieler Freundlichkeit durch die Küche in ein kleines, rumpelkaſtiges Hinterſtübchen, indem ſie mehre hundert tauſend Mal um Entſchuldigung bat, daß ſie keinen andern Eingang habe, und eben ſo viele Mal, daß dieſes Stübchen noch etwas unaufgeräumt und unfreundlich ausſähe, was allerdings nicht der Fall geweſen wäre, wenn ſie nur eine halbe

Stunde ſpäter gekommen; obſchon es nicht gut einzuſehen war, wie dieſes erbärmlich ausſehende Gemach ein freundlicheres Anſehn gewinnen könnte.

Um den Complimenten und endloſen Entſchuldigungen der guten Frau ein Ende zu machen und ſobald als möglich zu ihrem Zweck zu gelangen, nahm Marie auf einem alten, hochlehnigen Polſterſtuhle mit geflicktem, kattunen Ueberzug Platz und erklärte kurz den Zweck ihres Beſuches. Frau Kindel, welche, wie die meiſten Damen ihres Alters, durchaus keine redneriſchen Talente, aber um ſo mehr Luſt und Liebe zum Reden beſaß, war höchſt erfreut, dieſer Leidenſchaft den Zügel ſchießen laſſen zu können, und noch mehr, eine aufmerkſame Zuhörerin gefunden zu haben. So begann ſie dann mit der größten Umſtändlichkeit, bei welcher ſie bis in die kleinſten Details einging, dieſe Geſchichte zu erzählen, welche ſie in derſelben Art und Weiſe bereits hundertmal ihren Nachbarinnen mitgetheilt hatte. Marie hörte geduldig und aufmerkſam zu, und als die Wirthin zu dem Umſtande kam, daß der fremde Herr, der ſich Baron nannte, allein im Zimmer zurückgeblieben ſei, während Roſe die Treppen hinab geeilt war, um ein Glas Waſſer zu holen, konnte ſie ihre Bewegung kaum verbergen, denn ihr natürlicher, heller Verſtand ſagte ihr daß in dieſem Punkte der Schluſſel des Geheimniſſes zu ſuchen ſei. Dennoch hörte ſie mit gleichem Intereſſe den übrigen Theil der Geſchichte an, aus welchem hervorging, daß der Polizeicommiſſarius nach Roſens Arretirung am Nachmittage wieder gekommen und eine Viſitation des Zimmers vorgenommen, die indeſſen nichts Verdächtiges weiter ergeben hatte; dennoch war ihr der Stubenſchlüſſel nicht ausgeliefert worden, und die gute Frau ſetzte noch einige Worte über ihre eigene traurige Lage hinzu, daß ſie die Stube nun nicht weiter vermiethen könne, und ſomit einen bedeutenden Verluſt erleide, welchen ihr Roſe, ſie möge nun ſchuldig oder unſchuldig ſein, doch nicht erſetzen würde.

„Wie viel beträgt denn die monatliche Miethe?“ fragte Marie.

„Ach Gott, einen Thaler und zwölf Groſchen; es iſt nicht viel, aber für eine ſo arme Frau, wie ich — —“

„Hier iſt das Geld;“ ſagte Marie die Börſe ziehend, „Sie ſehen, ich habe ein beſſeres Zutrauen zu unſerer armen Kleinen; ſie wird es mir ſchon zurückgeben, wenn ſie es hat, oder dafür arbeiten.“

Durch dieſe Worte einigermaßen beſchämt, behauptete nun Frau Kindel, die im Grunde genommen eine ganz gutmüthige Seele war, daß ſie durchaus nicht etwa deshalb ſo geſprochen, daß das Fräulein ihr das Geld geben ſolle, daß ſie es vielmehr unter keinen Umſtänden annehmen würde, ſo daß zwiſchen ihnen ein kleiner Streit über dieſen Punkt entſtand, der ſelbſt dadurch noch kein Ende zu finden ſchien, daß Marie das Geld auf den Tiſch legte, und erklärte, ſie würde es eben ſo beſtimmt nicht zurücknehmen. Dieſes Geſpräch, welches wahrſcheinlich noch ſehr weit fortgeführt worden wäre, wurde indeſſen durch den Ton der Klingel unterbrochen; Frau Kindel ſtand ſehr überraſcht auf und ging hinaus, während ſie laut einige Vermuthungen äußerte, wer wohl da ſein könne, da es ſonſt etwas ganz Ungewöhnliches für ſie ſei, ſchon ſo früh Beſuche zu empfangen.

„Nun ſage mir noch Jemand, daß unſre kleine Roſe keine Freunde habe;“ ſprach Frau Kindel, einen feingekleideten Herrn auf dieſelbe Weiſe, wie vorher Marie in das Stübchen hineinkomplimentirend; „dieſer fremde Herr hier, Fräulein, iſt ebenfalls in der Abſicht hieher gekommen, um die traurige Geſchichte von mir zu hören. Ich werde ſie Ihnen gleich erzählen, mein Herr. — Wollen Sie nicht ſo lange Platz nehmen? — Ich bitte nur hunderttauſend Mal um Entſchuldigung, daß es hier ſo ausſieht.“

„Laſſen Sie mich nur ſtehn,“ entgegnete Davernay, denn dieſer

Fremde war Niemand anders, als der luſtige Vicomte; „es wird ja wohl nicht all zu lange dauern.“

„Doch, doch; es iſt eine lange Geſchichte;“ drängte Frau Kindel; „und dann werden Sie mir doch die Ruhe nicht mitnehmen wollen.“

Der Vicomte gehorchte, da er dieſen Worten nach zu ſchließen, ſich auf eine ſehr lange Erzählung gefaßt machen mußte, welche die Frau denn auch gerade in derſelben Ausdehnung und faſt mit denſelben Worten, wie vorher vortrug, und endlich mit den Worten ſchloß, daß ſie eben mit dieſer unbekannten Dame einen kleinen Streit gehabt habe, da dieſe die Miethe für Roſen bezahlen gewollt, was aber ſie ihren Gefühlen gemäß doch durchaus nicht annehmen könne.

„Sie ſind ſehr großmüthig, meine Dame;“ ſagte der Vicomt ſich mit artiger Verbeugung zu Marie wendend. „Darf ich vielleicht den Namen dieſer mir unbekannten Schützerin unſerer armen Roſe erfahren.“

„Mein Name thut wohl hier nichts zur Sache,“ erwiederte Marie mit ſichtlicher Verlegenheit; „aber Sie ſind ein Mann, und wenn Sie ſich für das Schickſal dieſes Mädchens intereſſiren, ſo will ich Ihnen ein Geheimniß, oder richtiger eine Vermuthung mittheilen, die mir von weſentlichem Intereſſe ſcheint, und die Sie beſſer zu benutzen wiſſen werden, als es mir möglich iſt.“

„Sprechen Sie,“ ſagte der Vicomte lebhaft.

Marie warf einen Blick auf die Frau, welche ſich in dem Zimmer befand.

„Es iſt hier nicht der Ort dazu;“ erwiederte ſie nach einigem Beſinnen; „und doch wüßte ich nicht, wo ich Ihnen Gelegenheit geben könnte.“

„Nun, wenn es das nur iſt,“ erwiederte Davernay; „ſo wird

dieſe Frau hier gewiß ſo gütig ſein, uns einige Minuten allein hier im Zimmer zu laſſen, beſonders wenn ſie hört, daß unſere Unterredung für das Schickſal unſerer gemeinſchaftlichen Freundin von Nutzen ſein kann. — Nicht wahr, mein liebes Franchen?“

Es lag nun einmal ein gewiſſes Etwas in Davernay's Benehmen, dem nicht leicht ein weibliches Weſen, ob alt oder jung, gleich viel, zu widerſtehen vermochte; auch Frau Kindel vermochte bei dieſem Zauber nicht kalt zu bleiben, und als ſie hörte, um was es ſich handle, erklärte ſie mit einem tiefen Knix, daß ſie einem ſolchen Herrn unmöglich etwas abſchlagen könne; ſie werde deshalb nach der Küche hinaus gehen und ſich dort ein Bischen mit der Wirthſchaft beſchäftigen; wenn die Herrſchaften mit ihrer Unterredung fertig wären, könne man ſie ja wieder hereinrufen, und ſie fügte hinzu, daß ſie ſchon früher hinaus gegangen wäre, hätte ſie ahnen können, daß ihre Geſellſchaft ſtörend ſei, welcher Unart wegen ſie noch hunderttauſend Mal um Entſchuldigung bat, und dann nach der Küche hinausging, wo ſie ſich höchſt ſonderbarer Weiſe der Beſchäftigung hingab, mit einem ſehr langen Haarbeſen in kurzen Pauſen an irgend ein Geräth zu ſtoßen und zu rütteln, damit Jene denken möchten, ſie ſei wirklich mit ihrer Arbeit beſchäftigt, während ſie zugleich das Ohr an das Schlüſſelloch gelegt hatte und aufmerkſam horchte.

Zu ihrem nicht geringen Aerger, ſprachen indeſſen Marie und der Vicomte ſo ſchnell und ſo leiſe, daß es ihr nur möglich war, hin und wieder ein abgebrochenes Wort zu verſtehen, und während ſie auf ſolche Weiſe die Folterqualen der Neugierde litt, wäre es dagegen für den Leſer wohl überflüſſig, ihm den Inhalt dieſer Unterhaltung mitzutheilen, da es nicht ſchwer iſt, denſelben zu errathen. Die einzelnen Umſtände ihrer Erzählung machten es indeſſen für Marie unmöglich, ihren Namen zu verſchweigen, obgleich ſie dies gern gethan hätte, und nachdem ſie dies als eine Art von Einleitung vorangeſchickt, theilte ſie dem Vicomte in möglichſter Kürze

die seltsamen Geschichten mit, welche sie am vergangenen Tage in der Villa bella erlebt, ihre eigenen Vermuthungen daran anknüpfend, und den Herrn von Bok als einen Menschen schildernd, dem nichts heilig sei, wenn es ihm darauf ankäme, seine Zwecke zu erreichen. Davernay war natürlich über diese Mittheilung nicht wenig betroffen, welche, seiner Meinung nach, ebenfalls sehr viel Wahrscheinliches hatte; er dankte ihr mit aufrichtigem Herzen für ihre Theilnahme, und sprach dann seine Meinung dahin aus, daß es zunächst nothwendig sei, die Wohnung von des Barons Schreiber zu erfahren, um durch diesen vielleicht ein weiteres Licht über diese Sache verbreiten zu können. Marie erwiederte, daß sie es auf sich nehmen wolle, die Wohnung desselben zu erkunden, die man von dem Hausgesinde des Barons unter dem ersten besten Vorwande erfragen könne, wogegen Davernay ihr sagte, daß er eigentlich nicht aus eigenem Antriebe allein, sondern auf Veranlassung eines Freundes handle, welcher sich für das Schicksal des Mädchens interessire, und ebenfalls durch diese Nachricht sehr erfreut sein würde. Auf Davernay's Fragen theilte ihm Marie ihre Wohnung mit, und es wurde verabredet, daß der Vicomte am Nachmittage mit Carteuticrce zu ihr kommen und alle Drei gemeinschaftlich die nöthigen Schritte berathen sollten, welche für den Augenblick die passendsten erschienen.

Nach dieser Verabredung wurde die Wirthin herein gerufen, welche inzwischen, ärgerlich, ihre Neugierde unbefriedigt zu sehen, einen wahrhaft höllischen Spektakel in der Küche gemacht hatte, weswegen sie sich bei ihrem Eintritt wieder einige hunderttausend Mal mit der Bemerkung entschuldigte, daß es ihre schwache Seite sei, unendlich viel auf Reinlichkeit zu halten, denn, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, Reinlichkeit sei ihr das halbe Leben.

Davernay verweilte sich noch einige Augenblicke, um ihr zu

ſagen, daß ſie unter keinen Umſtänden wieder Geld von der Dame annehmen ſolle, da er für die Bezahlung der Miethe Sorge tragen würde, und folgte dann Marie, welche ſchon zwei Treppen hinabgeſtiegen war. Auf der dritten blieb ſie ſtehen, um den Vicomte zu erwarten; in demſelben Augenblicke aber wurde die Hausthür geöffnet, und ſie ſah Jemand eintreten, welcher als er ſie auf der Treppe gewahrte, einen Augenblick unſchlüſſig daſtand, dann aber hinter die Hausthür trat, um ſie vorüber zu laſſen. Sie dachte einen Augenblick daran, ob dies ein Kundſchafter des Barons ſein könne, und machte Davernay, als ſich derſelbe genähert hatte, leiſe darauf aufmerkſam. Dieſer ſtieg raſch die Treppe hinab und ſchob die Thür zurück. Der, welcher ſich dahinter verborgen hatte, ſtieß einen halb unterdrückten Schrei aus, als er den Vicomte erkannte.

Es war Niemand anders, als Anton.

„Unglücklicher!“ rief der Vicomte, den Zuſammenhang ahnend, wie kommſt Du hierher?“

Der junge Menſch ſchwieg einige Augenblicke, als wiſſe er nicht, was er antworten ſolle, dann ſagte er:

„Wir ſind in der Nacht ausgebrochen und ich kam hierher, um meine Schweſter noch einmal zu ſehen, und dann will ich wieder nach der Stadtvogtei hingehen und mich ausliefern und meine Strafe abbüßen.“

Der Vicomte warf einen fragenden Blick auf das Aeußere des Entſprungenen. Sein Ausſehen war fürchterlich. Seine Kleidung durchnäßt und mit Koth beſpritzt, ſein ungekämmtes Haar verworren in das bleiche Geſicht hängend, ſeine Augen tief in den Kopf zurückgedrängt; dazu zitterte er heftig vor Angſt und vor Kälte.

„Komm jetzt mit mir,“ ſagte Davernay mitleidig; „wir wollen ſehen, was für Dich zu thun iſt.“

„Nein, nein,“ rief Anton einen Schritt zurücktretend; „ich gehe

nicht mit, ich habe nichts mehr mit Euch zu ſchaffen, ich will ehrlich werden und mit keinem von Euch etwas zu thun haben."

Ungeachtet ſeines Mitleidens, nöthigten dieſe Worte dem Vicomte dennoch ein Lächeln ab.

„Du irrſt Dich, mein Sohn," ſagte er; „ich gehöre nicht mit zu jenen Leuten, welche zu fürchten Du vollkommene Urſache haſt, wenn ich auch in ihrer Geſellſchaft geweſen bin. — Komm getroſt mit, Du biſt krank, und wir wollen für Dich thun, was in unſeren Kräften ſteht."

„Ich bin ein armer Unglücklicher," ſchluchzte Anton; „Ihr werdet mich nicht betrügen wollen und noch elender machen, als ich bin. Ich will mit Euch gehen, aber zuerſt laßt mich hinauf zu meiner Schweſter; ich will mit ihr ſprechen und ſie um Verzeihung bitten, daß ich ihr ſolchen Kummer bereitet."

„Armer Junge," fuhr Jener mitleidig fort; „Deine Schweſter iſt ebenfalls arretirt, wenn gleich unſchuldig."

„Meine Schweſter! — Roſe?" rief Anton, den Sprecher entſetzt anblickend.

„Es iſt leider ſo, wie ich Dir ſage," fuhr der Vicomte fort; „aber es iſt hier nicht der Ort, um uns lange aufzuhalten; es ſoll für Dich und Deine Schweſter geſorgt werden. — Jetzt komm:"

„Wir ſehen uns alſo Nachmittag, Fräulein!" wendete ſich der Vicomte zu Marie, die eine ſtumme Zuſchauerin dieſer Scene abgegeben hatte, während er Anton, der willenlos, wie ein kleines Kind, Alles mit ſich geſchehen ließ, in die Droſchke ſchob, welche vor dem Hauſe wartete. — Ich würde Ihnen gern dieſen Wagen hier überlaſſen, aber der junge Menſch iſt zu ſchwach, um nur ein paar Schritte zu thun. — Aber ſteigen Sie indeſſen mit ein, bis Sie eine andere Droſchke gefunden."

Dieſes Anerbieten nahm Marie an, und es dauerte auch nich

lange, bis ſie einen zweiten Wagen gefunden. Davernay wiederholte ihr ſein Verſprechen, am Nachmittage zu ihr zu kommen, und bat ſie, bis dahin zu Niemandem über den letzten Verfall, von welchem ſie Zeuge geweſen, zu ſprechen. Dann befahl er dem Kutſcher, nach ſeiner Wohnung vor dem Schönhauſer Thor hinaus zu fahren.

XLVI.

Der blaſſe Johann.

Wir müſſen, um die Fäden unſerer Erzählung, welche allmälig ihrem Ziele näher und näher laufen, beſſer im Auge zu behalten, zu dem Grafen von Cartentierce zurückkehren, welchen wir an dem Lager des Banquiers verlaſſen haben.

Durch die unabläſſigen Bemühungen des herbeigerufenen Arztes war es, nachdem der Tod lange Zeit um ſeine Beute gekämpft, gelungen, ihm dieſelbe wenigſtens für den Augenblick zu entreißen aber Cartentierce fühlte, daß er einen Mord begehen würde, wenn er unter dieſen Umſtänden dem Kranken als Racheengel der Vergangenheit gegenüber trete, und ſo zog er es vor, ſich für jetzt zu entfernen und eine gelegenere Zeit für die Ausführung ſeines Planes abzuwarten.

Trübe und mißgeſtimmt über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen war der Graf zu ſeinem Freunde zurückgekehrt, welchen er in ſehr tiefem Geſpräch mit dem Schuhmacher und deſſen Frau begriffen fand, doch war Davernay eher erfreut als niedergeſchlagen durch den

chlechten Griela, welchen der Graf gehabt, da er von vorn herein die Abſicht deſſelben nicht gebilligt hatte.

„Ich habe mit unſerem guten Freunde hier inzwiſchen eine lange Unterredung gehabt," ſagte er, nachdem ihm Gartentierce erzählt, in welchem Zuſtande er den Banquier gefunden; „und bin der Meinung, daß wir noch einen anderen, meiner Anſicht nach, weit beſſeren Weg einſchlagen können, als dieſer, welcher uns für den Augenblick verſchloſſen iſt."

„Aber welchen, welchen?" rief Gartentierce lebhaft.

„Dieſer gute Mann hier," fuhr Davernay fort, indem er ſich behaglich auf ſeinem Stuhl dehnte, welchen er an das Bett des Schuhmachers gerückt hatte; „hat mir ewige Treue und Freundſchaft zugeſagt, zuerſt wegen der Aufmerkſamkeit, mit welcher wir ihn behandeln, denn der Doctor iſt inzwiſchen hier geweſen und hat ihm ſein Bein wieder eingerichtet, und dann ganz beſonders wegen meiner guten Havannahs, die ich ihm zum Rauchen gegeben. Da fragte er mich denn, ob es blos das Käſtchen allein ſei, an deſſen Beſitz uns gelegen, oder ob uns nicht auch mit anderen Nachrichten über den Banquier gedient ſei. Sie haben ihn vorher gefragt, in wiefern er bei jenem Einbruch in der Jägerſtraße betheiligt wäre, und da iſt ihm noch als ein bemerkenswerther Umſtand eingefallen, daß Line, welche, wie ſchon geſagt, die Hauptrolle dabei geſpielt, damals in einer Unterredung mit Lampert, welche er zufällig belauſchte, eines Herrn erwähnt habe, welcher, wie aus dieſer Erzählung hervorging, ihnen beiden eine beſondere Belohnung verſprochen habe, wenn anders dieſe Unternehmung glücklich ausgeführt werde. Er, der Schuhmacher, habe zwar verſucht, in dies Geheimniß einzudringen, um ebenfalls ſeinen Theil von dieſer Belohnung zu erhalten, aber es ſei ihm unmöglich geweſen, etwas Näheres zu erfahren, und als er Beiden nachher vorgehalten, daß er ſie belauſcht, hätten ſie ihn ausgelacht und geſagt, er müſſe geträumt haben; jetzt jedoch glaube er,

nach dem, was er von Cartentierce und Davernay gehört, ſchließen zu dürfen, und die Unterredung Linens mit dem Banquier diene nur dazu, dieſe Meinung zu verwahrſcheinlichen, daß jener Mann Niemand anders geweſen wäre, als Aron Levin. Jedenfalls aber könne Line darüber Auskunft geben, und es ſei nothwendig, wenn man Licht über dieſe Sache verbreiten welle, ſich ihrer zu bemächtigen und ſie auf eine, oder die andere Weiſe zum Geſtändniß zu bringen.

Cartentierce begriff leicht die Wahrſcheinlichkeit dieſer Schlußfolgerung, warf aber ſogleich die Frage auf, wie es möglich ſei, ſich ohne Aufſehen dieſes Frauenzimmers zu bemächtigen.

„Das iſt der Punkt, über welchen wir eben ſprachen, als wir durch Ihren Eintritt unterbrochen wurden," erwiederte Davernay; wir werden von irgend einem verzweifelten Mittel Gebrauch machen müſſen. —Ohne fremde Beihülfe wird es uns ſchwerlich gelingen." ſetzte er auf franzöſiſch hinzu, um nicht von den Uebrigen verſtanden zu werden; und ich bin zwar der Meinung, daß wir uns auf dieſen Kerl hier verlaſſen können, aber was kann er uns helfen, er liegt da krank und es kann lange dauern, ehe er ſein Bein wieder brauchen kann. Mein Rath wäre, es mit dieſem jungen Menſchen hier zu verſuchen; er hat uns ebenſo zu fürchten, wie der Andere, und wenn wir verſuchen, Eindruck auf ſein Gemüth zu machen und ihm einen bedeutenderen Lohn verſprechen, ſo läßt er ſich vielleicht ehrlich finden "

„Ich überlaſſe mich ganz und gar Ihrer Leitung, wie Sie es für gut finden," erwiederte Cartentierce.

„Nun denn, meinetwegen, ſo will ich einmal den Verſuch machen, und nöthigenfalls iſt ja nichts dabei verloren, und die Sachen bleiben noch immer, wie ſie jetzt ſtehen, denn wie Sie ihn mir beſchrieben, iſt der Banquier zu krank, um für den Augenblick eine nähere Verbindung mit dieſen Leuten unterhalten zu können."

Cartentierce nickte beiſtimmend, und nun wendete ſich der Vicomte zu Johann, welcher inzwiſchen verlegen in einer Ecke des Zimmers geſtanden.

„Junger Menſch, ſagte er zu ihm; „Du ſiehſt wie hier die Sachen ſtehen und um was es ſich handelt. Mögen Deine Verbrechen auch nicht ſo ſchwer ſein, wie die Deines Gefährten, ſo haſt Du doch eben ſo zu fürchten, Dich dem Arme des Geſetzes überliefert zu ſehen, als er; ziehſt Du es indeſſen vor, redlich und offen mit uns zu verfahren und uns treu zu dienen, ſo verſprechen wir Dir nicht nur, Dich, ſo viel an uns, nicht anzuzeigen, ſondern wir wiederholen auch unſere frühere Verheißung, Dir eine Geldſumme zu geben, welche hinreichend iſt, Dich in den Stand zu ſetzen, ein ehrliches Geſchäft zu begründen. Ich habe offen mit Dir geſprochen und erwarte denn auch eine eben ſo offene Antwort."

Der Dieb ſah eine Zeit lang ſchweigend vor ſich nieder, als wolle er dem forſchenden Blick ausweichen, welchen Davernay auf ihn heftete.

„Ich habe allerdings kein Unterpfand, welches ich Ihnen für meine Aufrichtigkeit geben könnte," erwiederte er; „aber ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, daß ich nur aus Noth ein Dieb geworden bin, wenn ich auch nie an die Möglichkeit gedacht habe, daß ich noch 'mal ehrlich werden könnte. Ich will indeſſen Ihnen ſogleich einen Beweis meiner Offenheit geben und Ihnen noch etwas mittheilen, was ich vorher verſchwiegen.

„Sprich," ſagte Davernay, und der Dieb erzählte ihnen nunmehr ſeine Unterredung welche er mit Line gehabt, er verſchwieg auch ſeinen früheren Groll, welchen er gegen Lampert hegte, nicht, und ſchloß endlich mit der Betheuerung, daß er ſchon, um Rache an dieſen beiden Leuten zu nehmen, den Verſuch machen wolle, Line in die Gewalt der beiden Herren zu liefern, wenn es ihm ſonſt möglich wäre, und wenn ſie alsdann ihr Verſprechen halten und ihm die

verheißene Belohnung zukommen laſſen würden, ſo habe er den feſten Vorſatz, ſich ihrer Güte würdig zu zeigen und ſich zu beſſern.

Durch dieſe Erzählung gelang es ihm wirklich, das Zutrauen des Grafen und des Vicomte in noch höherem Grade zu gewinnen, da es wohl vorauszuſetzen war, daß derartige Umſtände eine größere Gewährleiſtung für ſeine Treue in dieſer Angelegenheit abgeben dürften, und nun handelte es ſich nur um die Art und Weiſe, wie Line in die Falle zu locken ſei, eine Sache, die bei der großen Schlauheit dieſes Weibes allerdings ihre beſonderen Schwierigkeiten hatte. Johann erklärte indeſſen, daß er ſchon über die nöthigen Mittel und Wege nachdenken und nicht ermangeln werde, die Herren von ſeinem Plane in Kenntniß zu ſetzen, ſobald es Zeit wäre; für den Augenblick ſei es indeſſen nothwendig, daß er zu Matthes zurückkehre, um keinen Argwohn zu erwecken, ſondern denſelben vielmehr durch irgend eine zu erſinnende Fabel zu beruhigen.

„Doch noch eins,“ rief Cartentierce, als Jener nach ſeiner Mütze griff, um ſich zu entfernen; „Du warſt an jenem Abend mit dabei, als mir der junge Menſch meine Uhr ſtahl, ſie iſt in Deinem Beſitz, und wenn Du ſie ſchon verkauft haſt, ſo will ich Dir das Geld wiedergeben, Du kannſt es ſogar gleich mitnehmen, da mir an der Wiedererlangung derſelben ſehr viel gelegen iſt.“

„Die Uhr iſt noch nicht verkauft, behalten Sie Ihr Geld,“ ſagte Johann, als er ſah, daß Cartentierce nach der Börſe griff; „ich werde ſie Ihnen auf den Abend mitbringen, wenn ich wieder komme. — Aber,“ und er fügte dieſe Worte etwas zögernd hinzu, „wenn Sie es gut mit mir meinen, und mich vor aller Verſuchung bewahren wollen, ſo geben Sie mir ein Paar Groſchen für meine nächſten Bedürfniſſe, ich habe keinen Sechſer in der Taſche und den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, außer einer Semmel und einer Wurſt, die ich bei Matthes im Keller auf Borg genommen.“

„Hol der Geier das Frühſtück in dieſem verdammten Keller!“

rief Davernay, in welchem dieſe Worte eine für ſeinen Magen ſchreckliche Erinnerung wach gerufen hatten; „warum haſt Du, dummer Teufel, denn das nicht gleich geſagt. — Da, warte nur einen Augenblick.“

Und der Unermüdliche ſprang haſtig auf und lief nach der Küche, um die noch ziemlich bedeutenden Reſte ſeines Frühſtücks eigenhändig herein zu holen.

„Hier ſteht, und nun greif zu,“ ſagte er, „und ich will ſelbſt noch ein Glas Madeira mittrinken und ein Stück von dieſem kalten Braten eſſen, denn man bekömmt bei dieſer Aufregung ſtarken Appetit.“

Der luſtige Vicomte rückte ſogleich an den Tiſch heran und ſchenkte ſeinem ſonderbaren Tiſchgenoſſen ein, der anfänglich zögerte, dann aber zu unſäglichem Vergnügen des Vicomte, ſo tüchtig zugriff, daß Jener laut betheuerte, er habe in ſeinem Leben Niemand geſehen, der einen ſolchen Appetit gehabt, ausgenommen den Grenadier in Spanien, der bei einer Expedition in die Gebirge, wo es acht Tage nichts zu beißen gab, als harten Schiffszwieback, einen ganzen Lammbraten auffraß und nachher die Knochen ſo rein benagte, als wenn er eine Portion Kotelet in einem Kaffeehauſe verſpeißt hätte.

Es war inzwiſchen ſchon völlig dunkel geworden, und Johann erklärte, daß es die höchſte Zeit ſei, aufzubrechen, wenn er ſonſt noch zur rechten Zeit wiederkehren wolle. Schon griff er nach der Thür, blieb dann aber, ſich plötzlich anders beſinnend, ſtehen, und fragte Davernay, ob ſich nicht ein Keller bei dem Hauſe befände. Dieſer bejahte und fragte zugleich nach dem Grund dieſer Frage.

„Bringen Sie mich in dieſen Keller hinein, und dann will ich anſtatt durch die Thüre, durch das Fenſter unten hinaus ſteigen; — es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß irgend Jemand, und wenn es auch nur einer von den Knaben iſt, das Haus bewacht. Ich muß zu Matthes ſagen, daß Sie mich mit Gewalt zurückgehalten und

in den Keller geſperrt haben und daß ich von dort ausgebrochen bin; wenn er mich aber zur Thür hinaus kommen ſieht, iſt es damit vorbei."

Die beiden Herren konnten nicht umhin, dieſer ſchlauen Anordnung des Diebes, welche ſelbſt ihre eigenen Vorſichtsmaßregeln übertraf, ihren vollkommenen Beifall zu zollen, und ſo wurde denn Johann in den Keller hinab gebracht, welchen wir bei Beſchreibung des Häuschens erwähnten. Er bat ſich noch dazu ein Beil aus, und als Davernay neugierig nach einer halben Stunde in den Keller hinab leuchtete, ſah er, ein nicht geringer Beweis für die Geſchicklichkeit des Diebes, daß die eiſernen Gitterſtäbe, welche ſich vor der Fenſteröffnung befanden, aus dem Mauerwerk herausgebrochen waren, und Johann ſelbſt ſich bereits entfernt hatte.

„Sie ſcheinen feſt davon überzeugt, daß der Burſche wiederkommt, und uns nicht betrügt," ſagte Cartentierce zu dem Vicomte, als dieſer zurückkehrte und lachend verkündete, daß der Dieb ſchon ſeinen Ausbruch bewerkſtelligt habe.

„Wiederkommen wird er gewiß, ſonſt hätte er doch das Geld nicht zurückgewieſen, welches Sie ihm anboten," bemerkte Davernay, „ob er aber, wenn er zurückkehrt, es ehrlich mit uns meint, das iſt eine andere Frage, welche in dieſem Augenblick noch nicht entſchieden werden kann."

„Er wird Sie nicht betrügen, meine Herren," ſagte der Schuhmacher; „es iſt ein braver Junge, und wenn er etwas verſprochen hat, ſo hält er Wort. Er iſt unter meinen Augen groß geworden, und Sie ſehen, daß er etwas gelernt hat; — ja, ja, er verſteht es, eine Mauer durchzubrechen."

„Wir wollen es ſeinetwegen und auch um Deinetwillen hoffen," erwiederte Davernay nicht ohne Lächeln über den Stolz, der ſich in den Worten des Schuhmachers kund gab."

Es ſchien indeſſen, daß der Schuhmacher ſowohl, als Davernay,

wenigſtens für den Augenblick Recht behalten ſollten. Dieſer Letztere hatte mit Cartentierce die Verabredung getroffen, daß von ihnen Einer um den Andern die Nacht in dieſer kleinen Wohnung zubringen ſolle, um jedenfalls zu verhüten, daß der Schuhmacher ſich auf irgend eine Weiſe mit ſeinen Spießgeſellen in Verbindung ſetze, und zwar hatte Cartentierce faſt mit Gewalt darauf beſtanden, daß er mit dieſer Woche den Anfang mache, und Davernay in das Hotel zurückkehre; doch hatte Letzterer ſich noch nicht von ſeinem Freunde verabſchiedet, ſondern Beide ſaßen noch gemüthlich plaudernd am warmen Ofen, als ſie ein leiſes Pochen Außen an der Thür hörten, und als der Vicomte raſch öffnete, trat der Dieb ein.

„Sie ſehen, ich habe Wort gehalten, meine Herren," ſagte er; „und hier, mein Herr," wendete er ſich zu Cartentierce; „hier iſt auch ihre Uhr."

Der Graf griff mit freudiger Haſt nach dem Kleinod, während Davernay den Eingetretenen fragte, wie die Sachen ſtünden, und ob ſich irgend etwas Wichtiges ereignet habe. Der Dieb erzählte auf dieſe Frage, daß es ihm wirklich gelungen ſei, den alten Matthes zu täuſchen. Der Knabe, welcher bei ihm geweſen, als er von Davernay ergriffen wurde, wäre ihnen gefolgt, und nachdem er geſehen, daß man ihn in das Gartenhaus geführt, zu Matthes zurückgekehrt, um dieſen davon zu benachrichtigen. Matthes hätte den Knaben aber ſogleich wieder zurückgeſchickt und ihm den ſtrengen Befehl gegeben, das Haus keinen Augenblick aus den Augen zu laſſen, ehe er nicht abgelöſt würde. Bei dieſer Gelegenheit hätte der Knabe ſie zwar nicht fortfahren, aber doch wiederkommen ſehen, was er ihm unterwegs erzählt, als Beide hinter dem Gartenzaun, über welchen der Erzähler nach ſeinem Ausbruch aus dem Keller geklettert war, zuſammentrafen. Johann hatte nun, ſeiner Ausſage zufolge, als er in den Keller, der zum Verſammlungsplatze der Diebe diente, gekommen war, dort Laurent und Line gefunden und ihnen erzählt, daß er

trotz seiner gefährlichen Lage, nichts von dem Schicksale des Schuhmachers hätte erfahren können, doch sei soviel gewiß, daß derselbe krank liegen müsse. Sein eigenes Schicksal anbetreffend, hatte er gesagt, daß er zunächst gezwungen worden sei, nach dem Thiergarten hinaus zu fahren, wo er jedoch den Bananier nicht gesprochen habe, da derselbe krank gewesen; dann hätte man ihn wieder zurückgebracht und in den Keller eingesperrt, von wo aus es ihm gelungen sei, zu entweichen, und glücklicherweise, um die Wahrheit seiner Erzählung noch mehr zu bestätigen, war seine Flucht durch den Knaben, der außen auf dem Zaune gesessen, wahrgenommen worden.

In Folge dieser Erzählung hätte Matthes erklärt, daß diese beiden Herren allerdings nichts weiter als eine bloße Privatangelegenheit verfolgen könnten, doch anstatt sich hierdurch beruhigt zu fühlen, hätten vielmehr Line und Lampert sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, und dort sehr lange und ängstlich mit einander gesprochen und endlich auch Matthes herbeigerufen, worauf sie alle Drei in ein Nebenzimmer gegangen wären. Nach einer Berathung, die etwa eine halbe Stunde gedauert, wären sie wieder zurück gekommen, und Matthes hätte ihm gesagt, es wäre gut, er möchte jetzt nur nach Haus gehen, sich aber Punkt eilf am Rosenthaler Thore einfinden, sie hätten ein Geschäft vor, bei welchem er unter keinen Umständen fehlen dürfe.

„Und nun, meine Herren, wenn dies Alles ist, was ich Ihnen zu erzählen habe," schloß Johann seine Rede; „so muß ich Sie doch noch darauf aufmerksam machen, daß man Böses gegen Sie im Schilde führt, daß wahrscheinlich diese Nacht zur Ausführung irgend eines Planes benutzt werden wird, und daß diese drei Personen, mit welchen Sie es zu thun haben, so leicht und so ruhig Menschenblut vergießen, wie man eine Henne abschlachtet. Lampert weiß, daß ich Abscheu vor jedem Mord habe, und man hat mich wahrscheinlich deshalb nicht in das Geheimniß eingeweiht. Aber ich darf nicht

vergeſſen noch zu erwähnen, daß Lampert mich ausführlich nach der Beſchaffenheit des Kellers gefragt hat, in welchem ich mich befunden habe, und ob es eben ſo leicht iſt, in denſelben hinein, als hinaus zu gelangen."

Cartentierce und der Vicomte blickten einander nicht ohne Verlegenheit an, als Johann ſeinen Bericht beendet hatte.

„Du biſt ein braver Burſche," ſagte Davernay, ihm freundlich auf die Schulter klopfend; „nun wollen wir mal Deinen Rath hören. Wie würdeſt Du Dich in dieſer verzweifelten Angelegenheit benehmen?"

„Ich würde an Ihrer Stelle dieſes Haus ſogleich verlaſſen, entgegnete der Dieb: „es liegt zu einſam, als daß Sie auf Hülfe rechnen könnten, wenn Sie dieſelbe nöthig haben ſollten."

„Das müßte ja ein förmliches Gefecht werden, „lachte Davernay;" denn es iſt nicht ſo leicht, drei wohlbewaffnete Männer, denn unſer Diener bleibt auch während der Nacht hier, ſo leicht zu überwältigen; außerdem wollen wir den armen Teufel, den Schuhmacher, nicht den Beſchwerlichkeiten eines übereilten Transports ausſetzen, ihn aber allein hier zu laſſen, das, lieber Freund, muß ich Dir offen ſagen, erlaubt unſere Klugheit nicht, denn wahrſcheinlich dürften wir Morgen früh das Neſt leer finden, wenn wir kommen, um Euch zu ſuchen."

„Wie Sie meinen," entgegnete der Dieb, durch dieſe letztere Bemerkung etwas gekränkt; „ich habe Ihnen Alles geſagt, was ich weiß. Doch ich denke wenigſtens, daß ſie alle hinreichend bewaffnet ſind."

Auch ohne dieſen Fingerzeig würde der Vicomte, als ein alter Soldat, auf die Beſchaffenheit ſeiner Waffen geachtet haben; ſo machte er ſich indeſſen auf der Stelle dabei, dieſelben zu unterſuchen, wenn er gleich ſich nicht enthalten konnte, dabei den Verdacht zu hegen, daß der Dieb ihn nur daran erinnert hätte, um ſich als Spion

ſeiner Spießgeſellen davon zu überzeugen, ob ſie wirklich mit Feuerwaffen verſehen ſeien. Da ihre Bewaffnung indeſſen nur aus zwei Taſchenpiſtolen beſtand, und es außerdem ziemlich wahrſcheinlich war, daß die Ladung ſeit dem verwichenen Tage durch die Näße gelitten haben könnte, erhielt François den Auftrag, nach dem Hotel zu fahren und von dort Davernays Piſtolenkaſten mit der nöthigen Munition heraus zu holen.

„Auf ſolche Weiſe, denke ich, werden wir ſchon mit Deinen Kollegen fertig werden, „ſagte Davernay;“ und Du kannſt Dir außerdem merken, mein guter Burſche, daß, wenn Du mit von der Parthie ſein ſollteſt, die erſte Kugel für Dich beſtimmt iſt, und ich beſitze, beiläufig geſagt, einige Geſchicklichkeit im Piſtolenſchießen.“

„Sie thun mir wirklich Unrecht, meine Herren, wenn Sie Mißtrauen in mich ſetzen,“ nahm Johann das Wort, indem er die beiden Männer faſt vorwurfsvoll anſah: „ich bin zwar freilich noch immer weiter nichts als ein Dieb; aber Sie haben mir ſo ſchöne Hoffnungen gemacht, und ich habe mich ſchon halb und halb daran gewöhnt, mich als einen ehrlichen Kerl zu betrachten, daß Sie mir durch einen ſolchen Argwohn wirklich recht wehe thun. Ich meine es, weiß Gott, recht gut und aufrichtig mit Ihnen.“

„Nun ja doch, ich glaube Dir,“ erwiederte Davernay, deſſen Gutmüthigkeit den ihm gemachten Vorwurf nicht ertragen mochte. „Hier nimm meine Hand, vergiß, was ich geſagt habe, und ſei überzeugt, daß es in der That unſer Beſtreben ſein wird, Dich auf dem Pfade zu erhalten, welchen einzuſchlagen, Du verſprochen haſt.“

Johann ergriff mit unverſtellter Rührung die ihm dargebotene Rechte Davernay's; er küßte dieſelbe und bedeckte ſie mit Thränen, ſo daß ſie der Vicomte halb unwillig, halb gerührt, zurückzog.

„Nichts da,“ ſagte er; „das Weinen paßt nicht mehr für einen Mann in Deinen Jahren; Reue iſt zwar gut, aber ſie beſteht nicht allein in Thränen.“

„Sie ſind ſo gütig gegen mich, wie's noch Niemand geweſen," erwiederte Jehann mit der Außenſeite ſeiner rauhen Hand die Augen abwiſchend:" es hat noch Niemand in meinem ganzen Leben ſo mit mir geſprochen, wie Sie. Und wenn es mein Leben koſten ſollte, ſo will ich Ihnen dienen, womit Sie wollen."

„Gut, gut, Du ſollſt Gelegenheit haben, uns Deine Treue zu beweiſen," ſprach Cartentierce, ihm ebenfalls freundlich auf die Achſeln klopfend und ihm Muth einſprechend, bis endlich ihr Verbündeter erklärte, daß er gehen müſſe, um ſich zur beſtimmten Zeit am Orte des Rendezvous einzufinden, und ſeinen Gefährten keinen Anlaß zum Argwohn zu geben.

Noch einmal ermahnte er die Herren, auf ihrer Hut zu ſein, und wo möglich während der Nacht wach zu bleiben, denn Lampert ſei Einer von den Männern, welche ſchon zu oft Blut vergoſſen hätten, um vor einem Mord zurück zu ſchrecken, welcher für ihre Sicherheit nothwendig ſchien.

Mit vieler Behutſamkeit, um nicht etwa von einem Lauſcher beachtet zu werden, öffnete der Vicomte die Vorderthür des Hauſes und ließ den Dieb hinaus treten. Dieſer blickte ſich zunächſt nach allen Seiten um, und lauſchte eine Zeit lang, ob ſich irgend ein Geräuſch vernehmen ließe, dann, mit der Hand grüßend, entfernte er ſich mit geräuſchloſen Schritten. Davernay kehrte in das Zimmer zurück und verſchloß und verriegelte mit großer Sorgfalt die Thür.

Als Jehann durch den finſteren Corridor des Vorderhauſes hintappend, die Straße erreicht hatte, ſtand er eine Zeit lang ſtill, um zu überlegen, wohin er ſeine Schritte wenden ſollte.

„Ich muß es ihr ſagen, ſonſt denkt ſie am Ende noch etwas Schlimmeres; murmelte er endlich vor ſich hin, und wendete ſich rechts nach dem Schönhauſerthore zu. Anfänglich ging es nur langſam, als er aber die Stadt erreicht hatte, beſchleunigte er ſeine Schritte immer mehr und mehr, bis er endlich faſt ganz außer Athem vor

der Thür des Hauses „zur schönen Mohrin“ ankam. Mit kurzem Gruße drängte er sich neben dem, auf dem Hausflur stehenden Mädchen vorüber, und trat in die Gaststube.

Es waren nur wenig Fremde zugegen, und nachdem er mit einem einzigen Blick dieselben gemustert, ließ er sich ein Glas Bier geben und setzte sich schweigend in eine Ecke. Jedesmal wenn sich die Thür öffnete, richteten sich seine Augen dorthin, schienen sich aber jedesmal wieder unbefriedigt abzuwenden. Endlich stand er auf und trat an den Schenktisch.

„Wo ist denn Nanny?“ fragte er.

Die dicke Wirthin blickte mit ihren trüben Augen von dem rosawollenen Strumpf auf, an welchem sie strickte, und der mindestens die Größe von fünf gewöhnlichen Strümpfen hatte. Sie sah den Sprecher einige Augenblicke hindurch an, ohne dabei weiter ein besonderes Zeichen von Intelligenz auf ihrem fetten Gesicht zu verrathen, dann sagte sie:

„Nanny ist in der Charite.“

Johann schrak zusammen.

„Seit wann?“ rief er.

„Es war gestern Morgen etwa um die eilfte Stunde, als man sie fortbrachte.“

„Aber was fehlt ihr? Woran leidet sie?“ rief der Dieb.

„Ach,“ versetzte die Frau mürrisch; „so geht's den Frauenzimmern gewöhnlich, wenn sie sich zu tief mit den Männern einlassen. Sie hatte sich da an einen jungen Menschen gehängt, der nichts hatte und nichts war, und dem zu Liebe sie alle ihre Sachen versetzte. — Einer von den Gästen, welcher den jungen Menschen kennt, erzählte vorgestern Abend hier im Saal, daß derselbe arretirt worden wäre, weil er gestohlen hat. Wie sie das hörte, fiel sie in Ohnmacht und hat während der ganzen Nacht in Krämpfen gelegen; gestern früh kam der Doctor und meinte, sie würde wohl das Ner-

venüeber kriegen, da habe ich ſie natürlich fortbringen laſſen, was blieb mir anders übrig.“

Der blaſſe Johann ſtand bei dieſer Nachricht eine Zeit lang ſchweigend und nachdenkend neben dem Schenktiſch, dann bezahlte er haſtig, warf einen Blick nach der alten beſtäubten Wanduhr, griff nach ſeiner Mütze und eilte ſchnell hinaus.

XLVII.

Das Komplott.

Während dieſer Vorgänge ſaß Lampert, mit einer ſonderbaren Arbeit beſchäftigt, in ſeinem Zimmer.

Er wohnte in dem vierten Stockwerk eines Hinterhauſes der Kloſterſtraße, welches mit ſeinen Fenſtern auf die Gaſſe hinausging, die der blaſſe Johann ſo eben verlaſſen hatte. Wie dies bei vielen Dachwohnungen gewöhnlich, ſo befand ſich auch vor dieſen Fenſtern ein ſchmaler, mit Ziegeln belegter, abſchüſſiger Sims, und die niedrigen Fenſterflügel öffneten ſich nach Außen hin. Das Innere dieſer Wohnung paßte vollkommen zu dem Bewohner derſelben. Ein Feuerheerd, durch einen Lattenverſchlag von dem Flur abgeſondert, bildete die Küche, und dicht neben dieſem Verſchlage führte eine Thür in das Wohnzimmer. Die Decke deſſelben lief auf der einen Seite ſchräg ab nach den beiden Fenſtern zu; vor dieſen hingen zerlumpte Vorhänge von dunklem Kattun, die nicht etwa zur Verzierung des Zim-

mers, ſondern einzig und allein dazu beſtimmt ſchienen, die Blicke eines Neugierigen von dem Dache des gegenüber liegenden Hauſes, und auch wohl das freundliche, luſtige Tageslicht ſelbſt abzuhalten von dieſer Höhle des finſteren, tagſcheuen Verbrechens. Vor dem Fenſterpfeilern ſtand eine Kommode, in welcher ein Kaſten fehlte und deren abgebrochene Füße durch ein paar grob geſägte Klötze erſetzt waren, auf welche man ſie geſtellt hatte. Drei oder vier Branntweinflaſchen von ſchmutzig weißem Glaſe und einige halb zerbrochene Trinkgläſer, eine Kaffeetaſſe ohne Henkel, an welcher ſich dürftige Spuren einer ehemaligen, ſchlechten Vergoldung befanden, eine alte Theekanne und einige ähnliche Gegenſtände lagen und ſtanden unordentlich darauf umher. Darüber hing ein zerſchlagener Spiegel und auf der Wand, welche noch zwiſchen dem Spiegel und den Fenſter übrig blieb, hatte man zwei ſchlecht kolorirte Bilder angeklebt, das eine den Mordverſuch Fieſchi's darſtellend, das andere die Hinrichtung irgend eines Verbrechers. Der Kommode gegenüber ſah man an der anderen Wand des Zimmers ein Sopha ohne Lehne, vor demſelben ſtand ein viereckiger, mit weißer Oelfarbe angeſtrichener Tiſch, der ohne Zweifel aus irgend einem Kaffeegarten geſtohlen worden war, und ein großer, tannener Schrank vollendete mit einigen Stühlen und Holzſchemeln die Ausſtattung des Zimmers. Eine zweite Thür, welche halb offen ſtand, führte in die Schlafkammer, ein eben ſo erbärmlich ausſehendes Gemach, wie das erſte.

Der Räuber befand ſich in dieſem letzteren. Er ſaß auf einem Schemel vor dem Tiſche, auf welchem ein Licht in einem ſchmutzigen Leuchter brannte, und war eifrig damit beſchäftigt, ein langes Stück dünnen Bindfadens, welchen er aufgedreht hatte, mit einer ſchwarzen breiartigen Maſſe zu befeuchten, welche in einer Schüſſel vor ihm ſtand. Da er dies Geſchäft mit den Händen verrichtete, hatte er ſich Geſicht und Finger beſchmutzt und ſchwarz gefärbt, ſo daß er noch widerlicher, als ſonſt ausſah. Von Zeit zu Zeit hielt er mit

dieſer Arbeit inne, um zu horchen, wenn es ihm vorkam, als ob Jemand die Treppe hinauf käme, ſetzte aber, ſobald er bemerkt, daß er ſich geirrt, ſeine Beſchäftigung um ſo eifriger fort.

Einmal ſchien es indeſſen keine Täuſchung geweſen zu ſein, denn er ſprang auf, ſchob die Schüſſel raſch unter den Tiſch und warf den Bindfaden an die Erde; dann ergriff er das Licht, öffnete die Thür, und als er die Tritte heraufkommen hörte, fragte er mit barſcher Stimme: „Wer iſt da?“

„Ich bin's, Lampert“ erwiederte Linen's Stimme, und gleich nachher kam die Frau die Treppe herauf. Beide gingen in das Zimmer hinein und verſchloſſen die Thür hinter ſich.

„Nun“ ſagte der Räuber, das Licht wieder auf den Tiſch ſetzend; „wie viel bringſt Du?“

„Es ſind noch zwei und zwanzig Pfund,“ erwiederte die Frau, aus ihrer Schürtze und den Taſchen des Kleides ſehr viele kleine Pakete in Kaufmannstüten hervorſuchend; „ich bin in der ganzen Stadt umhergelaufen, weil ich nicht ſo viel von einem Kaufmann nehmen wollte, um keinen Verdacht zu erwecken.“

Es wird mit dem, was uns Matthes gebracht hat, genug ſein; wir haben beinahe einen Centner, „ſagte der Räuber.“ Welch ein Glück, daß er noch ſolchen Vorrath hatte. — Lege es nur d'rin auf's Bett zu dem andern, damit wir hier bei dem Licht kein Unglück haben.“

Die Frau, beſchäftigt die einzelnen Düten auf den Tiſch zu packen, nahm dieſelben wieder herunter und trug ſie in das anſtoßende Zimmer.

„Haſt Du auch das Papier?“ fragte Lampert als ſie wieder zurück kam.

Jawohl, hier iſt es.“

„Gut nimm Nadel und Zwirn, ich will Dir zeigen, was Du zu thun haſt.“

Der Räuber nahm ſein Taſchenmeſſer und zerſchnitt das Papier, welches Line mitgebracht hatte, in ſchmale, etwa anderthalb Zoll breite Streifen und gab ihr die Anweiſung, dieſe Streifen feſt aneinander zu nähen, ſo daß auf dieſe Weiſe eine Art von Band entſtand, welches etwa dreißig Ellen lang ſein mochte. Während Line hiermit beſchäftigt war, hatte auch Lampert ſeine frühere Arbeit wieder hervorgeſucht und vollendet; dann legte er die noch feuchte Schnur auf die warme Ofenröhre um ſie zu trocknen, zündete ein Licht an und ging in das anſtoßende Zimmer. Vorſichtig ſtellte er den Leuchter in eine entfernte Ecke, und begann alsdann den Inhalt der von der Frau mitgebrachten Düten und noch einige andere, welche ſie ſchon vorher gebracht zu haben ſchien, in ein Fäßchen auszuleeren, welches er aus einer Ecke hervorſuchte. Dies war bald geſchehen, und dann ging er wieder in die andere Stube hinein und fragte Line, ob ſie mit ihrer Arbeit fertig ſei. Dieſe bejahte.

„Man muß zur Noth in der Welt Alles thun können," ſagte Lampert ſcherzend;" ſogar Feuerwerker ſpielen, und wenn man auch nicht Artilleriſt geweſen iſt."

Er überzeugte ſich bei dieſen Worten, ob die Schnur, welche er vorher auf den Ofen gelegt, gehörig getrocknet ſei, und zeigte dann der Frau, wie ſie dieſelbe in den zuſammengeknifften Papierſtreifen einzunähen habe, ſo daß auf dieſe Weiſe eine Art von dünner Röhre entſtand, in welcher ſich die Schnur befand.

„Es iſt eine langweilige Arbeit," fuhr er fort, während er ſich die Pfeife anzündete; „mit etwas Kleiſter wäre es beſſer gegangen, aber es iſt keine Zeit dazu. Du mußt raſch machen, daß wir bald fertig werden."

Sie antwortete nicht, und der Räuber legte ſich gemächlich auf das Sopha, nachdem er zuvor eine Flaſche Branntwein aus dem Schrank genommen und ſich ein Bierglas halbvoll geſchenkt, aus welchem er von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm, nur zu dieſem

Zweck ſeine kurze Pfeife aus dem Mund nehmend, aus der er unaufhörlich große Rauchwirbel emporblies.

So verging etwa eine gute Viertelſtunde. Die Stille, welche im Zimmer herrſchte, wurde durch nichts unterbrochen, nur gelegentlich hörte man wüſtes Geſchrei oder Geſang aus der Gaſſe heraufſtönen, auf welche die Fenſter hinaus gingen. Endlich brach Lambert das Stillſchweigen.

„Wahrhaftig," ſprach er; „wir können von Glück ſagen, daß wir diesmal noch ſo mit einem blauen Auge davon kommen. In meinem ganzen Leben bin ich nicht ſo in der Klemme geweſen, wie geſtern Abend, und als ich zu Matthes kam, dachte ich, die Gensdarmen müßten ſchon da ſein. Doch es geht diesmal noch ſo glücklich ab, wie man ſich nur immer denken kann."

„Wir müſſen übrigens dem Johann doch etwas geben," ſagte Line von ihrer Arbeit aufſehend; „ich hätte ihm, weiß Gott, gar nicht eine ſolche Klugheit zugetraut, als er bei der Geſchichte gezeigt hat."

„Verſprechen wollen wir ihm wohl etwas, und dann zuſehen, wie ſich die Sache macht. Er wird wahrſcheinlich nicht mit uns gehen wollen, wenn er hört, was wir vorhaben; aber er muß mit dabei ſein, damit wir jedenfalls ſeines Schweigens verſichert ſind. Die Sache wird Aufſehen machen in Berlin, wahrhaftig, ich freue mich ſchon darauf, wenn wir es in den Zeitungen zu leſen bekommen werden."

„Gewiß wird es Aufſehen machen," ſprach Line.

„Johann iſt der Einzige, der etwas davon weiß," fuhr der Räuber fort; „ich werde ihm mein Meſſer in den Leib rennen, wenn er ſich weigert, mitzugehen. Wir müſſen alle den gleichen Antheil an der Sache haben, und wie herrlich trifft es ſich nicht, daß der Schuhmacher mit ſeiner Frau ebenfalls in dem Hauſe iſt. Es thut

mir zwar leid um ihn, aber es geht doch nicht anders, und Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte."

„Hm," meinte die Frau, „er mag zwar ein ganz guter Kerl ſein, aber ihr gönne ich es ſchon; ich habe ſie niemals leiden können, ſie that immer ſo großartig und übermüthig, als ob ſie etwas Beſſeres wäre als wir."

In dieſem Augenblick pfiff unten auf der Straße der Wächter.

„Schon zehn," ſagte Lampert aufhorchend; „Matthes bleibt ja ſehr lange."

In demſelben Augenblick ließen ſich ſchwerfällige Tritte auf der Treppe vernehmen.

„Es kömmt Jemand," ſagte Line aufhorchend. Auch Lampert richtete ſich aus ſeiner liegenden Stellung empor.

„Es iſt Matthes," ſagte er; „ich kenne ſeinen Tritt. Nimm ein Licht und geh' ihm entgegen."

Die Frau gehorchte und ging nach der Thür, welche ſchon in demſelben Augenblicke von dem eintretenden Kneipwirth geöffnet wurde.

„Guten Abend Kinder," ſagte er; „da bin ich. Ich konnte nicht gut eher abkommen; aber wir haben noch Zeit genug. — Hier iſt das Pulver."

Er legte bei dieſen Worten einen grau leinenen Sack von nicht unbeträchtlicher Größe, den er unter dem Mantel getragen hatte, auf den Tiſch. — „Werden wir genug haben?"

„Vollkommen," erwiederte Lampert. „Line iſt bei allen Kaufleuten in der Stadt umhergelaufen; wir könnten die ganze Stadtvoigtei damit in die Luft ſprengen und das Kammergericht mit dazu."

„Gut, gut, ſehr gut, Kinder; und die Zündſchnur iſt, wie ich ſehe, auch fertig: es war ein herrlicher Gedanke von Dir, Lampert, wahrhaftig, es iſt noch nicht da geweſen."

„Willſt Du vielleicht erſt einen Tropfen trinken?“ nahm Lampert das Wort, das Glas, welches er inzwiſchen geleert hatte, aufs Neue füllend; „da, trink, und ich will hineingehen und das Pulver zu dem andern in das Faß ſchütten. Wir haben nicht mehr zu viel Zeit übrig; Johann iſt um eilf Uhr an das Thor beſtellt.“

Matthes trank einen Schluck von dem Brandtwein, welchen ihm Lampert gereicht, und folgte demſelben dann in das anſtoßende Gemach.

„Nimm Dich mit Deiner Pfeife in Acht,“ ſagte er, als er ſah, wie der Räuber mit unverſichtiger Gleichgültigkeit weiter rauchte, während er den Pulverſack ausſchüttete; „Du kannſt uns ſonſt, ehe Du daran denkſt, ſammt und ſonders in die Luft ſprengen. Dann ſetzte er leiſer ſprechend, damit es Line im Nebenzimmer nicht hören ſolle, hinzu: „Du haſt vorher von Johann geſprochen. Meiner Anſicht nach wäre, es beſſer, wenn wir ihn aus dem Spiel ließen; man ſagt, er kann kein Blut ſehen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Lampert finſter: „aber er iſt der Einzige, der um die Sache weiß. Er muß entweder mit dabei ſein, oder zum Schweigen gebracht werden.“

Der Räuber machte bei dieſen Worten eine ausdrucksvolle Bewegung, die nicht leicht mißverſtanden werden konnte, und Matthes ſagte mit einem gemüthlichen Lächeln, daß dies auch grade ſeine Meinung ſei, und daß unter dieſen Umſtänden eine Entdeckung ihrer Thäterſchaft nicht zu befürchten ſtände.

„Ich fragte blos, um zu ſehen, wie Du über dieſen Punkt denkſt,“ ſetzte er mit einem leiſen Kichern hinzu; „und ich denke, es wird Dir keine Schwierigkeit machen, ihn zu überwältigen, wenn ich Dir helfe.“

„Bah — Du haſt nicht nöthig, auch nur einen Finger zu rühren, ich werde ſchon allein mit ihm fertig werden.“

„Nun ja, ja, ich weiß, daß Du ein entſchloſſener Burſche biſt,

wenn's gilt," fuhr Matthes in derſelben vertraulichen Art, wie vorher fort: „wir ſind alſo zuſammen einig und wiſſen, wie wir uns zu verhalten haben, wenn's Noth thut."

Die Unterhaltung der beiden Männer wurde hier durch den Eintritt der Frau unterbrochen, welche ſagte, daß ſie die Arbeit beendet habe. Sie warfen einander noch einen vielſagenden, grinſenden Blick zu, und Lampert ſchlug das Faß zu, welches bis an den Rand gefüllt war, während Matthes ſich die fertige Zündſchnur anſah.

Nachdem alle dieſe Vorbereitungen beendet, kehrte Lampert in die Wohnſtube zurück, und ſtellte das Faß an die Erde; dann trat er zu dem mittleren Fenſter und hob das Brett deſſelben, welches zwar nur leicht, aber mit überraſchender Genauigkeit befeſtigt war, auf, und nahm aus einer darunter befindlichen Höhlung ein ſtarkes Brecheiſen und einen Bohrer, welche mit noch anderen Geräthen dort verborgen lagen, hervor. Nachdem er dieſen Verſteck wieder verſchloſſen, nahm er noch eine kleine Blendlaterne aus der Kommode, überzeugte ſich, ob Licht darin enthalten ſei, dann hing er einen großen, alten Militairmantel um und ſagte zu Matthes, daß er bereit ſei. Auch Line hatte ſich inzwiſchen in einen großen Mantel gehüllt, deſſen Kragen ſie über den Kopf ſchlug, nachdem ſie noch vorher ein Tuch darüber gebunden, mehr, um ihr Geſicht damit zu verdecken, als um ſich gegen die Kälte zu ſchützen. Sie nahm die Brechwerkzeuge und die Laterne; Matthes hatte die Zündſchnur ſorgfältig in ein Tuch gepackt, um ſie gegen das Naßwerden zu ſchützen und verbarg das Packet unter den Mantel, während Lampert das Pulverfäßchen mit ſo leichter Mühe emporhob, als ſei daſſelbe nur eine ganz unbedeutende Laſt für ſeine nervigen Arme.

So tappten alle Drei die ſteilen, gebrechlichen Treppen hinab, die ſchon bei Tage ſchwierig zu paſſiren waren, was dagegen in der Dunkelheit für einen Anderen, der weniger damit bekannt geweſen wäre eine vollkommene Unmöglichkeit geweſen ſein dürfte,

wenigſtens ohne Gefahr zu laufen, beim Hinunterſtürzen ein Bein zu brechen, oder ſich den Kopf zu zerſchmettern. — Sie gelangten indeſſen glücklich in den Hof hinab und von da in das Vorderhaus. Die Thür war ſchon verſchloſſen, aber Line öffnete, und ſie traten auf die Straße.

Der Regen, welcher während des größten Theils dieſes Tages gefallen war, hatte aufgehört, aber dunkle Wolken bedeckten noch den Himmel, und ein ſtarker Oſtwind trieb dieſelben flüchtig und in ſeltſamen Geſtaltungen in den bleichen Mondſchein hin, welcher nur von Zeit zu Zeit durch dieſe Wolkenſchichten hindurch blickte, um wenige Augenblicke nachher die tiefe Dunkelheit der Nacht noch mehr hervortreten zu laſſen.

Sie konnten nur langſam gehen, da Lampert ſeiner ſchweren, und noch dazu ſehr unbequem zu tragenden Bürde wegen, ihnen nicht ſchnell genug folgen konnte, und ſich ſogar von Zeit zu Zeit genöthigt ſah, anzuhalten, um das Faß auf eine Treppenſtufe nieder zu ſetzen. So war es gerade eilf Uhr geworden, als ſie das Roſenthalerthor erreichten. Es war indeſſen noch geöffnet, und ſie konnten es ungehindert paſſiren.

„Johann ſcheint noch nicht hier zu ſein," ſagte Matthes, nachdem er ſich einige Augenblicke umgeſehen; aber faſt zu gleicher Zeit trat der Dieb, der an einer ſchattigen Stelle der Stadtmauer gewartet, hervor.

„Guten Abend, Lampert," ſagte er; „guten Abend Line, guten Abend Matthes. — Wahrhaftig, ich ſehe wie ein Narr, Ihr habt Euch auch aufgemacht? — Das muß etwas Wichtiges zu bedeuten haben."

„Gewiß mein Junge, etwas ſehr Wichtiges," ſagte der Alte.

„Hier nimm mir mal das Faß ab; ich bin müde vom Tragen, Du kannſt es jetzt auf die Schultern nehmen, es wird uns Niemand mehr begegnen."

„Was iſt da d'rin? wendete ſich Johann zu Lampert, indem er ihm ſeine Burde abnahm.

Der Räuber blinzelte Matthes an, als wolle er deſſen Meinung einholen, ob es ſchon rathſam ſei, ihre Abſicht, zu verrathen; aber dieſer nahm jetzt ſelbſt das Wort;

„Es iſt Pulver d'rin;" ſagte er ruhig.

„Pulver! rief Johann erſchreckt.

„Ja wohl Schießpulver; nicht etwa was aus der Apotheke.

„Aber was ſoll damit geſchehn?"

„Das Einzige, was wir zu unſerer Aller Sicherheit thun können;" ſprach Matthes. „Wir werden das Pulver in den Keller bringen, in welchem Du heut Mittag eingeſchloſſen warſt, eine Zündruthe iſt bereit, wir brennen ſie an und ſprengen das Haus mit allen, die darin ſind, in die Luft. — Wir können dann ganz ruhig ſein; es iſt Niemand mehr da, der gegen uns zeugen könnte, ſie ſind mit einem Schlage vernichtet und außerdem wird man dieſes Ereigniß keinem Fremden, ſondern einer Unvorſichtigkeit der Bewohner ſelbſt zu ſchreiben, ſo daß wir ſemit nicht das Mindeſte zu fürchten haben."

Johann brauchte einige Minuten Zeit, um ſich wenigſtens ſo weit zu ſammeln, daß er ſprechen konnte; dieſer furchterliche Plan würde ihn mit Entſetzen erfüllt haben, ſelbſt wenn er nicht die Abſicht gehabt hätte, den beiden Herren zu dienen und ſich dadurch Anſprüche auf ihre Erkenntlichkeit zu erwerben.

Ihr wollt das Haus in die Luft ſprengen?" fragte er, obſchon er ſich deutlich bewußt war, richtig gehört und verſtanden zu haben.

„Nun ja doch," verſetzte Matthes kaltblütig; „und s'iſt einer der beſten Einfälle, die mir jemals vorgekommen. Bedenke nur, wie großartig es iſt, alle unſere Feinde mit einem einzigen Schlage zu vernichten."

„Ich kann nicht dabei ſein," ſagte Johann in entſchiedenen Tone. — Weshalb habt Ihr mich hierher beſtellt? Ihr wußtet ver-

her, daß ich unter keinen Umſtänden mich in einen Mord einlaſſe; Ihr wußtet es vorher, warum habt Ihr mich hierher beſtellt?"

Johann, welcher das Pulverfäßchen bereits auf die Schulter genommen hatte, wollte ſich deſſelben wieder entledigen und es an die Erde ſetzen; aber Lampert ergriff ſeinen Arm.

„Halt!" ſagte er; „halt, Burſche! Wir wußten es Beide vorher, daß Du Dich weigern würdeſt, dabei zu ſein; — aber Du mußt dabei ſein."

„Ich muß!" rief Johann, halb erſchreckt, halb trotzig.

„Du mußt," wiederholte der Räuber, der inzwiſchen mit der anderen Hand ſein Meſſer aus der Taſche gezogen hatte;" Du wirſt ſelbſt die Zündruthe anſtecken. — Wir können keinen Schleicher brauchen, und wenn Du Dich weigerſt, fährt Dir mein Meſſer zwiſchen die Rippen. — Ja, ja, glotz' mich nicht ſo an, Du weißt, daß ich in ſolchen Sachen keinen Spaß mache."

Die Lage, in welcher ſich der Dieb befand, war allerdings verzweifelt genug. Er wußte recht gut, daß Lampert unter keinen Umſtänden ſeiner ſchonen würde, daß hier auf kein Erbarmen zu rechnen ſei; aber er war nicht feig, und dazu kam noch der Haß, welchen er gegen den Räuber hegte, um einen Augenblick den Entſchluß in ihm aufſteigen zu laſſen, das ſchwere Fäßchen von ſich zu werfen, und einen verzweifelten Kampf um ſein Leben zu wagen. Aber wenn er unterlag, waren auch Jene unrettbar verloren. Er zweifelte nicht einen Augenblick an das Gelingen jenes entſetzlichen Planes, wenn er nicht den Bedrohten auf irgend eine Weiſe Nachricht von der nahenden Gefahr geben konnte. Er mußte wenigſtens Zeit zum weiteren Nachdenken gewinnen, um einen Entſchluß faſſen zu können.

„Ihr habt ſelbſt geſagt, daß eine Privatangelegenheit hierbei im Spiele wäre," ſprach er nach einer kurzen Pauſe; „und wenn das der Fall iſt, ſo haben wir doch nicht zu fürchten, daß ſich die Polizei in's Spiel mengt. Wozu alſo einen ſo entſetzlichen Mord begehen?"

„Sie wird ſich bald genug in's Spiel mengen," ſagte Lampert finſter. „Es iſt ſchon einmal Blut gefloſſen, und es ſind ſo lange Jahre darüber hin gegangen, daß ich es ſelbſt vergeſſen habe; aber die Todten ſind wieder wach geworden und haben lebende Zeugen geſchickt, um gegen mich aufzutreten. — Wir haben das alles überlegt, und wiſſen, was wir thun müſſen. Halte uns alſo nicht auf. Du haſt die Wahl. — Entweder, oder!"

Der Räuber hob bei dieſen Worten ſein Meſſer, deſſen Klinge hell in der Dunkelheit blitzte; Johann erwiederte indeſſen mit möglichſter Kaltblütigkeit:

„Ich ſoll mich in eine Sache einlaſſen, die mich an den Galgen bringen kann, nur um Dir einen Gefallen zu thun; — heut Morgen habt ihr mir von einem Geſchäft, das fünfhundert Thaler eingebracht, kaum einen Pfennig abgeben wollen; nennt Ihr das Freundſchaft? — Wollt Ihr mir jetzt hier auf der Stelle hundert und funfzig Thaler geben, ſo will ich mitkommen, wo nicht, ſo gehe ich auch nicht von der Stelle."

„Du willſt nicht!" rief Lampert wüthend.

„Halt!" ſagte Matthes dazwiſchen tretend; „Johann hat ganz Recht. Es iſt Deine Angelegenheit, Du mußt ihm das Geld geben."

„Nun, wenn Du es auch für gut findeſt, einen Kameraden auf ſolche Weiſe zu plündern, ſo muß ich wohl einwilligen," brummte Lampert. „Ich will das Geld geben, ſo wie wir nach Hauſe kommen."

„Nein, ich muß es gleich hier auf der Stelle haben."

„Ich hab's aber nicht bei mir; Du wirſt mir doch ſo viel zutrauen?"

„Ich traue Dir nicht, und ich weiß, daß Du das Geld hier haſt. Bei Dir zu Hauſe läßt Du keinen Sechſer, und wenn Du Deine Brieftaſche aufmachen wirſt, werden wir's ſchon finden."

„Gieb ihm das Geld," mahnte Matthes.

Der Räuber ſtieß einen lauten Fluch aus, während er ſeinen Rock aufknöpfte und das Papiergeld heraus nahm, welches ihm Line am Morgen gegeben.

„Hier iſt es,“ ſagte er unwirſch; „und nun verwärts.“

„Helft mir erſt das Faß auf die andere Schulter legen, ſprach Johann; „ich bin nicht daran gewöhnt, ein ſolches Ding zu ſchleppen.“

Matthes und der Räuber waren ſogleich erbötig, den geforderten Beiſtand zu leiſten; aber wenn auch Johann momentan den Vorſatz hatte, dieſen Augenblick zu benutzen, das Faß fallen zu laſſen und zu entſpringen, ſo hatte ſeine ſcheinbare Bereitwilligkeit doch Lampert's Argwohn nicht erſtickt, in deſſen wilden, entſchloſſenen Mienen er deutlich las, er ſei jeden Augenblick auf ein ſolches Unternehmen gefaßt und bereit, daſſelbe zu vereiteln.

„Und nun verwärts,“ ſagte Matthes voranſchreitend, während die Uebrigen, und zwar ihm zunächſt Johann, folgten. Dicht hinter demſelben, das entblößte Meſſer in der Fauſt, ging Lampert, und Line machte den Schluß.

Vergeblich hoffte indeſſen Johann, daß ein glücklicher Zufall ſie irgend Jemand begegnen laſſen würde, und es war ſeine Abſicht, einen ſolchen Augenblick ohne weitere Umſtände zu benutzen; aber die Straße war öde und wie ausgeſtorben, obgleich es noch nicht ſpät war. Selbſt hinter den Fenſtern der Häuſer, an welchen ſie vorüber kamen, brannte kein Licht. Die Bewohner dieſer elenden Gaſſen hatten ſich nieder gelegt, um im Schlaf den Hunger zu vergeſſen; und der Todtkranke, der ſich auf ſeinem kalten Lager krümmte, hatte kein Geld, um ſich Licht zu kaufen, und mußte im Finſtern ſterben, in der kalten, ſchauerlichen Finſterniß, ohne noch einmal in die hohlen, verhungerten Augen derer zu ſehen, welche an ſeinem Bette wachten.

Obgleich Johann ſo langſam, wie möglich ging, auch einige Male anhielt, um die ſchwere Laſt auf ſeiner Schulter zu wechſeln,

ſo hatten ſie doch in kurzer Zeit den Gartenzaun erreicht, hinter welchem das Häuschen ſtand, das von Gartentierce und Davernay bewohnt war.

„Iſt dies das Haus?“ ſagte Lampert zu Line, als ſie den Zaun erreichten.

„Ja wohl; — ich ahnte, Du würdeſt Recht haben.“

„Welches Haus meint ihr?“ fragte Johann, dem dieſe Worte auffielen.

„Kümmere Dich nicht darum;“ entgegnete Jener barſch. — „Verwärte!“

Matthes war indeſſen vorſichtig bei dem Hauſe vorbei gegangen, bis er das Ende das ziemlich umfangreichen Gartens erreicht hatten.

„Hier werden ſie uns nicht hören,“ ſagte er ſtillſtehend; „und außerdem iſt die eine Planke ſchon loſe; wir brauchen ſie nur abzubrechen und die zweite heraus zu nehmen, dann iſt das Loch groß genug, um durchzukommen.“

Der alte Einbrecher hatte mit kluger Vorſicht den günſtigſten Ort gewählt, von wo aus ſie in den Garten gelangen konnten. Dieſe Stelle war etwa hundert Schritte von der entfernt, wo das Gartenhaus ſtand, ſo daß ein etwaiges Geräuſch nicht gut gehört werden konnte; das eine Brett des baufälligen Zaunes war, wie geſagt, ſchon zur Hälfte losgebrochen, und es bedurfte einer nur geringen Mühe, die Oeffnung genügend zu erweitern, da es nicht gut rathſam war, das ſchwere Pulverfaß über den Zaun hinüber zu ſchaffen.

„Verdammt,“ ſagte Johann, als ſie an dieſe Stelle gekommen waren, das Faß von den Schultern nehmend und ſich darauf ſetzend; „verdammt, das Ding drückt mir die Knochen entzwei.“

Aber während er dieſe Worte in gleichgültigen Tone ſprach, war ſeine Bruſt von entſetzlicher Unruhe erfüllt. Die entſetzliche Kata-

4 Band. 3 Heft S. 131.

ſtrophe kam immer näher, und noch immer ſah er keine Möglichkeit, ſie zu verhindern. Lampert bewachte ihn noch immer mit argwöhniſchen Blicken, während ſich Matthes platt mit dem Ohr auf die Erde gelegt hatte, um zu horchen, ob ſich Tritte vernehmen ließen.

„Es iſt Alles ſtill," ſagte er endlich; „wir können anfangen. — Gieb mir das Brecheiſen"

Line reichte ihm das Verlangte, und in weniger als drei Minuten, hatte die geſchickte Hand des alten Räubers die Planke losgebrochen, ohne dabei ein Geräuſch zu machen, welches auf weiter, als wenige Schritte zu hören geweſen war. Die Bretter wurden vorſichtig auf die Seite geſchoben, ſo daß Niemand darüber ſtolpern konnte.

„Nun laß mich nur machen," flüſterte Lampert; „gieb mir den Bruuger, *) Line, weiter brauche ich nichts. — Still — waren das nicht Tritte?"

Alle lauſchten in athemloſer Erwartung; und wirklich ließen ſich die raſchen Schritte eines Mannes hören, der ſich ihnen zu nahen ſchien. Der Schatten, welchen der Zaun warf, war indeſſen dunkel genug, um ſie vor einer Entdeckung zu ſchützen, beſonders da keiner von ihnen eine hellere Farbe an ſeiner Kleidung hatte. Johann wurde wider ſeinen Willen von dem Räuber dicht an den Zaun gedrängt; er fühlte die kalte Spitze des Meſſers an ſeinem Halſe.

„Keinen Laut," flüſterte Lampert.

Der auf ſolche Weiſe Bedrohte wagte kaum, zu athmen. Matthes aber und Line traten vor, um die Aufmerkſamkeit des Vorübergehenden von den beiden Männern abzulenken. Der Nahende mußte indeſſen einen Seitenweg eingeſchlagen haben, denn die Schritte entfernten ſich wieder, und endlich war Alles ſtill.

„Es war gut für ihn," ſagte Matthes, ein Meſſer, welches er auf alle Fälle in Bereitſchaft hielt, wieder in die Taſche ſteckend;

*) Bohrer.

„wenn einmal Blut vergeſſen werden ſoll, ſo kommt's in ſolcher Nacht auf ein paar Tropfen mehr oder weniger nicht an.“

Dieſer Vorfall diente dazu, um Johann zu überzeugen, daß Lampert weit davon entfernt ſei, mit ſeinem Verdacht gegen ihn nachgelaſſen zu haben, und bald ſollte er ſich noch mehr davon überführen, denn als Matthes und Line wieder zu ihnen getreten waren, ſagte Lampert ſich finſter zu dem Alten wendend, aber ohne den Rockkragen Johann's loszulaſſen, welchen er vorher gepackt hatte.

„Ich weiß nicht, ich traue dieſem Burſchen hier noch immer nicht, wir müſſen uns durchaus ſeiner verſichern, damit er uns keinen Streich ſpielt.“

„Laß mich los,“ ſagte indeſſen Johann trotzig; „daß ich mich nicht vor Dir fürchte, haſt Du ſchon einmal geſehen, und wenn Du Lärm machſt, ſo iſt es Eurer eigener Schade.“

Er machte bei dieſen Worten einen Verſuch, ſich los zu reißen; aber Lampert hatte ihn zu feſt gepackt, und wahrſcheinlich würde dieſer eine ſolche Bewegung mit einem Meſſerſtich vergolten haben, wenn nicht Matthes ihn abermals daran verhindert hätte.

„Es iſt eine Thorheit,“ brummte Lampert, als der Alte ihn mit harten Worten zur Ruhe verwies; „wir werden hier noch ſo lange machen, bis Jemand vorüber kommt und wir die ganze Geſchichte aufgeben müſſen. Ein einziger Stoß würde ihn zur Ruhe bringen.“

Die Lage des Diebes war jetzt gefährlicher als je. Er war unbewaffnet, und ſah ein, daß der mindeſte Fluchtverſuch, der erſte Hülferuf ihm das Leben koſten würde.

„Ich traue es ihm nicht zu, daß er uns verrathen würde,“ ſagte indeſſen Matthes begütigend; „und es iſt genug, wenn wir ihn zwingen, die Zündſchnur anzuſtecken. Aber wenn wir ihn hier niederſtoßen, wird man die Leiche morgen finden und ſehen, daß Gewalt dabei war, während man ſo die Explosion für einen Zufall halten kann, der durch irgend eine Unvorſichtigkeit herbeigeführt wurde.“

„Es liegt schon Einer da unten in der Sandgrube," brummte Lampert: „und hat noch weder Hund noch Hahn darnach gekräht."

„Nein, nein, ich will es nicht," fuhr Matthes fort; „wir wollen nicht unnütz das Blut eines Kameraden vergießen, laß Du mich machen. — Du siehst wie die Sachen stehen," wendete er sich dann zu Johann; „und ich denke, Du wirst mir für Dein Bischen Leben dankbar sein, was ich Dir erhalten habe. Aber ich rathe Dir, nun auch unbedingt zu thun, was ich sage."

Zwar betheuerte Johann nochmals, daß er durchaus nicht die Absicht habe, ihren Plänen hinderlich zu werden; aber Matthes befahl ihm, zu schweigen und sich dann, das Gesicht nach unten gekehrt, auf die Erde zu legen. Johann, noch immer von Lampert festgehalten, sah, daß für den Augenblick nichts anderes zu thun sei, als zu gehorchen. Er brachte sich demnächst in die angewiesene Stellung, und nun setzte sich der Alte rittlings über ihn, indem er zu Lampert sagte:

„Du kannst jetzt ruhig an die Arbeit gehen; ich werde ihn so schon niederhalten, und wäre er noch zehnmal stärker als ich. Mein Messer ist lang genug, um ihn an die Erde fest zu nageln, wenn ich's ihm durch den Rücken stoße."

Lampert erwiederte nichts; als er aber sah, daß Johann sich wirklich in einem Zustande befand, der nicht den entferntesten Gedanken an Flucht in ihm aufkommen lassen konnte, begann er seine Arbeit damit, zunächst das Pulverfäßchen durch die Oeffnung des Zaunes zu schieben; dann kroch er selbst durch, und befahl Linen, ihm zu folgen, dann aber in dem Schatten einer Hecke stehen zu bleiben und Wache zu halten. Er selbst legte sich platt auf die Erde nieder, und auf Händen und Füßen fortkriechend, schob er das Fäßchen vor sich her, immer näher dem Hause zu.

Etwa bis auf zehn Schritt demselben nahe gekommen, hielt er an und blieb eine Zeitlang unbeweglich, regungslos liegen, um zu

lauſchen; er ſchien ſelbſt zu athmen aufgehört zu haben. Da Alles ſtill blieb, ſtand er auf, und ſchlich mit leiſen, unhörbaren Tritten dem Hauſe zu. In der Küche und der daranſtoßenden Hinterſtube, welcher er ſich zuerſt näherte, war Alles finſter, und ſein geübtes Ohr, welches er dicht an die verſchloſſenen Fenſterladen preßte, vernahm die langſamen, regelmäßigen Athemzüge eines Schlafenden. Dann ging er mit eben ſo leiſem, unhörbaren Tritt nach der anderen Seite des Hauſes herum; aber hier im Vorderzimmer brannte noch Licht, und er unterſchied deutlich, daß die im Zimmer befindlichen Perſonen noch mit einander ſprachen.

Hierauf kehrte er wieder zurück und begann das Fenſter des Kellers aufzuſuchen, aus welchem Johann, ſeiner Angabe gemäß, entwichen war. An der Oeffnung herumtaſtend, überzeugte er ſich bald, daß dieſelbe für ihn, da er weit ſtärker gebaut war, als Jener, zu klein ſei; aber die Steine von beiden Seiten deſſelben, waren ſo loſe, daß er nicht einmal des Brecheiſens bedurfte, um das Loch zu vergrößern, ſondern daß ſeine Hände vollkommen hinreichend dazu waren. Er hatte dieſe Arbeit bald genug geendet, und ebenſo das Pulverfaß dicht heran gewälzt; dann kehrte er zu Linen zurück und befahl ihr, ihm zu folgen. Nun ſtieg der Räuber in den Keller hinab, und nahm das von der Frau ihm entgegen gewälzte Fäßchen in Empfang. In dem Keller ſelbſt herrſchte die tiefſte Dunkelheit, und nachdem Lampert das Faß an die Erde geſtellt und auch die Zündſchnur in Empfang genommen hatte, befahl er dem Weibe, ſich wieder zu entfernen und auf ihren Poſten zurück zu kehren. Er ſelbſt tappte in dem Kellergewölbe umher, um dort einen geeigneten Platz für die Aufſtellung des Faſſes zu finden. Ein faſt bis an die Decke aufgeſchichteter Holzſtoß, ſchien ihm die beſte Stelle zu ſein, und da hinauf hob er das Faß. Dann bohrte er ein Loch in den Deckel deſſelben, ſteckte das eine Ende der Zündſchnur hinein, und nachdem er ſich davon überzeugt, daß dieſelbe das Pulver

berühre, befeſtigte er ſie durch einen hölzernen Pflock derartig, daß ſie nicht ohne einige Gewalt losgeriſſen werden konnte. Als er alle dieſe Vorbereitungen geordnet, ſtieg er, die Schnur vorſichtig nach ſich ziehend, wieder zu der Fenſteröffnung hinaus, und ein abermaliges Lauſchen gab ihm die vollſtändige Gewißheit, daß er nicht bemerkt worden ſei. Nun ſchritt er gerade auf den Zaun zu, der vielleicht an dieſer Stelle zwanzig Schritte von dem Hauſe entfernt war, warf das noch in Händen habende Ende der Schnur auf die andere Seite hinüber und kehrte dann zu Line zurück. Beide ſchlüpften vorſichtig durch die Oeffnung des Zauns. Sie trafen Matthes, ſeinen hülfloſen Gefangenen bewachend, noch in derſelben Lage.

„Steh auf," ſagte er; „es iſt Alles in Ordnung — Du haſt ja wohl mein Meſſer, Line?"

Die Frau reichte ihm daſſelbe. Matthes ſtand auf und hieß Johann das Gleiche zu ihun, während ihn Lampert abermals bei'm Kragen ergriff, und die Uebrigen dann nach der Stelle hinführte, wo die Schnur über den Zaun heraus hing.

„Hier," ſagte Lampert zu Johann, das äußerſte Ende derſelben ergreifend; „hier iſt ein Stück Schwamm angebunden, damit das Ding etwas länger brennt und wir Zeit haben, fortzukommen; dies wirſt Du mit eigener Hand anzünden, oder — —. Das Feuerzeug, Matthes!"

XLVIII.

Mathilde.

In dem Vorderzimmer des Hauses, welches durch den entsetzlichen Plan jener entschlossenen Bösewichter bedroht war, saß sich zu derselben Zeit eine Gesellschaft gegenüber, die dem Pinsel William Hogarth's einen köstlichen Stoff geliefert haben würden.

Vor dem großen Ofen, der in der Mitte der Hinterwand, der Thür gegenüber stand, saßen an einem runden Tische, auf welchem eine nicht zu kleine Bowle Glühwein dampfte, Cartentierce und Davernay einander gegenüber. Zwischen ihnen, den Rücken nach der Thür gewendet, hatte das junge Mädchen Platz genommen, durch welches Cartentierce so zufällig mit jenen Männern bekannt wurde, die jetzt diesen schrecklichen Versuch, ihn und seinen Freund zu verderben, auszuführen beabsichtigten. Auf einem Schlafsopha, den Kopf so hoch gelegt, daß man seine häßlichen, abschreckenden Züge deutlich unterscheiden konnte, lag der Schuhmacher, eine Cigarre im Munde,

und den Rauch in eben so regelmäßigen, langsamen Pausen, wie der Schornstein einer Locomotive, hervorwirbelnd; er war offenbar in tiefes Nachdenken versunken und blickte nur dann und wann auf, um nach der Gesellschaft an dem Tische hinüber zu sehen, oder einen Blick auf seine Frau zu werfen, welche an dem unteren Ende des Sopha's saß, ein halbgeleertes, großes Glas in der Hand haltend, und durch ein nachdenkliches, obwohl sehr lautes Schmatzen ihre, schon früher einige Male ausgesprochene Bemerkung bestätigend, daß Glühwein ein sehr schönes und liebliches Getränk sey, vorausgesetzt, daß man demselben durch einen kleinen Zusatz von gutem Rum die erforderliche Kraft zu geben wisse.

Davernay hatte nämlich, nachdem sich Johann entfernt, und François aus dem Hotel mit den Waffen zurückgekehrt war, seinem Freunde den Vorschlag gemacht, die Nacht hindurch, oder doch einen Theil derselben zu wachen und dann François zu wecken, damit sie wenigstens einige Stunden ruhig schlafen könnten und es dennoch nicht versäumten, den Rath Johanns zu befolgen, und auf jeden Vorfall bereit wären.

Da indessen weder der Vicomte noch Cartentierce bisher Gelegenheit gehabt hatten, mit Mathilden über jene Vorfälle zu sprechen, die allerdings vollkommen dazu geeignet waren, eine ängstliche Neugierde in dem jungen Mädchen zu erwecken, so hatte sie der Graf hereingerufen, damit sie an ihrem Abendessen Theil nehmen möge, und er zugleich diese Gelegenheit benutzen könne, ihr die nöthige Aufklärung über jene Vorgänge, so weit er es für nöthig hielt, zu geben um sie in dieser Beziehung zu beruhigen. Da diese Erzählung indessen wenig ausführlich war, und Mathilde außerdem Zeugin der hauptsächlichsten Vorfälle gewesen, nahm dieselbe eine nur geringe Zeit fort, und nachdem noch der Vicomte mit seiner gewohnten Sorglosigkeit bald über dieses, bald über jenes geschwatzt und einige Anekdoten aus seinem bewegten Leben erzählt hatte, wen-

dete er ſich endlich an Mathilde und forderte dieſelbe auf, auch etwas zur Unterhaltung beizutragen, und da ſie ſich mit ihrer Unwiſſenheit entſchuldigte, erſuchte er ſie, ihnen wenigſtens ihre Lebensgeſchichte mitzutheilen.

„Ach, mein Herr,“ ſagte ſie: „das iſt nichts, was einem ſo vornehmen Herrn, wie Sie, Vergnügen machen kann; es iſt eine Geſchichte von Hunger und Elend, von Jammer und Noth, und auch nichts Merkwürdiges dabei, ſondern eine Geſchichte, wie ſie alle Tage vorkommt.“

„Das thut nichts zur Sache, mein Kind,“ erwiederte Davernay aufmunternd: „erzähle nur, wir werden Dir gern aufmerkſam zuhören. — Nicht wahr, Graf?“

Cantenciere bejahte, und fügte eine abermalige Aufforderung hinzu, ſo daß Mathilde endlich gehorchte.

„Ich wiederhole es Ihnen nochmals,“ begann ſie: „daß Hunger und Noth die Hauptrolle in dieſer einfachen Geſchichte ſpielen wird, und ich glaube, dieſe Empfindungen waren die erſten, welche ich empfand, als ich überhaupt zu empfinden angefangen hatte.

Ich hatte eine Mutter, welche mich gewiß gütig behandelte, obgleich mir kaum etwas Anderes, als die bloße Vermuthung geblieben iſt, denn ich habe nachher erfahren, daß ſie ſtarb, als ich kaum anderthalb Jahr' alt geworden war. Mein Vater war ein Arbeitsmann, der eine Frau brauchte, um die Wirthſchaft im Stande zu halten und Eſſen zu kochen, wenn er außer dem Hauſe auf Arbeit war, und ſo heirathete er meine Stiefmutter. Dies war eine harte und böſe Frau, die mich ſchlug, wenn ich ſie bat, mir zu eſſen zu geben, und als ich vier Jahr alt geworden, ich war das einzige Kind im Hauſe meines Vaters, ſchickten ſie mich auf die Straße, um zu betteln; fürderhin ſchafften ſie mir einen Kram von Bildern und gedruckten Liedern an, mit welchen ich hauſiren ging, als ein bequemeres Mittel, das Mitleid der Mildthätigen in Anſpruch zu nehmen,

da man mich ſchon einmal des Bettelns wegen in's Gefängniß geſteckt hatte. Ich durfte am Abend nicht nach Haus kommen, wenn ich nicht eine beſtimmte Summe mitbrachte, und manche kalte Winternacht hindurch habe ich auf den harten Dielen unſeres Hausflurs geſchlafen, weil ich mich vor den Schlägen fürchtete, die mich jedesmal erwarteten, wenn ich ohne Geld kam. Meine Kleidung wurde ebenfalls durch die Mildherzigkeit fremder Leute erſetzt, welche theils in unſerem Hauſe, theils in der Nachbarſchaft wohnten, und ſich durch mein erbärmliches Ausſehen veranlaßt fanden, mir dann und wann ein abgelegtes Kleidungsſtück zu ſchenken. — So verfloſſen die erſten Jahre meines Lebens ziemlich gleichmäßig; als ich aber ungefähr zwölf Jahr alt geworden war, erhielt ich ſtatt der Bilder, mit denen ich bisher gehandelt hatte, einen Korb mit Bretzeln und anderem Backwerk, und wurde angewieſen, damit in den Bierſtuben umher zu gehen, und dort meine Waare feil zu bieten. Anfänglich war es ein peinigendes, ängſtliches Gefühl für mich, in dieſe ganz mit Männern angefüllten Stuben zu treten, beſonders als dieſelben mich mit allerlei Späßen und Redensarten anredeten, welche ich anfänglich nicht verſtand, an die ich mich aber nach und nach gewöhnte. — Ach, dieſe Männer, welche ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſchienen, mein kindliches Gemüth mit jenen entſetzlichen Worten zu vergiften, dachten gewiß nicht daran, wie entſetzlich Unrecht es ſein mag, einen ſchrecklichen Keim in das jugendliche Herz zu legen. — Ich lernte das Laſter nennen, ehe ich es kannte. — Eine wichtige Epoche meines Lebens machte es indeſſen aus, als eines Morgens, ehe ich noch mit meinem Korbe die Kellerwohnung meiner Eltern verlaſſen hatte, ein ältlicher Herr mit einem recht gutmüthigen Geſicht zu uns kam und meiner Mutter, der Vater war abweſend, die heftigſten Vorwürfe machte, daß ſie mich auf ſolche Weiſe aufwachſen ließe. Dieſer Herr war, wie ich nachher erfuhr, der Armenvorſteher des Bezirks, und meine Eltern hatten oftmals die Unterſtützung der Armendirec-

tion für mich nachgeſucht, aber die empfangenen Kleidungsſtücke verkauft und das Geld für ſich behalten, anſtatt mich, wie ſie angegeben, in die Schule zu ſchicken. — Seit jenem Tage ging ich nicht mehr handeln, ſondern wurde am nächſten Montage wirklich von meiner Mutter zum erſten Male in die nächſte Armenſchule gebracht. Dort blieb ich Drei Jahre und während des letzten kam ich auch zu einem Prediger, um mich zu meiner Einſegnung vorzubereiten, aber noch ehe ich confirmirt wurde, ſtarb meine Mutter. Um indeſſen ſo viel als möglich zu meinem Unterhalte beizutragen, mußte ich während und nach meiner Schulzeit bei einem ältlichen Herrn aufwarten, der in unſerem Hauſe wohnte, und nach dem Tode meiner Stiefmutter übernahm ich nebenbei die Führung unſeres kleinen Haushalts. — So lange mein Vater geſund war und ſeinen Verdienſt hatte, konnten wir recht gut leben, aber bald genug wurde er krank, ſo krank, wie Sie ihn geſehen haben; er hatte nämlich oft im Winter, wenn es für ihn weiter nichts zu thun gab, Eis für die Conditer und Schlächter gehauen; es iſt dies eine halsbrechende Arbeit und ſie wird ſchlecht genug bezahlt, mein Vater iſt auch einige Male dabei in's Waſſer gefallen und nur mit großer Noth gerettet worden; aber davon und von dem langen Stehen auf dem Eiſe bekam er die Gicht in den Füßen und liegt nun ſchon ſeit drei Jahren krank, ohne daß er arbeiten kann. Wir bekommen zwar dann und wann einen Thaler von der Armendirection; aber es dauert nicht lange, und wenn ich keine Arbeit bekomme, ſieht es traurig mit uns aus." —

„Aber Du haſt uns noch nicht erzählt," ſagte Gartentierce, ſie mit einem freundlichen, ermunternden Blicke anſehend, „Du haſt uns noch nicht erzählt, wie Du eigentlich in dieſen Zuſtand gekommen biſt, in welchem Du Dich an jenem Abend genöthigt ſahſt, meine Hulfe in Anſpruch zu nehmen."

Mathilde wechſelte die Farbe und ſchlug die Augen nieder; dann warf ſie einen zögernden, fragenden Blick auf den Grafen, als wolle

ſie erfahren, wie dieſe Frage gemeint ſei; als ſie aber den gutmüthigen, theilnehmenden Blick deſſelben gewahrte, ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus und ſagte dann:

„Ach mein Herr, Sie werden es kaum glauben, daß man ſo leicht und doch ſo tief fallen kann, wie ich. Sie werden mich für ein recht ſchlechtes, verworfenes Geſchöpf halten; — gewiß das werden Sie.“

Ein Thränenſtrom ſtürzte bei dieſen Worten aus ihren hübſchen Augen hervor.

„Fürchte das nicht, armes Kind,“ ſagte der Graf weich; er dachte in demſelben Augenblick an ſeine eigene Tochter, an deren unbekanntes Schickſal.

„Sehen Sie,“ fuhr Mathilde, nachdem ſie einige Augenblicke Zeit gebraucht hatte, um ihre Thränen zu ſtillen, fort; „es war meine Einſegnung. Ach Du lieber Gott, wie freuten ſich die anderen Mädchen, mit denen ich zuſammen war, auf dieſen Tag! — Wir ſind nun einmal nicht ſo wie die Männer, und das Herz ſelbſt der ärmſten Frau hängt an Eitelkeit. — Ich hörte die anderen Mädchen nur immer von ihrem Anzuge ſprechen, den ſie an jenem Tage tragen würden, von ſeidenen Kleidern, ſchönen Tüchern und vielen anderen Sachen; mir wurde das Herz dabei ſchwer, recht ſchwer, denn wenn ich auch damals ganz ordentlich angezogen ging, da ich oft genug irgendwo ein altes Kleid geſchenkt bekam, das ich für mich zurecht machte, ſo wußte ich doch nicht, wie es an dem Einſegnungstage gehen würde, da mir mein Vater nichts geben konnte. — Wieder wurde die Hülfe der Armenbehörde in Anſpruch genommen und ich ſollte eine Jacke und einen Rock von grünem Tuche bekommen, um damit vor Gottes Tiſch zu treten. Es mag wohl nicht recht von mir geweſen ſein, wenn mir dieſer Gedanke entſetzlich vorkam. Ich war einmal in der Kirche geweſen und hatte geſehen, wie da immer eine große Menge Leute zugegen ſind, die theils in der Kirche, theils An-

ßen ſieben und die Eingeſegneten mit neugierigen Blicken anſehen, wie ſich Aller Augen auf die Kinder heften, und wenn ich nun daran dachte, wie ſchrecklich es doch ſein mußte, wenn die Andern ſo hübſch angezogen ſeien, ich aber gleich von Jedem auf den erſten Blick für ein Armenkind erkannt werden würde, da war mir ſo ſchwer und unglücklich um's Herz, daß ich immer weinen mußte, wenn ich daran dachte, und ich glaubte, ich würde dieſen Augenblick nicht überleben können. Was ſoll ich Ihnen noch weiter ſagen; der Herr, bei welchem ich aufwartete, hatte mich ſchon oft mit ſeinen Anträgen verfolgt; aber ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, als er, meinen Kummer gewahr werdend, mich nach der Urſache fragte, und mir dann ein ſchwarzes Kleid und ein hübſches Tuch verſprach. Als ich vor den Altar trat, um das heilige Abendmahl zu empfangen, trug ich zwar ein ſchönes, neues Kleid, aber ich konnte mich deſſen nicht freuen, denn mein Herz war krank und elend geworden."

Das Mädchen hatte dieſe letzten Worte, häufig von Thränen unterbrochen, hervorgebracht, aber ihre Sprache war die der Wahrheit, auch ließ die Einfachheit aller dieſer Thatſachen durchaus nicht den Gedanken an eine Erdichtung aufkommen.

„Es iſt entſetzlich," ſagte Tavernay zu Carlemerre gewendet; „ein Kleid, ein ärmliches Kleid konnte die Bedauernswerthe veranlaſſen, ihr ganzes Lebensglück zu erſtern. — Und dennoch, wie tief iſt dieſer Charakterzug nicht in dem weiblichen Herzen begründet! — Welch ein peinigendes Gefühl liegt nicht in dem Gedanken, an einem ſolchen Tage, wie ihn Mathilde beſchrieb, einem Tage, wo man zum erſten Mal in die Welt tritt und die Augen der Fremden auf ſich zieht, das entſetzliche Brandmal der öffentlichen Armuth an ſich zu tragen, der hülfloſen, nackten Armuth! — Welch Gefühl der bittern Schmach, der jammervollen Erniedrigung liegt nicht in dieſem Gedanken! — Ich wünſchte nur, eine von unſeren Salondamen, welche mit ſo liebloſer Härte über ein armes, gefallenes Geſchöpf aburthei-

len, hätte dieſe Geſchichte gehört, ſie würde vielleicht freundlicher, oder doch behutſamer in ihren Urtheilen werden.

Cartentierce ſchwieg. Düſter und in ſich gekehrt, erwiederte er nichts auf die Bemerkung ſeines Freundes. Zum erſten Mal, ſeitdem er Berlin betreten, dachte er daran, wie entſetzlich es ſein müſſe, wenn er ſeine Tochter in einem ſolchen, oder ähnlichen Zuſtande wiederfinden ſollte. Er hatte Davernay's Worte faſt gänzlich überhört und ſchrak unwillkürlich zuſammen, als dieſer ihm ſein gefülltes Glas hinreichte und aufforderte, auf das glückliche Gelingen ihrer Pläne zu trinken.

„Sie wären ein ſchlechter Soldat geworden, Graf," ſagte Davernay lachend; „Sie ſind ſchon wieder nahe daran, einzuſchlafen; — freilich haben wir in der vergangenen Nacht wenig Ruhe gehabt, aber nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir; ich bin ſo munter, als ob nichts vorgefallen wäre."

„Ich ſchlief nicht, ſondern es waren nur ſo allerlei Gedanken, denen ich nachhing," erwiederte Cartentierce, indem er ſich zum Lächeln zwang. „Uebrigens kann es noch gar nicht ſo ſpät ſein."

„Doch, es iſt gleich zwölf Uhr."

Der Vicomte zog ſeine Uhr hervor und legte ſie auf den Tiſch.

„Nun, wie geht's Dir?" wendete er ſich dann zu dem Schuhmacher, als er einen Blick auf das Ehepaar warf und bemerkte, daß Leberecht mit offenen Augen dalag; „wie geht's mit Deinem Bein? Noch viel Schmerzen?"

„Ich danke Ihnen," erwiederte Leberecht etwas mürriſch; „'s hat nachgelaſſen, und gegen heut Morgen iſt's nur ein Kinderſpiel. Auch habe ich die Geſchichte des Mädchens da mit angehört, und dabei meinen Schmerz ganz und gar vergeſſen. — Ja, ja, es geht toll her, beſonders in Berlin, wo die Armuth ſo groß iſt, daß man gar nicht weiß, wo man anfangen ſoll, zu geben."

„Aber dennoch glaube ich, daß hier in Berlin viel für die Stadtarmen geſchieht," erwiederte Davernay. „Ich habe in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Berlin die Ankündigungen vieler Concerte geleſen, deren Ertrag zur Unterſtützung Hülfsbedürftiger beſtimmt war, und ſogar damals, als wir in Frankreich durch die Rheinüberſchwemmungen ſo viel zu leiden hatten, bildete ſich, wenn ich nicht irre, in Berlin ein Verein zur Unterſtützung jener Nothleidenden. — Ich ſollte faſt meinen, wenn man im eigenen Hauſe ſo viel zu thun hat, ſo iſt's nicht allein thöricht und unweiſe gehandelt, ſondern riecht auch etwas nach Großthuerei, wenn man dem fremden Lande Unterſtützungen zufließen läßt."

„Darüber kann ich nun nichts ſagen," erwiederte Leberecht mit jener philoſophiſchen Miene, die er bei ſolchen Raiſonnements gewöhnlich anzunehmen pflegte; „das kömmt auf Anſichten an; doch daß die Berliner gern mildthätig ſind, iſt eine bekannte Sache, beſonders wenn ſie nachher in den Zeitungen ihren Namen leſen und darunter: „Gott ſegne die edlen Wohlthäter." Aber dennoch reicht Alles, was ſie geben, nicht aus, und das kommt ganz einfach daher, weil jeder Fremde ſich ohne große Mühe hier niederlaſſen kann, wenn er ſonſt nur für den Augenblick ſeinen Lebensunterhalt nachweiſen kann. — Und nun müſſen Sie wiſſen, wie die Leute in der Provinz von Berlin denken: die meinen, da kann es ihnen nicht fehlen, und die Silbergroſchen liegen vor den Thoren und die harten Thaler auf dem Markte. Da kommen ſie nun hierher und verheirathen ſich, und ſezzen eine Menge Kinder in die Welt, und ſind dabei zu faul etwas zu thun, denn ſie denken, es hat lange Zeit, bis ein Menſch verhungert. Wenn Jemand ledig und los iſt, kann er ſich ſchon eher durchhelfen, aber das iſt 'mal ſo Mode in Berlin, und wenn ein junger Bengel ein Mädchen findet, die ſo viel Geld hat, um ein Bett und ein paar alte Meubles zu kaufen, da denken ſie Wunder, was ſie haben und verheirathen ſich, und wenn die Frau nach einem Jahr ſtirbt,

ſo hat der Mann nicht ſo viel, ſie begraben zu laſſen, und die Armencommiſſion muß die Koſten tragen. — Wenn ich zu befehlen hätte, ich würde darauf ſehen, daß das mit dem Heirathen nicht ſo geſchwind ginge. Die paar Groſchen für das Aufgebot und die Trauung ſind bald bezahlt, und einen Tag nach der Hochzeit haben die jungen Eheleute nichts zu eſſen. — Es wäre zum Beiſpiel ein ganz gutes Mittel, wenn man Jedem, der ſich verheirathet, zur Pflicht machen würde, ehe er den Conſens dazu bekömmt, eine beſtimmte Summe an die Armen- oder Spaarkaſſe zu zahlen, die ihm verbleibt und verzinſt wird, und ihm dann zu Gute kommt, wenn er es 'mal braucht. Der hauptſächlichſte Nutzen von ſolcher Einrichtung wäre gewiß der, daß die Leute nicht ſo früh und ſo unbedacht heiratheten, denn wenn ſo ein Arbeitsmann oder Geſelle fünf und zwanzig, oder funfzig Thaler, oder noch mehr an die Kaſſe zahlen ſoll, während, manche Leute kaum mit der Hälfte ihre Wirthſchaft einrichten, ſo würde er ſich lange bedenken und tüchtig ſparen müſſen, um ſolche Summe zuſammen zu bringen, und ſich dabei auch vielleicht an Fleiß und Sparſamkeit gewöhnen. — Ich hatte den Fall erſt kürzlich bei mir im Hauſe. Es war auch ein Arbeitsmann, der ſich ein Dienſtmädchen nahm, und Beide hatten kaum ſo viel, um das Trangeld zu geben. Ich machte ihnen noch Vorſtellungen darüber; aber ſie meinten, ſie würden ſchon durchkommen, er ſei ein geſunder Mann, der tüchtig arbeiten könnte, die Frau wäre auch daran gewöhnt und würde ſchon durch Waſchen und Aufwartſtellen das Ihre mit verdienen helfen. Ein Trödler gab ihnen auch ein paar alte Sachen auf monatliche Abzahlung, und ſo richteten ſie ihre Wirthſchaft ein und glaubten Wunder wie glücklich und zufrieden ſie nun leben könnten. Ja, ja, die Geſchichte ging zwei Monate, dann hatte aber bald der Mann, bald die Frau, bald alle Beide zuſammen keine Arbeit, der Winter kam, ſie hatten kein Holz und mußten ihre paar Kleider verkaufen; dann kam der Trödler und wollte die Miethe für die Meu-

kles und der Wirth die Miethe für die Wohnung. Die Armencommiſſion wurde um Hülfe angegangen; aber zwei einzelne, noch dazu junge und rüſtige Leute haben nicht viel zu erwarten, denn es ſind noch Andere da, die es nothwendiger brauchen. So ſchleppten ſie ſich noch eine Weile hin; als aber die Frau mit einem Kinde niederkam und dabei gefährlich krank wurde, ſtieg das Elend immer mehr und mehr. — So etwas iſt aber nicht etwa ein ſeltener Fall, ſondern kommt alle Tage vor, und wenn man nun noch die vielen Kinder bedenkt, die aus ſolchen Ehen entſpringen, und dann ebenfalls ſo leichtſinnig in den Tag hinein heirathen, wie ihre Eltern, ſo wird man mir gewiß nicht abſtreiten wollen, daß durch eine Erſchwerung des Heirathens, ſei es nun auf die eine oder die andere Weiſe, gewiß der immer mehr um ſich greifenden Armuth wenigſtens einigermaßen Einhalt gethan würde."

„Es iſt möglich, daß Du Recht haſt," ſagte Tavernay; „ich kann es indeſſen nicht entſcheiden, da ich zu wenig von dieſen Sachen verſtehe; Du mußt Deinen Vorſchlag vor die Oeffentlichkeit bringen, wenn er etwas nützen ſoll."

„Ich glaube es auch," verſetzte Leberecht; „und unſereiner hat weit mehr Gelegenheit, die Leute zu beobachten, und kann deshalb auch beſſer wiſſen, was ihnen gut iſt, wenn man ſich auch manchmal in den Menſchen täuſchen kann."

„Ja, ja, man täuſcht ſich manchmal," ſagte Madame Leberecht mit einem tiefen, melancholiſchen Seufzer, dem Vicomte einen ihrer unwiderſtehlichen Blicke zuwerfend, nachdem ſie eine ganze Viertelſtunde hindurch vergebens verſucht hatte, die Aufmerkſamkeit des Grafen auf ſich zu lenken. „Ihr Freund nahm da ein ſo großes Intereſſe an einem kleinen Mädchen, die uns gegenüber wohnte und welche immer ſo freundlich und unſchuldig ausſah, daß ſie ſelbſt meinen Scharfblick getäuſcht hat; Sie werden ſich erinnern, es war der Bru-

der von ihr, der ihnen die Uhr im Schauſpielhauſe ſtahl, die Johann heute wieder gebracht hat."

„Nun, was iſt mit dieſem Mädchen?" fragte Cartentierce, der durch dieſe Worte aufmerkſam geworden war.

„Ei, die iſt vorgeſtern Morgen nach der Stadtvoigtei gebracht worden, weil ſie einem Herrn, der ſie beſucht, die Börſe geſtohlen hatte. Wer hätte das von der Kleinen gedacht!"

„Nicht möglich!" rief Cartentierce.

„Sie können ſich darauf verlaſſen, mein Herr," ſagte die Frau, die nicht umhin konnte, ſich dieſen Triumph zu bereiten, da ſie noch immer nicht die angelegentliche Sorgfalt vergeſſen hatte, mit welcher ſich Cartentierce nach der Kleinen erkundigt.

„Ich hatte an dem erſten Abend, an welchem ich bei Ihnen war, Gelegenheit, die Kleine gegen die Zudringlichkeiten eines rohen Wüſtlings zu ſchützen," nahm der Graf das Wort, um dadurch allen Vermuthungen der Frau ein Ende zu machen. „Hierauf bezieht ſich das Intereſſe, welches ich für ſie hege; leider vergaß ich, gleich an demſelben Morgen, als die Geſchichte mit ihrem Bruder vorgefallen war, zu ihr hinauf zu gehen. Es wäre aber in der That ſchrecklich, wenn ſie wirklich eine Diebin ſein ſollte."

„Nun, daß ſie nach der Stadtvoigtei abgeführt wurde, das habe ich mit meinen eigenen Augen geſehen," entgegnete Madame Leberecht etwas eingeſchüchtert durch den ſtrengen Ton, in welchem der Graf den Anfang ſeiner Rede geſprochen. „Auch der Herr, dem ſie das Geld genommen hat, war mit dabei; ich kenne ihn ſogar von Anſehen. Es iſt ein großer, ſtarker Mann mit einem blonden Schnurrbart, wenn ich nicht irre, heißt er Herr von Bek."

„Von Bek?" rief Cartentierce.

„Kennen Sie ihn auch?" fragte Madame Leberecht. „Wie geſagt, es iſt ein großer Mann, und gleich daran zu erkennen, daß er

immer einen goldenen Siegelring auf dem Daumen über dem Handſchuh trägt, damit es die Leute ſehen ſollen."

„Es iſt derſelbe," ſagte der Graf; „und ihn ſollte das Mädchen beſtohlen haben? Das iſt nicht gut möglich, denn ich war ſelbſt Zeuge, wie das Mädchen ſich hartnäckig weigerte, ſeine Anträge anzunehmen.

„Sie ſcheint es aber doch nachher gethan zu haben," bemerkte Madame Lebrecht etwas ſpitzig.

„Wenn es morgen irgend möglich iſt, muß ich mich nach dem Schickſal dieſer armen Kleinen erkundigen," ſagte der Graf; „ich bitte, erinnern Sie mich daran, Vicomte, oder vielleicht gehen Sie ſelbſt hin; Sie werden es nicht bereuen, ſich für dies Mädchen intereſſirt zu haben, und der erſte Blick, welchen Sie auf ſie werfen, wird Ihnen ſagen, daß ſie unmöglich deſſen ſchuldig ſein kann, deſſen man ſie anklagt: ich habe nie ein Geſicht geſehen, welches einen freundlicheren Eindruck auf mich gemacht hat, als das dieſes Mädchens."

„Oho, Sie ſprechen ja beinahe wie ein verliebter," lachte Davernay; „und ich glaube zuletzt, daß gewiſſe Leute, und er warf der Madame Lebrecht bei dieſen Worten einen ſehr vielſagenden Blick zu; am Ende doch mit ihren Vermuthungen Recht haben. Aber ich will gern das Geſchäft übernehmen, das Sie mir aufgetragen, und ſollte es auch nur ſein, um dieſe berühmte Schönheit zu ſchauen. Aber in der That, „fugte er etwas ernſter hinzu;" wir wollen etwas für die Kleine thun; es war mir ſchon peinlich genug, daß wir den armen Burſchen mit der Uhr feſthielten; aber er wollt's nicht beſſer haben. Ich denke indeſſen, er wird wohl mit einer leichten Strafe davon kommen und ſich den Verfall zur Warnung dienen laſſen."

„Sie werden da ſelbſt in eine unangenehme Geſchichte hineinkommen, wenn Sie Johann nicht verrathen wollen, „bemerkte Lebrecht;" denn wenn der Junge geſteht, ſo müſſen Sie doch ſagen, daß

Sie ſchon im Beſitz der Uhr ſind, und daß Sie dieſelbe von Johann bekommen haben. Wenn er nichts geſteht, wird's freilich beſſer für ihn ſein.

„Wir müſſen das noch näher überlegen," ſagte der Graf nach einem augenblicklichen Schweigen. „Aber Sie haben Recht, Vicomte, ich bin auf das Aeußerſte erſchöpft, und meine Müdigkeit drückt mir unwillkürlich die Augen zu. Wir wollen uns auf ein paar Stunden zur Ruhe legen und François wecken, damit er unſere Stelle einnimmt."

„Ich habe auch nichts dagegen," ſagte Davernay gähnend; „ich werde ihn rufen."

Er leerte bei dieſen Worten ſein Glas und öffnete dann die Thür der Hinterſtube, in welcher ihr Bedienter und Mathildens Vater, der von ſeiner Tochter herausgebracht worden war, ſchliefen.

„Allons François!" rief er in das Zimmer hinein.

In demſelben Augenblick klang von Außen her ein lauter, gellender Schrei in die Ohren der im Gartenhauſe Verſammelten.

„Hülfe! Hierher, hierher!"

Ohne nur einen Augenblick Zeit zu verlieren, ſprang Vicomte in das Wohnzimmer zurück, wo ſeine doppelläufigen Piſtolen mit geſpanntem Hahn auf dem Stuhl lagen. Er ergriff eine derſelben riß die Thür auf und ſtürzte in's Freie. Alles war ſtill und Niemand zu ſehen. Doch im nächſten Augenblick glaubte Davernay ein Geräuſch auf der anderen Seite des Hauſes zu hören.

„Bleiben ſie hier an der Thür!" rief er dem Grafen zu, und eilte um die Ecke des Hauſes.

Auch hier war Niemand. Aber von dem Zaune her ſchien es, als ob ein leiſes Aechzen herüber töne. Mit einem Paar haſtiger Sprünge wollte Davernay hinüber eilen, aber er ſtolperte über die niedrige, hölzerne Einfriedigung eines Beetes und fiel zu Boden. Seine linke Hand, welche er unwillkürlich ausſtreckte, um nach einem Gegenſtand

zu greifen, an welchem er sich halten könnte, um sich nicht zu beschädigen, während er mit dem Andern das Pistol fest hielt, faßte etwas, das ihm ein Bindfaden oder eine Schnur zu sein schien; in demselben Augenblick aber, in welchem er sich von seinem Falle aufrichten wollte und sich auf die Hand stützte, sah er einen leichten Pulverblitz auf der Höhe des Zaunes, und fühlte im nächsten Augenblick einen brennenden Schmerz in seiner linken Hand. Es war die Zündruthe gewesen, welche die Räuber angesteckt; aber die Berührung hatte durch [illegible] Zufall das entsetzliche Vorhaben vereitelt. Das [illegible] war erstickt worden, als Davernay den Zunder mit der Hand zusammen drückte.

Ein abermaliges Greifen nach der [illegible] en Feuerleitung und ein Blick auf dieselbe gaben dem Vicomte [illegible] klärung über die entsetzliche Gefahr, in welcher er und die [illegible] n geschwebt hatten.

„Hier, Graf!" rief er; „Geschwind! [illegible] hier!"

„Was [illegible]" [illegible] Gartenthüre, [illegible] ich im nächsten Augenblick an seiner Seite befand.

„Da, da, — [illegible]" rief Davernay [illegible] den Grafen die abgerissene Schnur in die Hand [illegible] noch weiter etwas hinzuzufügen, [illegible] sprang sich hinauf, und sprang [illegible] zu dem [illegible] glaubte nach der linken Seite hin auf die andere Seite [illegible] davon laufen zu sehen, und ohne [illegible] dunkle Gestalt schlein sei, eilte er nach. Er hatte sich [illegible] darauf, daß er sich nicht irrte; er näherte sich dem bald davon überzeugt glaubte nach wenigen Augenblicken schon [illegible] zu erkennen [illegible] Weib sei, welches er verfolge. Er täuschte [illegible] es war Eine, die, da sie nicht so schnell laufen [illegible] beiden Männer, [illegible] hinter denselben zurück [illegible]. Außerdem mochte sie auch kaum daran denken, daß [illegible] verfolge, und erst als sich ihr Davernay bis auf zwanzig [illegible] genähert hatte, gewahrte sie, sich umblickend, den Verfolger.

Sie bot nun alle ihre Kräfte auf, demſelben zu entgehen; aber ihre Kleider waren ihr hinderlich, und da Davernay außerdem ein guter Läufer war, hatte ſie derſelbe dicht an der Wallanksſtraße ſo weit eingeholt, daß er ſie beinahe mit der Hand erreichen konnte.

„Steh, oder ich ſchieße Dich nieder!“ rief der Vicomte.

„Lampert! Lampert!„ keuchte das Weib dagegen, ihre Flucht fortſetzend; aber ſchon hatte ſie ihr Verfolger am Kleide ergriffen. Da wendete ſie ſich plötzlich und entſchloſſen um und verſetzte dem Vicomte einen ſo heftigen Schlag gegen die Stirn, daß derſelbe überraſcht zurück taumelte und ſie losließ. Sie benutzte dieſen Augenblick, um ihre Flucht fortzuſetzen; aber Davernay, der ſich ſogleich wieder zuſammen gerafft hatte, folgte ihr auf dem Fuße.

„Lampert, Lampert!„ rief ſie noch einmal ſo laut, als ſie es vermochte, aber der Räuber hörte ſie nicht; er hatte einen anderen Weg eingeſchlagen und war ihr ſchon weit voraus. In der nächſten Minute empfing ſie von dem Vicomte einen heftigen Fauſtſtoß in das Genick, daß ſie vorn überſtürzte, und ehe ſie ſich wieder aufraffen konnte, hatte Davernay den Fuß auf ihren Rücken geſetzt und hielt ſie ſo nieder, indem er keuchend um ſich blickte, bereit den Gaſten, der ſich ihm nahen würde, niederzuſchießen.

In dieſer Lage vergingen einige Minuten. Line, welche inzwiſchen wieder zu ihrem Bewußtſein gelangt war, machte den Verſuch, ſich aufzurichten, aber Davernay befahl ihr drohend ſich ruhig zu verhalten, wenn er nicht Gewalt gegen ſie brauchen ſolle.

Eine Zeitlang blieb alles ruhig. Niemand war zu ſehen oder zu hören. Endlich aber näherte ſich ein Mann von der Seite her, wo das Haus lag.

„Wer kommt da?“ rief ihm Davernay entgegen.

„Ich bin es gnädiger Herr,“ erwiederte François Stimme.

Der Vicomte hieß ihn näher kommen, und befahl ihm dann, nach der Ecke des Zaunes zu gehen und dort, ſo wie hinter den, den

Weg begrenzenden Bäumen nachzusehen, ob dort Jemand verborgen sei. Francois kehrte indessen bald mit der Nachricht zurück, daß er Niemand gefunden, und nun gebot der Vicomte dem Weibe, welches inzwischen stumm, und nur von Zeit zu Zeit tückisch mit den Zähnen knirschend, dagelegen hatte, aufzustehen und mit zu gehen, indem er sie darauf aufmerksam machte, das es nur von ihrem Benehmen abhängen würde, wie man sie behandele, und daß ein Fluchtversuch von üblen Folgen für sie sein dürfte. Wahrscheinlich war es der Gedanke, daß der Schuhmacher von diesen Männern so human behandelt worden war, und daß auch sie durch Nachgiebigkeit vielleicht noch im Stande wäre, das drohende Geschick von sich abzuwenden, welches Alles sie dazu veranlaßte, ruhig und ohne weiteren Widerstand zu folgen, und so ging sie, während der Vicomte sie festhielt, ruhig dem Hause zu. Als sie den Gartenzaun erreicht hatten, bemerkte Davernay die Stelle, wo die beiden Bretter heraus gebrochen waren, und dieser Umstand enthob ihn der Verlegenheit, nach der Vorderseite herum zu gehen und die Frau durch den Hausflur hineinzubringen. Er befahl Francois, zuerst durch die Oeffnung durchzukriechen, und hieß dann die Frau, ihm zu folgen. In demselben Augenblick aber, in welchem er ebenfalls auf diesem Wege in den Garten gelangte, erschien Gartenmesse mit einer Laterne, von Mathilden gefolgt.

„Um Gotteswillen, Vicomte!“ rief er dem Nahenden entgegen. „Außen liegt ein Todter“ oder doch ein schwer Verwundeter, helfen Sie mir, ihn hereinschaffen, um nach zusehen, ob noch Hülfe möglich ist.“

„Wer ist das?“ fragte der Vicomte seine Gefangene.

„Ich glaube, es wird wenig Hülfe sein,“ entgegnete sie mit höhnischem Trotze. „Lamvert hat einen sicheren Stoß, wenn es darauf ankommt, das Messer zu führen. Es ist der untreue Hund, der blasse Johann, und wenn er nicht gewesen wäre, so hättet Ihr jetzt schon Eure Lustreise gemacht, die wir Euch so hübsch zugedacht hatten.“

„Armer Schelm! Er hat ſich unſertwillen geopfert,“ ſagte Davernay bedauernd. „Sehen Sie zu, vielleicht geht es, daß Sie ihn mit Franҫois Hülfe hier durch bringen; wir können ja noch ein Brett heraus brechen. Ich werde hier bleiben und das Weib in's Haus bringen, damit ſie uns keines Fall's entweiche. — Nur ſäumen Sie nicht länger, dem Verwundeten Hülfe zu bringen.

Während der Graf und Franҫois dieſer Anweiſung gemäß durch die Oeffnung ſtiegen, um nach Johann zu ſehen, befahl der Vicomte dem Weibe, ihm in das Haus zu folgen, wo Madame Lebrecht ſowohl, als deren Mann mit nicht geringer Verwunderung die Gefangene eintreten ſahen. Davernay redete ihnen indeſſen für den Augenblick jede weitere Unterhaltung, und Line mußte ſich außerdem ſo ſtellen, daß ſie jenen Beiden den Rücken zu kehrte. — So erwartete er den Grafen.

XLVIII.

Geständnisse.

Etwa eine halbe Stunde später lag der blasse Johann so bequem und ruhig auf einem Bette im Zimmer des Gartenhauses, wie es Jemanden möglich ist, der einen Messerstich in die rechte Schulter, einen zweiten in den linken Arm und einen Schlag mit einem Pistolenschaft über den Kopf bekommen hat, der ihm den Schädel zerschmettert haben würde, wenn er nicht glücklicherweise den Kopf mit beiden Händen bedeckt, und dadurch die Heftigkeit des Schlages um ein Bedeutendes gemindert hätte, als er sah, daß Matthes das Pistol erhob. — Als sich nämlich der Dieb in jener gefährlichen Lage befand, in welcher wir ihn verließen, als Lampert ihm den brennenden Schwamm hinreichte, um die Zündruthe in Brand zu setzen, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß nur ein verzweifelter Entschluß ihn und diejenigen retten könnte, denen er seine Hülfe zugesagt. Er nahm ruhig die brennende Lunte aus Lamperts Hand, als habe er

nunmehr jeden Gedanken an Widerſtand aufgegeben; der Räuber ließ ihn los und blickte erwartungsvoll auf die Zündſchnur. Matthes und Line waren einige Schritte zurück getreten und bereit, ſogleich die Flucht zu ergreifen, ſobald die Röhre in Brand geſetzt ſein würde. Keiner von ihnen glaubte, daß der Dieb, der ſich bisher ſo widerſtandslos gezeigt, noch in dieſem Augenblick einen Verſuch, ihren Plan zu durchkreuzen, machen würde; aber gerade dieſen Zeitpunkt hatte Johann erwartet. Er warf den Schwamm, welchen er in der Hand hielt, plötzlich von ſich, und wendete ſich mit Gedankenſchnelle zur Flucht, jenen warnenden Hilferuf ausſtoßend; welcher gerade zur rechten Zeit das Ohr ſeiner Freunde erreichte. Aber Lampert eilte ihm nach. Ein Meſſerſtich, welchen Johann von hinten in die Schulter empfing, überzeugte ihn, daß er durch die Flucht ſeine Rettung nicht bewerkſtelligen werde; er wendete ſich plötzlich um, um ſeinem Verfolger Trotz zu bieten und zu verſuchen, durch dieſen plötzlichen Angriff denſelben zu entwaffnen. Aber auch dies gelang ihm nicht. Einen zweiten Stoß, welchen Lampert nach ſeiner Bruſt führte, parirte er zwar glücklich mit dem linken Arm, aber zugleich war auch Matthes herangekommen und führte mit dem Griff eines ſchweren Reitervißtols jenen Schlag gegen ſeinen Kopf. Er ſtürzte nieder, und hörte nur noch, wie Line den beiden anderen athemlos zurief, ſie möchten eilig fort machen, denn ſie habe mit dem fortgeworfenen Schwamm die Zündruthe angebrannt. Dieſer Umſtand rettete Johann's Leben. In der Meinung, daß ſeine Wunden tödtlich ſeien, und für ihr eigenes Leben fürchtend, eilten Jene davon. — Das Uebrige haben wir dem Leſer bereits mitgetheilt.

Glücklicherweiſe waren die Verletzungen Johann's zwar ſchmerzhaft genug, doch nicht gefährlich. Unter den fürſorgenden Händen des Vicomte erholte er ſich bald genug von ſeiner Betäubung. Inzwiſchen waren auch der Graf und François, um jedes weitere Unheil zu verhüten, in den Keller hinabgeſtiegen und hatten dort das

Pulverfäßchen gefunden. Die Zündſchnur ſteckte noch in demſelben, und nun erſt überſahen ſie vollſtändig die entſetzliche Gefahr, in welcher ſie geſchwebt. Der Deckel des Faſſes wurde ausgeſchlagen das Pulver ausgeſchüttet und einige Eimer Waſſer darauf ausgeleert, ſo daß nichts mehr zu finden übrig blieb.

Ungeachtet aller Befehle Davernay's, hatte indeſſen Line fortwährend verſucht, ſich durch Winke oder Blicke mit dem Schuhmacher zu unterhalten, um von demſelben zu erfahren, wie ſie ſich benehmen ſolle, und da die beiden Herren durchaus jede Gemeinſchaft zwiſchen dieſen beiden Perſonen verhindern wollten, ſahen ſie ſich genöthigt, das Weib, ungeachtet ihres Sträubens und Proteſtirens, auf einen Stuhl feſt zu binden, und denſelben in eine Ecke zu rücken, ſo daß ihr auf ſolche Weiſe jede fernere Verbindung mit Leberecht abgeſchnitten war, und der Graf ſowohl, als Davernay nicht mehr durch ſie veranlaßt wurden, ihre Aufmerkſamkeit zu theilen. Nachdem indeſſen die erwähnten Verkehrungen beendet, und François den Auftrag erhalten hatte, vor dem Hauſe Wache zu halten, begann Carentiere ſeine Aufmerkſamkeit auf die Gefangene zu richten. Der Schuhmacher, welchem man noch immer mißtraute, wurde mit dem Scrha in das Hinterzimmer getragen, Johann dagegen blieb bei der Unterredung gegenwärtig. Die beiden Herren ſetzten ſich wieder an den Tiſch, und der Stuhl, auf welchem Line feſtgebunden war, wurde näher herangebracht.

Das Ausſehen dieſes Weibes, war ſcheußlich genug. Sie war mit dem Geſicht in den Koth gefallen und hatte ſich dabei an einem ſcharfen Kieſel verwundet, ſo daß das Blut ebenfalls bis auf das Kinn herabgelaufen war und außerdem ihre Kleidung auf eine eckelhafte Weiſe beſchmutzt hatte. Ihr ſtruppiges Haar hing aufgelöſt und unordentlich um ihren Kopf, und wenn ſie daſſelbe mit den gebundenen Händen aus den Augen zu ſchieben bemüht war, wurde ihr Anblick wo möglich noch widerwärtiger.

Cartentierce warf erſt einen langen, prüfenden Blick auf dieſe, Trotz und Roheit verrathenden Züge, als wolle er ſich zunächſt an den Eindruck derſelben gewöhnen, dann ſagte er finſter:

„Es ſteht Dir übel an, noch in dieſem Augenblick, wo Deine Verbrechen ihren endlichen Lohn finden werden, dieſe trotzige Miene beizubehalten.“

„Meinen Sie, ich ſollte weinen wie ein kleines Kind,“ verſetzte die Frau, ihr Geſicht zu einem höhniſchen Lächeln verzerrend; „was wollt Ihr mir thun? — He!“

„Wir werden Dich Deinem Betragen gemäß behandeln;“ fuhr der Graf ernſt fort; „es wird an Dir liegen, Dein Schickſal zu mildern, wenn Du es auch nicht abwenden kannſt. — Ich werde Dir jetzt einige Fragen verlegen und denke Du wirſt ſie offen und der Wahrheit gemäß beantworten.“

„Das Fragen iſt Ihre Sache, das Antworten meine;“ entgegnete Line trotzig.

Cartentierce that, als wenn er dieſe Worte überhöre, und ſagte;

„Es ſind jetzt dreizehn Jahre her, daß Du bei einer Dame in Dienſt warſt, welche mit ihren beiden Kindern in der Jägerſtraße wohnte, während ihr Mann verreiſt war. Dieſe Dame hieß Madame Delavigne. — Iſt es nicht ſo?“

„Er hat weiß Gott Recht gehabt; es iſt richtig;“ murmelte Line.

„Wer hat Recht gehabt?“ Von wem ſprichſt Du? „fragte Cartentierce.“

„Lampert. — Er fragte, das es die Geſchichte wäre. — Wahrhaftig, er hatte Recht!“

„Du räumſt alſo ein, zu jener Zeit, bei der Dame gedient zu haben. — Ich denke, auch dieſes Zimmer wird Dir ſchon bekannt ſein.“

„Ja; ich entſinne mich ſogar, daß zu meiner Zeit die Dame beſtohlen wurde; es war, wie ſie ſagte, eine bedeutende Summe, aber es kam nichts heraus. —

„Ganz richtig; — von dieſem Diebſtahl wollte ich eben ſprechen. Du warſt es, welche mit den Dieben in Gemeinſchaft war und ihnen in's Haus half. —

„Das iſt falſch;" entgegnete das Weib ruhig. — Wer will mir das beweiſen? — Wer iſt Zeuge?"

„Der Schuhmacher, der mit bei dem Einbruch betheiligt war."

„Ha. — Er hat alſo geſtanden? Aber ſein Zeugniß gilt nicht. Weil er ſelbſt dabei geweſen iſt, ſo will er mich nun auch in's Unglück bringen. — Es iſt nicht wahr."

Die Verbrecherin, die bisher die Hände in den Schooß gelegt und mit niedergeſenktem Kopfe dageſeſſen hatte, richtete ſich auf und warf wieder einen trotzigen Blick auf den Grafen, dann ließ ſie den Kopf ſinken, aber den Augenlidern hervorziehend verließ ſie dennoch das Geſicht des Sprechenden mit keinem Blick.

„Es ſind noch mehr Zeugen da;" fuhr indeſſen der Graf fort.

„Und wer ſind die?"

„Der Bauquier Aron Levin. — Ich glaube, Du kennſt den Mann auch."

„Ja wohl kenne ich ihn; — aber es iſt lächerlich, einen ſo reichen Herrn der Theilnahme eines Diebſtahls beſchuldigen zu wollen.

„Er ſelbſt geſteht es;" ſagte der Graf raſch, den Blick feſt auf Line gerichtet.

„Wieder falſch; der Bauquier iſt krank; — Sie haben nicht mit ihm geſprochen. — Er iſt krank und er wird ſterben, ehe er etwas gegen mich ausſagen kann."

„Du biſt eine hartnäckige, verſtockte Lügnerin," ſagte der Graf entrüſtet. „Du willſt nichts geſtehen, aber wir wollen ſehen, ob Du

Deine Frechheit noch beibehalten wirſt, wenn wir Dich morgen der Polizei überliefern."

„Sie würden das auch ohnehin thun," entgegnete Line ſpöttiſch; nach einer Pauſe fügte ſie mit einem ſchlauen Lächeln hinzu: „Oder wollen Sie mich frei laſſen und mir verſprechen, mich und Lampert zu ſchonen? Unter ſolchen Bedingungen würde ich Ihnen vielleicht Entdeckungen machen können, die für Sie von großer Wichtigkeit ſind."

„Ich werde mich auf keine Bedingungen einlaſſen," ſprach Gartenlierce finſter; „es iſt meine Pflicht, die Welt von einem ſolchem Böſewicht zu befreien, wie Lampert iſt."

„Sie können keinen von uns ſchonen, wenn Sie gegen Einen das Geſetz zu Hulfe rufen," ſagte Line; „und Sie haben vielleicht nicht daran gedacht, als Sie dem Schuhmacher und Johann verſprachen, ſie nicht in unſeren Untergang zu verwickeln. — Sie werden ihre Strafe ſo gut, wie wir erhalten."

„Unſer Fürwort wird ihnen helfen, und außerdem iſt kein Mörder unter ihnen."

„Ich habe auch noch niemals einen Mord begangen;" ſagte Line.

„Warſt Du nicht etwa jetzt eben bei denen, die einen ſo kaltblütigen, entſetzlichen Mord begehen wollten, wie er jemals erdacht wurde? War es nicht Eure Abſicht, uns zu tödten, uns und dieſen jungen Menſchen, welcher Eure blutdürſtige Abſicht zu vereiteln trachtete?"

„Hm — ich meine der Schuhmacher hat geſtern wenig Beſſeres mit Euch im Sinne gehabt."

Es folgte auf dieſe Bemerkung des Weibes eine Pauſe von einigen Minuten. Endlich brach Line das Schweigen.

„Ich will Lampert's nicht mehr erwähnen," ſagte ſie; „es iſt ſchändlich genug, daß er mich vorher im Stich gelaſſen hat, und er

verdient es nicht, daß ich noch für ihn spreche. — Sagen Sie mir zuerst, wer sie sind, wir können dann vielleicht leichter zusammen fertig werden. — Nun, sagen sie mir, was haben Sie mit jener Frau zu schaffen, nach welcher Sie mich vorher fragten?"

Cartentierce sah die Fragende eine Zeitlang ernst und forschend an, dann erwiederte er.

„Ich bin der Mann dieser Frau, der Vater ihrer beiden Kinder."

Line stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Diese unvermutheten Worte schienen einen lebhaften Eindruck auf sie gemacht zu haben. In ihrem ganzen Benehmen ging eine wesentliche Veränderung vor. Der trotzige Ausdruck ihres Gesichtes verlor sich; sie zitterte heftig, und endlich sagte sie mit schwacher Stimme;

„Binden Sie mir die Hände los, daß ich mich rühren kann; ich werde Ihnen Alles gestehen, ich werde Ihnen Alles sagen, was Sie wissen wollen. Ich glaube nicht, daß Sie Gnade und Erbarmen mit uns haben werden, aber ich weiß auch, daß Leugnen vergeblich ist; — da, binden Sie auf."

Davernay war aufgestanden, um ihr diesen Dienst zu erweisen, und als sie ihre Hände befreit fühlte, bat sie zunächst um ein Glas Wasser. Der Beamte reichte es ihr, und nachdem sie getrunken, nahm sie ein Tuch, um ihr Gesicht abzuwischen. Sie war bleich wie Kreide und mit stierem Blicke starrte sie Cartentierce an, um auf dessen Anrede zu warten.

„Du giebst also zu, daß Du den Dieben behülflich warst in das Haus zu kommen?" fragte der Graf, während sich Davernay niedersetzte.

„Ja, es ist so, wie Sie sagen," entgegnete sie mit zitternder Stimme.

„Der Banquier Aron Levin wußte ebenfalls um diesen Diebstahl? — Er gab sogar die Veranlassung dazu; ist es nicht so? fuhr Cartentierce fort.

„Ja.“

„Du bliebſt dennoch in dem Hauſe der Madame Delavigne? Du zogſt mit ihr in dieſe Wohnung; nicht wahr, ſo iſt es?“

„Ja.“

„Du ſtahlſt ihr hier ein Käſtchen mit Papieren, daſſelbe, welches Du dem Banquier heut Morgen zurückgegeben haſt?“

„Ja, ja.“

„Und nun Du Unglückſelige,“ fuhr Cartentierce fort, und ſeine Stimme zitterte ebenfalls, als fürchte er ſich, dieſe Frage auszuſprechen; „was wurde aus meinem Weibe?“

„Sie iſt todt.“

„Todt! — — — Alſo wirklich,“ rief der Graf mit dem Ausdruck des unſäglichſten Schmerzes, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. „Todt! — Aber,“ fügte er haſtig hinzu, „wie ſtarb ſie und wo? Antworte!“

Sie wurde ermordet.“

„Ha!“ ſchrie der Graf aufſpringend, und ſchien ſich nach einer Waffe umzublicken. — Er faßte ſich indeſſen ſogleich wieder, und einen Schritt auf Line zutretend und die Hand auf ihre Schulter legend, ſagte er, während er ſie feſt und ſtarr anblickte:

„Sie wurde alſo ermordet, ſagſt Du. — Aber von wem, von wem?“

„Von Lampert.“

Der Graf ließ ſeine Hand ſinken und wankte erſchöpft ſeinem Stuhle zu, auf den er ſich halb ohnmächtig hinſetzte. Es verging eine lange Zeit, ehe er in ſeiner Rede fortfuhr. —

„Und meine Kinder?“ ſagte er endlich.

„Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden. Ich ging damals aus Berlin, und kam erſt nach einigen Jahren wieder zurück.— Aber der Banquier wird es Ihnen ſagen können.

„Ermordet," murmelte Cartentierce vor ſich hin; „ermordet in der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Schönheit, ihrer Liebe, ermordet durch die fühlloſe Hand eines entſetzlichen Verbrechers! — O, o, es iſt gräßlich!"

„Aber ich will mich rächen, ich will eine ſchreckliche, fürchterliche Rache nehmen an dieſen Böſewichtern!" rief er aufſpringend und die geballte Fauſt zum Himmel empor hebend, mit einer ſolchen Heftigkeit, daß Line erſchreckt zuſammen fuhr, da ſie zunächſt dieſen Ausbruch des Zornes fürchten zu müſſen glaubte. „Das Gericht wird hereinbrechen und wehe alle Denen, welche die Hand dabei im Spiele gehabt haben!"

„Beruhigen Sie ſich, beruhigen Sie ſich," ſagte Davernay, den Grafen faſt mit Gewalt auf ſeinen Stuhl zurückdrängend; „ſetzen Sie ſich und hören Sie, was dieſe Frau Ihnen weiter über dieſe entſetzliche Angelegenheit ſagen wird."

Cartentierce folgte mechaniſch dieſer Aufforderung. Er lehnte ſich wieder in den Stuhl, und Davernay ſagte zu Line, daß ſie ausführlich und von Anfang an dieſe ſchrecklichen Begebenheiten im Zuſammenhange mittheilen ſolle.

Es herrſchte ein tiefes, entſetzliches Schweigen im Zimmer. Die beiden, auf dem Tiſch ſtehenden Kerzen beleuchteten mit ungewiſſem, flackernden Scheine die Perſonen dieſer unheimlichen Scene. — Davernay hatte ſeinen früheren Platz wieder eingenommen, Cartentierce ſaß neben ihm und hatte convulſiviſch die Hand des Freundes ergriffen, während er ſich mit dem Oberkörper vorbeugte und begierig auf jedes Wort, welches die Frau ſprach, horchte; Mathilde lehnte mit einem Geſicht, welches ängſtliche Spannung und theilnehmende Neugier verrieth, an dem Ofen; auf der anderen Seite lag der Verwundete, von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen ausſtoßend, wenn ihn der Schmerz ſeiner Wunde zu heftig peinigte, und in der Mitte der Stube, grade vor der Thür, ſaß die Verbrecherin, mit leiſer, flüſtern-

Stimme von jenem entſetzlichen, herzerſtarrenden Verbrechen erzählend, welches ſie und ihre Mitſchuldigen verübt. Dieſe Erzählung handelte von einem Manne, der einſt die Verbrecherin gekannt hatte, als ſie noch ein junges, unſchuldiges, unerfahrenes Mädchen war; dieſer Mann war der Banquier Aaron Levin. Das Mädchen war damals erſt nach Berlin gekommen und befand ſich, da ſich für den Augenblick kein Dienſt für ſie darbet, in den dürftigſten Umſtänden. Ihr böſer Stern führte ſie mit Levin zuſammen, und dieſer wußte die hülfloſe Lage des Mädchens und ihre Unerfahrenheit zu benutzen; er verführte ſie, hatte aber bald genug Urſache, das Geſchehene zu bereuen, denn die Gefallene machte ihm die Entdeckung, daß ſie Mutter werden würde. Den Zorn ſeines Vaters fürchtend, der ihm einen ſolchen Verfall niemals vergeben haben würde, nahm er ſeine Zuflucht zu einer Frau, deren entſetzlichen Character wir bereits kennen gelernt haben, zu der Katze. Er theilte dieſer ſeine unangenehme Lage mit, und dieſe verſprach ihm zu helfen. Er wußte dieſe Frau ſcheinbar zufällig mit dem Mädchen bekannt zu machen, und dieſe entdeckte derſelben ihr Geheimniß. Sie forderte und erhielt von der Katze ein Mittel, um die Frucht ihrer Schande in ihrem Schooße zu erſticken. Levin, ein ſo kalter, berechender Böſewicht, wie er nur ſelten gefunden wird, ſtellte ſich nicht wenig darüber entrüſtet, als er das Geſchehene aus des Mädchens eignem Munde hörte, welches erſt ſpäter erfuhr, daß er es eigentlich geweſen, welcher ſie in dieſe Schlinge gelockt; aber damals ſtellte er ſich auf das Fürchterlichſte empört über ein ſolches Verbrechen, er drohte, dem Gericht Anzeige zu machen, und nur die heißen Thränen des Mädchens ſchienen ihn zu bewegen, Nachſicht zu üben. — Doch ſeit jenem Tage war die Unſelige ſeine Sclavin im eigentlichſten, ſchrecklichſten Sinne des Worts geworden.

Als ſeine Schweſter das väterliche Haus verließ und in Levin die frohe Hoffnung erwachte, des Vaters einziger Erbe zu werden,

war es dieſes Frauenzimmer, welches er ſich hauptſächlich dazu auserſehen hatte, ſeine Pläne fördern zu helfen. Er hatte von jenem Tage an, wo ſich die Unglückliche in ſeine Gewalt begeben, kein Mittel unverſucht gelaſſen, ſie zu einer Verbrecherin zu machen; er hatte ſie dazu veranlaßt, Orte aufzuſuchen, wo ſie mit Perſonen zuſammen kam, in deren Geſellſchaft bald genug die letzte Wurzel des Guten aus ihrem Herzen getilgt wurde. Während der Graf ſich noch in Berlin befand, war es Levin nicht gelungen, dieſes Mädchen in Rebecca's Haus zu bringen; als Jener aber abreiſte und das Dienſtmädchen Rebecca's bald nachher erkrankte, gelang ihm ſeine Abſicht wirklich. Auf ſolche Weiſe konnte er über jeden Schritt, über jede Handlung ſeiner Schweſter die genauſte Nachricht erhalten. Sie brachte ihm die Briefe, welche Rebecca an ihren Vater ſchrieb, und er beantwortete dieſelben auf die Weiſe, wie wir bereits erwähnten. So erfuhr er auch, daß Rebecca im Beſitz einer bedeutenden Geldſumme ſei, denn ſchon hatte er der Hoffnung Raum gegeben, daß ihr Mann ſie ohne Unterſtützung verlaſſen hätte, und als ſeine Schweſter einſt mit den Kindern ausgegangen war, ließ ihn Line in das Zimmer, und er überzeugte ſich, den Secretair mit einem Nachſchlüſſel öffnend, durch den Augenſchein davon, daß dieſes Geld hinreichend ſein würde, um ſeine Schweſter nöthigenfalls einige Jahre hindurch vor Noth zu ſchützen. So entwarf er zuerſt den Plan zu jenem Diebſtahl, um Rebecca dem Mangel Preis zu geben. Dieſe teufliſche Abſicht gelang vollſtändig. Lampert und der Schuhmacher führten mit Beihülfe des Mädchens die That aus, und Erſterer empfing noch außerdem eine Belohnung für den geleiſteten Dienſt. — Aber dies war nur der erſte Schritt zu der Verfolgung ſeiner unglücklichen Schweſter. Wir haben ſchon früher geſagt, daß der alte Levin etwa um dieſelbe Zeit ſtarb. Vergeblich hatte Aron bis dahin verſucht, ſeinen Vater zu bewegen, ein Teſtament zu machen und die Tochter auszuſchließen. Wenn er auch nicht geneigt war,

Rebecca Verzeihung angedeihen zu laſſen, ſo hing er doch zu ſehr am Leben, um ſich durch einen ſolchen Schritt auf ſeinen Tod vorbereiten zu wollen, und als er nun wirklich ſein plötzliches Ende herannahen fühlte, beugte ſich ſein harter Sinn auf dem Todtenbette. Er verlangte ſeine Tochter zu ſehen; aber auf des Sohnes Veranſtaltung, erſchien dieſelbe natürlicherweiſe nicht. Dies hatte der Banquier ſpäter ſelbſt dem Weibe erzählt — So ſtarb der alte Levin ohne Teſtament. Aaron war nahe daran, ſeine Hoffnungen ſcheitern zu ſehen. Er bot alles Mögliche auf, um zu verhindern, daß Rebecca den Tod des Vaters erfahre und Line leiſtete ihm in jeder Beziehung den vollſtändigſten Beiſtand. Die Zeitungen und öffentlichen Blätter, in denen Rebecca aufgefordert wurde, ihren Aufenthaltsort anzugeben, kamen durch des Dienſtmädchens Veranſtaltung nicht in ihre Hände, denn Levin ſelbſt hatte angegeben, daß ſeine Schweſter wider den Willen ihres Vaters geheirathet und mit einem Fremden in's Ausland gezogen ſei. So gelang es ihm wirklich, Rebecca in ihrer Unwiſſenheit zu erhalten. Aber dennoch fand er keine Ruhe, denn es bedurfte ja nur eines unbedeutenden Zufalls, um das Gebäude ſeiner Hoffnungen vollſtändig in Trümmern zu ſtürzen. — Da faßte er den entſetzlichen Entſchluß, durch den Tod Rebecca's ſeine Befürchtungen zu enden. Er wendete ſich deshalb an Lampert, und obgleich Line anfänglich Vorſtellungen gegen dies neue Verbrechen machen wollte, ſo war ſie doch zu tief in das Netz gegangen; ſie mußte gehorchen. So empfing Rebecca eines Tages einen Brief von ihrem Bruder, denſelben Brief, von welchem jenes Stück, das der Graf durch einen ſo ſonderbaren Zufall gefunden. Er ſchrieb ihr darin, daß er um der Kinder willen ihr eine Unterſtützung zukommen laſſen wolle, da er gehört, daß ſie ſich in dürftigen Umſtänden befinde. Er beſtimmte ein entlegenes Caffeehaus in Moabit zu dem Orte des Rendezvous, und Rebecca, nichts Böſes ahnend, begab ſich wirklich dorthin. Sie hatte ihre Kinder bei ſich; aber hierauf vorbereitet, hatte Le-

vin auch Line dort hinaus beſtellt. Der Banquier hatte, als er der beiden Kleinen anſichtig wurde, ſich ſehr zornig geſtellt und ſeiner Schweſter gedroht, nicht ein Wort mit ihr zu ſprechen, wenn ſie die Kinder nicht nach Haus ſchicke, da er die Früchte ihrer ſchandbaren Verbindung nicht ſehen wolle. Auch in dieſe Demüthigung hatte die junge Dame gewilligt, in der Hoffnung, von ihrem Bruder eine Unterſtützung zu empfangen. Ein im Hauſe dienendes Mädchen wurde beauftragt, die Kinder nach Hauſe zu bringen, aber Line nahm ihr dieſelben unterwegs ab, was um ſo leichter war, da die Kleinen ſie kannten. Von dort aus führte ſie dieſelben nach jener Stelle an der Panke, wo ſie ſpäter von der Lumpenſammlerin gefunden wurden, und ließ ſie dort mit dem Troſt zurück, daß die Mutter bald kommen und ſie abholen würde

Indeſſen hatte Levin ſeine Schweſter unter allerlei Vorwänden ſo lange aufgehalten, bis die Dunkelheit herein gebrochen war; er begleitete ſie bis an die Brücke, welche nach dem Thiergarten führt, und hier fand die entſetzliche That ſtatt. Lampert erwartete die Unglückliche an dem Aufzuge der Brücke, er ging auf ſie zu, als wolle er ſich einige rohe Zärtlichkeiten erlauben, und als Rebecca ängſtlich auf die Seite ſprang, ergriff er ſie und warf ſie über das Geländer hinab. Niemand war zugegen geweſen, um als Zeuge dieſer ſchauerlichen That auftreten zu können, und erſt nach beinah vierzehn Tagen las man in den Zeitungen, daß weit unterhalb der Brücke ein weiblicher Leichnam gefunden worden ſei, und daß alle diejenigen, welche über die Ertrunkene Auskunft geben könnten, ſich auf dem Kriminalgericht zu einem beſtimmten Termin einfinden ſollten. Dieſer Körper war der Rebecca's geweſen, aber es fand ſich Niemand, der ſie gekannt hätte.

Dies war etwa der Inhalt von der Geſchichte, welche das Weib erzählte. Sie hatte weit ausführlicher geſprochen und, von den häufigen Fragen des Grafen unterbrochen, genauer bei den einzelnen

Umſtänden verweilt. Als ſie endlich geendet, waren die Kerzen tief herunter gebrannt, und der anbrechende Morgen warf ein trübes, geiſterhaftes Licht durch die Ritzen der Fenſterladen in das Zimmer, auf die ſchweigende Gruppe der Anweſenden, die ſo ſtarr und bewegungslos daſaßen mit ihren übernächtigen, bleichen Geſichtern, als ſei der Tod plötzlich unter ſie getreten und habe einen jeden von ihnen mit ſeinem erſtarrenden Athem angehaucht.

XLIX.

Das Bett des Kranken.

In derſelben Nacht, in welcher Line jene Geſtändniſſe ablegte, lag der Bananier in glühender Fieberhitze auf ſeinem Lager. Sarah ſaß an ſeinem Bette und bewachte mit ängſtlicher Sorgfalt die zitternden Athemzüge des Fiebernden. Außer ihr war noch eine Wärterin zugegen, die ihren Platz am untern Ende des Bettes eingenommen hatte und ſich mit einem ſehr ſchmutzigen Strickzeug beſchäftigte, von welchem ſie nur von Zeit zu Zeit aufſah, um einen entſetzlich gleichgültigen Blick auf den Kranken, oder auf die elegante Einrichtung des Schlafzimmers zu werfen. Die ſchauerlich beängſtigende Stille des Krankengemachs, nur von Zeit zu Zeit durch ein unheimliches Wimmern des Kranken unterbrochen, deſſen Schmerzen ſelbſt im Schlafe keine Linderung gefunden zu haben ſchienen, hatte eine lange Zeit hindurch gedauert, und um das beängſtigende Gefühl, welches ihre Bruſt zuſammen ſchnürte, zu enden, wendete ſich Madame Levin zu der Wärterin.

„Der Arzt hat mir zwar Hoffnung gemacht," ſagte ſie, im leiſen Flüſtertone ſprechend. „Was meinen Sie, liebe Frau? — Sind Sie ſchon bei ähnlichen Kranken geweſen?"

„Ich bin bei allen Arten von Kranken geweſen," entgegnete die Angeredete, und legte das Strickzeug auf ihren Schooß, um eine kleine, zinnerne Schnupftabaksdoſe hervorzuziehen, und als ſie den Inhalt derſelben bis auf eine geringe Quantität geſchmolzen ſah, ergänzte ſie ihren Vorrath aus einer kleinen, ſchmutzigen, löſchpapierenen Düte. — Ich bin bei allen Arten von Kranken geweſen; — Iſt Ihnen gefällig? — Ach ſo, Sie ſchnupfen nicht. Hab's in meiner Jugend auch nicht gethan; aber eine Priſe iſt eine wahre Gottesgabe bei unſerem Metier, wenn man ſo allerhand zu riechen bekommt, was nicht bei Treu und Anglisch fabrizirt iſt; — 's iſt Caretten mit etwas Wohlriechendem. — Aber wieder auf den Kranken zurück zu kommen, ſo iſt das 'ne ſchwere Sache zu beſtimmen, ob er durchkommen wird, oder nicht. Vergangene Woche hatte ich auch einen Schlagflüſſigen, der Doctor machte uns alle Hoffnung; aber ich hatte mich für die Nacht kaum zurecht geſetzt und dachte meinen Strumpf bis zum Hacken fertig kriegen, da preſſt Mahlzeit, ich hatte noch nicht fünfmal 'rumgeſtrickt, da ſtarb er. Ich ließ dabei noch 'ne Maſche fallen, das war das Verdrießlichſte."

„Sie meinen alſo, daß ſein Zuſtand noch immer gefährlich iſt; — ich dachte, das Schlimmſte wäre vorüber;" ſagte Madame Levin, durch die unzarten Worte der Wärterin erſchreckt.

„Das will ich grade nicht geſagt haben," erwiederte Dieſe; „wir ſind alle ſterblich, wie der Mann ſagte, der voriges Jahr vom Marienkirchthurm runter ſprang. — Niemand kann wiſſen, wann ſeine Stunde gekommen iſt. Ich habe Manchen geſehen, der weit ſchlimmer krank lag und doch durchgekommen iſt, und Mancher hat fort gemußt, der noch gar nicht daran dachte: — Heute roth, morgen todt; 's iſt einmal nicht anders in der Welt."

Sarah die ſich von einer ſolchen Unterhaltung eben nicht freudig berührt fühlte, antwortete nicht; aber die Wärterin, deren Geſchwätzigkeit einmal angeregt war, plauderte weiter.

„S'iſt lange kein Todesfall hier im Hauſe vorgekommen, und das iſt gut für Sie, aber ſchlecht für mich; denn ich habe Kunden, wo wenigſtens alle Jahr Einer aus der Familie ſtirbt, oder doch wenigſtens ſehr ſchlecht krank wird; — ſehr gute Kunden, ich kann es Ihnen verſichern. — Wie der alte Herr hier ſtarb, kam es auch ſo plötzlich, und er mochte auch noch nicht daran gedacht haben, ſo ſchnell fort zu müſſen."

„Sie waren auch dabei, als mein Schwiegervater ſtarb?" fragte Sarah einigermaßen überraſcht.

„Ja wohl, ich bin ſchon ſeit ein und zwanzig Jahren Krankenwärterin und habe ſo Manchen die Augen zuthun geſehen. — Es werden jetzt zwölf, oder dreizehn Jahr her ſein, daß der alte Herr ſtarb. — Sie waren damals noch nicht mit Ihrem Herrn Gemal bekannt, nicht wahr?"

„Nein, wir lernten uns erſt ſpäter kennen," verſetzte Madame Levin.

„Ja, ja, ich dachte noch vorher daran, als ich mich hier in der Stube umſah, fuhr die Frau in ihren Reminiscenzen fort; Ihr Schwiegervater wohnte damals in der Königsſtraße, und obgleich er auch ein reicher Herr war, ſah es doch lange nicht ſo proper und ſchön aus, wie jetzt hier. — Ich habe auch die Tochter gekannt, ein wunderſchönes, aber auch ein gutes Fräulein, ſie hatte einmal das Scharlachfieber und da mußte ich bei ihr wachen; — ſie war ſo ſanft und geduldig, wie ich ſelten eine Kranke gefunden, alle wunderten ſich nachher, wie ſie mit dem Maler davon lief?"

„Ich habe von dieſer unglücklichen Geſchichte gehört, obgleich mein Mann nicht gern über dieſen Gegenſtand ſpricht. — Sie iſt ja wohl geſtorben?"

„Geſtorben oder nicht, wer kann's wiſſen? Man hat nachher nichts wieder von ihr gehört, als ſie der alte Herr aus dem Hauſe geſtoßen. — Nun, jedenfalls war es gut für den Bruder, der das ganze ſchöne Vermögen allein erbte, wiewohl ich glaube, daß es dem alten Herrn auf ſeinem Todtenbett leid war, die Tochter ſo in die Welt hinaus getrieben zu haben."

Sarah fühlte ſich durch dieſe Unterhaltung zwar widerwärtig bewegt; aber dennoch wollte ſie dieſelbe nicht unterbrechen, und während die Wärterin wieder ihr Strickzeug handhabte, erzählte ſie im gleichgültigſten Tone von der Welt weiter:

„Ich kann mich noch ganz genau darauf beſinnen, wenn ich ſo in's Denken hinein komme," ſagte ſie; „und ſehe den alten Herrn noch vor mir liegen, in ſeiner weißen Piquéjacke und der geſtrickten Nachtmütze. Er war ſehr ungeduldig während der erſten Zeit ſeiner Krankheit, und wir konnten ihm nichts Recht machen, als es aber ſchlechter mit ihm wurde, wo die Kranken ſonſt immer ungeduldiger ſind, wurde er ganz anders und viel freundlicher, als er ſonſt geweſen, gegen Alle die um ihn waren, nur ſonderbarerweiſe nicht mit ſeinem Sohne, dem jungen Herrn; ſie hatten doch ſonſt immer im beſten Vernehmen gelebt, und er ließ ſich auch nur ſelten in dem Krankenzimmer ſehen; aber als wir glaubten, daß es mit dem Kranken bald zu Ende ſein dürfte, riefen wir ihn. Er ging in die Stube, wo der alte Herr lag und befahl uns Allen, hinaus zu gehen; wir thaten's denn auch, und ich, die ich in der Nebenſtube blieb, um gleich bei der Hand zu ſein, wenn etwas verfallen ſollte, hörte, wie die Beiden ſehr laut und heftig ſprachen, auch verſtand ich den Namen der Tochter ganz deutlich, der mehremale vorkam, und vernahm, wie der Kranke ſagte, er wolle ſeine Tochter ſehen, und fordere ſie von ihm, womit er wahrſcheinlich den jungen Herrn meinte, obgleich ich es mir nicht erklären konnte, was er damit ſagen wollte. Dann wurde Alles ſtill, und nach einiger Zeit kam der junge Herr heraus

und ſagte, daß es mit ſeinem Vater vorbei wäre. Ich ging hinein, und da lag er denn und war wirklich todt, aber er ſchien nicht ruhig geſtorben zu ſein, denn ſeine Augen ſtanden weit offen und ſeine rechte Hand war zuſammen gekniffen, auch ſah ſein Geſicht ſo finſter und drohend aus, daß ich eigentlich einen Schreck bekam. Es war ein wunderlicher, alter Herr und ſchwer mit ihm fertig zu werden; — wahrſcheinlich hat er noch einen harten Auftritt mit dem jungen Herrn vor ſeinem Tode gehabt. Gott weiß warum; aber der war ein zu guter Sohn, um es ſeinem Vater im Grabe nachzutragen, das konnte man an dem Leichenbegängniß ſehen, was er veranſtaltete; es war wirklich eine ſehr ſchöne Leiche; und dann auch die Todesanzeige in der Zeitung, ich habe dabei geweint, wie ich ſie geleſen habe, ſo ſchön und ſo rührend war das geſagt."

In dieſem Augenblick machte der Banquier eine leichte Bewegung, dann ſchlug er die Augen auf.

„Ha — Du biſt es Sarah," ſagte er zu ſeiner Frau, die ſich ſorglich über ihn beugte; aber in dieſem Augenblick fiel ſein unſtät umherſchweifendes Auge auf die Wärterin, welche ebenfalls aufgeſtanden war und ſich dem Bette genähert hatte. „Wer iſt denn das?" rief er erſchreckt. „Was will das Weib hier? — Iſt ſie gekommen, um zu hören, was wir ſprechen und es dann auszutragen und den Leuten zu erzählen!"

„Es iſt die Wärterin, lieber Aaron," ſagte Madame Levin ſanft.

„I Du mein Gott," nahm die Frau das Wort; „kennen Sie mich denn gar nicht mehr, Herr Banquier? Ich bin ja die Müllern aus der Rosmariengaſſe, der ſie damals das ſchwarze Merinokleid kauften, als Ihr ſeliger Herr Vater ſtarb."

Sie wendete ſich bei dieſen Worten ſo, daß der Schein der auf dem Tiſche brennenden Lampe auf ihr Geſicht fiel. Der Kranke ſtarrte ſie einen Augenblick mit dem Ausdruck des ſchrecklichſten Entſetzens auf ſeinen Zügen an.

„Hinaus!“ rief er endlich, und machte eine vergebliche Anſtrengung, ſich von ſeinem Lager zu erheben. „Hinaus mit dieſem Weibe! Sie will mich auch umbringen, wie ſie meinen Vater umgebracht hat. „Hinaus, fort!“

„Ach du mein Jeſus, er ſcheint wirklich ſehr krank zu ſein,“ ſagte die Frau mitleidig; „er fängt ſchon an zu phantaſiren, und das iſt ein ſchlechtes Zeichen. — Aber mein Gott, Herr Banquier, ich bin ja die Müllern.“ — —

„Hinaus! ſchrie Levin mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Kraft, und hob die linke Hand, der Schlagfluß hatte ihm die rechte Seite gelähmt, drohend empor. „Fort, fort!“

„Gehen Sie hinaus, liebe Frau,“ ſagte Sarah; „es ſcheint, als ob Ihr Anblick meinem Manne widerwärtig iſt.“

Die Wärterin ſchien einen Augenblick zweifelhaft, ob ſie dieſer Weiſung gehorchen ſolle, als ſie aber die in fürchterlicher Wuth verzerrten Geſichtszüge des Kranken bemerkte, ging ſie langſam nach der Thür.

„Widerwärtig,“ brummte ſie vor ſich hin, indem ſie die Thür etwas nachdrücklich ſchloß; „nun, das iſt meiner Treu ſeit ein und zwanzig Jahren der erſte Kranke, dem ich widerwärtig bin, und Gott ſei Lob und Dank, es ſind ihrer Viele, die da finden, daß ich für mein Alter noch immer eine ganz leidliche Frau bin, beſonders Sonntags, wenn ich mich angezogen habe. — Aber ich will doch 'mal horchen, was d'rin vorgeht.“

Sie wurde indeſſen in ihrer Hoffnung, irgend ein wichtiges Geheimniß zu erlauſchen, getäuſcht; ſie hörte nur, wie der Banquier ſeiner Frau ebenfalls mit harter Stimme befahl, hinaus zu gehen und ihn allein zu laſſen, ihre Weigerung, und abermals die zornigen Worte des Mannes, mit welcher er ſein früheres Verbot wiederholte. Schnell zog ſie ſich von der Thür zurück, um nicht bei'm Lauſchen ertappt zu werden, und gleich darauf trat Madam Levin ins Zimmer.

„Mein Mann wünſcht ganz allein zu ſein, er will auch mich nicht ſehen," ſagte ſie mit Thränen in den Augen; „wir wollen Beide hier bleiben, damit wir gleich bei der Hand ſind, wenn ihm irgend etwas zuſtoßen ſollte. Ich wäre gern geblieben; aber dieſe Aufregung muß ihm ſchaden, und deshalb wollte ich ihm nicht widerſprechen."

„Ja, ja, es iſt merkwürdig, was die Kranken mit unter für ſonderbare Ideen haben," nahm Frau Müller mit großer Beruhigung das Wort: „denn ſeit ein und zwanzig Jahren, wo ich mein Geſchäft treibe, iſt noch kein Kranker geweſen, der mich nicht gern geſehen hätte; es iſt wirklich unerhört, aber wie geſagt, nur eine fixe Idee von ihm, — eine fixe Idee."

Und die gute Frau nahm wieder, um ſich über dieſen Verfall zu beruhigen, zu ihrer Doſe ihre Zuflucht, indem ſie höchſt bedächtig erſt das eine, dann das andere Naſenloch mit einer Priſe verſah, welche mit ihrem Erſtaunen über dieſen Verfall eine und dieſelbe Größe zu haben ſchien. Madame Levin achtete indeſſen wenig auf das Geſchwätz der Alten, welche noch eine Zeit lang fortfuhr, auf alle mögliche Weiſe ihre Verwunderung über dieſen höchſt ſeltſamen Zufall an den Tag zu legen, ſondern ſetzte ſich auf einen der Thür zunächſt ſtehenden Polſterſtuhl, den Kopf in ihre hübſche, kleine Hand geſtützt, aufmerkſam horchend auf jedes Geräuſch, welches in der Krankenſtube ihre Hülfe in Anſpruch nehmen könnte.

Während deſſen lag der Kranke allein, ganz allein in ſeinem Zimmer.

Nach vielen Bemühungen war es dem Arzte, welchen Gartenlaube bei dem Kranken traf, gelungen, das ſtockende Blut des Ohnmächtigen in Bewegung zu bringen, und Levin hatte ſich nach dem Aderlaſſe wenigſtens ſoweit erholt, um ſich zu erinnern, was mit ihm geſchehen ſei; bald nachher war er in einen leichten, fieberhaften Schlaf verſunken, aus welchem er erſt in jenem Augenblicke erwacht war,

welchen wir vorher geſchildert haben. Er befand ſich in einem heftigen Fieber, und der Anblick jener Frau, welche er zuletzt an dem Todtenbette ſeines Vaters geſehen hatte, war durchaus nicht geeignet, ſeine aufgeregte Phantaſie zu beruhigen; er rief ihm vielmehr, wie mit einem Zauberſchlage alle Einzelnheiten ſeines verbrecheriſchen Lebens in's Gedächtniß zurück. Der Schatten ſeines Vaters, und er hatte alle dieſe entſetzlichen Geheimniſſe bisher ganz allein in ſeiner Bruſt getragen, der mit einem Fluche gegen den Sohn auf die Lippen geſtorben war, ſchien ſich ihm in dieſen Weibe verkörpert zu haben, und Vergeltung, ſchreckliche Vergeltung drohend, an ſein Lager getreten zu ſein. Seine keuchende Bruſt athmete freier, als ſich Jene aus dem Zimmer entfernt hatte, aber auch ſeine Frau erſchien ihm in dieſem Augenblick mit der liebenden Freundlichkeit, womit ſie ſeinem Bette nahte, widerwärtig und verhaßt; ein jeder Menſch würde denſelben Eindruck auf ihn gemacht haben, er mußte allein ſein, allein — ganz allein!

Aber als er ſich nun wirklich allein befand, als er ſeinen ſtieren Blick ſuchend in dem Zimmer umherſchweifen ließ, und er Niemand erblickte, da ſchauderte er wieder zuſammen in dieſem entſetzensvollen Alleinſein; er wollte ſeine Frau zurückrufen, er wollte nicht allein ſein, er wollte Geſellſchaft ſehen, Bekannte oder Unbekannte, gleich viel wen, — aber nur nicht allein ſein!

Und doch — konnte es ihm nicht Jemand anſehen, was er auf ſeinem Gewiſſen hatte, den Fluch eines Vaters, den Mord einer Schweſter, nein, nein, er durfte Niemand ſehen, mit Niemandem ſprechen, er mußte ſich in die tiefſte Einſamkeit verbergen, wohin der Schall einer menſchlichen Stimme nicht zu dringen vermochte; — er mußte allein ſein!

Aber es war ja thöricht, ſich mit ſolchen Gedanken zu beſchäftigen. Es waren ja keine Zeugen da, die gegen ihn auftreten konnten, und ein Menſch kann es dem anderen nicht anſehen, was er in

ſeinem Herzen herum trägt. — War er nicht von Allen, die ihn kannten, geehrt und geachtet? — Fort mit dieſen Gedanken! Etwas Anderes!

Er heftete ſeine Augen auf den kreisrunden, hellen Schein, welchen die ringsum verhängte Lampe gegen die Decke des Zimmers warf. Er wunderte ſich über die zitternde Bewegung deſſelben, und dachte daran, woher dieſelbe kommen möchte, da die Lampe ſelbſt doch ganz ruhig brannte; dann fiel ſein Blick auf den weißen Ueberzug ſeines Bettes. Es war ein Fleck darauf, er zerbrach ſich den Kopf, was dies für ein Fleck ſein möge, und ob er wohl durch bloßes Waſchen heraus gehen würde, oder ob man etwas Anderes nehmen müſſe, wie er es oft im Hauſe ſeiner Mutter geſehen, Kleeſalz oder Citronenſäure, oder ſonſt etwas: — aber das brauchte man ja nur bei Weinflecken, und das war kein Weinfleck, das war ein großer dunkler Fleck. — gerechter Gott, es war ein Blutfleck! — Aber weshalb brauchte er zu erſchrecken, es war ja ganz einfach, er erinnerte ſich, daß man ihm eine Ader geöffnet hatte, es war ſein eigenes Blut; — weſſen Blut ſollte es auch ſonſt ſein?

Er beruhigte ſich wieder, aber ſeine Augen konnte er nicht von jener Stelle abwenden. Er ſann darüber nach, ob es viel Mühe machen würde, dieſen Flecken heraus zu bringen. Plötzlich aber fiel ihm ein, daß er einmal gehört habe, Blutflecke gingen nie aus. — Er glaubte nicht daran; und doch gab es wieder eine Geſchichte, die er einmal als Knabe geleſen haben mochte, aber auf die er ſich ſo deutlich beſann, als ſei es erſt vor wenigen Tagen geweſen, die Geſchichte von einem Todtſchläger, der einen Mord begangen, einen kalten, herzloſen Mord, daß das Blut umher geſpritzt und ihm das Geſicht befleckt, und ſo lange und ſo viel er auch wuſch, das Blut wollte nicht ausgehen, und verrieth ihn, daß er an den Galgen kam. — Aber Rebecca war ja nicht erſchlagen worden, es war kein Blut vergoſſen, und dann hatte er ſelbſt auch nicht Hand an ſie gelegt;

es konnte Niemand gegen ihn zeugen, nur der Mörder selbst, und dessen Zeugniß war unzureichend; es war sonst Niemand dabei gewesen, als die That geschah, er selbst hatte sie nicht gesehen, denn es war dunkel und er hatte sich schnell von der Brücke weg gewendet, aber ihren Schrei hatte er gehört, den gellenden, langen, entsetzlichen Todesschrei, und dann den dumpfen Fall in's Wasser; nachher aber war Alles still gewesen, still, todesstill. Und die Todten stehen nicht wieder auf und geben Zeugniß wider die Lebendigen!

Ha, ha, ha, ha! Es war Niemand, der ihm etwas beweisen konnte, er brauchte sich nicht zu fürchten; er konnte ganz ruhig sein und ohne Besorgniß. Nicht der leichteste Verdacht war gegen ihn vorhanden, auch das Kästchen mit den Papieren, das man ihm gestohlen, hatte er ja wiederbekommen. — Wiederbekommen? — Ja wohl. Aber wo war es, wo hatte er es hingethan! Hölle und Teufel, wo war das Kästchen? Er hatte es wie ein Schatz aufgehoben, als er aus der Droschke stieg, und unter seinen Mantel verborgen. Wo war es jetzt? Wer hat es an sich genommen? Hatten es die Diebe wieder gestohlen, um eine Belohnung von ihm zu erpressen? — Er wollte ihnen geben, was sie verlangten, tausend Thaler, zwei, drei, zehn, zwanzig, dreißigtausend, die Hälfte seines Vermögens! Das ganze! Aber nur das Kästchen, das Kästchen! —

Nicht doch; es waren keine Diebe gewesen, es waren die Kinder Rebecca's, seiner gemordeten Schwester. Sie hatten es geöffnet und darin die Briefe gefunden, die Briefe, welche Rebecca an ihren Vater geschrieben, und die er unterschlagen hatte, die liebevolle Verzeihung, welche der Vater der reuigen Tochter zugesichert, auch jene Briefe welche ihr Gatte an sie geschrieben; sie hatten auch das Trauzeugniß der Mutter und ihre eigenen Taufscheine gefunden, um dadurch ihre eheliche Geburt zu beweisen und ihre Ansprüche auf das Vermögen ihres Großvaters geltend zu machen; aber was machte er sich aus

Geld, aus Vermögen, denn neben dem Richter, welcher in diesen Dokumenten' wühlte, standen noch viele andere Personen, um Zeugniß gegen ihn abzulegen; Line und Lampert und jene beiden Männer, die neulich bei ihm auf den Ball gewesen, und von denen ihm das Gesicht des Einen so seltsam bekannt vorkam, daß er sich überzeugt fühlte, er habe es einmal schon früher gesehen; und dieser Mann deutete mit ernstem Gesicht auf ein schreckliches Etwas, das in der Gerichtsstube mit einem Tuche verhüllt am Boden lag, er konnte es nicht sehen, was es war, aber er wußte, daß es nichts anders sein konnte, als der Körper seiner ermordeten Schwester, die man wieder ausgegraben hatte aus dem schrecklichen Grab des Armenkirchhofs, wo sie nicht hatte verwesen können, wie alle die Gemordeten, deren Mörder noch nicht zur Strafe und Rechenschaft gezogen sind; er erkannte ihre Züge selbst unter dem Tuche wieder, wenn es auch ihr Gesicht bedeckte, das blaue, angeschwollene Gesicht, die gräßlich hervorgequollenen Augen, die aufgelösten, wassertriefenden Haare, die Kleider bedeckt mit Schlamm und Koth, Schnecken, Blutegel und anderes häßliches Gewürm darin nistend, grade so, wie er die Frau gesehen, welche einmal hinter seiner Wohnung aus dem Landwehrgraben gezogen wurde, und die seit jener Zeit oftmals ihn vom Schlafe aufgeschreckt, wenn sie in seinen Traum getreten, mit den rachedrohenden, verzerrten Zügen der Schwester Dann fragte ihn der Richter mit ernster Stimme, ob er schuldig sei, alles, dessen man ihm anklage. Es wäre ein Wahnsinn gewesen zu gestehen; man hätte ihn ja sonst als einen Mörder zum Tode verurtheilt. Aber es wird Niemand hingerichtet der nicht gestanden hat. Er wußte das und freute sich darüber; er konnte sie Alle auslachen, den Richter und die Zeugen, Alle, Alle, er brauchte ja nicht zu gestehen. Und der Richter fragte noch einmal, schuldig oder unschuldig?- Und er wollte unschuldig sagen, aber da war es, als wenn ein böser Dämon ihm die Kehle zudrücke und ihm in's Ohr flustern, er habe sich

ihm ergeben mit Leib und Seele, er dürfe ihn nicht verläugnen, er sei sein und müsse bekennen. Aber dennoch kämpfte er wüthend gegen diesen neuen Feind; sie sollten ihm das Herz aus dem Leibe reißen, aber er könne nichts gestehen, er sei — —.

Er konnte das Wort nicht heraus bringen; er rang verzweiflungsvoll nach Athem, nur dies einzige Wort auszusprechen; aber Jener hatte ihn zu fest gepackt. — „Luft, Luft! Ich bin unschuldig!"

Als Madame Levin auf den entsetzlichen Schrei, welchen der Elende ausstieß, in das Zimmer stürzte, fand sie ihn bewußtlos und schwer athmend auf dem Bette liegend.

L.

Des Banquier's Ende.

Es mögen in unserem socialen Leben allerdings oft genug Fälle vorkommen, in denen ein Verbrecher, sei es durch Zufall, sei es durch seine Klugheit und Verschlagenheit, dem Arme des weltlichen Richters entgeht. — Diese Fälle mögen sogar häufiger sein, als wir es glauben, sie mögen sich fast täglich unter unseren Augen ereignen; doch wenn bei denen, welche zu unserer Kunde gelangen, ein Zweifel gegen jene naturgemäße Vergeltung in uns aufsteigen sollte, durch welche allein das Gleichgewicht sowohl unseres materiellen, als geistigen Zusammenlebens aufrecht erhalten wird, wenn wir wähnen wollten, daß der Verbrecher, der seine Schuld auf dem Todtenbette bekennt, für dieses Leben der Strafe entgangen sei, o, wie gering, wie kleinmüthig ist dann nicht unser Glaube an die göttliche Gerechtigkeit, an dieses uralteste und wichtigste Princip unserer gesammten Moral; und wer dann etwa sagt, daß der Verbrecher, welcher dem

Arme des weltlichen Gerichts entſchlüpfte, die Vergeltung ſeiner That im jenſeitigen Leben finden wird, eine häufig genug gehörte Redensart, der bedenkt, in den Tag hineinſchwatzend, nicht die Abgeſchmacktheit der Idee, daß der, welcher als Menſch gefehlt, für dieſes Vergehen geſtraft werden ſoll, wenn er aufgehört hat, Menſch zu ſein, wenn der Körper längſt in Staub und Aſche vermodert iſt, mit welchem und gegen welchen er geſündigt. — Aber eine Strafe, eine Vergeltung, und gerechter vielleicht und paſſender, als ſie der klügelnde Verſtand des irdiſchen Richters anzuwenden vermag, finden in uns und durch uns ſelbſt. — Der unaufhaltſame Fortſchritt unſerer Civiliſation hat aus unſerem Gerichtsverfahren ein jedes Zwangsmittel verbannt, durch welches man ſonſt gewöhnt war, das Geſtändniß eines hartnäckigen Verbrechers zu erzwingen; — der Mörder, welcher ſeiner entſetzlichen That nicht überführt iſt, verſucht anfänglich dieſelbe zu leugnen; er weiß, daß man ihm das Zugeſtändniß ſeiner Schuld nicht mit Gewalt entreißen kann, er leugnet, um ſein jämmerliches Leben zu retten; aber in ſein Gefängniß zurückgeführt, ſieht er bald ein, daß alle ſeine gerühmte Kraft nicht ausreicht, um den Qualen jener Folter zu trotzen, welche er in ſich trägt. Er wälzt ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager, laut aufſchreiend vor Entſetzen und in der Bruſt gräßliche Angſt, wenn dieſe bleiche, blutige Schattengeſtalt mit der klaffenden Wunde drohend auf ihn zuſchreitet, wenn ſie ihre langen, fleiſchloſen Finger nach ihm ausſtreckt, und auf ihrem höhnenden Geſicht die drohende Verheißung zu leſen iſt, daß all' ſein Leugnen nichts helfen wird, daß ſie ihn, eben ſo wie jetzt, jede Stunde, jede Minute verfolgen wird und ihn peinigen, bis er einen Theil ſeiner Schuld durch offenes Bekenntniß gebüßt, — und endlich vermag er dieſes Gräßliche nicht mehr zu tragen, er ſpringt auf und donnert verzweiflungsvoll gegen die Thür, um den Schließer herbeizurufen, der ihn vor den Richter führen ſoll, er glaubt keine Minute verlieren

zu dürfen, um ein Geständniß abzulegen, welches er noch vor Kurzem mit störrischer Hartnäckigkeit verweigerte. — Und dann, wenn er sein Verbrechen eingestanden und erzählt hat, mit all' diesen unbedeutenden und doch so schauerlichen Nebenumständen, schöpft er tief Athem, als fühle er sich von unsäglicher Qual befreit, und zum erstenmal seit seiner blutigen That fühlt er eine lang entbehrte Beruhigung. — Glaubt ihr aber, daß der Verbrecher, welcher glücklich jeden Verdacht von sich abzuwälzen wußte, diese Qualen in minderem Grade empfände? — Im Gegentheil, diese fortwährende Todesangst, welche ihn peinigt, diese schreckliche Erinnerung, für welche es kein Vergessen giebt, die Erinnerung an seine That, welche ihn im Wachen verfolgt und aus seinem Traum aufschreckt, ihn weder nüchtern, noch trunken verläßt, welche ihm die Zunge fesselt, wenn er ein Gebet murmeln will, die ihm die gefaltenen Hände auseinander reißt, wenn er sie zu Gott erhebt, diese langjährige, unermüdliche, sich immer erneuende Qual ist eine grauenvollere Strafe, als die, welche je ein Mensch ersinnen konnte.

Und alle diese Qualen hatte Aaron Levin Jahre hindurch erduldet, so wie er sie in jener Nacht gefühlt, als er dort auf dem Krankenbette lag, welches auch sein Todtbett werden sollte.

Der noch in der Nacht herbeigerufene Arzt konnte nur wenig Hoffnung geben. Der Schlagfluß hatte sich wiederholt und ließ die baldige Auflösung des Elenden mit Gewißheit voraussehen. Er war gegen Morgen, nachdem es endlich gelungen, ihn in's Leben zurückzurufen, in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit versunken. Seine weit geöffneten Augen schienen um empfänglich gegen die Einwirkung des Lichts, sein Athem war schwer und mühsam und Schaum trat aus seinem Munde, während der Puls immer schwächer wurde.

In der Gesellschaft des Arztes, den sie durch ihre Bitten bewogen hatte, zu bleiben und ihr Beistand zu leisten, saß Sarah

noch immer am Lager ihres Gatten, welches ſie ſeit jenem Augenblick noch nicht verlaſſen, als ſie durch ſeinen Schrei wieder in das Zimmer hineingerufen war, und es mochte etwa gegen neun Uhr Vormittags ſein, als eine dicht verſchloſſene Kutſche vor dem Hauſe hielt, und ein Bedienter den Grafen von Cartentierce anmeldete, welcher den Kranken unter allen Umſtänden zu ſprechen wünſche.

„Es iſt nicht möglich," ſagte Madame Levin mit einem Blicke auf den Doctor; „es kann jetzt Niemand vorgelaſſen werden."

Der Arzt nickte beiſtimmend; aber ſchon in denſelben Augenblick trat der Graf ein. Die Worte Lineus, „der Banquier iſt krank, er wird ſterben, ehe er etwas ausſagen kann;" hatten ſich ihm feſt in's Gedächtniß geprägt; er fühlte, daß er keine Zeit mehr zu verlieren habe.

„Sie ſehen den Zuſtand, in welchem ſich mein Mann befindet," ſagte Madame Levin durch das unceremonielle Eindringen des Grafen verletzt; „es iſt nicht möglich, daß Sie jetzt mit ihm ſprechen, Ich bedaure ſehr, Herr Graf."

„Ich würde gewiß nicht ſo unbeſcheiden geweſen ſein, bis hieher einzudringen, wenn meine Angelegenheit nicht von einer Wichtigkeit wäre, die jeden Aufſchub unmöglich macht," erwiederte Cartentierce ernſt; „und nicht allein für mich, ſondern noch für eine andere Perſon, die außen wartet, muß ich um Gehör bitten."

„Es geht nicht," wiederholte Madame Levin, und ſich zu dem Arzte wendend, ſetzte ſie hinzu: „Es iſt an Ihnen, Herr Doctor, dem Herrn Grafen zu befehlen, daß er das Zimmer verlaſſe."

Der Arzt, welcher das Wort nehmen wollte, wurde indeſſen durch den Grafen unterbrochen, der mit finſterem Ernſte ſagte:

„Es iſt nicht allein das Leben Ihres Gemals, um welches es ſich hier handelt, Madame, und ſo ſchrecklich Ihnen dies auch klingen mag, muß ich Ihnen doch ſagen, daß es ein Glück für ihn und

für Sie iſt, wenn er den heutigen Tag nicht überlebt. Es handelt ſich hier noch um das Leben anderer Perſonen. — Ich muß mit Ihrem Manne reden."

„Sie werden beleidigend, Herr Graf," erwiederte Sarah nicht ohne Beſtürzung, denn in dem Tone, in welchem Gartentierce ſprach, lag eine ſchreckliche, unabweisbare Beſtimmtheit: „Sie werden beleidigend, denn Sie ſprechen in Räthſeln. — In welcher Angelegenheit kommen Sie?"

„In der meiner Frau und meiner Kinder; ich bin der Gatte Ihrer Schwägerin, der Schweſter dieſes unglücklichen Kranken."

Sarah ließ einen Ruf der Ueberraſchung aus.

„Ich habe eine ſchwere Rechnung mit ihm abzumachen," fuhr Gartentierce indeſſen fort; „und ich werde nicht eher von dieſem Platz weichen, als bis Sie mich mit Gewalt fortreißen, und die Verantwortung alles deſſen, was da kommt, auf Ihr eigenes Haupt nehmen."

„Wenn Sie wirklich der Schwager meines Mannes ſind, ſo dürfte dies eher zu Ihren Gunſten ſprechen mein Herr," verſetzte die Dame, nachdem ſie ſich von ihrer Ueberraſchung erholt; „und Sie haben als nächſter Verwandter auch ein Recht an ihn; aber Sie ſehen ſeinen Zuſtand, er iſt bewußtlos und wird Ihnen nicht antworten können."

„Er wird aufwachen," ſprach Gartentierce im ſchrecklichen Tone; „wenn ich die Perſon hereinführe, welche noch mit mir gekommen iſt."

„Mein Gott, welch ein ſchreckliches Geheimniß iſt hier verborgen," ſagte Sarah, als der Graf das Zimmer verließ; „was werden wir zu hören bekommen?"

Wenige Augenblicke nachher kehrte der Graf zurück, ihm folgte Line.

Madame Levin ſagte zwar kein Wort, betrachtete aber mit einem ihr ſelbſt unerklärlichen Gefühl der Furcht dies unbekannte Frauenzimmer.

„Sie thäten beſſer, das Zimmer zu verlaſſen, Madame,“ ſagte Cartentierce; „dieſe Unterhaltung wird nicht für ihre Ohren ſein.“

„Nein, nein,“ rief Sarah heftig; „ich werde hier bleiben, ich will wiſſen, was Sie mit meinem Manne vorhaben.“

„Ich hätte es Ihnen gern erſpart,“ ſprach Cartentierce ernſt; „aber Sie, Herr Doctor, werden eine Familienangelegenheit zu ehren wiſſen, und für einige Minuten hinaus gehen.“

Der Arzt warf der Madame Levin einen fragenden Blick zu, aber dieſe winkte ihm, zu bleiben. — In dieſem Augenblick machte der Kranke eine leichte Bewegung.

„Gericht Gottes,“ murmelte Cartentierce; „ſein Bewußtſein kehrt wieder.“

Er ergriff Linen bei der Hand und führte ſie dicht an das Bette des Banquiers. Einige Augenblicke hindurch ſtarrte derſelbe ſie an mit den weit geöffneten Augen, ſeine Athemzüge wurden immer haſtiger, er ſchien nach Luft zu ſchnappen; endlich entrang ſich ein fürchterlicher Schrei ſeiner Bruſt:

„Line!“

Und mit dieſem einzigen Worte ſchienen alle Kräfte ſeines geſchwundenen Bewußtſeins wiedergekehrt zu ſein.

Er ſchien den Verſuch machen zu wollen, ſich aus ſeiner liegenden Stellung aufzurichten, da ihm dies jedoch nicht gelang, unterſtützte ihn der Arzt, indem er ihn mit dem Oberkörper emporrichtete und die Kiſſen in eine Lage brachte, daß ſie den Kranken in dieſer ſitzenden Stellung unterſtützten. Der Banquier ließ dies ruhig geſchehen, ohne ein Wort zu ſprechen, er ſtarrte fortwährend die Frau an.

„Erkennt Ihr dieſes Weib, Herr Aaron Levin?“ ſagte endlich Gartentierce.

Als er ſeinen Namen nennen hörte, wendete der Banquier ſein Auge auf den Sprecher.

Abermals ſtieß er einen lauten Schrei aus.

„Kennt Ihr mich auch?“ fragte der Graf weiter.

„Ja wohl, ja wohl, kenne ich Dich!“ ſchrie Levin. „Ich kenne Dich. Du biſt mein böſer Dämon, der mich zum Gericht ſchleppen will. Aber ich gehe nicht mit! Ich bin unſchuldig, unſchuldig!“

„Ich bin der Mann Rebecca's, Eurer Schweſter, Eurer gemordeten Schweſter.“

„Gemordet! — Wer ſagt, daß ſie ermordet iſt? Sie fiel zufällig in's Waſſer, ſie ertränkte ſich ſelbſt. Ja, ja, ſo iſt es, ſie iſt eine Selbſtmörderin; ich habe nicht Hand an ſie gelegt, ich bin unſchuldig, unſchuldig!“

„Elender!“ rief ihm der Graf zu. „Noch auf Deinem Todtbette wagſt Du es, dieſe That zu leugnen, die ſeit dreizehn ſchrecklich langen Jahren um Rache zum Himmel empor gerufen hat. Hier ſteht Deine Mitſchuldige, erkennſt Du ſie nicht? Soll ich Dir auch den Mann bringen, der verführt durch Dein Geld und auf Dein Geheiß das unglückliche Weib getödtet. — Soll ich Dir den Mörder ſelbſt vor Dein Sterbebett führen?“

Ein fürchterlicher Krampf verzerrte den Körper und das Geſicht des Banquiers, bei dieſen Worten des Grafen. Er ſchien den Verſuch machen zu wollen, ſich abzuwenden, oder ſich zu verbergen, aber ſeine gelähmten Gliedmaßen verſagten ihm jeden Dienſt und es dauerte einige Augenblicke, bis dieſer Anfall vorüber war. Seine Züge nahmen endlich den Ausdruck völliger Erſchöpfung an, und es war entſetzlich anzuſehen, wie von Zeit zu Zeit nur ein

heftiges, krampfhaftes Zucken ihnen eine grauſige Beweglichkeit verlieh.

„Ich will nicht mehr lügen,“ ſagte er endlich mit ſchwacher Stimme, ſeinen Blick ſtier vor ſich auf die Decke des Bettes richtend; „es iſt ſo, wie der Mann da ſagt. Mein Vater iſt geſtorben mit einem Fluche gegen mich auf den Lippen, und dieſer Fluch hat mich verfolgt, bis an den heutigen Tag. Meine Schweſter iſt gemordet, durch mich gemordet, und ihr blutiger Schatten ſteht jetzt zwiſchen mir und der Ewigkeit. — Nein, nein!“ ſchrie er plötzlich ſich ſelbſt unterbrechend; „es iſt doch nicht wahr, ich bin unſchuldig; ich bin krank und weiß nicht, was ich ſpreche. Bringt dieſen Mann da hinaus, bringt ihn hinaus, er will mich umbringen, und ich bin unſchuldig, ganz unſchuldig!“

„Böſewicht!“ rief Cartentiere. „Ich will nicht mit Dir richten, Du ſtehſt bald genug vor einer höheren Macht, aber ſprich, wo ſind meine Kinder? — Wo finde ich ſie?“

„Die Kinder, — Rebecca's Kinder? Ja? ja, es iſt doch wahr, ich habe ihnen die Mutter gemordet, ich habe ſie um ihr Erbe betrogen. Ihr habt ganz Recht, die Zeugen haben gegen mich ausgeſagt, es iſt aus mit mir!“

„Aber wo ſind ich ſie? ſprich Menſch!„ rief der Graf mit verzweiflungsvoller Heftigkeit.

Der Banquier ſtarrte den Grafen an, der Ausdruck ſeines Geſichts hatte etwas Flehendes, als wollte er ihn um Vergebung bitten, dann zuckte er wieder fürchterlich zuſammen.

„Die Kinder!“ ſchrie der Graf faſt wahnſinnig; aber er erhielt keine Antwort.

„Er iſt todt,“ ſagte der Arzt nach einer Pauſe.

„Es iſt nicht wahr, er kann nicht todt ſein!“ rief Cartentiere mit wilder Hartnäckigkeit.

Er trat an das Bett und ergriff die Hand des Banquiers. Aber der Arzt hatte Recht gehabt. Die Seele des Elenden ſtand vor ihrem Richter.

Seiner ſelbſt kaum mächtig, ſchwankte Cartentierce von Linie gefolgt aus dem Zimmer, während der Arzt die Dienerſchaft herbei rief, um Sarah Hülfe zu leiſten, welche ohnmächtig zuſammengeſunken war.

Ende des vierten Bandes.

Die

Myſterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

Fünfter Band.

Mit 3 Illuſtrationen von Hagner und G. Bartſch.

Zweite durchgeſehene und verbeſſerte Auflage.

Berlin, 1845.

Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

LI.

Vater und Sohn.

Der Tag des Herrn war über die Erde herabgekommen, über die weite, sündige Erde.

Auf den Straßen sah man die Kirchengänger mit frischen, sonntagsfreudigen Blicken: blühende Mädchengestalten mit frommen blauäugigen Gesichtern; alte Koketten in sehr viel Seide und Sammet, die aussehen, wie ein viel gelesenes Buch aus einer Leihbibliothek mit einem schönen Einbande und geldenem Schnitt; Lehrlinge in sehr langen schwarzen Einsegnungsröcken, die auf das Wachsen berechnet sind, und in spitzen Hüten mit unglaublich schmalen Krämpen; junge Stutzer nach der neusten Mode gekleidet; sehr alte Herren in irgend einem verschollenem Kostüm, bei welchem sammetmanchesterne Kniehosen, Schuhe und Strümpfe und eine weiße Halsbinde mit sehr großen Schleifen, die Hauptrolle spielen; Alles drängt sich im bunten Gewühl so schnell und hastig durch einander, als sei

es die höchſte Zeit und kein Augenblick mehr zu verlieren, um das widerhallende Gewölbe des Doms zu betreten, wo die Orgel den feierlichen Choral emporſtrömt, deſſen ſchwellende Töne ſich mit dem Sang der verſammelten Gemeinde miſchen — Mägde mit ungekämmten Haaren und heruntergetretenen Schleifen eilen ſehr ſchnell über die Straße, um noch in den nächſten Kaufmannsläden ihren Bedarf an Lebensmitteln einzukaufen, ehe dieſelben geſchloſſen werden; Andere tragen in einer ſehr großen Bratpfanne einen ſehr kleinen Braten zum nächſten Bäcker und an der Ladenthür laſſen ſie die Kinder warten, die mitgekommen ſind, und geben allein in die Backſtube, um dem Geſellen unter Androhung eines ungeheuren Schadenerſatzes die nöthigen Anweiſungen zu geben, das Fleiſch nicht verbrennen zu laſſen, ſondern braun und ſaftig durchzubraten, und um zugleich ein wenig mit ihm zu ſchäkern, wobei ſie in heller Entrüſtung erklären, ſie würden laut ſchreien, wenn er es wagte, ſie mit ſeinen mehlbeſtaubten Händen anzufaßen; Beamte und Schreiber, die an den Wochentagen um dieſe Zeit ſchon längſt hinter dem dintenbefleckten Schreibtiſchen ſaßen, rennen nicht wie ſonſt in haſtiger Eile durch die Straßen ſondern ſchlendern gemüthlich und langſam ihrem Bureau zu; Hunde ſitzen mit geſenktem Kopfe an der Thür der Fleiſcherläden, wo ſie ſonſt Knochen und anderen Abfall aufzuleſen gewohnt waren, und wundern ſich darüber, die Thür verſchloſſen zu finden; Männer zerlumpt und jammervoll ausſehend, verſchwinden in ſchmutzigen Kellern; Kinder, deren Geſichter am vergangenen Abend vom Wochenſchmutz befreit wurden, ſtehen vor der Thür und wundern ſich darüber, wie es kommt, daß ſie ſo rein ausſehen, worauf ihnen die älteren Geſchwiſter ſagen, daß es Sonntag ſei und ihnen zugleich die näheren Vorſtudien des Sonntags auseinanderſetzen, als da ſind, daß man nicht in die Schule zu gehen braucht, daß es zum Mittageſſen Braten und Klöße von ſehr merkwürdiger Größe und äußerſt wohlſchmeckend oder Milchreis mit Zucker und Zimmt beſtreut, oder irgend ein ähn-

liches Feſttagseſſen geben wird; — und ſo iſt der Sonntag für Alle, für Groß und Klein, für Alt und Jung ein Tag der Erwartung und der Freude, und ſelbſt der Arme ruht aus am Tage des Herrn, um ſich von der mühevollen Arbeit der vergangenen Woche zu erholen und Kräfte für die kommende zu ſammeln.

Der Graf von Cartentierce, welcher an jenem Tage ebenfalls durch die Straßen ſchlenderte, die dieſes Bild wohlthuender Behaglichkeit darboten, war indeſſen in einer zu ernſten und trüben Stimmung, um auf dieſe Dinge zu achten.

Die Vorfälle des vergangenen Tages hatten einen zu lebhaften Eindruck in ſeiner Seele zurückgelaſſen, ſo daß er ſich deſſelben nicht leicht entäußern konnte. Er hatte es gehört, daß ſeine ſchlimmſten Befürchtungen wahr geworden waren; ſeine Gattin war todt, war gemordet. Er würde dieſes ſchreckliche Wort todt, vielleicht weniger ſchmerzlich empfunden, ruhiger ertragen haben, wenn man ihm geſagt hätte, ſie ſei auf dem Krankenlager geſtorben, in Kummer und Schmerzen; — aber gemordet, das war entſetzlich, fürchterlich; — verſätzlich, heimtückiſch gemordet von dem eigenen Bruder!

Nachdem er am vergangenen Tage das Sterbebette des Banquiers verlaſſen, hatte er ſich, auf Davernay's Rath und in deſſen Begleitung zu einem der thätigſten und bekannteſten Polizeibeamten begeben, und demſelben dieſe grauenvolle Geſchichte mitgetheilt, welche ihn nach Berlin gerufen und deren Schleier er auf eine ſo unvermuthete Weiſe gelüftet hatte. Er beſchwor ihn, kein Mittel unverſucht zu laſſen, ihm die Kinder wiederzuſchaffen, oder wenigſtens eine Spur über deren Daſein zu entdecken, denn mit dem Tode des Banquiers, ſchien jede Ausſicht auf deren Wiederfinden verloren zu ſein. Mit dem Verſprechen, alles Mögliche dafür aufzubieten, hatte ihn der Beamte entlaſſen, und da ein ſo außergewöhnlicher Fall auch außergewöhnliche Mittel erforderte, und Cartentieree und Davernay einſtimmig der Meinung waren, daß ſowohl Line, als die übrigen

Perſonen dieſes Dramas für den Augenblick ihnen frei mehr nützen würden, als wenn ſie verhaftet wären, ſo war für den Augenblick nur die Verhaftung Lamperts und die des alten Kneipwirths angeordnet worden; indeſſen war es bisher noch nicht möglich geweſen, ſich derſelben zu bemächtigen, nur erſt von der Zukunft ließ ſich ein glücklicher Erfolg erwarten, und mit dieſem einzigen Troſt mußte auch der Graf ſeine Hoffnungen beſchwichtigen.

Ohne einen anderen Zweck, als den, ſeine Gedanken auf irgend eine Weiſe zu zerſtreuen, durchſchlenderte ſomit der Graf die Straßen. Er kam bei der geöffneten Thür einer kleinen, unſcheinbaren Kirche vorüber, und als er die Andächtigen ſich in das Gotteshaus hineindrängen ſah, folgte er ihnen unwillkürlich. Er war zwar katholiſcher Religion und noch nie in eine proteſtantiſche Kirche getreten, aber wenn das Herz voll iſt und die Hände aus heißem, inneren Drang ſich zum Gebet falten, wer fragt da nach der Verſchiedenheit des Glaubens, wer könnte es vergeſſen, daß wir Alle nur einen Gott anbeten, einen der ewig geweſen iſt und ewig ſein wird, mögen wir ihn unter noch ſo verſchiedenen Namen nennen und anrufen.

Carteniere betete ſo heiß und inbrunſtig, wie er es nie gethan; er hatte zu danken für die wunderbare Gnade, die ihm in der Stunde der Gefahr zu Theil geworden, er betete für die Seele ſeiner hingeſchiedenen Gattin, er betete für das Wohl ſeiner Kinder, und als der Gottesdienſt geendet war, verließ er beruhigter und freudiger, als er es je geweſen, das Gotteshaus.

Inmitten dieſer aufregenden Momente, welche ſeine Geiſtesthätigkeit in Anſpruch genommen, würde der Graf es dennoch wohl vergeſſen haben, an Roſe zu denken, von deren traurigen Schickſal ihm Line erzählt, wenn nicht der Vicomte ihn daran erinnert hätte, und dieſer hatte ſich auch deshalb erboten, ſich nach der Wohnung des jungen Mädchens zu begeben, um dort von der Wirthin derſelben die näheren Umſtände ihrer Verhaftung zu erfahren.

Obgleich ſie die Nacht im Gaſthof zugebracht hatten und nur François in ihrer Wohnung vor dem Roſenthalerthor zurück geblieben war, theils um die Kranken zu pflegen und die Uebrigen zu beaufſichtigen, daß ſie nicht das Haus verließen, ſo hatten ſie doch verabredet; ſich an dieſem letzten Orte zu treffen, und Cartentierce ſchlenderte langſam jener Gegend zu. An einer Stelle der Straße, wo der Fußweg ſich etwas beengte, wurde er durch einen Haufen von Kindern, die ſich vor einem Laden zuſammengedrängt hatten, etwas aufgehalten. Er mußte ſich mit einiger Mühe hindurch drängen und warf dabei unwillkürlich einen Blick auf einige ſchlechte Gemälde, die vor der Ladenthür zum Verkauf ausgeſtellt waren, und die Aufmerkſamkeit der neugierigen Jugend auf ſich gezogen hatten. Es waren einzelne ſchlechte Landſchaften, die ſchlechte Kopie einer niederländiſchen Küchenſcene und einige Portrais mit ſehr rothen Backen und großen Augen; unter dieſen befand ſich beſtaubt und beſchmutzt ein kleines, noch nicht vollendetes Bild, augenſcheinlich eine Familiengruppe darſtellend. Wie vom Blitz getroffen zuckte Cartentierce zuſammen, als er dieſe Scizze gewahrte. Es war ſeine eigene Arbeit. Er hatte ſie kurz vor ſeiner Abreiſe von Berlin begonnen und keine Zeit gehabt, ſie zu vollenden. Er wollte ſie Alle in einem Bilde vereinigt ſehen, die Kinder, Rebecca und ſich ſelbſt; aber nur die Köpfe der beiden erſteren waren vollendet und zwar gut gelungen.

Haſtig trat er in den Laden und fragte, ob das Bild zu verkaufen ſei. Ein Mann in zerriſſenem Schlafrock, der Beſitzer des Geſchäftes, bejahte ſeine Frage, und erwiederte auf die nach dem Preiſe, daß es nur wenige Groſchen koſten ſolle. Cartentierce, der Mühe hatte, ſeine Aufregung zu verbergen, zahlte ſofort den geforderten Preis, und fragte dann den Verkäufer, wie er in Beſitz des Bildes gekommen ſei. Die Antwort war indeſſen ungenügend genug, denn er erfuhr nur, daß es ſchon ſehr lange Jahre dort hänge, und

er durchaus nichts Näheres darüber anzugeben vermöchte, doch sei es, fügte Jener etwas betroffen und ängstlich über diese Frage hinzu, auf ehrliche Weise in seinen Besitz gekommen.

Mit diesem, ihm freilich wenig genügenden Bescheid mußte sich der Graf entfernen. Er verbarg das Bild unter seinen Mantel und eilte dann erfreut, als ob er einen köstlichen Schatz gefunden, dem Thore zu.

Als er seine Wohnung erreichte, war Davernay noch nicht wiedergekehrt, und nachdem er von Francois erfahren, daß sich während seiner Abwesenheit nichts Neues ereignet habe, machte er sich, alles Uebrige für den Augenblick vergessend, sogleich darüber her, das Bild von dem daran klebenden Schmutz und Staub zu befreien, und nachdem ihm dies gelungen, stellte er es auf den Tisch in einer der Einwirkung des Lichtes günstigen Stellung auf.

In dieser Beschäftigung wurde er durch die Rückkehr Davernays unterbrochen, welcher von seiner vorerwähnten Unternehmung zurückkehrte, und zwar, wie sich der Leser erinnern wird, nicht allein, sondern in Antons Gesellschaft, den er auf so unerwartete Weise in Rosen's Wohnung getroffen hatte.

Da fast die sämtlichen, in dem kleinem Hause anwesenden Personen, mit dem Schicksal Antons bekannt waren, so erregte seine unvermuthete Ankunft natürlich das größte Erstaunen, und anfänglich glaubten Alle, daß der junge Mensch seiner Haft entlassen worden wäre, bis Davernay's Erzählung sie eines anderen belehrte.

„Da hast Du einmal so einfältig gehandelt, wie Du es nur immer thun konntest," sagte Leberecht, nachdem er die Geschichte von dem Ausbruch gehört. „Wie lange meinst Du wird es dauern, so haben sie Dich wieder beim Kragen, und dann werden sie Dich wohl fester zu verwahren wissen."

„Ich glaube es auch," sagte Anton niedergeschlagen und sich die Thränen aus den Augen wischend; „und ich würde schon wieder

hingegangen sein und mich selbst angezeigt haben, hätte mich der Herr nicht mit hierher genommen.

„Nun, das wird allerdings Dein Schicksal etwas mildern, besonders da Du eigentlich, wie Du sagst, dazu gezwungen worden bist," fuhr Leberecht fort; „aber Du mußt mir die ganze Geschichte noch einmal ausführlich erzählen, Junge: es ist wahrhaftig merkwürdig und lange nicht passirt, daß Einer auf diese Weise ausgebrochen ist."

Und diese Geschichte beschäftigte den würdigen Mann so, daß er es fast gänzlich überhörte, wie der Vicomte nun auch das berichtete, was er über das Schicksal Rosen's erfahren hatte, und was natürlicherweise die Aufmerksamkeit des Grafen bedeutend in Anspruch nahm, worauf Beide beschlossen, sofort die Meinung eines Rechtsgelehrten einzuziehen und sich mit demselben zu Marie zu begeben, und dieselbe aufzufordern, ihre Aussage gerichtlich zu Protokoll zu geben.

Inzwischen hatte nun auch Anton dem Schuhmacher ganz genau die einzelnen Umstände ihres Entweichens aus dem Stadtvoigteigefängnisse erzählt, aber dieser junge Mensch, anstatt sich in seiner Umgebung einigermaßen beruhigt zu fühlen, war noch immer der Meinung, daß die Anwesenden ebenfalls in die Kategorie derer gehörten, die zu meiden er sich fest vorgenommen hatte. Voll von diesen Gedanken und darüber nachsinnend, wie es ihm am besten gelingen möchte, sich diesen Leuten zu entziehen, saß er neben dem Bett des Schuhmachers, den Kopf in die Hand gestützt und den Arm auf den Tisch lehnend, welcher neben dem Bette stand, und die Sonne, die zwischen den grauen Regenwolken sich Bahn gebrochen hatte, schien hell und lustig in das Zimmer hinein und beleuchtete sein Gesicht, auf welches seine hohle Hand einen dunklen Schatten warf, wie bei einem Rembrandt'schen Gemälde. Und dieser helle Sonnenstrahl erleuchtete auch das Bild, welches Gartentitree vorher

gekauft, und das, Niemand ahnte es, den Knaben vorſtellte, welcher dicht vor demſelben ſaß.

In demſelben Augenblick aber richtete Davernay zufällig ſeine Augen erſt auf Anton, dann auf das Bild. Ueberraſcht wendete er ſeinen Blick wieder auf den Knaben zurück, aufmerkſamer als zuvor, und dann nochmals auf das Bild zurück, und dann wiederholte er dies zum dritten Mal.

„Mein Gott!“ rief er endlich überraſcht.

„Was haben Sie?“ fragte der Graf.

„Dieſe Aehnlichkeit!“ fuhr der Vicomte fort. „Wen ſoll dies Bild vorſtellen?“

„Welche Aehnlichkeit?“

Davernay deutete ſtumm mit dem Finger auf Anton, um denſelben nicht aufmerkſam zu machen und ihn zu veranlaſſen, eine Stellung zu verändern, welche für dieſen Eindruck die günſtigſte war. Carteutierce ſah hin, und auch ihm erſchien beim erſten Blick dieſe wunderbare Uebereinſtimmung des Portraits mit dem Original, die allerdings noch dadurch verſtärkt wurde, daß das erſtere grade in derſelben Stellung gemalt werden war, welche Anton in dieſem Augenblick einnahm. Der Graf zitterte heftig, ſeine Bewegung war ſo groß, daß er ſich auf einen Stuhl ſetzte, und als Davernay beſorgt ihm beiſpringen wollte, gab er ihm durch eine Bewegung der Hand ein Zeichen, ſich ſtill zu verhalten. Endlich, und es dauerte eine lange Zeit, gewann er wieder ſo viel Kraft über ſich, daß er den Vicomte erſuchen konnte, ihm ein Glas Waſſer zu reichen, aber ſelbſt während er trank, verwendete er keinen Blick von dem Knaben, der inzwiſchen bemerkt hatte, daß er der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden ſei und ſich ängſtlich umblickte, und je länger er ihn anſah, ſtarr und feſt, als wolle er ihm tief in das innerſte Herz hinein ſehen, deſto mehr ſchienen Antons Züge ſich zu verwandeln und wieder jenen frommen, kindlichen Ausdruck anzuneh-

man, wie ſie da waren auf der Leinwand und in ſeinem Innern; und immer gewaltiger und unabweisbarer drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf, daß der da ſein Sohn ſein müſſe, der aus dem Kerker entſprungene Verbrecher, der Genoſſe von Dieben und Mördern, ſein Sohn, ſein verlorener, lang geſuchter und endlich wiedergefundener Sohn! — Er hoffte, daß er es ſein müſſe, er hoffte es, aber er fürchtete es in dem gleichem Maaße.

Davernay begriff noch immer nicht, was dieſe tiefe, plötzliche Bewegung auf den Grafen hervorgebracht haben könne, und war weit davon entfernt, die Wahrheit zu ahnen. Endlich aber hatte Cartouche nach langem Kampfe ſeine völlige Selbſtbeherſchung wiedergefunden.

„Es war alſo Dein Wunſch und Deine Abſicht, Dich ſelbſt wieder der Behörde zu überliefern?“ Begann der Graf ſich an Anton wendend. „Wenn Du es ſo haben willſt, ſo will ich mit Dir zum nächſten Kommiſſarius gehen.“

„Ach ja, gern,“ erwiederte der junge Menſch haſtig und bittend zugleich;“ und Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich ſchweigen werde und nichts von Ihnen erzählen.“

„Ach ja ſo,“ bemerkte Davernay lächelnd, ſich zu dem Grafen wendend; „der arme Burſche hier hat noch immer keine beſondere Meinung von uns und hält uns für wenig beſſer, als die Geſellſchaft welche er ſo eben verlaſſen hat. Aber Du irrſt Dich, mein Sohn Du irrſt Dich, es ſind hier keine Geheimniſſe mehr zu verrathen.“

„Wie iſt Dein Name?“ fragte Cartouche, durch dieſe Unterbrechung eher erfreut, als erzürnt, denn er gewann dadurch immer mehr Zeit ſich zu ſammeln und zu faſſen.

Jener nannte ihn.

„Anton Wagner?“ wiederholte der Graf nachſinnend. — „Dein Vater hieß alſo Wagner? Was war er?“

„Ich habe meinen Vater nie gekannt.“

„Aber Deine Mutter? Sie muß es Dir doch erzählt haben.“

Der junge Menſch ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe auch meine Mutter nicht gekannt,“ ſprach er nach einer Pauſe.

„Auch Deine Mutter nicht?“ fuhr Gartentierce fort, indem er ſich zu einem Lächeln zwang, und Davernay einen Wink gab, aufmerkſam zu ſein, aber ihn nicht zu unterbrechen; „das iſt eine ſeltſame Geſchichte. Du kannſt ſie uns erzählen, aber hübſch aufrichtig und ehrlich, wie es der Wahrheit gemäß iſt. — Wir meinen es gut mit Dir, wir können vielleicht noch etwas für Dich thun.“

„Ich werde nicht lügen,“ ſagte Anton weinend; „ich habe es mir vorgenommen, in meinem ganzen Leben nicht mehr zu lügen, ſondern immer die Wahrheit zu reden.“

Und er erzählte dieſelbe Geſchichte faſt mit denſelben Worten, wie wir ſie aus dem Munde der Schweſter hörten, und fügte nur noch, ſeinen eigenen Lebenslauf betreffend, hinzu, daß er ſeinen Lehrherrn, bei welchem ſeine Pflegeeltern ihn untergebracht, nach deren Tode verlaſſen, und als Bedienter ein Unterkommen gefunden habe, bis er Invalide geworden und in dieſe Geſellſchaft gerathen ſei, in welcher wir ihn gefunden haben.

Gartentierce hörte dieſe Erzählung ſtumm und mit zuſammengekniffenen Lippen an. Wenn er noch einen Zweifel gehegt hatte, daß er wirklich ſeinen Sohn wiedergefunden habe, ſo mußte ihm dieſe Geſchichte doch vollſtändige Gewißheit geben; aber dennoch beſaß er Geiſtesſtärke genug, um die Gefühle, die ihn mit gewaltiger Macht dazu antrieben, den jungen Mann in ſeine Arme zu ſchließen, zu verläugnen.

„Aber mein Gott,“ ſagte Line, als ſie dieſe Geſchichte mit angehört hatte, und ſie zitterte dabei und ſah den Grafen fragend an; „da trifft ja Alles ganz genau zu, und ich möchte faſt glauben, daß dies die Kinder — —

„Still,“ ſagte der Graf, haſtig ſie unterbrechend; „wenn Du auch Deine Vermuthungen haſt, ſo ſprich ſie nicht aus, ſondern behalte ſie für Dich.“

Anton, der ſeine Geſchichte unter vielen Thränen erzählt hatte, blickte, als er Line ſo ſprechen hörte, die Umſtehenden verwirrt an.

„Wiſſen Sie etwas von meinen Eltern?“ ſprach er flehend. — „O ich bitte, ſagen Sie mir, wo ich ſie finde; — ich bitte ſagen Sie mir's.“

„Wenn Deine Eltern noch lebten, würden ſie wenig Freude daran haben, Dich ſo wieder zu finden,“ ſagte Cartentierre ernſt.

Anton erhob ſich, als der Graf ſo ſprach, raſch von ſeinem Stuhle, ſein angeborner Stolz war erwacht, und er ſagte, indem er ſeine Augen feſt und ohne ſie niederzuſchlagen auf ihn richtete.

„Ich weiß, was aus mir geworden iſt, ich weiß daß ich ein Dieb bin, ein Verbrecher, aber ich würde es vielleicht nicht geworden ſein, wenn ſich meine Eltern um mich gekummert hätten.“

Cartentierre hatte die Abſicht gehabt, ungeachtet des heißen Dranges, der ihn in die Arme Antons rief, ſich demſelben nicht zu erkennen zu geben; aber der Vorwurf, welcher in den Worten des jungen Menſchen lag, traf ihn, wenn auch nicht in Bezug auf das was geſchehen war, doch in Bezug, auch das, was er zu thun beabſichtigte.

Es war eine Scene, wie ſie ſich ſchwerlich beſchreiben laſſen würde, als er im überwallenden Gefühl, aufſpringend den Ueberraſchten in ſeine Arme ſchloß und das Wort Sohn über ſeine Lippen zitterte, und Anton, erſt verwundert und ſeinen Sinnen nicht trauend, ihn Vater nannte, und dann dies Wort wiederholte mit immer wärmeren, innigeren Ausdruck Vater! Vater! Selbſt die rauhen Gemüther derer, welche dieſer Scene beiwohnten, waren tief ergriffen, und der Schuhmacher wiſchte mit der rauhen Hand über ſeine Augen, und Line ſtand ebenfalls tief ergriffen da, während Madame Leberecht mit dem Zipfel ihrer Schürze ihre Augen trocknete

und ſagte, ſie wäre in ihrem Leben nicht ſo gerührt geweſen, ausgenommen an dem Tage, wo ſie mit ihrem Mann getraut worden, und dann Davernay ſehr leiſe um ein Glas Rum erſuchte, da ſie ſonſt, wie ſie ſich ausdruckte, vor Gefühl ohnmächtig würde. —

An das unvermuthete Wiederfinden ſeines Sohnes knüpften ſich, als Gartentierce nur einigermaßen ruhiger geworden war, ſo viele und verſchiedene Dinge, welche die augenblickliche Thätigkeit des Grafen in Anſpruch nahmen, daß er nicht wußte, was er zuerſt beginnen ſollte. Zuerſt war es die ſchreckliche Ueberzeugung, daß der, welchen er jetzt ſeinen Sohn nannte, ein entſprungener Verbrecher ſei und von der Polizei aufgeſucht werde, um wieder in das Gefängniß zurückgebracht zu werden, und wenn es ihm als das erſte und nothwendigſte erſchien, die nöthigen Schritte zu thun, um dieſen vor einem ſolchem Schickſal zu bewahren, ſo war doch auch anderſeits keine Zeit zu verlieren, ſeine Tochter ſo bald als möglich aus dem entſetzlichen Orte zu befreien, an welchem ſie ſich befand. Davernay, ruhiger und beſonnener denkend, that, von dem Grafen um ſeinen Rath befragt, den Vorſchlag, zunächſt dem Polizeibeamten, der bereits in dieſe geheimnißvolle Sache eingeweiht war, die nöthige Anzeige zu machen und zu verſuchen, durch hinlängliche Bürgſchaft die Freilaſſung Roſen's und Anton's zu bewirken, und dann erſt ſich zu Marie zu begeben, um mit derſelben vereint die Anklage des Barons zu entkräften und dieſen ſelbſt zu entlarven.

Es bedurfte indeſſen einiger Zeit, bevor Anton, deſſen Kräfte durch die Aufregung und Anſtrengung der vergangenen Nacht gänzlich erſchöpft waren, durch die dazu geeigneten Mittel in den Stand geſetzt wurde, in der Begleitung ſeines Vaters und des Vicomte einen Wagen zu beſteigen, welcher ſie zum Polizeibeamten bringen ſollte.

Dieſer empfing ſie mit großer Artigkeit und hörte ſtaunend, was ſich in der kurzen Zeit, ſeit ſie einander nicht geſehen, ereignet hatte,

doch konnte er ſich, ſeinem Amte getreu, nicht erhalten, mehrmals den Vicomte bei Seite zu ziehen und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß das Vorgefallene allerdings ein merkwürdiger Zufall ſei und ſeine Richtigkeit haben möchte, daß jedoch, ſei es abſichtlich oder nicht, ein Irrthum obwalten könne, und die Beweiſe für die Identität dieſer beiden Geſchwiſter mit den Kindern des Grafen nur ſehr ſchwach ſeien. Obgleich der Vicomte lächelnd dieſe Bemerkung anhörte, war dieſelbe doch nicht ohne Bedeutung, und wenn ſich auch Davernay ſelbſt davon überzeugt hielt, daß hier weder eine zufällige, noch vorbereitete Verwechſelung ſtattfinde, ſo ſah er doch ebenfalls die Nothwendigkeit ein, wenn es möglich ſei, noch ſchlagendere Beweiſe herbeizuſchaffen. — Außerdem erklärte der Beamte, daß er für den Augenblick auf eigene Verantwortlichkeit es unternehmen wolle, Anton nicht ſogleich wieder zu verhaften, doch müſſe er höheren Ortes anfragen, ob die Bürgſchaft angenommen werden könne oder nicht, bis dahin aber ſolle der junge Menſch in ſeiner Wohnung bleiben, doch zweifle er nicht, daß theils in Berückſichtigung der obwaltenden Umſtände, theils weil Anton ſich ſelbſt wieder ausgeliefert, und außerdem durch ſeine Angaben es leicht möglich werden würde, ſich der übrigen Entſprungenen zu bemächtigen, wahrſcheinlich eine völlige Begnadigung eintreten werde; auch wegen Roſen's Schickſal beruhigte er den Grafen ſo viel als möglich und ſagte, daß er ſich ſelbſt nach dem Gefängniſſe begeben wolle — denn einem Andern ſei es nicht geſtattet, ohne Erlaubniß des Richters die Gefangene zu ſprechen — um wenigſtens dafür Sorge zu tragen, daß ſie in ein anderes Gefängniß gebracht werde, wo ihre Lage ſo viel als möglich erleichtert werden ſolle.

Marie, welche ſehr zufrieden mit dem Reſultate ihres Ganges unmittelbar nach ihrer Wohnung zurückgekehrt war, hatte den Beſuch der Fremden, die ſich ebenfalls für ihren Schützling intereſſirten, nicht ſo früh erwartet, als derſelbe wirklich erfolgte. Sie war daher

nicht wenig überrascht, als dieselben bei ihr erschienen, zugleich aber eben so erfreut über den Eifer, welchen dieselben in dieser Angelegenheit an den Tag legten. Nachdem sie von Cartentierce aufgefordert worden war, nochmals die Begebenheiten des verwichenen Abends zu erzählen, waren sie sämmtlich der Meinung, daß es das Nothwendigste sei, den Schreiber des Barons aufzusuchen, um von demselben, sei es durch Versprechungen, sei es durch Drohungen, die nöthigen Aufschlüsse zu erhalten. Da indessen hierzu keine Zeit zu verlieren war, so handelte es sich für den Augenblick darum, die Wohnung des würdigen Herrn Hildebrand so schnell als möglich zu erfahren. Das einfachste Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, bestand darin, in die Wohnung des Barons zu schicken, und dort unter irgend einem Vorwande die nähere Adresse zu ermitteln. Da Marie die Wohnung des Herrn von Bel wußte, und diese außerdem ganz in der Nähe lag, so kehrte das mit diesem Auftrage fortgeschickte Dienstmädchen in Kurzem mit der gewünschten Botschaft wieder, die ihr in Abwesenheit des Barons durch dessen Bedienten zu Theil geworden war, und nun war Marie sogleich erbötig, die beiden Herren nach der Wohnung Hildebrand's zu begleiten.

Der Rechtsgelehrte wohnte in der Dachstube eines Hauses der Jakobsstraße, einer höchst jämmerlich aussehenden, muffig riechenden Stube im vierten Stockwerk. Nachdem die Herren unten im Hause gefragt wurden sie von einem schmutzigen Kinde nach der Wohnung hinaufgewiesen, und nach langem Suchen und Umhertappen fanden sie endlich die bezeichnete Thür.

Bei ihrem Eintritt sahen sie den würdigen Herrn auf dem Gerippe eines alten zerrissenen Sopha's liegen, unter dem Kopf hatte er ein Bettkissen mit einem schmutzigen, weiß und blau gewürfelten Ueberzug zu seiner größeren Bequemlichkeit hingelegt, das Auge, welches bei dem Verfall des vergangenen Abends verletzt worden, war zwar mit einer Binde bedeckt, aber fürchterlich aufgeschwollen, den

Tiſch bedeckten einige Medizingläſer; ein Waſchbecken und ein irdener Krug ſtanden daneben; noch einige Teller mit den unappetitlichen Ueberreſten irgend einer eben ſo unappetitlichen Speiſe, eine Gabel aus welcher ein Zinken herausgebrochen war, dazu ein Einſchlagemeſſer mit einem Griff von Horn, lagen in genialer Unordnung dabei. Auf ähnliche Weiſe war auch das übrige noch im Zimmer befindliche Geräth beſchaffen; ein Kleiderſchrank, deſſen Thür, wahrſcheinlich der Bequemlichkeit wegen, herausgebrochen war; daneben ſtanden die Stühle, die Kommode, auf welcher eine ſehr kleine und ſehr ſchmutzige Lampe mit einigen Büchern zuſammen ſtand; dieſe Bücher ſelbſt mit altem, ſchäbigen, ſchweinsledernen Einband, oder auch ohne Einband, aus irgend einer Trödelhandlung für wenige Pfennige zuſammengekauft. Alles war in einander entſprechenden Verhältniſſen hingeſtellt, gelegt oder geworfen, wie es gerade die Laune des Beſitzers gefordert haben mochte.

Nachdem dieſer ſelbſt auf das Pochen der beiden Herren mit ſehr heiſerer Stimme „Herein" zugerufen hatte, fanden ſie ihn in der oben beſchriebenen Stellung aus einer ſehr langen Pfeife dichte Dampfwolken blaſend, und ſich bei ihrem Eintritte emporrichtend, um ſie etwas verwundert anzuglotzen; als indeſſen Marie, als die letzte, ihnen folgte, konnte man bemerken, daß er zuſammenſchrak, während ſein ſchrecklich entſtelltes und mit Blut unterlaufenes Geſicht den Ausdruck von Liſt und Verſchlagenheit annahm.

„Entſchuldigen Sie," ſagte Gartentierce ſehr höflich; „entſchuldigen Sie, wenn wir Sie ſtören, aber wir haben eine Angelegenheit mit Ihnen zu verhandeln, die von einiger Wichtigkeit für uns iſt."

„Setzen Sie ſich, mein Herr, Sie ſtören gar nicht," ſagte Hildebraud mit ſchmutzig-kriechender Freundlichkeit; „es ſieht hier ein Bischen unordentlich aus, aber es iſt mein Geſchäftszimmer, und meine Dienſtboten haben es heut noch nicht gereinigt, weil ich einigermaßen unwohl bin. — Ich bitte mein Herr, faſſen Sie den Stuhl

da nicht bei der Lehne an, ſie geht ſonſt heraus, es iſt ein noch ganz guter Stuhl, nur die Lehne darf man nicht anfaſſen; in die Mitte, wenn ich bitten darf, — ſo, ganz gut, das iſt der richtige Punkt."

Er richtete dieſe Worte an Davernay, der den Verſuch gemacht hatte, einen Stuhl für Marie an den Tiſch zu ſchieben, und welcher durch pünktliche Befolgung jener Anweiſungen es auch wirklich dahin brachte, ſeinen Zweck zu erreichen. Der Stuhl hatte indeſſen ein zu wenig lockendes Anſehen, und da auch die Vorausſetzung, daß die Füße eben ſo wenig Haltbarkeit als die Lehne entwickeln möchten, eine große Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte, ſo zog es Marie vor, lieber ſtehend den Erfolg dieſer Unterredung abzuwarten.

„Sie werden ſich wundern, welcher Gegenſtand es iſt, der uns zu Ihnen führt," fuhr Cartentierce fort; „aber es iſt ſowohl in unſerem, als Ihrem eigenen Intereſſe geſchehen, daß wir hierher kamen."

„Ich müßte ein ſchlechter Juriſt ſein, wenn ich das nicht errathen wollte," entgegnete Hildebrand mit einem ſehr ſchlauen Lächeln; „ein ſchlechter Juriſt, in der That. Ich hatte geſtern noch das Glück, dieſe Dame in der Villa bella zu ſehen, — nicht wahr, iſt es nicht ſo?"

Marie nickte.

„Nun gut alſo," fuhr Jener fort; „was bedarf es da noch einer großen Einleitung. Sie kommen wahrſcheinlich wegen des kleinen Mädchens, von welchem mit mir und einem anderen Herrn die Rede war."

„Ich bewundere Ihren Scharfſinn," ſagte Cartentierce; „Sie ſcheinen in der That ein Mann, welcher die Welt kennt."

Der Aſſeſſor lächelte bei dem Kompliment, welches der Graf ihm machte, aber er ſchwieg, um deſſen fernere Rede abzuwarten.

„Da Sie alſo wiſſen, um was es ſich handelt," fuhr der Graf fort; „ſo können wir ohne weitere Umſchweife zum Ziele kommen, denn ich glaube, Sie werden es nicht vergeſſen haben, daß der an-

dere Herr, mit welchem Sie sprachen, vor sehr vielen Zeugen aussagte, daß Sie gegen jenes Mädchen, dessen Freunde wir sind, falsches Zeugniß abgelegt hätten. Wir haben mit diesem Herrn, dem Herrn von Bok, bereits gesprochen, und der hat seine Aussage wiederholt und bereits gerichtlich niedergelegt. Um Ihnen indessen so viel Unannehmlichkeiten als möglich zu ersparen, die leicht für Sie aus dieser Sache entspringen können, sind wir hierher gekommen, und ersuchen Sie, die Wahrheit zu reden und sich keinen weiteren Folgen bloszustellen, welche für Sie, wie Sie sich als gescheuter Mann sagen können, höchst gefährlich werden dürften."

Ueber das Gesicht Hildebrand's flog, als Cartentierer so sprach, ein verschmitztes Lächeln.

„Aha," sagte er; „ich sehe, es ist auch nicht so leicht mit Ihnen umzugehen, Sie denken mich zu überlisten, aber so leicht geht's denn doch nicht; der Baron hat noch nichts ausgesagt und er wird auch nichts sagen, wenn er nicht sein bischen Verstand, wie er es gestern gethan, vertrunken hat. — Aber," fuhr er fort, während seine Züge den Ausdruck eines wilden Hasses annahmen, und sein Gesicht dadurch noch häßlicher wurde, daß er die Binde von dem verwundeten Auge abriß; „aber sehen Sie hier, meine Herren, sehen Sie hier den Grund, weshalb ich Rache an diesen Mann nehmen will, an diesen Schuft, diesen Schurken! Er ist es gewesen, der mich so zugerichtet hat, weil ich es gut mit ihm meinte, und ich habe heut Morgen zu ihm geschickt und ihn fragen lassen, ob er sich dazu verstehen wollte, mich zu entschädigen oder nicht, und statt aller Antwort hat er mir sagen lassen, ich wäre sein Hund, und er könnte mit mir machen, was ihm beliebte! Ja wahrhaftig, das hat er sagen lassen, und wenn ich sein Hund bin, will ich ihm zeigen, daß ich wenigstens beißen kann, und ich will gegen ihn aussagen, nicht in dieser Sache allein, sondern noch in vielen anderen, die ihn auf die Festung bringen sollen, oder in's Zuchthaus, so gewiß ich Hildebrand heiße, und auch wegen

des Auges soll er mich entschädigen und noch extra dafür seine Strafe haben, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit im Lande giebt, dieser Schuft, dieser erbärmliche Lump, der sich einbildet, die ganze Welt müsse vor ihm kriechen und auf die Knie fallen, weil er ein Paar Thaler Geld mehr hat, als andere Leute."

Die Wuth und Entrüstung, mit welcher der würdige Herr sprach, ließ ihn noch eine geraume Zeit in einem solchen und ähnlichen Tone fortfahren, seiner Entrüstung Luft zu machen, bis er sich endlich einigermaßen erschöpft zu haben und keine Schimpfworte mehr zu wissen schien, mit welchen er den Herrn von Bek belegen sollte. Er legte sodann die Binde wieder auf das Auge, und wendete sich in etwas weniger aufgeregtem Tone zu den Fremden, indem er fragte, ob sich die Sache nicht wirklich so verhielte, wie er selbst gesagt, daß nämlich der Baron noch kein Geständniß abgelegt habe. Carentierce bejahte nach einigem Zögern, und Hildebrand erklärte hierauf, daß er das gewünschte Geständniß ablegen und es nöthigen Fall's schriftlich und gerichtlich wiederholen wolle, wenn die Herren ihrerseits ihm das Versprechen gäben, nicht auf seine Bestrafung zu dringen, sondern vielmehr es als einen Milderungsgrund angeben wollten, daß er diese Eröffnungen freiwillig gemacht habe. Er fügte zugleich hinzu, daß er seine Aussage noch nicht beschworen hätte, und daß also die Verantwortlichkeit, welche er auf sich geladen, durchaus nicht so groß wäre; und wenn er auch wirklich nicht ohne Strafe davon käme, so würde es ihm nicht darauf ankommen, da er zu gleicher Zeit dem Herrn von Bek ein ungleich härteres Schicksal bereitete; — wollten indessen die Herren in Folge der Bereitwilligkeit, welche er, auf ihren Antrag einzugehen, gezeigt, ihm noch eine kleine Erkenntlichkeit zukommen lassen, so würden sie ihre Güte gewiß an einen Menschen verwendet haben, welcher derselben im höchsten Grade bedürftig wäre, und der nicht aufhören würde, alle Tage Gott für das Wohlergehen seiner Wohlthäter zu bitten.

Mit dieſer ekelhaften Kriecherei ſchloß Hildebrand ſeine Rede, während ſich die Uebrigen Glück wünſchten, ſo unerwartet ſchnell zu ihrem Zwecke gelangt zu ſein, worauf Gartentiere den Rechtsgelehrten fragte, ob es ſein Zuſtand erlaube, ſich anzukleiden und ihnen auf der Stelle zu dem Kriminal-Kommiſſarius zu folgen, der es auf ſich genommen hatte, dieſe Sache zu ordnen, und dort ſein Geſtändniß zu wiederholen. Um ſich ſeinen neuen Gönnern geneigt zu erhalten, bejahte Hildebrand, und kleidete ſich, nachdem er einen friſchen Verband auf ſein Auge gelegt, mit möglichſter Eile an, worauf alle Vier ſich ſofort zu jenem Beamten begaben, der ſich, nachdem er Hildebrand's Ausſage zu Protocoll genommen, von dieſem das Vergnügen einer längeren Geſellſchaft ausbat, und ihn, wahrſcheinlich in Rückſicht auf ſeinen krankhaften Zuſtand, in Begleitung eines Gens-d'armen nach der Stadtvoigtei ſchickte, wo er einſtweilen auf Koſten des Staates die nöthige Pflege für ſein verwundetes Auge finden ſollte.

Was Roſe und Anton anbetraf, ſo erklärte der Kriminal-Kommiſſarius, daß er für den Letzteren die Erlaubniß erhalten habe, ihn nicht in das Gefängniß zurückzubringen, und daß die betreffende Bürgſchaft angenommen werden ſei. Roſe, deren Freilaſſung nun nichts mehr entgegenſtände, habe er in ein anderes Zimmer bringen laſſen, wo ſie ſich allein und nicht mehr mit der Geſellſchaft anderer Gefangenen befinde, doch müſſe ſich Gartentiere gedulden ſie zu ſehen, da es zunächſt Sonntag und außerdem zu ſpät ſei, noch etwas für den Augenblick thun zu können; auch wäre dieſer Umſtand inſofern von Nutzen, daß Roſe einigermaßen auf dieſen Wechſel vorbereitet würde, da die unverhoffte Freude, ſich ſo plötzlich in Freiheit geſetzt zu ſehen, wohl gar ſchädlich auf ſie wirken könne.

Da der Graf ſowohl als Davernay einſah, daß jede fernere Vorſtellung fruchtlos ſein, auch den humanen Beamten in Verlegenheit ſetzen würde, ſo entfernten ſie ſich, doch nicht ohne daß Dieſer ihnen zuvor geſagt, wie alle Maaßregeln zur Wiedereinfangung der

aus der Stadtvoigtei entſprungenen Verbrecher getroffen ſeien. Anton hatte über die Art und Weiſe des Ausbrechens und über den Ort, wo ſich die Entwichenen zuſammenfinden wollten, die genaueſten Details zu Protokoll gegeben, und man hoffte auch zu gleicher Zeit, Matthes und Lampert verhaften zu können. — Anton erhielt die Erlaubniß, ſeinen Vater begleiten zu dürfen, und mit den glücklichſten Hoffnungen im frohbewegten Herzen gingen ſie, um dem kommenden Tage entgegen zu harren.

LII.

Das Gefängniſs.

Obgleich in den Zellen der Stadtvoigtei alle möglichen Vorkehrungen getroffen ſind, den Verkehr der Gefangenen unter ſich zu verhindern, ſo waren doch erſt wenige Stunden des Morgens vergangen, als man in allen Zellen, ſowohl in denen der männlichen, als der weiblichen Verbrecher bereits von dem in der Geſchichte der Stadtvoigtei ſo merkwürdigen Ausbruch erzählte, welcher in der Nacht ſtattgefunden hatte, und deſſen Umſtände bis in die kleinſten Einzelnheiten man einander mittheilte und beſprach.

Auch in den Zellen der weiblichen Gefangenen wurde über das kecke Wageſtück geſprochen, und mit einem Schrecken, der ſie diesmal gänzlich zu überwältigen drohte, hatte Roſe auf ihr ängſtliches Befragen von dem Schließer, welcher ſie jederzeit mit Freundlichkeit behandelt hatte, die Gewißheit erhalten, daß unter den Entwichenen auch ihr Bruder geweſen ſei. In den vier Tagen, ſeitdem ſie ſich

im Gefängniß befand, hatte sich in ihrer Lage wenig oder nichts geändert. Anna hatte sich mit warmem Herzen ihr angeschlossen und war eifrig bemüht, auf jede nur mögliche Weise sich in ihrer Gunst zu erhalten. Sie übernahm alle jene kleinen Beschäftigungen, die eigentlich Rose als die jüngst Angekommene hätte verrichten müssen, Rose dagegen vergalt ihr durch Freundlichkeit und liebevolles Entgegenkommen jene Aufmerksamkeit.

Eines Tages war der Schließer gekommen und hatte sie zum Verhör gerufen. Zitternd in Furcht der Dinge, die da kommen sollten, und doch wieder voll Hoffnung, daß sich ihr Schicksal entscheiden und ihre Unschuld an den Tag kommen werde, war sie dem voraufschreitenden Gefangenwärter durch die widerhallenden Gänge gefolgt; Thüren waren vor ihnen auf und wieder zugeschlossen worden, und endlich traten sie in einen Corridor, in dessen einer Ecke mehre Weiber und Schließer zusammenstanden und plauderten. Rose mußte hier einige Augenblicke warten. Während sie am ganzen Leibe zitterte und ängstlich das Kommende erwartete, unterhielten sich Jene mit lautem Kichern über irgend einen sehr komischen Gegenstand, und ihr war es doch, als müsse die ganze Welt Antheil an ihrem Kummer nehmen. Aber sie achteten, wie gesagt, nicht auf sie, und der Eine von ihnen, der ein großes Butterbrod in der Hand hatte, und sich von Zeit zu Zeit gemächlich mit einem krummen Einschlagmesser ein keilförmiges Stück davon abschnitt, theilte den Anderen die Nachricht mit, daß seine Frau vor zwei Tagen die Absicht gehabt hätte, eine Gans zu kaufen, da er Gänsefett besonders gern esse; besagte Gans sei aber zu theuer gewesen, und überhaupt seien die Gänse in diesem Jahre sehr theuer, und es werde nicht so leicht eine Zeit wieder kommen, wie das vergangene Jahr, wo die Gänse überaus billig gewesen wären. Die Uebrigen bestätigten hierauf das Gesagte und waren eifrig darauf bedacht, das Gespräch in dieser Art weiter fort-

zuſetzen, als endlich Roſen's Führer wieder erſchien und ihr winkte, in ein Zimmer einzutreten, deſſen Thür er vor ihr öffnete.

„Dieſer Herr da iſt's," ſagte er zu ihr, und deutete auf einen jungen Mann, der mit noch einem anderen Herrn an einem mit grünem Tuch überzogenen Tiſche ſaß, den eine hölzerne Schranke von dem übrigen Theil des Zimmers trennte.

Das Verhör, welches der Referendarius mit der Angeklagten anſtellte, war nur kurz, und nachdem ihre Ausſage zu Protokoll genommen und ſie daſſelbe unterſchrieben hatte, wurde ſie wieder in das Gefängniß zurückgeführt, wo ſie von den Anderen mit neugierigen Fragen beſtürmt wurde, wer ſie verhört und was ſie ausgeſagt habe. Sie konnte indeß nur wenig darauf antworten, denn ſie hatte ſich das ſo ganz anders vorgeſtellt und gedacht, daß ihre Unſchuld auf der Stelle anerkannt werden würde; ſtatt deſſen aber hatte ſie von dem Referendarius harte Worte hören müſſen, daß es nicht wohl gethan ſei, ſo keck zu leugnen, da ihre Schuld ſchon ſo gut als erwieſen angenommen werden könne. Ihre Stimmung war daher troſtloſer, als ſie es je geweſen, und eine Zeitlang verſuchte Anna vergeblich, ſie zu beruhigen. Es ſchien ihr indeſſen bei längerem Nachdenken ſo völlig unmöglich, daß ihre Unſchuld nicht an den Tag kommen ſollte, daß ſie endlich wieder neuen Muth faßte, und in ruhigem, gottzuversichtlichem Vertrauen der Zukunft entgegen zu harren beſchloß.

So war endlich der Sonntag herangekommen. Sonſt, wenn es ihre Zeit nur irgend erlaubt hatte, war ſie in die Kirche gegangen, in dieſelbe Kirche, deren Glocken ſie in ihre Zelle hineinklingen hörte. Der Schließer kam und öffnete die Thür, um die Gefangenen zur Freiſtunde in den Hof hinunter zu laſſen. Sie ging mit ihnen hinab. Es war ein enger, gepflaſterter Hof, auf der einen Seite mit einem bedeckten Gang, um den Gefangenen auch bei ſchlechtem Wetter den Genuß der friſchen Luft und eine mäßige Bewegung

zu gestatten. Auf der der Außenmauer zunächst belegenen Seite war ein Gitter, welches ein kleines Gärtchen einschloß, das einem der Gefängnißbeamten gehörte. Es sah öde und wild aus, Kälte, Schnee und Wintersturm hatten die wenigen Pflanzen entblättert, und nur an einigen Stellen war das Gras frisch und grün geblieben, und hier und da sproßte ein junges Hälmchen empor. Anna war gewöhnt, sich auf einen großen Stein neben diesem Gärtchen niederzusetzen, ihr Auge auf das Gras gerichtet und der Zeit gedenkend, wo sie dasselbe noch anderswo wachsen gesehen, als hinter der hohen Mauer des Gefängnisses. Rose pflegte sich dann zu ihr zu setzen und mit ihr zu plaudern, oder sie blickten Beide wohl sehnsüchtig hinüber nach einem Hause auf der Fischerbrücke, wo frische, lustige Blumen am Fenster standen, und dann erzählte Rose ihrer Freundin, wie sie auch solche Blumen am Fenster stehen habe, wohl noch mehr und noch schöner als jene, und erzählte ihr auch von ihrem kleinen Stübchen und ihren Arbeiten, und von ihrem Bruder und von all' dem Andern, was für sie von so wichtigem Interesse war. An jenem Tage aber sprachen sie nicht zusammen, denn Rose war trübe und niedergeschlagen über die Nachricht, die sie von ihrem Bruder erhalten hatte, denn in seiner Flucht aus dem Gefängnisse sah sie, wenn gleich ihr Herz sich noch immer dagegen sträubte, doch ein vollkommenes Zugeständniß seiner Schuld.

In dieser düstren Stimmung kehrte sie mit ihren Mitgefangenen wieder in das Gefängniß zurück, und diesmal waren die Tröstungen Annen's, mit denen dieselbe sie zu erheitern suchte, vergeblich. So kam der Mittag heran, und das Gespräch der Uebrigen, die noch immer fortfuhren, den Ausbruch der Gefangenen zu dem Gegenstand ihrer Unterhaltung zu machen, eignete sich ebenfalls nicht, ihren trüben Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Da die Stunde des Essens noch nicht genaht war, und außerdem am Sonntage keine Verhöre stattfanden, so war es den Gefan-

genen eine einigermaßen auffallende Erſcheinung, als ſie plötzlich die Thür ſich öffnen hörten und gleich darauf der Schließer eintrat.

„Sie ſollen einmal verkommen,“ ſagte er zu Roſe; „der Herr Criminalrath will Sie ſprechen.“

Roſe ſprang überraſcht empor. Sie wußte nicht, was mit ihr geſchehen ſollte, folgte aber ihrem Führer, der die Thür hinter ihr verſchloß, in ein nahegelegenes Zimmer, wo ein ältlicher, freundlich-blickender Herr ſie erwartete.

„Hier iſt das Mädchen, Herr Criminalrath,“ ſagte der Schließer, und Roſe harrte in ſtummer Erwartung den Dingen, die da kommen ſollten, entgegen, aber bei der freundlichen Art und Weiſe, mit welcher der fremde Herr ihr entgegentrat und ihr die Hand reichte, wurde ihr einigermaßen ruhiger um's Herz, und nun ſtelle man ſich ihr fröhliches Staunen, ihre Ueberraſchung vor, als dieſer Herr ihr ſagte, daß ſie Freunde hätte, welche ſich ihrer angenommen hätten und für ſie Sorge tragen würden, daß ſie nicht mehr bei den übrigen Gefangenen, ſondern hier allein im Zimmer bleiben, auch andere und beſſere Koſt haben ſolle, bis ihr Prozeß geendet ſei. Hierauf befragte er ſie auch über die näheren Umſtände der Anklage, und nachdem er Alles gehört, ſetzte er in freundlich gütigem Tone hinzu, ſie möchte ſich nur beruhigen, denn wenn ſich Alles ihrer Ausſage gemäß verhalte, würde ſie zweifelsohne bald genug in Freiheit geſetzt werden.

Roſe wußte kaum, ob ſie ihren Ohren trauen ſollte oder nicht. Aus der troſtloſen Lage, deren Ende ſie noch ſo fern geglaubt, ſich ſo urplötzlich herausgeriſſen und einer baldigen Erlöſung entgegen ſehen, war mehr, als ihre kühnſten Erwartungen zu hoffen gewagt hatten. Sie ſchaute den Mann, der ſie mit ſo freundlichen Worten zuredete, verwirrt an, nicht wiſſend, wie ſie ihrem übervollen Herzen Luft machen ſollte, bis ſie endlich ſeine Hand ergriff und ſolche mit Küſſen bedeckte.

„Laß nur gut ſein, mein Kind,“ erwiederte der wackere Mann gerührt, und wenn er noch irgend einen Zweifel hegte, daß Roſe ſchuldig ſein könne, ſo ſchwand derſelbe doch bei dieſem offenen, unverſtellten Ausdruck überwallenden Gefühls, welches ſich in ihrem ganzen Weſen kund gab. „Es thut mir nur leid, Dir nicht gleich Deine völlige Freilaſſung ankündigen zu können,“ fuhr er nach einer augenblicklichen Pauſe fort: „aber ſei deshalb unbeſorgt, mein Kind, es wird bald genug ſein, recht bald, vielleicht ſchon in der nächſten Woche, oder in den nächſten Tagen, ſo bald als möglich.“

Er wäre vielleicht noch eine Zeitlang in dieſem Tone fortgefahren, um Roſe vollſtändig zu beruhigen, aber er wurde hierin durch einen fürchterlichen Lärm unterbrochen, der plötzlich in der angrenzenden Zelle laut wurde. Es wurde etwas Schweres gegen die Erde geworfen, und gleich darauf hörte man lautes Geſchrei, Hilferuf und heftige Flüche.

„Was iſt das?“ ſagte der Criminalrath zu dem Schließer, der außen an der Thür wartete. „Geſchwind, ſchließt einmal auf!“

Der Gefangenwärter gehorchte. Aber bevor wir den weiteren Verlauf dieſes Ereigniſſes erzählen, ſei es uns vergönnt, einen Blick auf diejenigen Perſonen zu thun, welche ſich in der erwähnten Zelle befanden.

Der Eine von ihnen war ein großer, vierſchrötiger Kerl, der in einer Schlägerei einen Anderen gefährlich verwundet hatte und ſich deshalb in Unterſuchung befand; die beiden Anderen aber dürften dem Leſer wohl bekannt ſein, da ſie ſchon einigemale in dieſer Erzählung aufgetreten ſind. — Es waren der Ruſſe und der Mann mit dem Pudel. — Der Letztere, welcher einigermaßen etwas von dem Embonpoint verloren hatte, durch welches er ſich ſonſt auszeichnete, nahm in dem Augenblick, in welchem wir eintreten, weniger Antheil an der Unterhaltung, die ebenfalls den ſchon vielbeſprochenen Gegenſtand betraf, ſondern hatte ſich vielmehr in die trübſelige Beſchäfti-

gung vertieft, seinen Rock auf und zuzuknöpfen und dann beide Hände unter den Knopf zu schieben, der sonst seine Taille nur knapp umschloß, um auf diese Weise eine ungefähre Schätzung dessen zu erlangen, was er während seiner Haft an Fleisch verloren habe.

Der Russe dagegen schien sich für eine derartige Unterhaltung bedeutend mehr zu interessiren, vielleicht in der Ueberzeugung, daß eine Conversation über diesen Punkt zu den Sachen gehört, von denen man einmal Gebrauch machen könne, bis er endlich, nachdem sein Gesellschafter, welcher in dergleichen Sachen wohlbewandert schien, ihm noch ein halbes Dutzend anderer merkwürdiger Ausbrüche aus Gefängnissen erzählt, sich zu seinem Leidensgefährten wendete, der sich in die genannte trübselige Beschäftigung vertieft hatte.

„Nun, alter Junge," sagte er lachend: „Du siehst ja so trübselig aus, wie ein alter Hahn auf einem Hofe, wo sie alle Hennen geschlachtet haben. Laß den Muth nicht sinken, altes Haus, sie können uns nichts thun das Geld ist freilich zum Teufel, und wenn wir auch ein Paar Wochen sitzen müssen, so ist auch nichts daran gelegen."

„Aber der Blam, der Blam," seufzte der Dicke melancholisch; „ach, ich weiß, meine Frau wird es nicht überleben."

„Dummer Schnack," erwiederte der Russe; „Du denkst Dir die Sache weit gefährlicher, wie sie ist, ich hätte Dich nicht für so kleinmüthig gehalten. Wir werden in einigen Wochen loskommen, was ist da weiter?"

„Ach," fuhr der Pudelbesitzer fort; „diese unglückliche Geschichte kostet mir zehn Jahre von meinem Leben, sieh nur, wie ich schon abgefallen bin."

Und er legte wehmüthig die beiden Enden seines Leibrocks übereinander.

„Mindeſtens zehn Jahre," fügte er bekräftigend hinzu und wiſchte eine große Thräne aus ſeinen Augen; „mindeſtens zehn Jahre!"

„Narrenpoſſen, Narrenpoſſen," rief der Ruſſe halblachend, halb unwillig; „laß die Grillen fahren. — Komm, wir wollen eine Parthie Klabberjas machen, es iſt ein Glück, daß ich wenigſtens die Karten mit herein gebracht habe, man müßte ja ſonſt hier vor langer Weile wahnſinnig werden."

„Meinetwegen," erwiederte der Betrübte; „es wird uns wenigſtens einigermaßen die Zeit vertreiben."

Der Ruſſe ſuchte die Karten hervor, welche er hinter dem Ofen unter einem Haufen alter Lappen verborgen hatte, und das Spiel begann.

Der dritte Gefangene gab eine Zeitlang einen müßigen Zuſchauer bei dieſem Spiele ab, welches er nicht verſtand, und nachdem die beiden Herren eine Zeitlang geſpielt hatten, erklärte endlich der Beſitzer des Pudels, daß er es für ſehr langweilig halte, ſo um nichts und wieder nichts zu ſpielen.

„Schadet nichts, ſchadet nichts," entgegnete indeſſen der Ruſſe; „man kann ſich ja wenigſtens ein bischen üben." dabei aber warf er ſeinem Mitſpieler einen Blick zu, der deutlich genug ſagte, daß er bei dem Spiele noch etwas Anderes bezwecke.

Die beiden würdigen Herren kannten ſich einander zu lange und zu gut, als daß nicht der Mann mit dem Pudel dieſen Blick hinlänglich zu würdigen verſtanden haben ſollte.

„Was mag er nur wollen?" ſagte er zu ſich ſelbſt. „Ich wüßte nicht, was an einem ſolchem Orte hier zu gewinnen wäre? Und der Freier ſieht mir nicht aus, als wenn er die Dukaten in ſein Rockfutter eingenäht hätte."

Er warf bei dieſen Worten einen prüfenden Blick auf den Dritten, der nichts von Allem dem merkte, ſondern mit ſtummem,

gleichgültigem Gesichte dasaß. Auf solche Weise dauerte das Spiel noch eine geraume Zeitlang fort, bis auch der Dritte endlich die Bemerkung machte, es sei sehr langweilig einem Spiele zuzusehen, welches er nicht verstände, man möge daher ein anderes spielen, woran er ebenfalls Theil nehmen könne.

„Wir wollen ein wenig Faro spielen," erwiederte der Russe mit sehr vergnügtem Lächeln.

„Ach, das ist kein Vergnügen, wenn wir nichts haben, um was wir spielen," sagte der Mann mit dem Pudel.

„Ja, das ist wahr," fuhr der Russe fort. „Doch um was sollen wir spielen? Ja, was meint Ihr?"

„Ich weiß es nicht," brummte der Gefragte.

„Ach, ich habe ein sehr guten Gedanken," fuhr der Russe, sich die Hände reibend; fort. „Es ist gleich Mittag, und wenn wir noch eine Viertelstunde warten, so bekommen wir unser Essen. Es giebt heute Kalbaunen, wir wollen um die Kalbaunen spielen."

„Ja," sagte der Mann mit dem Pudel lächelnd; „das läßt sich hören, das war allerdings ein sehr geschenter Gedanke von Dir. Ja, ja, wir wollen um die Kalbaunen spielen."

In kürzerer Zeit als die angedeutete, hörten sie auf dem Korridor das dumpfe Gepolter, welches ihnen anzeigte, daß das Mittagessen an die Gefangenen vertheilt werde. Bei diesem Geräusch sprangen die Bewohner der Zelle auf und traten mit den irdenen Näpfen, die zu diesem Gebrauch auf einem Gesims standen, an die sich von außen öffnende Thür. Das Essen, wenig einladend aussehend, befand sich in einem sehr großen Waschkübel, der von zwei Sträflingen an einer Stange getragen wurde, die man durch die Löcher der beiden Handhaken durchgesteckt hatte. Ein dritter Mann stand mit einer großen Schöpfkelle daneben.

„Drei Mann?" fragte dieser Letztere, als die Thür geöffnet war.

„Drei Mann:“ wiederholte der Gefangene, welcher das Amt eines Stubenältesten bekleidete.

Nachdem diese Losung gegeben, tauchte sich die große Schöpfkelle dreimal mit maschinenmäßiger Regelmäßigkeit in den Zober und wurde jedesmal in einen der bereit gehaltenen Näpfe ausgeleert. Dann wurde die Thür wieder geschlossen; die Gefangenen blieben mit ihrem Diner allein.

„Jetzt,“ sagte der Russe, die dampfende Schüssel vor sich hinsetzend: „jetzt können wir anfangen. Ich werde die Bank nehmen. — Heben Sie ab, meine Herrn; aber schnell, wenn ich bitten darf, damit das Essen nicht kalt wird.“

„Ein Stück auf die Dame!“ sagte der Herr mit dem Pudel, und fischte mit dem Löffel in seinem Napf umher.

„Ich setze auf das Aß,“ sagte der andere Mann.

Die Dame gewann und das Aß verlor. — Bei der zweiten Karte ging es ebenso. Der kleine Dicke gewann und der Andere verlor fortwährend, so daß, als die zweite Taille noch nicht vollendet, sein Fleisch in den Napf des Russen hinüber gewandert war, während der Herr des Pudels dagegen g'rade nur so viel gewann, daß sich Beide mit unpartheiischer Genauigkeit in den Gewinnst theilten.

„Ha, hier ist noch ein Stück;“ rief der Freier, der inzwischen mit dem Löffel in seinem Napf gewühlt hatte. „Auf den Buben!“

Der Bube verlor; aber der unglückliche Pointeur war diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit der Handbegung des Russen gefolgt, während dieser dagegen sorgloser geworden war.

„Ihr habt mich betrogen!“ schrie er aufspringend und packte den Russen bei der Kehle.

Dieser Angriff geschah so unerwartet, daß der Russe seine Schüssel fallen ließ und zu Boden stürzte. Der dicke Herr wollte seinem Freunde helfen und ihn von den Händen seines Gegners los machen; aber er erhielt einen heftigen Schlag in's Gesicht, so daß

er laut ſchreiend zurück taumelte und im Fallen die Waſſerkanne und noch einige andere Geräthſchaften mit lauten Poltern umwarf.

Dieſes Getöſe, verbunden mit dem Hülferuf des Ruſſen und den Flüchen des Betrogenen, der unbarmherzig auf ſeine Gegner losprügelte, brachte jenen Lärm hervor, welcher den in der anſtoßenden Zelle ſich aufhaltenden Criminalrath und den Schließer veranlaßte einzutreten, um ſich von der Veranlaſſung deſſelben zu überzeugen.

Bei ihrem Erſcheinen ließen die Kämpfer einander los, während der kleine Dicke ſich mühſam aufrichtete und ein ſonderbares, dumpfes Schmerzensgeheul ausſtieß, indem er die Beule rieb, die er an ſeinen Kopf empfangen hatte.

Es bedurfte indeſſen keiner großen Auseinanderſetzung des Geſchehenen, denn die am Boden zerſtreuten Karten verriethen hinlänglich, daß der Streit im Spiel ſeine Veranlaſſung gefunden habe, und das einfache Reſultat war zunächſt das Confiſciren der Karten, worauf den Herren angezeigt wurde, daß ſie ſämmtlich Einer nach dem Anderen auf vier und zwanzig Stunden in eine dunkle Zelle geſperrt werden ſollten, um dort bei der frugalen Koſt von ſchwarzem Brod und Waſſer den Vorſatz zu faſſen, künftighin nicht wieder gegen die beſtehende Gefängnißordnung zu handeln.

LIII.

Matthes und Lampert.

In jener Nacht, in welcher durch eine ſo glückliche Fügung des Zufalls, die entſetzliche That gehindert worden war, durch welche die von Cantenniere und Davernay verfolgten Verbrecher ſich allen weiteren Nachſtellungen zu entziehen gedachten; in jener Nacht waren Lampert und Matthes, während Linne von dem Vicomte ergriffen und feſtgehalten wurde, eine weite Strecke in's Feld hinein gelaufen und hielten nicht eher an, als bis ſie, und beſonders der Aeltere von ihnen gänzlich erſchöpft waren.

„Steh,“ keuchte endlich der alte Kneipwirth; „ſteh, Lampert, ich kann nicht mehr und es iſt auch Niemand hinter uns. — Steh, in's drei Teufelsnamen, hörſt Du denn nicht?“

Dieſer kräftigen Aufforderung ungeachtet ſchien Lampert indeſſen durchaus nicht Willens, ſeine Flucht abzubrechen, bis ihn Matthes endlich am Rockſchoß ergriff und feſthielt.

„Bist Du denn toll geworden,“ rief der Alte ergrimmt; „so blindlings in die blaue Luft hinein zu laufen, ohne zu wissen wohin. Es ist wahrhaftig Tollheit.“

Lampert stand still und warf einen wilden Blick hinter sich.

„Ich sage, es ist eine Tollheit, so in die Nacht hinein zu laufen, ohne zu wissen wohin,“ wiederholte Matthes. „Es verfolgt uns Niemand.“

„Du hast Recht,“ sagte Lampert nach einer Pause, während welcher er sich aufmerksam umgeblickt hatte; „aber wo sollen wir hin?“

„Das wollen wir eben überlegen; hol' der Teufel Deine Ungeschicklichkeit, ich sah doch wie die Schnur brannte, wie kam es, daß sie wieder ausging?“

„Wenn ich's wüßte, würde es nicht geschehen sein,“ erwiderte der Räuber mürrisch; „aber was ist nun zu machen? — Eine haben sie gefaßt und Johann ist todt, oder doch schwer verwundet, und das Eine ist eben so schlimm wie das Andere.“

„Hol' dich der Henker,“ brummte Matthes, der sich inzwischen auf eine Erdschelle niedergesetzt hatte; „hol' Dich der Henker, Du bist allein an dieser verdammten Geschichte Schuld. — Es geht mit uns zu Ende,“ fuhr er dann nach einer Pause fort; „wenigstens hier in Berlin und in Preussen ist es aus mit uns. — Ich bin ein alter Mann und habe immer gehofft, meine Tage einmal in Ruhe beschließen zu können, aber das Schicksal will es anders. — Laß indessen den Muth nicht sinken, mein braver Junge; wir haben manches zusammen erlebt und Geschäfte gemacht, und da uns der Zufall so an einander gekettet hat, wollen wir auch zusammen bleiben und getreulich mit einander aushalten. Ich habe Geld genug für uns Beide, um uns im Auslande durchzuhelfen, es sind nahe an zehntausend Thaler in Staatsschuldscheinen, die Frucht langjähriger

Erfrarmß. und wenn wir erſt über die Grenze ſind, ſchlagen wir ihnen ein Schnippchen.

„Ganz gut, wenn wir über die Grenze ſind," entgegnete Lambert; „aber ich habe wenig Hoffnung, daß wir wirklich dahin kommen."

„Laß das meine Sorge ſein," fuhr Matthes fort, da ihm Alles daran gelegen war, ſeinen Gefährten bei guter Laune zu erhalten; „zuerſt müſſen wir natürlich das Geld haben, denn ohne Geld iſt nichts zu machen."

„Richtig genug, aber wie ſollen wir's bekommen? Ich gehe nicht wieder nach der Stadt zurück."

„Du ſollſt auch nicht, Du brauchſt auch nicht," entgegnete Matthes eifrig; „Du würdeſt das Geld ſchwer finden, ſelbſt wenn ich Dir den Ort bezeichnete, wo ich es verſteckt habe. Aber wenn ich mich jetzt auf der Stelle aufmache und hingehe, ſo habe ich nichts zu fürchten. So ſchnell, und noch dazu in der Nacht, können ſie keine Anzeige gemacht haben, und ich werde zurück ſein, ehe der Tag angebrochen iſt."

„Ganz gut," ſagte Lambert; „aber wo wollen wir uns treffen? Ich wüßte keinen Ort, der ſicher genug wäre."

„Ich will Dir etwas ſagen," flüſterte Matthes, der aufgeſtanden war, und er ſprach ſo leiſe, als wolle er dies Geheimniß ſeinem Zuhörer nur halb verrathen; „ich will Dir etwas ſagen, mein Junge, ich habe noch einen Freund, einen alten, guten, ehrlichen, treuen Freund, der Dir gern eine Zufluchtsſtätte gewähren wird, wenn Du ihm meinen Namen nennſt."

„Wer iſt es?" ſagte Lambert.

„Frage nicht danach, es iſt eine Sache, die Dich nicht kümmert, und genug, wenn Du weißt, daß es ein ſo braver Kerl iſt, wie jemals einer geweſen, und die „Herren" *) würden viel d'rum geben,

*) Allgemeine Bezeichnung für der Polizei.

wenn ſie wüßten, wer es iſt. Aber er hat ſich jetzt zu Ruhe geſetzt und arbeitet nicht mehr und lebt ganz gemächlich, denn jeder hält ihn für todt."

„Aber wo finde ich ihn? Wo wohnt er? fragte der Räuber.

„Im Familienhauſe."

„Aber in welchem?

„Weißt Du den Spiegelladen?"

„Ja, vorn an der Chauſſee."

„Das iſt das Haus. Du findeſt ihn zwei Treppen hoch, den Gang links herunter; Du darfſt nur nach Thomas, dem alten Bilderhändler fragen."

„Es iſt gut," meinte Lampert nach einer Pauſe; „wir wollen uns da treffen?"

„Gewiß, und ich denke, wenn Alles gut geht, werde ich noch vor Tagesanbruch wieder zurück ſein."

„Gut, gut; aber ich muß Dir offen geſtehen, Matthes, daß ich nicht weiß, wo wir uns eigentlich befinden, wir ſind ſo die Kreuz und die Quer gelaufen, daß ich mich gar nicht beſinnen kann."

„Es geht mir ebenſo, mein Junge," erwiederte der Alte; „indeſſen laß uns nur eine kleine Strecke zuſammen gehen, wir werden es bald erfahren."

Die Nacht war indeſſen ſo dunkel geworden, daß ſie nur wenige Schritte weit um ſich ſehen konnten, und da ſie ſich mitten auf dem freien Felde befanden, ſo war es um ſo ſchwieriger, die Gegend zu unterſcheiden. Die Lokalkenntiß des alten Kneipwirths wußte indeſſen dieſe Schwierigkeit ſchneller, als man es geglaubt haben ſollte, zu überwinden, und etwa zehn Minuten, oder eine Viertelſtunde mochten ſie durch das Dunkel hingetappt ſein, als Matthes mit vieler Zuverſicht erklärte, daß ſie vorher ganz von ihrer eingeſchlagenen Richtung abgebogen, und anſtatt vorwärts, zurückgelaufen wären; ſie befänden ſich zwiſchen dem Schönhauſer und Prenzlauerthor und könnten keine Viertelſtunde

mehr von dem dortigen Exercierhause entfernt sein. Es wäre daher Zeit, sich zu trennen, denn die Stadt läge vor ihnen, und Lampert müsse rechts abbiegen. Nachdem dieser durch die Hindeutungen seines Gefährten einigermaßen aufmerksam gemacht, sich ebenfalls davon überzeugt hatte, daß sie sich an dem genannten Platze befänden, schüttelte er ihm die Hand, worauf sie für den Fall, daß sich irgend ein unvorhergesehener Zufall ereigne, noch ein zweites Rendezvous in der Jungfernheide verabredeten und sich dann von einander trennten.

Um einigermaßen einen Anhaltpunkt zu haben, und sich nicht in der einzuschlagenden Richtung zu täuschen, was bei der dichten Finsterniß nur zu leicht möglich war, beschloß Lampert sich etwas der Stadt zu nähern, wenn er gleich dadurch in die Verlegenheit kam, sich dem Schauplatz seines jüngsten Verbrechens nahen zu müssen; doch glaubte er bei der nöthigen Vorsicht, nichts weiter fürchten zu dürfen, da man ihn am allerwenigsten an dem Orte vermuthen würde, der für ihn der gefährlichste war.

Sich mit diesen Gedanken beruhigend, schritt er rüstig vorwärts, um sobald als möglich die gefährliche Stelle zu passiren. Er gelangte bald bis zum Schönhauser-Thor. Nachdem er auf solche Weise die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich auf dem richtigen Wege befinde, blieb er eine Zeitlang stehen, um zu überlegen, ob er den Weg über die Mühlenberge einschlagen, oder lieber unten an der Stadtmauer entlang gehen solle; da er indessen nicht wissen konnte, ob der Nachtwächter nicht durch jenen Vorfall allarmirt und angewiesen worden sei, auf einen Jeden, der den Weg passire, zu achten, so zog der Räuber es vor, sich den zwar bedeutenden Umweg zu machen, und das Haus auf die gedachte Weise zu umgehen. Seiner aufgeregten Phantasie kam es vor, als ob sich leise, schleichende Tritte ihm näherten, und er warf sich auf den Boden nieder, um zu horchen, aber bald sah er ein, daß er sich getäuscht hatte; es war

nichts zu vernehmen, als das Geräuſch des langſam herabrieſelnden Regens, der noch immer nicht aufgehört hatte. Nachdem er ſich davon überzeugt, daß er durchaus keine unmittelbare Gefahr zu fürchten habe, raffte er ſich auf und ſetzte ſeinen Weg fort. Der dichte, feuchte Nebel, welcher aus der Erde hervorqualmte, hatte ſich inzwiſchen ſo verſtärkt, daß Lampert, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, unwillkürlich ſtillſtand; dann tappte er wieder vorwärts, langſam den einen Fuß verſchiebend und den anderen nachziehend, und ſo ging er vorwärts, nur zuweilen an einen Zaun ſich hintaſtend; und als er endlich das freie Feld erreicht hatte, blieb es nur ſeinem Inſtinkt überlaſſen, ſich zurecht zu finden. Dabei wehte eine ſchneidend kalte Luft, aber gerade dies gab dem Räuber noch einen geringen Anhaltpunkt, indem er aus der Richtung des Windes wenigſtens ungefähr auf die des Weges ſchloß, den er einzuſchlagen hatte. So war er eine Zeitlang, natürlich nur ſehr langſam, vorwärts gekommen, als er endlich ärgerlich über dieſe Verſäumung, und auch wohl, um ſich einigermaßen warm zu erhalten, raſcher ausſchritt. Er hatte indeſſen kaum einige hundert Schritt gethan, als er ausglitt und in irgend eine Grube hineinſtürzte. Der Fall war indeſſen nicht hoch, und obgleich er einen einigermaßen heftigen Schlag gegen den Kopf empfangen hatte, war er doch, als er ſich aufrichtete, völlig unbeſchädigt. Er tappte eine Zeitlang umher, um zu erfahren, wo er ſich befände, konnte aber zu keinem Reſultat gelangen, doch da er an dieſem Orte einigermaßen gegen den Luftzug geſchützt war und ſich außerdem ſehr erſchöpft fühlte, ſetzte er ſich auf einen großen Stein nieder.

Vorher als ſeine geiſtige und körperliche Thätigkeit in Anſpruch genommen wurde, hatte er keine Zeit gehabt, ſich mit den Gedanken an ſeine Lage zu beſchäftigen, in dieſem Augenblick der Ruhe aber drängten ſich ihm dieſelben unwillkürlich auf.

Ein heftiger Windſtoß wirbelte über das Feld her, die dichte Nebelſchicht zerreißend und ſie zu gigantiſchen, formloſen Gebilden zuſammenballend, die ſich rieſig und drohend ihm zu nahen ſchienen. Es wurde etwas lichter, und nun erkannte der Räuber, daß er in die Sandgrube hinabgefallen war, bei welcher er vor wenigen Tagen mit dem Schuhmacher vereint die beiden Fremden zu überfallen verſucht hatte; zugleich aber ſtieß er unwillkürlich einen lauten Schrei aus und ſprang auf, denn er wußte, daß unter dem Stein, auf welchem er ſaß, eine Leiche verſcharrt liege, die Leiche eines Ermordeten, eines Mannes, den er mit eigener Hand erſchlagen hatte. Er ſprang auf in augenblicklichem Entſetzen und wollte fliehen; dann aber hielt er an: er beſann ſich, und ſagte, wie lächerlich es ſei, vor einem leeren Phantom zu erſchrecken. Er war nicht der Mann dazu, das ſagte er ſich ſelbſt, und grade weil es ihm einige Ueberwindung koſtete, ſetzte er ſich wieder auf den Stein nieder. Es machte ihm Spaß und er ſchien ſich darüber zu freuen, daß er Seelenſtärke genug beſaß, es zu thun; es gewährte ihm ſogar Vergnügen, ſich an alle Einzelheiten jenes Verbrechens zu erinnern, er wußte es ſo genau, als wäre es erſt vor einigen Tagen geſchehen, wie er den Mann draußen auf dem Felde traf, und dieſer ihn nach dem Wege fragte, und dann eine gut gefüllte Börſe aus der Taſche zog, um ihm ein Trinkgeld zu geben; dazu hatte er auch noch eine Uhr gehabt, und er, Lampert, hatte ſogleich den Gedanken gehegt, ſich dieſer Gegenſtände zu bemächtigen. Demgemäß war er neben dem Fremden hergeſchlendert: es war ein kleiner, ſchmächtiger Herr geweſen, und als er ihn an dieſe abgelegene Stelle gelockt, war er über ihn hergefallen und hatte ihn zu Boden geworfen. Der Kampf war nur kurz geweſen, denn Lampert hatte alsbald ſein Meſſer herausgezogen, und es dem Fremden in die Bruſt geſtoßen, ihm die Gurgel zudrückend, damit er nicht nach Hülfe rufen könne. Und aller dieſer

Umſtände erinnerte ſich der Raubmörder mit der deutlichſten Genauigkeit. Er wußte ſich noch auf das Ausſehen des Geſichts des Erſchlagenen zu erinnern, wie derſelbe dagelegen mit den halb offenen, ſtieren Augen, und dachte daran, wie ſich der Körper wohl jetzt verändert haben müſſe, und ob es möglich ſei, die Spuren ſeiner Wunden an dem Skelett aufzufinden, und wie es wohl ausſehen müßte, wenn er jetzt den Stein wegnähme und die Erde aufſcharrte. — Aber während er ſo da ſaß und ſich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, ſchien es ihm plötzlich, als würde es unter ihm lebendig, und der Todte unter dem Stein ſtrecke ſeine langen Knochenarme aus, um ihn zu ſich herabzuziehen, oder ihn auf dem Steine feſtzuhalten, wo er ſaß, und ſo lange feſtzuhalten, bis Leute herzugekommen ſeien, um ihn zu ergreifen und in's Gefängniß zu ſchleppen. Er wollte ſich los machen und ſtrengte dazu jede Muskel, jede Fiber ſeines Körpers an, bis zum Zerreißen, aber es gelang ihm nicht. Dieſe ſchrecklichen, dürren Knochenarme hielten ihn mit eiſerner Gewalt zurück. Er wußte, daß er ſtark und kräftig ſei, er hatte ja den Lebenden mit leichter Mühe überwältigt, ſollte er mit dem Todten nicht auch fertig werden? Und er rang mit ihm mit voller, gewaltiger Manneskraft und der Angſtſchweiß ſtand ihm vor der Stirn und ſeine Bruſt hob ſich in furchterlichem Stöhnen; aber er konnte nicht loskommen, es war nicht möglich! Die Verzweiflung, welche ihn packte, gab ihm Rieſenkräfte; aber was waren dieſe im Vergleich zu der Gewalt, gegen welche er zu kämpfen hatte! So zerarbeitete er ſich in furchterlichen Krämpfen, der Schaum trat ihm aus dem Munde, die Nägel ſeiner zuſammengekniffenen Fäuſte ſchnitten tief ein in das Fleiſch, ſo krampfig drückte er ſie in einander, und als er endlich wieder auffuhr aus dieſem entſetzlichen Zuſtande, lag er an der Erde, und aus der gänzlichen Ermattung, welche ſeinen Körper gelähmt hatte, merkte er, daß er einen von jenen Krampfanfällen gehabt haben müſſe, denen er öfters ausgeſetzt war.

Nur mit Mühe raffte er ſich auf, ihm ſchien, als habe die durchdringende Kälte das Mark ſeiner Knochen erfroren, ſo erſtarrt war jedes Glied, jedes Gelenk ſeines Körpers. Der Nebel war indeſſen gefallen und wenn auch die Nacht dunkel war, ſo konnte er ſich doch jetzt eher, als vorher orientiren. Nachdem er ſich ſo davon überzeugt, welche Richtung er einzuſchlagen hatte, kletterte er aus der Sandgrube, an derſelben Stelle heraus, wo der Schuhmacher den Grafen hinabgelaſſen, ſelbſt aber ſo unglücklich geweſen war, das Bein zu brechen. Nachdem er ſo weit gelangt; war es ihm leicht, ſeinen Weg fortzuſetzen, ohne ihn wieder zu verlieren, da er ſich an dem Zaun hinlangte.

Endlich, nach einem langen, mühſeligen Gange, während deſſen er oft Mühe hatte, ſich aus dem zähen Schlamm irgend einer Pfütze heraus zu arbeiten, oder über den aufgeweichten Boden des Ackerlandes, in welchen er bis an die Knöchel verſank, ſeine ermüdeten Gliedmaßen wegzuſchleppen, erreichte er die Invalidenſtraße und bog dann in die Gartenſtraße ein.

Es ſchlug grade vier Uhr Morgens, als er, vor dem Familienhauſe ankam, in welchem er den Mann treffen ſollte, an welchen Matthes ihn empfohlen hatte. Die Thür, die hinten nach dem Hofe führte, war verſchloſſen, und da er es für gefährlich hielt, ſich durch Klopfen oder Rufen Einlaß zu verſchaffen, zog er es vielmehr vor, geduldig auf der Straße den Morgen zu erwarten, ungeachtet er viel darum gegeben haben würde, wenn er ein warmes, behagliches Obdach gehabt hätte, um ſich erwärmen zu können. Er ging alſo wieder zurück und ſetzte ſich auf eine Treppenſtufe nieder; aber die Kälte trieb ihn bald genug wieder auf und er lief umher, um ſich zu erwärmen. Die Zeit ſchlich mit einer entſetzlichen Langſamkeit hin. Die Zwiſchenräume der einzelnen Viertelſtunden dehnten ſich ihm zu Ewigkeiten aus und jedesmal, wenn er es ſchlagen

hörte, athmete er leichter und freier auf. So wurde es fünf, endlich sechs Uhr.

Als er wieder bei dem Familienhause vorüberging und zu den Fenstern hinaufblickte, sah er an mehren Stellen hinter den kleinen, trüben Scheiben Licht glänzen und das Geklapper der Webestühle sagten ihm, daß ein Theil dieser armseligen Bewohner bereits wieder ihre gewohnte Tagesbeschäftigung angefangen hatte. Die Hofthür war indessen noch immer nicht geöffnet und Niemand auf der Straße zu sehen.

Diese Minuten schienen dem wartenden Räuber länger zu dauern, als vorher die beiden Stunden; er kauerte sich an den Zaun des gegenüberliegenden Holzplatzes nieder, um nicht bemerkt zu werden; endlich aber knarrte die Thür. Da Lampert nicht sehen konnte, wer aus dem Hause heraus kam, ging er einige Schritte näher, um eine ihm passend erscheinende Person anzureden.

Da kamen zuerst einige ältere und jüngere Weiber in dünner zerlumpter Kleidung, den Hunger des vergangenen Tages und die Kälte der verflossenen Nacht auf den schwindsüchtigen, vom Elend zerfressenen Gesichtern, um die ersten Bedürfnisse für den neuen Tag des Kummers und der Sorgen einzukaufen; und glücklich noch die, welche es konnten, denn da waren noch Andere, die ebenfalls hinüber wankten in den kleinen Laden des Krämers und mit leiser, zitternder Stimme fragten, ob der Herr in dem warmen, wattirten Schlafrock, der behaglich aus der goldgeränderten Tasse den warmen Kaffe schlürfte, während er seine Kunden bediente, ihnen nicht borgen wolle, eine Zweipfennigstüte mit Kaffee und für vier Pfennige Brod, im Ganzen für einen Sechser, sie wollten es ehrlich bezahlen und es ja auch nicht für sich haben, sondern nur für den kranken Mann und für das jüngste Kind; — aber der Herr im Schlafrock sagte, er könne jetzt keinen Credit geben, denn die Zeiten wären zu schlecht, und trostlos schlichen die Abgewiesenen wieder zur Thür hinaus, um

ſich in das kalte Bett zu kauern und den Tag abzuwarten und dann zu verſuchen, irgend wo ein paar armſelige Groſchen zu verdienen, oder zu erbetteln, oder — zu ſterben — —. Da kamen auch Kinder heraus, das treue Abbild ihrer Mütter, mit den kleinen, kranken Geſichtchen, ſo blaß und ſo mager, daß man ſich darüber wundern mußte, daß ſie noch lebten und nicht ſchon längſt geſtorben und begraben wären.

An eins dieſer Kinder, es war ein Knabe, der vielleicht zwölf Jahre zählen mochte, wendete ſich Lampert mit der Frage, ob er ihm nicht ſagen könne, wo der Mann wohne, den man den alten Bilderhändler nenne; der Knabe bejahte und ſagte, daß er auf demſelben Flur und nur wenige Stuben von dem Geſuchten wohne und ihn hinführen wolle. Schwerlich hätte ſich Lampert auch bei der genauſten Beſchreibung der Lokalität an dieſem Orte zurecht, oder wenigſtens die richtige Thür gefunden, wenn er allein geweſen wäre und ſeines Führers entbehrt hätte.

Er pochte an die ihm bezeichnete Thür, aber erſt als er zum dritten Male angeklopft hatte und heftig an der Klinke rüttelte, fragte innen eine männliche Stimme, wer da ſei. Lampert antwortete ungeduldig, daß er das drinnen ſagen werde, worauf er vernahm, wie der Einwohner dieſes Orts langſam aufſtand; doch dauerte es noch eine geraume Zeit, bevor die Thür geöffnet wurde, da Jener eine längere Zeit dazu gebrauchte, Licht anzuzünden und ſich einige Kleidungsſtücke anzuziehen. Endlich wurde aufgemacht und Lampert ſah einen kleinen, alten, zuſammengeſchrumpften Mann vor ſich, der eher einem Skelett, als einem lebenden Weſen glich und nach ſeinem Begehren fragte.

„Sicht," ſagte der Räuber, den Finger auf den Mund legend, und drängte ſich ohne weitere Umſtände in die Stube hinein, worauf er die Thür hinter ſich zumachte.

„Ich bringe Euch einen Gruß von einem Bekannten,“ fuhr er fort, nachdem er ſich mit einem einzigen Blick überzeugt hatte, daß keine Zeugen im Zimmer wären. „Ihr kennt den alten Matthes, denke ich. — He, Ihr kennt ihn?“

„Ich kenne mehre Leute dieſes Namens,“ verſetzte der Alte ſehr vorſichtig; „ich bin auf meinen Reiſen weit umher gekommen, ich habe viel Leute kennen gelernt.“

„Ich meine den Matthes hier in Berlin,“ ſagte Lampert ärgerlich.

„Auch hier in Berlin ſind mehre, ſehr achtbare Männer, die dieſen Namen führen,“ fuhr indeſſen der Alte fort, ohne ſich deshalb aus der Faſſung bringen zu laſſen, „ich kenne einen Schuhmachermeiſter dieſes Namens, einen ſehr ehrenwerthen Herrn, der Mitglied des Mäßigkeitsvereins, mehrer wohlthätigen Geſellſchaften und eines Vereins zur Beſprechung des inwendigen Menſchen iſt. Meinen Sie dieſen vielleicht, mein Herr?“

„Nein, zum Teufel, nein,“ rief Lampert ärgerlich; „ich denke, Ihr müßtet es mir anſehen, wen ich meine! Ich meine den alten Matthes, der jetzt die cheſſe Penne hält und in ſeiner Jugend der geſchickteſte Dieb und Einbrecher geweſen iſt, der jemals in Berlin gelebt; den meine ich.“

„Das iſt g'rade keine Bekanntſchaft von der man viel Rühmens machen könnte,“ erwiederte der Alte mit einem leichten Lächeln; „aber wenn ich auch dieſen Herrn kennen ſollte, was bringt ihr mir von ihm?“

„Mich ſelbſt! Seht ihr denn nicht, daß ich zum Tod müde bin,“ rief der Räuber. „Die Polizei iſt uns auf den Verſen, und es wird nicht lange dauern, ſo wird Matthes ſelbſt hier ſein. Wäre die Sache nicht ſo wichtig, wie ſie iſt, dies läßt er Euch nebenbei ſagen, ſo würde er gewiß nicht auf den Gedanken gekommen ſein, Euch läſtig zu fallen.“

„Ihr wollt Euch alſo hier einige Zeit aufhalten?“ fragte der Alte.

„Wahrhaftig, ich hielt Euch für ſo klug, daß ich glaubte, es bedürfe deshalb nicht noch erſt einer beſonderen Frage. Aber, wenn Ihr meint, daß ich noch lange hier ſtehen ſoll, um Euch zu antworten, ſo ſeid Ihr ſehr im Irrthum, denn ich bin eben im Begriff vor Müdigkeit umzufallen, und ich werde mich daher mit Eurer Erlaubniß ein Bischen auf das Bett hinlegen.“

Ohne indeſſen erſt dieſe Erlaubniß abzuwarten, warf ſich Lambert, angekleidet wie er war, und ohne die Vorſtellungen des Alten, ſich doch erſt wenigſtens ſeiner Stiefeln zu entledigen, zu beachten, auf die Kiſſen des Bettgeſtells. Er ſah nur noch, wie der Alte den Verſuch machte, ſeinen unfreiwilligen Gaſt von jenem Kleidungsſtücke zu befreien, um die Kiſſen ſeines Bettes ſo viel als möglich vor Schmutz zu bewahren; aber bereits nach wenigen Minuten war er in einen ſo feſten, tiefen Schlaf verſunken, daß man ihn und das Bett und die ganze Stube hätte forttragen können, er würde nichts davon gemerkt haben.

LIV.

Ein Familienhaus.

Als Lampert aus dem tiefen, todtenähnlichen Schlaf erwachte, in welchen ihn die gänzliche Erschöpfung seiner Geistes und Körperkräfte versenkt hatte, war es bereits völlig dunkel; nur ein auf dem Tisch stehendes Licht erhellte das Zimmer. Der Räuber fuhr hastig aus den wirren Traumbildern empor, welche seine Phantasie angefüllt hatten, und die eben nicht die angenehmsten gewesen sein mochten; er blickte sich im Zimmer um, und es bedurfte einiger Zeit, bevor er seine Gedanken vollständig zu sammeln und sich zu sagen vermochte, was vorgefallen sei und was ihn an diesen Ort geführt hatte. In diesen Bemühungen wurde er indessen wesentlich durch den Anblick des Kneipwirths und des alten Bildenhändlers unterstützt, welche Beide, ihm den Rücken zukehrend, im eifrigen Gespräch an dem kleinen Tische saßen, auf welchem das Licht brannte, so daß sie sein Erwachen nicht bemerkten.

„Es iſt hart von Dir, Alter,“ hörte Lampert Matthes ſagen; „wahrhaftig, es iſt hart von Dir, daß Du einen alten Bekannten auf ſolche Weiſe behandelſt.“

„Bah,“ erwiederte der Bilderhändler; „es iſt eine Thorheit, wenn Du mich für reich hältſt; glaube mir, ich bin ein armer Mann, ein blutarmer Mann, der alles Mögliche thun muß, daß er nicht in ſeinen alten Tagen Hungers ſterbe; übrigens, und das weißt Du auch recht gut, richten ſich die Gebühren für einen Paß immer nach dem Stande, und Ihr Beide gehört, meiner Taxe nach, zum erſten; Geld habt Ihr auch, und ich ſehe nicht ein, warum Ihr nicht zahlen ſollt. Iſt es Dir zu theuer, ſo geh' nach der alten Leipzigerſtraße auf's Paß-Büreau, da kommſt Du allerdings billiger fort.“

Der Alte brach bei dieſen Worten in ein wohlgefälliges, heiſeres Gelächter aus, und ſchien ſich an der Verlegenheit ſeines Freundes zu ergötzen, der ärgerlich und verdrießlich daſaß und vor ſich hinblickte, während Jener ſich lächelnd die Hände rieb.

„Nun meinetwegen denn,“ entgegnete Matthes nach einer Pauſe; „es iſt unrecht genug von Dir, daß Du unſere Verlegenheit auf ſolche Weiſe nutzeſt.“

„Poſſen, Du würdeſt es auch nicht beſſer machen, wenn Du an meiner Stelle wärſt. Ich bin ein armer Mann und noch nicht zu alt, daß ich gerade heute oder morgen ſterben müßte. Man muß für die Zukunft ſorgen, und das Geſchäft geht außerdem ſchlecht genug.“

„Was Du mir weißmachen willſt, altes Haus!“ ſagte Matthes. „Ich bin nicht ſo leichtgläubig. Du biſt ein reicher, ſehr reicher Mann, und ich will wünſchen, daß alle klugen Jungen ſo ihren Schnitt machen, und dereinſt einmal ſo ruhig leben können, wie Du.“

„Du irrſt Dich, gewiß und wahrhaftig, Du irrſt Dich,“ rief der Alte ängſtlich; „ich weiß nicht, wie Du auf den Gedanken kommſt, daß ich ſo viel Geld haben ſoll.“

„Nun, Du ſollſt die zweihundert Thaler haben,“ nahm Matthes das Wort, ein Geſpräch abbrechend, daß ihm wenig zu behagen ſchien; „aber dann iſt es doch auch egal, was für Päſſe Du uns beſorgſt.“

„Da haſt Du die Auswahl, und wenn Du einen türkiſchen haben willſt, mit der Unterſchrift des Großſultans.“

„Einen öſterreichiſchen halte ich für den beſten, der Dialekt iſt mir einigermaßen geläufig.“

„Wie Du's haben willſt, wie Du's haben willſt, mir bleibt ſich's ganz gleich,“ erwiederte Jener; „die Arbeit iſt eine und dieſelbe.“

„Und wann kannſt Du damit fertig ſein?“

„Morgen Abend um dieſe Zeit, — freilich werde ich die Nacht mit zu Hülfe nehmen müſſen; aber ſie ſollen fertig ſein, ich halte, was ich verſprochen habe.“

Lampert, der dieſem Geſpräch aufmerkſam zuhörte, machte in dieſem Augenblick eine Bewegung, welche die Augen der beiden Anderen plötzlich auf das Bett lenkte. Sie ſahen, daß der Räuber erwacht war.

„Ah,“ ſagte Matthes, „biſt Du da? Du haſt ja geſchlafen, als wollteſt Du bis an den jüngſten Tag liegen bleiben. Nun, es iſt Alles gut, mein Junge, wir brauchen keine Furcht zu haben, die Sache wird ſich hoffentlich machen. Ich denke, Du wirſt noch der Alte ſein, denn ein Mann, der ſeine vierzehn Stunden geſchlafen hat, muß doch wohl ſeine fünf Sinne zuſammen haben.“

„Vierzehn Stunden?“ ſagte Lampert. „Iſt es wirklich ſchon ſo ſpät?“ —

„Gerade Acht,“ entgegnete der Alte, auf eine Wanduhr zeigend, welche tickend in einer Ecke des Zimmers hing.

„Acht Uhr?“ wiederholte Lampert verwundert; „wahrhaftig, Du haſt recht, aber ich war auch fürchterlich müde. Wenn Ihr aber nun etwas zu beißen für mich hättet, könnte es nichts ſchaden, ich habe Hunger wie ein Wolf.“

„Ich denke, es wird noch etwas übrig geblieben ſein," ſagte Matthes; „wir wollten Dich vorher nicht ſtören, als wir zuſammen aßen. Such' einmal 'raus, was noch da iſt, alter Junge."

Während der Bilderhändler aufſtand und aus ſeinem Wandſchrank die Ueberreſte eines gerade nicht ausgewählten, aber reichlichen und kräftigen Mahles hervorſuchte, ſtand Lamvert auf und nahm, da er fürchterlich ſchmutzig und kothbeſpritzt ausſah, einen Waſſerkrug, goß ſich einige Tropfen daraus in die hohle Hand, und reinigte, dies Manoeuver einigemale wiederholend, auf ſo anſpruchsloſe Weiſe ſein Geſicht, daſſelbe nachher mit einem groben und ziemlich ſchmutzigen Handtuch abreibend, und nachdem er auf dieſe Weiſe ſeine Toilette einigermaßen in Stand gebracht, ſetzte er ſich zum Eſſen nieder. Während des Mahls erzählte ihm Matthes, welche Schritte er für ihre beiderſeitige Sicherheit gethan. Er hatte glücklich und ungefährdet, nachdem ſie ſich von einander getrennt, ſeinen Keller erreicht, und war, da ſich nichts Verdächtiges gezeigt hatte, hinausgegangen. Seine Vermuthung hatte ihn auch nicht betrogen, und der Knabe, der in dem Lokal zurückgeblieben war, ihm geſagt, daß ſich durchaus nichts ereignet hätte, was einer beſonderen Aufmerkſamkeit werth geſchienen; um jedoch jedenfalls bei einer Nachſuchung ſeine Verfolger auf die unrichtige Fährte zu bringen, hatte er dem Knaben durchaus nichts von dem geſagt, was vorgefallen, ſondern vielmehr beiläufig erwähnt, daß Alles in vollkommener Ordnung wäre, doch müſſe er auf einige Tage nach Potsdam hinüberreiſen, und wenn irgend etwas vorfiele, ſolle ihm der Knabe poste restante unter einer von ihm angegebenen Adreſſe ſchreiben. Das Nutzliche dieſer Maßregel war leicht einzuſehen, denn im Fall der Knabe eingezogen und verhört wurde, konnte es nur von dem größten Nutzen ſein, wenn derſelbe die Wahrheit geſtand, und es ließ ſich erwarten, daß die Behörde wenigſtens eine Zeitlang ihr hauptſächlichſtes Augenmerk auf Potsdam und deſſen Umgegend richten

würde, um ſich der Flüchtigen zu bemächtigen. Sie ſelbſt wollten indeſſen, ſobald ſie nur die nöthigen Legitimationspapiere in Händen hätten, die ſie indeſſen durch die Geſchicklichkeit ihres Freundes bekommen würden, ſo ſchnell, als möglich nach Hamburg reiſen, und dort in Ruhe und Sicherheit überlegen, was fernerhin für ſie zu thun ſei.

Dies Alles theilte Matthes ſeinem Gefährten mit, während derſelbe die vor ihm ſtehenden Speiſen mit einer Haſt und Eile verſchlang, die wenig für die mediziniſche Behauptung ſprach, daß man nach einem tüchtigen Schlaf nöthigenfalls eine Mahlzeit entbehren könne.

Inzwiſchen hatte der Bilderhändler bereits die nöthigen Erforderniſſe zur Fabrikation der verſprochenen falſchen Päſſe hervorgeſucht, und die Gewandheit, mit welcher er dabei zu Werke ging, bekundete hinlänglich ſeine Uebung in dergleichen Arbeiten. Aus einem alten Koffer ſuchte er eine Menge der verſchiedenartigſten Paßformulare hervor, und erſuchte dann Matthes, ihm den ſchweren Stein, auf welchen er den Paß zeichnen wollte, hervorlangen zu helfen.

„Ja, ja, es iſt ein ſchweres, mühſames Brod, was ich eſſe,“ ſagte er, während dieſer Arbeit redend; „und es wäre nicht halb ſo ſchwer und halb ſo mühſam, wenn man es ein Bischen im Großen treiben könnte; aber ich bin vorſichtig, und werde nie mehr als die Exemplare, welche verlangt werden, abdrucken. Dann wird der Stein gleich wieder abgeſchliffen, und ich will den ſehen, der mir etwas beweiſen kann. — Einen Oeſterreichiſchen alſo wollt Ihr? Direkt aus Wien datirt?“ —

Matthes bejahte.

„Gut, gut, Ihr ſollt bedient werden, wie es nur immer in meinen Kräften ſteht, und es ſoll Keiner den Unterſchied herausfinden, und wenn er Luchsaugen hätte.“

Während er ſo ſprach, hatte er ſeine Vorbereitungen vollendet, und mit dem Bemerken, daß ſein Auge allmälig ſchwach zu werden

anfinge, ſetzte er eine große Brille auf und ſich ſelbſt an die Arbeit. Die beiden anderen Männer ſaßen neben ihm, leiſe mit einander flüſternd über diejenigen Dinge, die ihnen zunächſt am Herzen lagen, theils der Vergangenheit, theils der Zukunft angehörend, und von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Arbeit ihres Wirthes werfend, der mit großer Emſigkeit auf dem Stein zeichnete. Es war ein unheimlicher, ſchauerlicher Anblick, ſelbſt für denjenigen, der ihr verbrecheriſches Treiben nicht kannte, dieſe drei Männer zu ſehen, wie ſie in dem niedrigen, ſchmutzigen Zimmer ſaßen, eng aneinander gedrängt und um den Tiſch kauernd, auf welchem das einzige Licht ſtand, deſſen Schein kaum hinlänglich war, den Stein zu beleuchten, an welchem Jener arbeitete, und das den ganzen übrigen Theil des Zimmers in einem trüben, unheimlichen Halbdunkel ließ. — So wurde es immer ſpät und immer ſpäter; die alte Wanduhr im ſchmutzigen, beräucherten Holzgehäuſe, ſchlug mit langſamer Regelmäßigkeit die Viertel- und die ganzen Stunden, und verkündete endlich die eilfte Stunde.

„Es iſt Zeit, daß wir uns niederlegen," ſagte endlich Matthes; „ich bin ſehr müde."

Der Bilderhändler hielt mit ſeiner Beſchäftigung inne. Er hatte bereits das Warren, welches den oberen Theil des Paſſes einnahm, vollendet.

„Es wird gut," ſagte er mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln, auf die angefangene Zeichnung deutend; „nicht wahr? He?"

„Es wird ſehr gut," ſagte Matthes, während er Lampert dabei anſah, um auch ihn auf die Arbeit aufmerkſam zu machen; „ſehr gut, in der That. — Nicht wahr, das iſt eine künſtliche Arbeit, Lampert?"

Der Räuber drückte ebenfalls ſeine Bewunderung über die Zeichnung aus, was dem Künſtler ſehr ſchmeichelhaft ſein mochte, denn er wurde ſehr freundlich und ſagte, daß dies eigentlich noch gar nichts ſei, und daß er ſchon andere, weit ſchwierigere Arbeiten gemacht habe, womit er ebenfalls ſehr großes Lob einerndtet.

In dieſem Augenblick ließ ſich außen an der Thür ein leiſes Pochen vernehmen. Die drei Männer ſchraken zuſammen und ſahen ſich einander beſtürzt an.

„Wer kann das ſein?“ flüſterte Matthes mit leiſer, zitternder Stimme ſeinem Freunde zu.

„Bſcht, ſtill, wir werden es gleich erfahren,“ erwiederte dieſer und fragte dann laut, wer außen ſei.

„Ich bin es, Vater Thomas,“ erwiederte eine weibliche Stimme.

„Ah,“ ſagte dieſer beruhigt zu ſeinen Gäſten: „es iſt meine Nachbarin, wir haben nichts zu fürchten.“

Er öffnete die verſchloſſen geweſene Thür, und ein altes ſchmutziges Weib, mit branntweinrothem Geſicht trat herein.

„Ah, ſieh' da, Sie haben noch Geſellſchaft,“ ſagte die Alte mit einem ſehr freundlichen Grinſen; „ich ſtöre doch nicht?“

„Ganz und gar nicht,“ erwiederte der Bilderhändler. „Ich bitte, nehmen Sie Platz — da, ſetzen Sie ſich auf das Bett. — Was bringen Sie Gutes?“

„Ach, Herr Nachbar, ich wollte Sie nur um eine kleine Gefälligkeit bitten,“ ſagte die Alte, indem ſie auf dem angedeuteten Sitze Platz nahm, da das Zimmer keine andern Stühle enthielt, als die, welche bereits von den Anweſenden in Gebrauch genommen waren, „um eine Gefälligkeit, eine ganz unbedeutende. — Gehen Sie morgen nach der Kirche?“

„Ich glaube es nicht; aber weshalb fragen Sie?“

„Sie ſollen mir Ihr Geſangbuch und Ihre Bibel leihen,“ fuhr die Alte fort; „ich habe nämlich Beides bei dem Kaufmann drüben verſetzt und noch nicht wieder eingelöſ't. Es waren neulich ein Paar gute Freundinnen bei mir, ich hatte kein Geld, und wir wollten doch gern ein Glas Punſch trinken. — Nun wiſſen Sie doch, daß ich alle Sonntage nach der Kirche gehen muß um der alten Geheimeräthin willen.“

„Welche Geheimeräthin? Ich weiß nichts davon.“

„Na die, welche neulich hier war. — Ach, ich glaube, Sie waren den Tag grade nicht zu Hause. Nun, da war neulich eine alte Dame hier, es können ungefähr zwei Monat sein, sehr fein, mit eigenem Wagen und einem Bedienten hinten drauf, und ich stand gerade am Fenster, wie sie ankam und dachte, bei der ist was zu machen, denn ich merkte gleich, daß sie mit einer wohlthätigen Absicht hergekommen wäre, wie das jetzt so Mode ist, und um etwas für die Proletarinne zu thun, wie man jetzt die armen Leute nennt. — Wollen Sie eine Prise, Herr Nachbar? — Ich denke also, ich bin ein Proletarius, so gut wie die Anderen, und ich kann d'rauf reisen. So setzte ich mich also auf die Treppe, wo sie g'rade 'rauf kam, und fing an zu weinen. „Aha,“ mochte sie wohl denken, wie sie mich sah, „das ist gleich so Eine, die du bewohlthätigen kannst, und fragte mich, warum ich denn weinte. — Na, ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen, und so sagte ich, ich wäre bloß vorher 'runter gegangen, um Wasser 'rauf zu holen, und da ich die Stubenthür aufgelassen, hätte mich Einer bestohlen, mein ganzes erspartes Geld, sieben Thaler und neun Silbergroschen, in einem grauen Beutel, aber ich wollte das Geld gern verschmerzen, wenn sie mir nur nicht auch meine Bibel und mein Gesangbuch mitgenommen hätten, denn nun könnte ich nicht mehr drinne lesen, was doch sonst mein einziger Trost gewesen wäre. — Na, was denken Sie wohl, was Sie that? — Sie nimmt die Börse 'raus und giebt mir neun Thaler und sagt, ich solle mir die gestohlenen Bücher wieder kaufen und das andere Geld behalten, und dann kommt sie bei mir in die Stube 'rein, und denken Sie sich meinen Schreck, ich hatte doch daran nicht gedacht, die Schnapsflasche steht g'rade auf dem Tisch, denn ich hatte mir eben ein halb Pfund geholt. — Was ist das? sagt sie zu mir, — Sie trinken doch keinen Branntwein? Wie sie das sagt, fange ich noch mehr an zu weinen, und schluchze und sage, daß mich vorher

der böſe Feind verſucht hätte, und um meine Verzweiflung zu vergeſſen, hätte ich meinen letzten Groſchen ausgegeben und mir einen gekauft, aber noch hätte ich nichts davon herunterbringen können. Na, die Sache war die, ich mußte vor ihren ſichtlichen Augen den Branntwein ausgießen, und es hat mir leid genug gethan um die liebe Gottesgabe: aber ich dachte, für das Geld kannſt du's thun. Nachher meinte ſie, ſie hätte mir zwar das Geld gegeben, aber ſie wollte mir noch etwas geben, was noch weit koſtbarer wäre, und wie ich denke, was wird denn das ſein, ſagt ſie zu ihrem Bedienten, der ein großes Pack unter dem Arm hatte, — mach' mal auf, Johann. Und der macht auch richtig auf, und wie ich den Schaden beſehe, iſt weiter nichts d'rin, wie lauter gottesfürchtige Bücher, und davon giebt ſie mir eine ganze Maſſe und ſagt, ich möchte ſie leſen und die anderen an meine guten Freundinnen geben. Na, ich habe nachher drei Silbergroſchen beim Kaufmann dafür gekriegt, und nachher hat ſie mir ihre Wohnung geſagt, und da gehe ich alle Woche hin und hole mir einen Thaler, dafür muß ich aber alle Sonntage nach der Kirche gehen, Vormittags nach dem Dom und Nachmittags in die neue Kirche, wo ſie auch immer iſt, und ich glaube, wenn ich nicht hinkäme, kriegte ich keinen Sechſer mehr von ihr." —

„Ja, ja, Sie ſind eine kluge Frau," ſagte der Bilderhändler, den dieſe Geſchichte ſehr ergötzt hatte; „aber Sie haben ganz recht, ſo muß man es machen, wenn man in der Welt durchkommen will."

„Es iſt nun einmal ſo; wenn man ſich heute zu Tage nicht recht fromm ſtellt, iſt nicht ein Sechſer zu bekommen," verſetzte die Frau lächelnd; „Sie kennen doch die Wittwe Schmidt hier auf dem Flur?" —

„Deren Mann ſeit einem Jahre todt iſt! Ja, ja, ich weiß, die arme Frau hat vier Kinder?"

„Ganz recht. — Na, zu der habe ich's oft genug gesagt, daß ſie ſo oft als möglich nach der Kirche gehen ſolle, jedesmal, wenn der Armenverſteher da iſt, ſie würde gewiß ein recht hübſches Geld bekommen, denn die älteſte Tochter iſt lahm und das jüngſte Kind blind; aber ſie meint, ſie betete oft genug des Tages bei ihrer Arbeit, und des Abends, wenn ſie zu Bett geht, und wenn ſie, anſtatt in die Kirche zu gehen, zu Haus bliebe, um für ihre Kinder zu arbeiten, ſo würde ihr der liebe Gott das nicht übel nehmen. Der Meinung bin ich nun zwar auch, aber es iſt doch der Leute wegen."

„Sehr richtig bemerkt, ſehr richtig, meine liebe Frau Nachbarin," ſagte der Bilderhändler.

„Es iſt eine Erfahrung, die man täglich macht; — aber wie iſt es, kann ich die Bücher von Ihnen bekommen?"

„Gewiß; aber Sie müſſen ſie mir auch wiederbringen!"

„Was denken Sie von mir, es iſt ja anvertrautes Gut," erwiederte ſie, einigermaßen verletzt; „ich werde Ihre Güte gewiß nicht mißbrauchen."

Der Bilderhändler ſtand auf, um von einem alten Brettergeſims die gewünſchten Gegenſtände herunterzulangen, und gab ſie der Frau.

„Ich danke Ihnen ſchön," ſagte dieſe; „aber nun will ich nicht länger ſtören, es iſt ſchon ſpät; nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie auf dieſe Weiſe beläſtigt habe."

Sie ging nach der Thür, aber in demſelben Augenblick, in welchem ſie dieſe öffnete, hörte man auf dem Flur den gellenden Hülferuf einer weiblichen Stimme

„Was iſt das? Was giebt es?" ſagte die Frau, und eilte neugierig hinaus, mehr um zu ſehen, was ſich ereignet habe, als um wirklich zu helfen.

Der Bilderhändler folgte ihr, nachdem er ſeinen beiden Gäſten geſagt hatte, ſie möchten die Thür verſchließen und warten, bis er wiederkäme. Beunruhigt, was in ſo ſpäter Stunde dieſen Lärm

hervorgerufen haben möchte, warteten Lampert und Matthes einige Minuten. Nach deren Verlauf kam der Alte zurück.

„Es iſt nichts," ſagte er; „nichts von Bedeutung, das Weib hat nur ſo geſchrieen, weil ſich ihr Mann aufgehängt hat."

„Nichts weiter?" ſagte Matthes einigermaßen verwundert; „Du ſagſt: nichts weiter? Iſt das nicht genug?"

„Recht magſt Du wohl haben," fuhr Jener achſelzuckend fort; „aber man gewöhnt ſich daran, das kommt hier oft vor. Ich war einen Augenblick in der Stube. Sie hatten den Mann ſchon abgeſchnitten, aber er wird wohl nicht wieder in's Leben zurück kommen. Die Leute hatten ſeit drei Tagen nichts gegeſſen und ſich auch heute wieder hungrig zu Bett gelegt, da war der Mann aufgeſtanden und hatte zu der Frau geſagt, er wolle 'mal nach dem Hof 'runter gehen, und da er ſo lange blieb, mochte ſich die Frau wohl denken, daß etwas vorgefallen wäre, — ſie ging ihm nach, und fand ihn draußen an einem Haken hängen. — Ja, ja, das Elend hier in dieſen Häuſern iſt ſchrecklich."

„Es wird doch aber für die Armen ſo viel gethan," warf Matthes ein.

„Reicht aber doch nicht aus," entgegnete Jener; „und das Unglück wächſt mit jedem Tage. Was ſoll daraus werden? Es iſt heut zu Tage Jedem zu verdenken, wenn er noch eine Profeſſion lernt, denn die Meiſter und Fabrikanten drücken das Arbeitslohn herunter, daß kaum ein einzelner Menſch dabei beſtehen kann, geſchweige denn Einer, der Frau und Kinder zu ernähren hat. Alles muß billig ſein, ſpottbillig, und doch will Alles nicht nur verdienen, ſondern auch reich dabei werden. Da ſtehen ſich denn die Arbeiter freilich am ſchlechtſten, ſie haben nichts zuzuſetzen und müſſen arbeiten den ganzen Tag über, um nur ſo viel zu verdienen, daß ſie ſich n trockenem Brodt ſatt eſſen können. — Ja, ja, man glaubt es nicht, wenn man es nicht ſieht," fuhr er nach einer Pauſe fort; „da ſitzt

hier mancher fleißige Kerl den ganzen Tag über hinter dem Webeſtuhl, und arbeitet und hungert, daß ihm die Augen übergehen, und wenn der Sonntag gekommen iſt und er die ganze Woche gearbeitet hat, ſind es vielleicht funfzehn Silbergroſchen, die er verdient. Und dabei iſt ſolch ein Menſch zufrieden, wenn er nur Arbeit hat. — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Leute ſprechen immer über die Gottloſigkeit unſerer Zeit und wundern ſich darüber, daß es ſo viele Diebe und Spitzbuben giebt; aber ich, unter uns geſagt, wenn ich das Elend hier ſo ſehe, ich wundere mich immer drüber, daß ſo *wenig* Leute ſind, die da ſtehlen."

„'S iſt viel Wahres drin in Deiner Rede," ſagte Matthes nachdenkend; „es iſt zwar ein ſchlechtes Vergnügen, die Karre zu ſchieben oder Wolle zu kratzen, aber doch braucht man ſich nicht ſo zu quälen, wie das arme Volk hier, und hat beſſeres Eſſen und keine Sorgen."

„Wenn die vornehmen Leute dieſe Armuth ſehen," fuhr der Bilderhändler indeſſen fort: „ſo ſchieben ſie das Unglück auf alles Mögliche, auf die Gottloſigkeit, auf den Branntwein, nur nicht auf die rechte Urſache. — Nimm einmal an, wie billig alle Fabrik- und Manufakturwaaren in den letzten dreißig Jahren geworden ſind, aber die Fabrikbeſitzer verdienen noch immer ſo viel wie früher, und nur die Arbeiter müſſen leiden; — wer ſonſt ſeine fünf oder ſechs Thaler in der Woche verdiente, hat jetzt kaum anderhalb oder zwei, und dabei ſind die Wohnungen und Lebensbedürfniſſe, anſtatt ebenfalls billiger, nur noch theurer geworden. — Ja, ja, da ſteckts; da muß geholfen werden, wenn wirklich etwas gebeſſert werden ſoll. —

„Dummes Zeug," unterbrach ihn Lampert; „die Sache iſt einmal ſo und wird bleiben, und durch dieſe Rederei nicht anders gemacht werden; jeder Menſch muß leben und Jeder muß ſehen, wie er durchkömmt, der auf dieſe, der auf jene Weiſe. Schlimm genug

wird es freilich für die, welche jetzt vollauf haben, wenn die Anderen ſagen, die bis jetzt geduldig gewartet, wir haben auch Hunger, wir wollen uns auch an den Tiſch ſetzen, der für uns Alle gedeckt iſt. — Aber es iſt, wie geſagt, ein unnützes Geſchwätz, und wir wollen uns lieber zu Bett legen."

Da die beiden Anderen durchaus nichts gegen dieſen Vorſchlag einzuwenden hatten, wurde derſelbe auch ſofort in Ausführung gebracht, indem der Bilderhändler ſeinen ſämmtlichen Vorrath von Betten und Kiſſen aus dem Bettgeſtell herausnahm und an die Erde packte, was mit den Kleidungsſtücken der drei Männer, die als Decken oder Kopfpfühl benutzt wurden, ein ziemlich erträgliches Lager abgab, noch weicher und behaglicher gemacht durch die eiſerne Nothwendigkeit, in welcher ſie ſich befanden.

LV.

Des Mörders Ende.

Während der ganzen Nacht hindurch hatte der Wind um den Giebel des Hauses geheult, und den Regen mit solcher Heftigkeit gegen die schmutzigen Scheiben gepeitscht, daß das Wasser durch die schlecht verkitteten Oeffnungen gedrungen und stromweise auf die Diele herabgeschossen war, einen förmlichen See in dem Zimmer bildend, und die an der Erde liegenden Betten mit einer Ueberschwemmung bedrohend.

Der Bilderhändler erhob sich zuerst von dem wenig einladenden Lager, seine Toilette dadurch in kürzester Zeit vollendend, daß er in ein Paar alte Filzpariser fuhr, sich schüttelte wie ein Bulldogg, der der wegen Umherschwärmens ausgesperrt, auf der Schwelle von seines Herrn Wohnung geschlafen hat; dann sich reckte und dehnte, sich noch einmal schüttelte, und endlich sein vollkommenes Erwachtsein durch ein sehr lautes Gähnen zu erkennen gab, welches auch die beiden anderen Schläfer erweckte.

„Wie ſpät iſt es?“ ſagte Lampert ſich aufrichtend, denn noch war der Tag nicht angebrochen.

„Ich werde gleich nachſehen,“ erwiederte Thomas, mit einem chemiſchen Feuerzeuge Licht anzündend, und nach der Wanduhr hinauf leuchtend.

Es war ſechs ein halb Uhr.

„Bleibt Ihr nur liegen, ich werde erſt gehen und Holz holen, damit wir eine warme Stube bekommen,“ ſagte Thomas; „es iſt verdammt kalt in dieſem alten Neſte.“

Die beiden Männer hüllten ſich frierend in ihre Decken, während Jener einen ſehr alten, zerlumpten Schlafrock anzog und das Zimmer verließ, nach wenigen Minuten mit einem Arm voll Brennholz zurückkehrend, das bald nachher in dem Ofen luſtig kniſterte und knaſterte, ſchon durch ſeinen bloßen Anblick ein Gefühl behaglicher Wärme in dem fröſtelnden Zimmer verbreitend.

Thomas gab hierauf an Lampert die nöthigen Anweiſungen, den Kaffee zu bereiten, und während dieſer das ihm übertragene Amt verwaltete, ſetzte ſich Jener an den Tiſch, um die angefangene Arbeit zu vollenden. — Der eine Theil des Vormittags verfloß, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes vorgefallen; als aber der Bilderhändler ſich entfernte, um aus dem im Hauſe befindlichen Laden die Erforderniſſe eines Frühſtücks zu holen, kehrte er mit der Nachricht von dem Ausbruch der Gefangenen zurück, welche ſich inzwiſchen wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet hatte und auch ſchon zu dieſer entlegenen Gegend gedrungen war. Dieſer Vorfall, obgleich er durchaus in keiner directen Beziehung zu ihnen ſtand, war den beiden Männern doch ſehr unangenehm. Es ließ ſich erwarten, daß die Polizei jetzt mit noch größerer Strenge gegen alle verdächtige Perſonen verfahren werde, und leicht konnte unter dieſen Umſtänden durch irgend einen Zufall ihre Entdeckung herbeigeführt werden. — Mit dieſen beunruhigenden Gedanken beſchäftigt, und

dann auch wieder die Art und Weiſe, auf welche die Gefangenen entwichen waren, und worüber ſie nichts Näheres wußten, mit Eifer beſprechend, wie man es bei Männern von Fach erwarten darf, verging ihnen der Tag. Der Bilderhändler hatte inzwiſchen fleißig gearbeitet, und als der Abend hereindunkelte, ſagte er, daß er in einigen Stunden ſein Werk vollendet haben würde. Während der Pauſe, welche er machte, als ihm das Dämmerlicht des Abends nicht erlaubte, weiter zu arbeiten, kramte er nach den nöthigen Sachen, welche ihm zum Abdruck der beiden Paßformulare erforderlich waren, und bei dieſer Gelegenheit machte er die Bemerkung, daß die Schwärze, welche dazu erforderlich war, dermaßen eingetrocknet ſei, daß er ſie nicht benutzen konnte, und dieſer Umſtand ſetzte ihn in nicht geringe Verlegenheit.

„Es muß einer von Euch gehen und mir Farbe holen," ſagte er; „denn, wenn ich fortgehe, verſäume ich mir zuviel an der Arbeit; es iſt ja dunkel, und ich meine, daß dabei nichts zu riskiren iſt."

In der That ſchien durchaus nichts Gefährliches dabei zu ſein, und ſo erklärte ſich Lampert bereit, zu gehen, und erkundigte ſich, wo er den verlangten Artikel zu kaufen bekommen würde. Der Bilderhändler bezeichnete ihm eine namhafte Buchdruckerei, wo alle Sonntage ſpät gearbeitet würde, und nachdem Jener noch die Vorſicht gebraucht, ſo lange zu warten, bis es völlig dunkel geworden war, machte er ſich auf den Weg, während Matthes ihm die Ermahnung mitgab, unter allen Umſtänden vorſichtig zu ſein, und ſobald als möglich zurückzukehren.

So ging er fort. — Er mußte längſtens in anderthalb Stunden zurückgekehrt ſein; aber dieſe Zeit war verfloſſen und der Erwartete noch nicht da. Bedenklich ſahen ſich die Männer einander an. Es verging noch eine Stunde, eine zweite, es ſchlug zehn Uhr, eilf Uhr, Mitternacht; Matthes hatte ſich in das Fenſter gelegt, um den Ankommenden zu erwarten, aber Stunde auf Stunde verging, Lampert erſchien nicht. — Zitternd und nachdenklich ſaßen die beiden Männer

da. Sie lasen die ängstlichen Vermuthungen, welche sie quälten, gegenseitig auf ihren bleichen Gesichtern.

„Ich begreife es nicht," sagte endlich Matthes; „sollte ihm wirklich ein Unglück passirt sein?"

„Es muß doch wohl," erwiederte der Andere; „er würde uns doch zum Teufel nicht in solcher Angst hier sitzen lassen."

Dabei warf der Sprecher einen sehr bedenklichen Blick auf die vor ihm liegende Lithographie, und setzte dann zögernd nach einer Pause hinzu:

„Es würde wohl am sichersten sein, die Zeichnung wieder zu vernichten, denn unter solchen Umständen kann man jeden Augenblick dem Besuch der Polizei entgegen sehen."

Matthes widersprach jedoch dieser Absicht, und meinte, daß er Lampert besser kennen müsse, denn, wenn derselbe wirklich durch irgend einen unglücklichen Zufall in die Hände der Polizei gerathen sei, so wäre es überhaupt sehr zweifelhaft, daß er im Laufe der Untersuchung ein Geständniß ablege, jedenfalls aber werde ein solches Geständniß nicht auf der Stelle, sondern erst später erfolgen, und bis dahin würden sie hinlänglich Zeit haben, die nöthigen Maßregeln für ihre Sicherheit zu treffen. Durch derartige Gründe gelang es Matthes, der dabei seine ganze Ueberredungskunst aufbot, seinen Gefährten einigermaßen zu beruhigen, und da inzwischen die Nacht bedeutend vorgerückt war, legten sie sich mit der schwachen Hoffnung nieder, daß der Vermißte sich vielleicht am andern Morgen wieder einfinden würde.

Während so diese beiden Männer von der peinlichsten Unruhe gequält die Minuten bis zu seiner Rückkehr gezählt hatten, war Lampert, nachdem er das Familienhaus verlassen, mit schnellem Schritte durch die dem Thore zunächst gelegenen Straßen geeilt, um sobald als möglich die ihm von Thomas zunächst bezeichnete Buchdruckerei zu erreichen, welche in der Spandauerstraße lag. Er hatte vor sei-

nem Fortgehen seinen Anzug so viel als möglich in Ordnung gebracht, und da es, wie gesagt, schon spät und somit völlige Dunkelheit eingetreten war, lag durchaus in diesem Gange nichts Gefährliches, was ihn hätte beunruhigen können. So schritt er rüstig vorwärts, alle belebten Straßen vermeidend, und seinen Weg durch Winkelgassen und abgelegene Straßen verfolgend, und erreichte auf diesem Wege ohne irgend einen Zufall sein Ziel. Zu seinem nicht geringen Aerger erfuhr er indessen, daß sein Gang vergeblich gewesen sei: die Buchdruckerei war schon geschlossen und er mußte unverrichteter Sache wieder umkehren.

Wenn der Räuber indessen im ersten Augenblick nicht ohne ein Gefühl von Bangigkeit die Straße betreten, so hatte sich während des Gehens sein Selbstvertrauen vollständig wieder eingefunden. Er besaß noch einiges Geld, welches in seiner Wohnung versteckt war, und dachte daran, ob es nicht möglich sei, dasselbe zu holen. Es war zwar nicht viel; aber Geiz und Habsucht flüsterten ihm zu, daß bei der gehörigen Vorsicht, nur wenig, oder eigentlich gar nichts zu fürchten sei. Er vermied es indessen, sich direct dorthin zu begeben, sondern zog es vielmehr vor, zunächst nach dem Keller von Matthes zu gehen, um dort auf eine oder die andere Weise zu erfahren, ob sich etwas Besonderes ereignet habe, daß ihn veranlassen könnte, sein Unternehmen aufzugeben, vielleicht lag ihm auch daran, im Allgemeinen Nachrichten über den Stand ihrer Angelegenheiten einzuziehen, die ihnen vielleicht bei ihrer Flucht vom wesentlichsten Nutzen sein könnten. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, schritt er frisch vorwärts, und hatte bald genug die schmutzige Gasse erreicht, welche zunächst sein Ziel war.

Nicht ohne banges Herzklopfen, welches ihn an das Gefährliche seines Unternehmens erinnerte, ging er bei den erleuchteten Fenstern vorüber, hinter denen der Lärm bachantischer Lust tobte. Als er dem Keller nahe gekommen war, stand er still, um sich davon zu über-

zeugen, daß ſich keine ihm verdächtige Perſon in der Nähe aufhalte dann ging er näher und verbarg ſich in ein gegenüberliegendes Haus, um von dort aus den Keller zu beobachten, aber es zeigte ſich nichts, was ihn hätte beunruhigen können, obgleich er über fünf Minuten an dieſer Stelle ſtand. Die Thür war geöffnet und unten Licht, doch konnte ihn dies auf keine Weiſe befremden, denn er wußte ja, daß Matthes dem Knaben den Auftrag gegeben hatte, dem Verkauf in derſelben Art vorzuſtehen, als wenn er ſelbſt gegenwärtig geweſen wäre. Ein altes Weib, mit einer Brandtweinflaſche in der Hand, ging hinein, um ſich einen Trunk für die Nacht zu holen, und kehrte nach wenigen Augenblicken mit der gefüllten Flaſche zurück. Es ſchien Alles in vollkommener Ordnung zu ſein.

„Ich will hineingehen," ſagte Lampert zu ſich ſelbſt; „wahrhaftig, ich ſehe nicht ein, was mir paſſiren könnte."

Und dieſem Entſchluß folgend, ging er raſch über die Straße und ſtieg die Kellertreppe hinab. Es war, wie er durch die zurückgeſchobenen Verhänge der Glasthür ſehen konnte, Niemand im Laden ſelbſt anweſend, und nach einem augenblicklichen Zaudern öffnete er und trat ein. Auf den Ruf der Klingel erſchien der Knabe. Lampert blieb indeſſen vorſichtig in der Thür ſtehen und ſah ihn fragend an.

„Alles richtig?" fragte er mit leiſer, flüſternder Stimme.

„Es iſt Geſellſchaft d'rin, aber Niemand, der treife *) iſt," entgegnete der Knabe.

„Wer ſind ſie?" fragte Lampert weiter.

„Ich kenne nur den Einen, es iſt der Lumpenſammler aus der Schornſteinfegergaſſe, aber nach ihren Reden zu ſchließen glaube ich, es ſind die, welche dieſe Nacht plaite **) gegangen ſind."

*) Verdächtig bei der Behörde.

**) Aus dem Gefängniß ausgebrochen.

„Hm,“ ſagte Lampert nachdenklich; „da iſt es allerdings gefährlich, ſich lange aufzuhalten; ich werde lieber gehen. Wenn Matthes zurück kommt, ſoll er mir's gleich ſagen laſſen. Weiter giebt es alſo nichts Neues? Iſt Niemand hier geweſen, der ausgeſehen hätte wie ein Valdewer? *)

„Niemand,“ verſicherte der Knabe.

„Nun gut, deſto beſſer. Gieb nur hübſch Achtung, mein Junge; es iſt eine Zeit, wo man alle fünf Sinne beiſammen haben muß, und wenn etwas paſſirt, ſo komm nur augenblicklich zu mir, hörſt Du?“

Der Knabe bejahte, und der Räuber, nachdem er noch zuvor ein Glas Branntwein getrunken, verließ den Keller.

„Merkwürdig, wahrhaftig, höchſt merkwürdig,“ ſagte er, als er die Stufen wieder hinaufſtieg; „es hat ſich noch Niemand ſehen laſſen, dieſe Leute müſſen doch wo möglich noch mehr Maure **) vor der Polizei haben, als wir, ſonſt ſäßen ſie uns doch wahrhaftig ſchon im Nacken; am Ende iſt unſere Furcht ganz und gar überflüſſig geweſen, aber deſto beſſer, ſicher iſt ſicher, und ich habe ſchon längſt daran gedacht, Berlin zu verlaſſen. Unſereiner findet überall ſein Brodt, und da Matthes Geld genug für uns Beide hat, kann ich mir keine bequemere Art zu reiſen denken; ſind wir 'mal unterwegs, und er will nicht ſo, wie ich will, ſo gebe ich ihm Eins auf den Kopf und nehme ſein Geld, und die Sache iſt ganz einfach abgemacht. — Na, nun will ich 'mal hinaufgehn und das Geld holen, und dann kann es meinetwegen nach Braſilien gehn, mir iſt es gleich.“

Mit dieſen Worten ſchritt er, während er in der Taſche nachfühlte, ob er auch den Schlüſſel zu ſeiner Wohnung bei ſich habe, durch die nächſte Quergaſſe der Kloſterſtraße zu. Er trat in das Haus hinein und horchte. Alles war ſtill. Aber hiermit noch nicht

*) Auskundſchafter.

**) Furcht.

zufrieden, taſtete er auf dem dunkeln Corridor umher, ob ſich Jemand dort verſteckt habe; aber er fand Niemand. Eine gleiche Vorſicht brauchte er, als er über den Hof ſchreitend, das Hinterhaus erreichte, in welchem er wohnte. Da er aber auch hier nichts ſah, was ihm verdächtig geſchienen hätte, und er ſich ſomit vollſtändig überzeugt, daß durchaus nichts verhanden ſei, wodurch der Rückweg ihm abgeſchnitten war, ſtieg er die Treppen hinauf. Er trat in ſein Zimmer. Es war ein kaltes unfreundliches Wetter draußen, aber als er in die Stube hineintrat, ſchien es ihm da noch weit kälter und eiſiger wie auf der Straße; er ſchauderte zuſammen; es überlief ihn fröſtelnd, und als er das Licht anzündete, zitterte die Hand, welche das Schwefelholz hielt, dergeſtalt, daß er es beinahe fallen ließ. Fieberfroſt durchſchauerte ſeinen Körper, und als er ſich erſchöpft auf das alte Sopha ſetzte, fühlte er ſich unbeſchreiblich krank und elend. Hinter dem Ofen lagen noch einige Stücke Holz, und er kniete vor dem Ofenloche nieder und machte ſich ein Feuer an. Dann ſuchte er einen alten Topf, füllte ihn mit Waſſer und ſchob ihn dicht an das Feuer. Und die Flamme knallte und flackerte luſtig, und das Waſſer wallte und ſiedete im Torfe; aber Lampert kauerte vor dem hell und luſtig brennenden Feuer, und ihm ſchien, als habe daſſelbe für ihn jede Wärme verloren, ſo elend fühlte er ſich.

„Es wäre übrigens kein Wunder, wenn ich krank würde, ſagte er zu ſich ſelbſt, während er an die Strapazen und Anſtrengungen dachte, denen er ſich in den letzten Tagen ausgeſetzt hatte. Er war in jener Nacht, als er mit Matthes auf dem Felde umherirrte, bis auf die Haut durchnäßt worden, die Kleider waren ihm erſt auf dem Leibe gefroren, und mit dieſen Kleidern hatte er ſich auf's Bett gelegt, die Kälte war ihm bis tief in's Mark hineingedrungen. Er beſaß zwar eine eiſenfeſte Natur, und war gewohnt, derſelben etwas zu bieten, aber ein ſolcher Verfall hätte ſelbſt eine feſtere Geſundheit untergraben. Er dachte daran, wie ſchrecklich es für ihn ſein

müſſe, wenn er krank würde, wenn er grade jetzt krank würde; das war vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, daß er es fühlte, welch' ein ſchreckliches Loos es iſt, ſo ganz allein und ohne die mindeſte Hulfe dazuſtehn; er erinnerte ſich, wie er vor mehren Jahren einmal krank geweſen war, und wie damals Line bei ihm ausgehalten, ihn gepflegt hatte. Dann dachte er noch weiter zurück an die Tage ſeiner Kindheit, an ſeine Mutter, die nun ſchon lange Jahre todt war, viele lange Jahre. Und, ſonderbar genug, war es das erſte Mal, daß er daran dachte, es wäre doch eine Art von freundlicher Rückerinnerung geweſen, wenn er in jenem Augenblicke an ihrem Bett geſtanden hätte, als ſie ſtarb; ſie würde ihn freundlich angeblickt haben, wie ſie es immer zu thun pflegte, und hätte die Hand auf ſein Haupt gelegt und geſegnet. Freilich, was wäre daran geweſen, es iſt doch nur ein leeres Geſchwätz, mögen die Leute ſagen, wie ſie wollen: es iſt thörichtes dummes Zeug. Aber immer wieder und immer wieder dachte er daran, und konnte es nicht los werden und wunderte ſich darüber, wie er jetzt zu ſolchen Gedanken käme, die er im Leben nie gehabt, ſelbſt damals nicht, als man ihm die Nachricht von dem Tode der Mutter brachte und ihm ſagte, ſie ſei aus Gram über ihn geſtorben, denn er befand ſich damals im Zuchthauſe. Es hatte ihn wenig gekümmert, er hatte ſich nichts daraus gemacht, und würde ſich nichts daraus gemacht haben, und wenn es ſeine Mutter ihm ſelbſt geſagt hätte; er hatte auch nachher nie daran gedacht, nie in ſeinem ganzen Leben, nur ein einziges Mal, und das war, wie ihm einer ſeiner Bekannten erzählte, er habe ein Paar tauſend Thaler Geld geerbt, denn ſeine Mutter wäre geſtorben. Und da hatte er auch an ſeine Mutter gedacht und gemeint, es ſei ſehr ſchade, daß die alte Frau ſo geſtorben, ohne ihm etwas zu hinterlaſſen. — Wie kam er jetzt auf alle dieſe Gedanken, gewiß, es war ſeltſam, aber es war doch und ließ ſich nicht wegleugnen. Aber war es nicht rechter Unſinn, ſo etwas zu denken, und grade in die-

ſem Augenblick? — Ganz gewiß, und er ſprang auf, und da er ſah, daß das Waſſer in dem Topfe brodelte und ſiedete, lief er zu der Kommode und nahm ein großes Glas und dann eine Flaſche, in welcher Rum war, und goß das Glas halb voll und dann Waſſer hinzu, und dann nahm er dieſe Miſchung, ſo heiß und glühend, daß man das Glas kaum in der Hand halten konnte, und trank es in langen, haſtigen Zügen hinunter, grade als ſei es kaltes Waſſer geweſen, und er wolle die Gluth des Fiebers kühlen, welche in ihm brannte.

Das ſtarke, heiße Getränk ſchien einigermaßen wohlthätig auf ſeine Nerven zu wirken, denn er fing an, ſich zu beſinnen, weshalb er hierher gekommen ſei; er dachte daran, daß Matthes ſeiner Rückkehr mit Ungeduld entgegen ſehen würde, und beſchloß, nicht länger hier zu verweilen. Er fühlte zwar wirklich, daß er krank ſei, recht ſehr krank, aber die Nothwendigkeit trieb ihn vorwärts; Matthes mußte gewiſſermaßen für ihn ſorgen, wenn er krank wurde, hier durfte er und hier wollte er es nicht werden, und der Wille iſt ſtark im Menſchen. Lampert ſchien mit einem Mal ſeine Kraft wieder bekommen zu haben, er ſtand raſch auf, denn er hatte ſich wieder auf das Sopha hingeſetzt, und ging in die anſtoßende Kammer. Hier ſchob er die Schwelle zurück, die zu beiden Seiten losgeſägt war, und unter derſelben befand ſich eine Höhlung des Fußbodens, aus welcher der Räuber eine nicht unbedeutende Summe an baarem Gelde und drei Stück goldene Uhren hervorlangte, die darunter verborgen geweſen waren. Er ſteckte dieſe Sachen in ſeinen Rock, und als er wieder in die andere Stube hineingehen wollte, ſtolperte er über die ihm im Wege liegende Schwelle.

„Bah,“ ſagte er lächelnd; „es iſt nöthig ſie wieder an ihren Ort zu legen, die Leute können es erfahren, daß hier Jemand gewohnt hat, der klüger war, als mancher Andere.“

Er ſchob bei dieſen Worten die Schwelle mit dem Fuß bei Seite, und trat wieder in das Wohnzimmer. In dieſem Augenblick ſchien

es ihm, als höre er außen auf der Treppe Fußtritte. Er sprang bestürzt nach der Thür und horchte. Sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht, er hörte deutlich einen leisen schleichenden Tritt; es war offenbar, daß der, welcher heraufkam, es vermeiden wollte, gehört zu werden. — Wer konnte es sein? — Leise, ganz leise und behutsam schob er den Riegel vor; aber in demselben Augenblick hörte er das klirrende Anstoßen eines Säbels an die Treppenstufen.

Konnte er noch zweifeln, daß er es war, welchem dieser Besuch galt. Im nächsten Augenblick hatte er das Licht ausgelöscht, es war ganz dunkel im Zimmer, nur das Feuer, das allmälig zu Kohlen herabgebrannt war, warf noch einen matten Schein durch die Oeffnung, der indessen von außen kaum wahrgenommen werden konnte.

Eine Minute athemloser Spannung verging für Lampert, dann hörte er, wie sich eine starke Hand auf die Klinke legte und dieselbe aufdrückte; da die Thür indessen nicht nachgab, ward von Außen eingerufen.

„Er hat das Licht ausgemacht," hörte Lampert gleich darauf eine tiefe Baßstimme sagen; „ich sah den Schein deutlich durch das Schlüsselloch. — Halloh, aufgemacht, aufgemacht!"

Eine augenblickliche Schwäche wandelte Lampert an, die Haare sträubten sich ihm zu Berge, und er verwünschte seinen Leichtsinn, der ihn hierher geführt; — aber nur einen Augenblick, dann kehrte seine Entschlossenheit wieder.

„Aufgemacht, oder wir sprengen die Thür!" riefen die Leute außen.

„Das wird bald geschehen sein; ich wurde sie mit einem Fußtritt über den Haufen stoßen," sagte Lampert zu sich selbst; „was ist zu machen?

In der Kammer hingen zwei geladene Pistolen. Einen Augenblick war er entschlossen, sich mit denselben zu bewaffnen und sich auf's Aeußerste zu vertheidigen. Er wollte die Thür plötzlich öffnen, hinausspringen und den Ersten, der sich ihm in den Weg stellen

wurde, über den Haufen ſchießen. Er überlegte jedoch, daß ihm dies nichts helfen würde, denn mit Gewißheit ließ ſich vermuthen, daß zunächſt die untere Thür und auch die des Vorderhauſes hinreichend beſetzt ſein würden. Ein anderer Ausgang aber war nicht vorhanden. — Inzwiſchen hatte der Räuber ſeine Kaltblütigkeit wiedergewonnen. —

„Es iſt nutzlos. Ich würde mich aufopfern, wenn ich mich mit ihnen einlaſſen wollte," murmelte er. — „Bah, ſucht nur, ihr werdet mich nicht finden." —

„Aufgemacht, aufgemacht!" rief es von Außen, und etwas Schweres, etwa der Kolben eines Gewehrs, donnerte gegen die Thür.

„Alle Teufel, es iſt Ernſt!" murmelte Lampert und ſprang in die Kammer, um auch dieſe Thür hinter ſich zu verſchließen und ſeinen Verfolgern ein weiteres Hinderniß in den Weg zu ſetzen. Da er indeſſen vorher verabſäumt hatte, die Schwelle wieder an ihren Ort zu ſchieben und die Thür ſomit gleichſam in der Luft hing, konnte ſie keinen langen Widerſtand leiſten. Da krachte die Thür des Vorderzimmers, das Schloß ſprang auf, die Leute drangen herein.

Ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, öffnete der Räuber das Fenſter und ſchwang ſich hinaus. Sich an das Fenſterkreuz anklammernd, warf er einen Blick nach unten hin in den Hof, und nun ſah er, daß derſelbe dicht gedrängt mit Menſchen gefüllt war. Er konnte ſie zwar nicht ſehen, ſondern hörte nur das Geſumm ihrer Stimmen. An das Fenſter ſich feſthaltend, welches nach außen hin ſich öffnete, ſchlurfte Lampert verrückt und mit der Geſchicklichkeit einer Katze an den Giebelvorſprung herum. Von da ab erreichte er glücklich das Dach.

In dieſem Augenblick wurde ein Fenſter in ſeiner Wohnung geöffnet.

„Verdammt!" rief eine Stimme; „der Kerl iſt auf dem Dache!"

Es war indeſſen ſo dunkel, daß ihn Niemand von unten bemerken konnte. Der Räuber wußte dies wohl, und durch ſeine verzwei-

ſelte Lage zur Eile getrieben, hatte er in kurzer Zeit das Vorderhaus erreicht; mit jeder Minute wuchs ſeine Zuverſicht.

„Mein Lebtag habe ich nicht geglaubt, daß ich ein ſolches Talent zum Schornſteinfegen beſäße," ſagte er luſtig, als er das Dach des Nachbarhauſes erreicht hatte und darauf hinrutſchte; „Ihr müßt es anders anſtellen, wenn Ihr mich fangen wollt!"

Dabei warf er einen Blick auf die Straße hinab, wo die Laternen undeutlich durch das Dunkel ſchimmerten.

„Es iſt nur gut, daß es ſo finſter iſt," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, ſich neben einem Schornſtein vorwärts tappend; „mir würde zuletzt ſchwindlich werden. — Teufel auch, was iſt das?"

Er hatte das nachſtfolgende Haus erreicht, und bemerkte zu ſeinem nicht geringen Schreck, daß das Dach deſſelben etwas niedriger ſei, als das, worauf er ſich befand. Er konnte zwar nicht deutlich ſehen, ob die Entfernung bedeutend ſei oder nicht, aber er erinnerte ſich jetzt, von der Straße her geſehen zu haben, daß dies Haus doch viel kleiner ſei, als die anſtoßenden. Unſchlüſſig hielt er einige Minuten an. Er konnte zurückkehren; aber dies war offenbar nur geeignet, ihn ſeinen Verfolgern in die Hände zu liefern. Er konnte in den Schornſtein oder den Boden des Hauſes hinabſteigen, auf welchem er ſich befand, aber dies war dem Punkt ſeiner Verfolgung zu nahe. — Vorwärts, vorwärts! Nur davon konnte er Rettung erwarten. Die Tiefe war vielleicht nicht ſo bedeutend. Wenn er, ſich an der äußerſten Verſtrebung der Mauer anklammernd, langſam hinunterließ, mußten ſeine Füße das andere Dach berühren; — alſo vorwärts!

Mit einer Beſonnenheit und Kaltblütigkeit, die in einer ſo verzweifelten Lage, wie die ſeine, gewiß merkwürdig war, die Hände ſo feſt in den runden Ziegel einzuklammern, als wolle er ſeine Finger in den Stein eindrücken, ſchob er, auf dem Bauche liegend, den einen Fuß zuerſt hinaus, und ihn feſt gegen die Mauer drückend, um ſich dadurch einen Stützpunkt zu verſchaffen, zog er das andere Bein

nach, und ließ ſich dann vollends hinab; aber ſein ſuchender Fuß, als er nun ausgeſtreckt an der glatten Mauer hing, fand keinen Stützpunkt. Auf die Gefahr hin, daß ſeine Arme die Laſt nicht zu tragen vermöchten, dehnte er ſich, die Fußſpitzen ausſtreckend, noch unten zu; — aber vergeblich. Vielleicht war er nur noch wenige Zoll von dem Dache entfernt, vielleicht war es auch wohl ein Fuß oder zwei, er konnte es nicht ſehen. Welch' eine ſchreckliche Lage! Der Angſtſchweiß ſtand ihm in großen, kalten Tropfen auf der Stirn, und einen ſchrecklichen Augenblick der entſetzlichen Todesangſt war er unſchlüſſig, was er thun ſollte. —

Er wollte ſich wieder auf das Dach hinaufarbeiten, welches er verlaſſen hatte; aber es war nichts Leichtes, den freihängenden Körper, wenn er ſich gleich gegen die Mauer ſtützte, zu dieſer Höhe hinaufzuſchwingen. Er machte den Verſuch einmal, zweimal, dreimal, aber vergeblich. Er knirſchte mit den Zähnen und heulte vor Wuth, wie ein wildes Thier. Noch einmal — jetzt oder nie! Aber in dieſem Augenblick, in welchem er jede Sehne, jede Muskel ſeines Körpers in wahnſinniger Verzweiflung anſpannte, wankte oben der Stein. Der Räuber ließ raſch, wie der Gedanke, mit der einen Hand los, um nach einem andern Halt zu greifen; zu ſpät. Ein Schrei, ein furchterlich das Ohr durchgellender Schrei, der viele Straßen weit gehört wurde, dann ſtürzte der Mörder hinab. Er fiel zuerſt auf das Dach des Nebenhauſes, welches ſeine Flucht unterbrochen; von da rollte er auf die Straße hinunter. Er glaubte einen Augenblick, daß er ſich hier auf irgend eine Weiſe würde anhalten können, er hatte ſein Bewußtſein noch nicht verloren und dachte noch immer an Rettung; aber wie er nun ſo unaufhaltſam das abſchüſſige Dach hinabrollte, ließ er ein langgedehntes, ſchaudererregendes Geheul hören, wie ein wildes Thier, das von den furchtbarſten Schmerzen gepeinigt wird; dann ſtürzte er hinab. — Er fiel mit dem Vorderkörper gegen das kalte, ſpitze Pflaſter. Als

Leute herzweilten, um ihn aufzuheben, waren seine Glieder gebrochen, wie die eines Gerädeten. Das Blut färbte die Straße und machte den Ort so schlüpfrig, daß Einer von denen, die ihm Hülfe bringen wollten, ausglitt und beinahe gefallen wäre. Aber er war noch nicht todt; seine gebrochenen Glieder zuckten krampfhaft, als man ihn anrührte; seine Augen rollten wild und drehend. Es war ein entsetzlicher Anblick. Er konnte nicht sprechen, denn seine Kinnladen waren gräßlich zerschlittert, er konnte auch kein Glied regen, sondern lag da, wie sie ihn hingelegt hatten, mit den offenen, starren Augen, wie ein Todter, der durch die geheimnißvolle, entsetzliche Kunst eines Arztes wieder in's Leben zurück gezwungen ist, ohne leben zu können, denn er weiß, daß er nachher wieder sterben muß, und wieder die Augen aufschlagen und dann wieder sterben, so lange, bis endlich Fäulniß und Verwesung über seine Glieder gekommen sind.

So lag auch er da. — Und die Einen schrieen, man soll ihn in ein Haus hineintragen, die Andern riefen nach einem Arzt, und er hörte und vernahm das Alles deutlich, und während die fürchterlichsten Schmerzen sein Eingeweide peinigten, wußte er, daß er schon so gut als todt sei, und war toll vor Wuth, daß Jene so schrieen und riefen, daß sie ihn vom Sterben zurückhalten wollten, und es wäre eine Wollust für ihn gewesen, einen Fluch auszustoßen, oder auch nur mit den Zähnen knirschen zu können, — aber er konnte es nicht. —

Endlich starb er. —

5 Band 2 Heft S. 72.

LVI.

Veränderungen.

Welch ein raſcher, freudiger Wechſel der Dinge für Roſe!

Sie hatte ſich den ganzen Tag über und auch einen Theil der Nacht hindurch den Kopf zerbrochen, was dieſe Veränderung ihrer Lage wohl zu bedeuten haben möchte; aber dieſe Gedanken, mit denen ſie ſich beſchäftigte, waren durchaus nicht unfreundlich, und ſie empfand es nur ſchmerzlich, allein zu ſein und Niemand zu haben, mit dem ſie ſich über die zahlloſen Vermuthungen ausſprechen könnte, welche ſie erfüllten. Die Frau des Gefangenwärters hatte ihr ein Bett beſorgt, ein friſches, blutheuweis überzogenes Bett, das beinah ſo nett und einladend ausſah, wie das ihre, ſo daß ſie ſich darüber wunderte und nachher zu der Frau die Bemerkung machte, ſie hätte gar nicht geglaubt, daß ein ſolches Bett an einem ſolchen Orte, wie das Gefängniß, überhaupt nur exiſtiren könne. Es war eine ſehr lange Zeit vergangen, ehe ſie eingeſchlafen, und das machte

das ungewohnte Lager, und dann auch die merkwürdigen Gedanken, die ihr im Köpfchen herumwirbelten, die Gedanken an ihre eigene Lage und an die ihres Bruders, deſſen Schickſal ſie allerdings am meiſten beunruhigte, und dann dachte ſie auch an Anna, und es kam ihr recht ſchmerzlich und wehmüthig vor, daß ſie einſchlafen ſollte, ohne derſelben gute Nacht geſagt zu haben, in Gedanken aber wendete ſie ſich zu ihr und flüſterte ihr leiſe, aber ſo freundlich den Gute-Nacht-Wunſch zu, daß der Engel, welcher es hörte, in das Zimmer der anderen Gefangenen hinüber ſchlüpfte, der armen Dulderin freundlich die Worte im Traume zuzuflüſtern, daß ein heiteres Lächeln das Geſicht der Schlafenden überzog.

Dann das Erwachen am andern Morgen! Wie ſie aus dem Schlafe emporfuhr und ſich die Augen rieb, und einen Augenblick fürchtete, es ſei Alles nur ein Traum geweſen, und dann, als ſie ſich von der Wirklichkeit überführt hatte, aufſprang und in die kleinen Hände klatſchte und ſich ganz närriſch gebehrdete vor teller Fröhlichkeit, und einer langen Zeit bedurfte, ehe ſie ſich wieder ſammeln konnte, um ihr Morgengebet mit Andacht zu ſprechen, und dann auf die Kniee ſank und die Händchen faltete, und ſich dann nach dem Gebet ſo zufrieden und gefaßt fühlte auf Alles, was da kommen konnte im Laufe des Tages, Glück oder Unglück, Traurigkeit oder Freude.

Aber es war nur Freude, was ſie erleben ſollte.

Die Frau des Schließers brachte ihr das Frühſtück und fragte ſie freundlich, ob ſie gut geſchlafen habe, und dann dauerte es gar nicht mehr lange, bis der Schließer ſelbſt kam, der auch gar nicht mehr ſo unfreundlich und griesgramig ausſah, wie ſonſt, und der führte ſie wieder in das Zimmer hinab, wo ſie das erſte Verhör gehabt hatte, und eine Menge fremder Herren waren da zugegen, von denen ſie vorher noch keinen geſehen: nur der, welcher ſich am vergangenen Tage ſo freundlich gegen ſie gezeigt und ſie in das andere

Zimmer gebracht hatte, und dann noch ein Anderer, deſſen Geſicht ihr auch ſo bekannt vorkam; aber ſie konnte ſich nicht mehr beſinnen, daß es derſelbe ſei, welchen ſie einmal bei dem Schuhmacher geſehen, und der ſie nachher in Schutz genommen, als ſie von ihrem jetzigen Ankläger verfolgt wurde, denn ſie war zu aufgeregt und voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Und ſo vergaß ſie es auch ganz und gar, wie dieſer fremde Herr ſie bei ihrem Eintritt mit einem ſo freundlichen, liebevollen Blick anſah, daß ſie gar nicht wußte, was ſie davon denken ſollte und ſchüchtern die Augen niederſchlug. Aber ſie hatte, wie geſagt, nicht lange Zeit daran zu denken, denn da fragten ſie zuerſt die anderen Herren um ihre Geſchichte, und ſie mußte ihnen noch einmal den ganzen Vorfall erzählen, und der eine Herr ſchrieb das auf, und wie ſie damit zu Ende war, ſagten ſie ihr, daß ihre Unſchuld anerkannt und daß ſie frei wäre, und wünſchten ihr mit freundlichen Worten Glück dazu. Ungeachtet ſie einigermaßen darauf vorbereitet geweſen, war ſie doch von alle dem ſo betäubt und verwirrt, daß ſie ſich gar nicht faſſen konnte, und erſt, als ſie auf den Hof hinaustrat in die friſche, freie Luft, da begannen ſich ihre Gedanken allmälig wieder zu ſammeln, und ſie ſah, daß ſie nicht allein war, ſondern der Herr, der ſie ſo freundlich angeblickt hatte, war bei ihr und noch ein anderer Herr, und Beide redeten ihr freundlich zu und ſagten, ſie möchte ruhig werden, ſie wollten ſie nach ihrer Wohnung begleiten, und da ſolle ſie auch ihren Bruder wiederfinden.

Dann rief einer von den Herren einen Mann, der gerade im Hofe ſtand, und trug ihm auf, eine Droſchke zu holen, damit ſie nach Haus fahren könnten, obſchon es doch nur ein ganz kurzes Endchen war, und obgleich ſie anfänglich dagegen proteſtirte, daß man ihretwegen ſo große Umſtände mache, ſo war doch der Mann mit dem Wagen im Umſehen zurück und ſie ſaß darin, und die beiden Herren waren ihr gefolgt, und der Kutſcher peitſchte das Pferd

ſo tüchtig, wie es immer ein Droſchenkutſcher thut, wenn er eine ganz kleine Fahrt zu machen hat.

Aber als ſie nun die Gaſſe erreicht hatten und der Wagen hielt, da ſtand Anton vor der Thür und machte den Schlag auf, und als Roſe ausſtieg, fiel er ihr um den Hals, und Beide ſchluchzten und weinten vor Freude, und ſchienen es ganz und gar vergeſſen zu haben, daß ſie ſich auf der offenen Straße befänden und noch mehr Leute da wären, bis endlich der fremde Herr ſie darauf aufmerkſam machte, und in ſehr gutigem, freundlichen Tone zu ihnen ſagte, ſie möchten nur erſt in das Haus hineintreten und hinaufgehen, da könnten ſie wenn beſſer zuſammen ſprechen. Und als Roſe nun mit Anton Hand in Hand die Stufen hinaufſtieg und in die Stube hineinkam, da fand ſie es Alles g'rade ſo, wie ſie es verlaſſen hatte, und ſelbſt die Blumen waren friſch begoſſen worden, und es ſchien, als hätten ſie ſich beeilt, recht ſchnell wieder aufzublühen, um ihre kleinen Herrin recht freundlich wieder zu empfangen.

Roſe wußte indeſſen in der Freude ihres Herzens noch immer gar nicht, was ſie ſagen ſollte, und ſie konnte ſich auch nicht recht erklären, was doch die beiden fremden Herren nur von ihr wollen mochten, die mit in das Zimmer hineingekommen waren, und wie ſie deutlich geſehen hatte, Anton mit den Augen zuwinkten, als wären ſie ganz genau mit ihm bekannt; — und dann Anton ſelbſt, wie prächtig und hubſch ſah er nicht aus! Er hatte einen ganz neuen Rock an und eine Weſte von irgend einem wunderbaren und ſehr koſtlichen Stoff, kurzum einen ganz neuen Anzug, und das Alles ſah Roſe und konnte doch nicht dazu kommen, ſich das erklären zu laſſen, denn da war immer ein Gedanke, der den andern verdrängte, daß ihr zuletzt ganz ſchwindlich wurde. Aber die Erklärung ſollte auch kommen, und wir brauchen es dem Leſer wohl nicht erſt zu ſagen, wie ſie kam, denn, wenn auch alle Polizeimenſchen aus Berlin zuſammen gekommen wären und geſagt hätten, daß eine ſolche Er-

zählung, wie sie Rose da den Herren mittheilte, noch immer kein richtiger Beweis wäre, so hätte sich Gartentierce doch nicht irre machen lassen in seinem Glauben, und Rose für seine Tochter anerkannt, und er würde es gethan haben, und wenn alle Leute gesagt hätten: „nein, sie ist es nicht.“ Aber eben so überflüssig und unnöthig wäre es auch, wollten wir es genau und ausführlich beschreiben, wie endlich Gartentierce, nachdem er Rosen hinlänglich darauf vorbereitet zu haben glaubte, ihr sagte, daß sie noch einen Vater hätte, daß derselbe gekommen wäre, sie aufzusuchen, und endlich, daß derselbe vor ihr stände, daß er es selbst wäre; — solche Scenen werden gewöhnlich sehr schön und treffend dadurch geschildert, daß der Autor sagt, die Feder sei ihm aus der Hand gefallen, oder der Griffel in seiner Rechten habe gezittert, wenn er sich sehr poetisch ausdrücken will, und es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß in einem Dutzend dieser Fälle die Leser einmal sehr zufrieden damit sind, der rührenden Beschreibung überhoben zu sein, die nothwendig erfolgt wäre, wenn sich nicht eben die Feder so freundschaftlich und mitleidig im Interesse des Lesers bewiesen hätte. Auch wir, ohne deshalb einen Schleier über diese Scene fallen zu lassen — eine Redensart, die ebenfalls bei solchen Gelegenheiten sehr im Schwunge ist — wollen den Leser nicht mit einer ausführlicheren Darstellung dessen aufhalten, was sich bei jener Gelegenheit ereignete: wie Rose in athemloser Spannung den Worten lauschte, welche über die Lippen des Grafen gingen; wie sie laut aufschrie in freudiger, staunender Ueberraschung, als Gartentierce ihr sagte, daß er es sei, den sie Vater nennen solle; wie sie dann ihn zweifelnd und schüchtern anblickte und es ihr schien, wie ein thörichter Traum, wie irgend ein wunderbares Märchen, daß sie diesen hohen, fremden Mann Vater nennen solle, und wie dieser sie dessenungeachtet in seine Arme schloß und sie auf die Stirne küßte, und sie allmälig sich dennoch an den Gedanken gewöhnte, es sei Wachen und Wahrheit, und nicht Traum und Märchen, und

wie dann zum erſtenmale das Wort Vater über ihre Lippen ging, erſt ſchüchtern und leiſe, kaum hörbar, dann aber lauter und immer lauter und herzlicher, und wie ſich endlich ihr übervolles Herz in einem Thränenſtrome Luft machte, einem Strom von luſtigen, freudigen Thränen, unter denen ſie lächelte und ſchwatzte, und gar nicht wußte, was ſie that und ſie ganz allerliebſt ausſah, daß ſelbſt Davernay ſich umdrehte und die Blumen anſah, die am Fenſter ſtanden, damit Niemand die Thräne bemerken ſolle, welche in ſeinem Auge hing.

Während die Glücklichen ſo beiſammen ſaßen und das Erzählen, das Fragen und Antworten gar kein Ende nehmen wollte, hatte Frau Kindel nicht einen Augenblick verſäumt, in der ganzen Nachbarſchaft umherzulaufen, und allen Leuten, die ihr gerade aufſtießen, Bekannten und Unbekannten, gleich viel, es ausführlich und umſtändlich, ſo viel ſie nämlich wußte, zu erzählen, wie Roſe wieder freigelaſſen und ihre Unſchuld durch irgend einen geheimnißvollen Zufall an den Tag gekommen ſei, von welchem ſie zwar vollkommen unterrichtet wäre, den ſie aber dennoch Niemanden erzählen könne, denn es ſei, wie geſagt, ein Geheimniß. Die äußerſt wichtige Miene, welche ſie bei dieſer Gelegenheit annahm, diente dazu, ihren Worten den glücklichſten Eingang zu verſchaffen; — man hatte nie gehört, daß Frau Kindel überhaupt im Stande ſei, ein Geheimniß zu bewahren, welch' ein ſchreckliches, gefährliches Geheimniß mußte dies ſein!

Unter denen, welche in dieſe merkwürdige Geſchichte eingeweiht wurden, befand ſich auch eine Perſon, die wir ſeit dem Eingang unſerer Erzählung faſt ganz aus dem Geſicht verloren haben, nämlich die Mutter Wegener, und für dieſe war die betreffende Mittheilung von um ſo größerem Intereſſe, als dieſelbe gerade ebenfalls vom Criminalgericht zurückkehrte, wohin ſie beſchieden geweſen war, um Zeugniß für oder wider ihren Miether, den Ruſſen, abzulegen. Von dieſem Gange zurückkehrend, war ſie gerade bei dem Hauſe vorüber-

gegangen, als Frau Rudel vor der Thür ſtand, und mehren Nachbarinnen mit jenem leiſen und doch vernehmbaren Tone, in dem gewöhnlich ein Geheimniß erzählt wird, die betreffenden Mittheilungen machte.

Nachdem Mutter Wegener ſomit in den vollſtändigen Beſitz dieſer merkwürdigen Geſchichte gekommen war, ging ſie nach ihrer Wohnung zurück, ſehr aufgeregt, wie man es gewöhnlich iſt, wenn man von einem Gange nach dem Criminalgericht zurückkehrt, und daran denkend, welches wohl das Schickſal ihres Schützlings, des Ruſſen, ſein werde. In ihrer Wohnung angelangt, fand ſie Arthur, der gekommen war, um ſich bei ihr nach ſeinem alten Kameraden zu erkundigen. Es war indeſſen wenig oder nichts, was die Mutter Wegener über dieſen Gegenſtand ſagen konnte, denn ſie hatte ihren ehemaligen Miether ſelbſt nicht geſehen, ſondern man hatte ſie nur über deſſen Lebenswandel befragt, nach ſeinen Beſchäftigungen und Anderem, was in dieſe Kategorie gehörte, und nachdem Arthur ſomit ſeinen Zweck ſehr wenig erreicht, verabſchiedete er ſich, um nach dem Hotel de Rome zu gehen, wo er von ſeinem neuen Freunde Abſchied nehmen wollte, der dieſen Morgen nach ſeiner Heimath zurückkehrte. Das Lebewohl, welches ſich Beide ſagten, war herzlicher, als man nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft von beiden Seiten hätte erwarten ſollen, aber da war ſo Vieles, was ihre junge Freundſchaft alt und kräftig gemacht hatte. Der junge Kaufmann fühlte ſich Arthur ſo unendlich verpflichtet, er verdankte ihm ja ſein Leben, und noch mehr als das, ſeine Ehre. Arthur dagegen war ſich bewußt, durch ſein Zuſammentreffen mit Jenem ein anderer Menſch geworden zu ſein; das Leben, welches ihm bisher mürriſch und verdrießlich hingegangen war, hatte jetzt wieder neuen Reiz für ihn gewonnen, und er wunderte ſich, daß er es vermocht hatte, ſo lange Zeit eine ſolche Lebensweiſe zu führen.

Als Arthur das Hotel de Rome erreicht hatte, fand er Eduard bereits reiſefertig, der Koffer war gepackt und ein Frühſtück für zwei Perſonen ſtand auf dem Tiſch.

„Ich habe indeſſen noch eine Bitte an Sie,“ ſagte der junge Mann zu Arthur, als er die Gläſer vollſchenkte; „es iſt eine unbedeutende Kleinigkeit und ich denke, Sie werden ſie mir nicht abſchlagen. — Ich weiß nicht, ob ich ſchon mit Ihnen davon geſprochen habe,“ fuhr er fort, nachdem Jener bejaht hatte; „aber die Sache iſt einfach die, daß nemlich einer meiner Bekannten auf der Straße vom Schlage getroffen wurde, während ich mit ihm ſprach. Ich ließ ihn erſt ins Hotel, und dann, nachdem wir einen Arzt herbeigerufen, in ſeine Wohnung bringen, vergaß dann aber ein Käſtchen, welches er bei ſich hatte, mit abzuliefern. Es ſteht dort auf dem Tiſche und enthält weiter nichts als Papiere. — Sie würden mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie es an die Adreſſe abliefern wollten.“

Natürlicherweiſe nahm Arthur mit vieler Bereitwilligkeit dieſen Auftrag an, und wir brauchen dem Leſer wohl nicht erſt zu ſagen, daß Eduard, als Jener nach der näheren Adreſſe fragte, an welche er es abgeben ſollte, den Namen des Banquier Aaron Levin nannten.

Die Stunde, die den beiden jungen Männern noch übrig war, verfloß ihnen ſo geſchwind, als ſei es kaum ein Viertheil dieſer Zeit geweſen, und Beide konnten es gar nicht begreifen, daß es ſchon ſo ſpät ſei, als ſie nach der Uhr ſahen, und der Kellner wurde hereingerufen und gefragt, ob es denn wirklich ſchon ſo ſpät ſei, und als er bejahte, wollten ſie's doch noch immer nicht glauben, und ſie ſchickten den Commiſſionair des Hotels nach der Akademie-Uhr herum, und als derſelbe die früheren Ausſagen beſtätigte, blieb ihnen doch nichts Anderes übrig, als ſich einen Fiaker kommen zu laſſen, um nach dem Poſtgebäude zu fahren, denn Arthur war durchaus nicht zu bewegen, ſeinen Freund eher zu verlaſſen, als bis die äußerſte

Nothwendigkeit es erforderte. — Der Kutſcher peitſchte ſein Pferd tüchtig an, und ſo hatten ſie in kurzer Zeit ihr Ziel erreicht; aber dennoch war es hohe Zeit, daß ſie ankamen, denn die Pferde waren ſchon eingeſpannt, und das geſchäftige Gewimmel der Reiſenden rings umher, das Weinen und Abſchiednehmen im beſten Gange.

Was iſt es doch für ein ſonderbares Gefühl, das in unſerer Bruſt aufwacht, wenn wir das luſtige Horn des Poſtillons hören und den Poſtwagen ſehen, angefüllt mit Paſſagieren, die neugierig theils, theils mit gleichgültigen Geſichtern hinter den Fenſtern hervorgucken, wenn der Wagen durch die Straßen raſſelt, und die Pferde in den friſchen Morgenwind hineinſchnauben; — ein Gefühl, das uns zwingt, ſtehen zu bleiben und den Abfahrenden nachzuſchauen, und an die fremden Orte und fremden Geſichter zu denken, die ſie ſehen werden, und an all' das Merkwürdige und Neue, was ihnen ſonſt noch auf ihrer Reiſe zuſtoßen wird; und wenn der Wagen längſt vorbei iſt und wir endlich aus unſeren Träumereien erwachen, fühlen wir uns recht unbehaglich und verdrießlich, indem wir das alte Einerlei rings um uns her bemerken.

Solche und ähnliche Empfindungen im Herzen, ſtand auch Arthur da, als der Wagen ſchon längſt ſeinen Augen entſchwunden war, und blickte noch immer die Straße hinunter. Für ſein Leben gern hätte er ſich in den erſten beſten Wagen hineingeſetzt, und wäre auf und davon gefahren, ihm gleichviel, wohin es gegangen; da er aber daran dachte, daß das nicht ſogleich ginge, und welch' einen entſetzlichen Schreck es ſeinen Gläubigern verurſachen würde, wenn ſich ſo plötzlich die Nachricht von ſeiner Abreiſe verbreitete, meinte er, daß es beſſer gethan ſei, für's Erſte noch hier zu bleiben und in dem gewohnten Schlendrian fortzuleben.

Er war in Folge dieſer Reflexionen eben im Begriff weiter zu gehen, als ein eleganter Wagen vor den Eingang der Poſt vorfuhr, und ein Herr und eine Dame in Reiſekleidern ausſtiegen, deren Er-

ſcheinung Arthurs Aufmerkſamkeit um ſo mehr rege machte, als er ſich entſann, dieſen Herrn ſchon früher geſehen zu haben, obgleich er im erſten Augenblick nicht genau wußte, wo. Endlich fiel ihm jedoch ein, daß es nirgends anders geweſen, als in der Wolfsſchlucht, wo man ihn als einen reichen Engländer, und zugleich als eine ſehr gute Priſe vorgeſtellt hatte; aber zu ihrer nicht geringen Betrübniß hatten die Herren vom Fach bald eingeſehen, daß der Fremde eben ſo gut wie ſie in alle Arten von Betrügereien des Spiels eingeweiht war, und ſie hier ihre Hoffnung auf Gewinn aufgeben müßten. Da der Fremde ſeit dieſer Zeit ſich häufig eingefunden und jedesmal an dem Spiel Theil genommen hatte, jedoch auf eine Weiſe, die deutlich verrieth, daß er nur des Gewinnes wegen ſpielte, und nicht etwa einer noblen Paſſion nachhinge, hatte Arthur bald nicht mehr an das Gerücht von den Reichthümern geglaubt, welche der Fremde beſitzen ſollte, und um ſo mehr mußte es ihm auffallen, dieſen Menſchen jetzt in einer ſo glänzenden Equipage, keinem Miethswagen, denn Arthur wußte ſo etwas auf den erſten Blick zu unterſcheiden, vorfahren zu ſehen. Ein Bedienter, welcher auf dem Bock geſeſſen, öffnete den Schlag; aber der Fremde, der Niemand anders war, als Lord Templeton, blieb noch ſitzen, und ſchickte den Diener zuerſt hinein, um fragen zu laſſen, ob die Extrapoſtpferde für ihn bereit ſeien. Da indeſſen die Antwort, die der Bediente zurückbrachte, verneinend ausfiel, indem der betreffende Beamte erklärt hatte, es ſei noch eine gute Viertelſtunde zu früh, ſo ſtieg der edle Lord aus, um die Dame in's Paſſagierzimmer zu führen.

„Welch' eine merkwürdige Geſchichte!“ ſagte Arthur zu ſich ſelbſt; „Ich bin feſt davon überzeugt, daß dieſer Kerl ein Lump und Betrüger iſt; wie kommt er zu dieſer noblen Equipage, und wer iſt die Dame, mit welcher er abreiſen will?

Arthur's Geſchäfte waren durchaus nicht ſo dringend, daß ſie ihm nicht geſtattet haben ſollten, ſo lange im Hofe umher zu ſchlen-

dern, bis die Pferde ankamen, welche der Lord mit großer Ungeduld zu erwarten ſchien, denn er trat mehre Male vor die Thür hinaus, um zu ſehen, ob ſie noch nicht da wären. Endlich kam der Poſtil-lon, um anzuzeigen, daß ſich Alles in Bereitſchaft befinde, und Ar-thur's Hoffnung, irgend etwas Beſtimmtes über dieſe Geſchichte zu erfahren, war vergeblich. Der Wagen rollte davon und war ihm bald genug aus dem Geſicht entſchwunden.

LVII.

Enttäuſchungen.

Am Morgen deſſelben Tages, an welchem der Viscount ſich anſchickte, Berlin zu verlaſſen, hatte der Briefträger im Hauſe des Fräulein von Selke ein Billet abgegeben, welches Mary alsbald an ſich nahm und es gleichſam mit einer Art von Triumph in das Zimmer ihrer Gebieterin trug.

„Ein Billet, gnädiges Fräulein, ein Billet von Lord Temvieten," ſagte ſie, in das Zimmer ihrer Gebieterin tretend; „es ſcheint mir ſeine Handſchrift zu ſein."

Das Fräulein ſprang auf und griff mit großer Haſt nach dem Briefe. Ihre kleinen, hübſchen Hände zitterten, als ſie das Siegel erbrach; aber kaum hatte ſie die erſten Zeilen geleſen, als die hohe Röthe, die bis dahin ihr Geſicht gefärbt hatte, einer tiefen Bläſſe wich; der Brief entfiel ihrer Hand und ſie ſelbſt wäre zu Boden geſtürzt, wenn nicht glücklicherweiſe ihre Freundin herzugeſprungen

wäre und ſie zum nächſten Kanapee geleitet hätte, wo die Dame einige Minuten in einer Art von Starrkrampf zubrachte, während Mary mit allen Arten von Riechſalz und Eſſenzen ihre Lebensgeiſter wieder zu erwecken bemüht war. Plötzlich aber ſtieß die Dame einen Schrei aus, und richtete ſich zur nicht geringen Verwunderung ihrer Geſellſchafterin haſtig auf.

„Zurück!“ rief ſie. „Fort, Mary, fort mit dieſen Sachen, die mir nichts nützen können; das Pulver allein iſt für einen ſolchen Fall geeignet.“

Mit zwei großen Sprüngen, wie es nur Beinen von ihrer Länge möglich, eilte Mary in das anſtoßende Zimmer, und kehrte gleich darauf mit zwei ſehr kleinen Schachteln zurück.

„Hier, gnädiges Fräulein,“ ſagte ſie; „welches iſt die rechte?“

Die junge Dame, die inzwiſchen wieder die Augen geſchloſſen, ſchlug ſie wieder auf; aber, als ſie die Schachteln bemerkte, warf ſie ihrer Geſellſchafterin einen unbeſchreiblich verächtlichen, zornigen Blick zu.

„Unglückſelige, willſt Du meiner ſpotten!“ rief ſie. „Willſt Du das, Schlange?“

Erſchrocken ſtarrte ſie Mary an.

„Mein Gott,“ ſagte ſie ängſtlich, „iſt das nicht die rechte? Es iſt weiter nichts da als die Schachtel mit dem Zahnpulver.“

„Zahnpulver!?“ kreiſchte Amalie, und der Blick, mit welchem ſie ihre zitternde Geſellſchafterin anſah, hatte wirklich etwas Vernichtendes; aber nachdem ſie einen Augenblick inne gehalten, und die bleichen, erſchreckten Züge der armen Mary bemerkte, wurde ſie ruhiger.

„Ach, ich vergaß es,“ fuhr ſie fort, und auch ihre Stimme klang weicher und klagender; „ich vergaß es, daß Du noch nicht weißt, was vorgefallen iſt. — Da, lies ſelbſt, lies ſelbſt und lies es laut, damit ſich mein Ohr an dieſe ungeheure Schandthat gewöhne.“

Auf dieſe Worte ihrer Gebieterin hob Mary das an der Erde liegende Billet auf und las folgende Worte:

„Meine ſehr verehrte Freundin!“

„Wer vermag über den geheimnißvollen Zug des Herzens zu gebieten? — Kein Sterblicher! Wer vermag die Falten ſeines eigenen Herzens zu ergründen? — Auch Keiner! — So iſt es auch mir gegangen, meine theure Freundin, denn es gab eine Zeit, wo ich glaubte, daß ich Sie und Niemand anders lieben könne, und wo meine bebenden Lippen Ihnen dies Geſtändniß ablegten. Aber ich täuſchte mich und täuſchte Sie. Sie ſelbſt wiſſen es, durch welchen Zufall ich Miß Herefort kennen lernte, und bei Ihrem erſten Blick empfand ich es, daß mein Herz ewig dieſer meiner reizenden Landsmännin gehören würde. Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich und verzeihen Sie Ihrem ꝛc.“

Mary hatte den Inhalt dieſes Briefes mit häufig vor Schluchzen erſtickter Stimme geleſen und dann und wann eine Pauſe gemacht, um ihre Thränen zu trocknen. Als ſie geendet hatte, warf ihre Gebieterin ihr einen wilden Blick zu.

„Nun,“ ſagte ſie; „bedarf es noch einer Erklärung, was ich für Pulver brauche?“

„Nein,“ erwiederte Mary, und in dieſem Augenblicke, in welchem ſie ſich ſtolz emporrichtete, war ſie nicht mehr die untergeordnete Geſellſchafterin, ſondern der freie, unabhängige Secretair des Berliner Frauenemancipationsklubbs, welcher mit der ihr gebührenden Würde ſagte: „Es iſt kein Zahnpulver, es iſt Schießpulver, deſſen Sie bedürfen.“

„So iſt's,“ ſprach die Dame, mit Würde aufſtehend; „Du magſt nachſehen, Mary, ob meine Piſtolen in Ordnung ſind, ich werde indeſſen die Herausforderung ſchreiben.“

Sie ſetzte ſich bei dieſen Worten an ihren Secretair, und während ſie mit haſtiger Eile ein kurzes Billet an den Lord ſchrieb, in welchem ſie denſelben erſuchte, ſich am folgenden Tage in der Haſenhaide einzufinden, und ſeine Piſtolen, ſo wie einen guten Freund mitzubringen, brachte Mary den Piſtolenkaſten hereingeſchleppt, und

nachdem der Brief conveniirt und abgeschickt war, ging es an ein Auseinandernehmen, Putzen und Oelen, daß ein Unteroffizier seine Freude daran gehabthaben würde, und die Damen handhabten Schraubenzieher und Federhaken mit solcher Geschicklichkeit, wie sie nur durch langdauernde Uebung hervorgebracht werden kann.

Nichts ahnend von diesen entsetzlichen Racheplänen, welche gegen ihn geschmiedet wurden, saß inzwischen Templeton an der Seite seiner Geliebten, und die Postpferde rannten darauf los, als ob sie nichts zu ziehen hätten, immer vorwärts die schmutzige, aufgeweichte Chaussee entlang, vorüber bei Feldern mit dürftiger Wintersaat Bestellt, bei einzeln stehenden Häusern und Gehöften, bei elend und erbärmlich aussehenden Dörfern, bei langsamen Frachtwagen, die unter der ihnen aufgebürdeten Last ächzten und stöhnten, wie lebende Wesen, bei wandernden Handwerksburschen mit lustigem Herzen und betrübtem Felleisen, bei Männern, die auf der feuchten, kalten Erde kauerten, Feldsteine zum Chausseebau zerschlagend und sie in Haufen aufschichtend, eine entsetzlich elende, trübselige Beschäftigung, — immer vorüberrasselnd ohne aufzuhalten, als gelte es eine Reise um die Welt und einen Wettlauf mit der Sonne. Nur ein oder zweimal, wenn umgespannt wurde, stieg der Lord mit seiner Begleiterin aus dem Wagen, um einige Erfrischungen einzunehmen; aber ehe man sich's versah, war er wieder draußen, und wetterte und fluchte in deutscher und englischer Sprache, daß es nur so eine Art hatte und die Postillons gar nicht wußten, was sie vor großer Eile machen sollten, und dann ging's wieder vorwärts mit einer Schnelligkeit von zwei Meilen die Stunde, aber dennoch viel zu langsam für die Ungeduld der Reisenden.

Endlich, es war schon Abend geworden, rasselten sie in das dunkle Thor eines kleinen Städtchens hinein, über ein entsetzlich holpriges Pflaster — ein Pflaster, wie es in der Hölle sein soll, auf welchem alle saumseligen Magistratspersonen in Prämiendroschken

viele tauſend Jahre ſpazieren gefahren werden, bis ſie ihre Unterlaſſungsſünden abgebüßt haben — und der Poſtillon blies ſo luſtig in ſein Horn, daß die Leute, die an Nervenſchwäche litten, Zuckungen bekamen, und hielt endlich vor der Thür eines Hauſes ſtill, wo eine ſchmutzige Oellampe brannte, die mit ihrem trüben Schein ein großes Schild beleuchtete, auf der man die Worte las: „zum blauen Löwen.“ —

Bei dem Klange des Poſthorns kam der Beſitzer des blauen Löwen, ein Herr mit einem großen Backenbart und einem ſchwarzen Umſegnungsfrack ganz außer Athem herbeigerannt, und hinter ihm her ein ſehr kleiner Kellner und ein ſehr großes Dienſtmädchen, die einen gewaltigen Eifer bezeigten, einander zu drängen und zu ſtoßen, um das Gepäck der Reiſenden aus dem Wagen zu nehmen, während dieſe von dem blauen Löwen ſelbſt ſehr freundſchaftlich bewillkommnet und mit einer ſehr langen Rede begrüßt wurden, in welcher derſelbe ihnen ſagte, er ſchätze es ſich für eine große Ehre, eine ſolche Geſellſchaft in ſeinem Hotel aufzunehmen, und er würde ſich auch beſtreben, die Herrſchaften zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit zu bedienen, beſonders da ſein Hotel das beſte im ganzen Orte ſei.

Mit dieſer Verſicherung hatte er um ſo mehr recht, da ſein Gaſthaus das einzige in der ganzen Stadt war, und er ſomit auf keine Weiſe irgend eine Concurrenz zu fürchten hatte.

Der Lord erklärte auf dieſe Betheuerung, daß er bereit ſei, derſelben das vollkommenſte Zutrauen zu ſchenken, und fragte zunächſt, ob er einige Zimmer bekommen könnte, worauf der Wirth ihm erwiederte, daß das ganze Haus zu ſeiner Diſpoſition ſtände, was auch wieder in ſofern wahr und begründet war, als die noch anweſenden Gäſte in vier oder fünf Frachtfuhrleuten beſtanden, welche im Stall bei ihren Pferden ſchliefen. Unter dieſen Verſicherungen führte er ſie die Treppe hinauf in ein kaltes, hungriges Zimmer mit wurmzerfreſſenen, wackligen Meubles und verſchloſſenen Fenſterverhängen,

auf dem Schrank eine ſchmutzige, beſtaubte Gypsfigur ſtehend, irgend eine ſehr merkwürdige Perſon — man konnte indeſſen nicht ſehen, ob ſie ein männliches oder weibliches Weſen vorſtellen ſollte — welche die Eintretenden mißtrauiſch und neugierig anzuſtarren ſchien, um ſich davon zu überzeugen, welche Geſellſchaft ſie bekommen würde. Der Wirth ſetzte die Kerze, welche er in der Hand getragen hatte, auf den Tiſch, war im Nu die Treppe hinab und kehrte eben ſo ſchnell wieder zurück, ein zweites, eben ſo ſchmutziges und qualmendes Licht mit bringend, um durch dieſen Luxus ſeine Gäſte darauf aufmerkſam zu machen, daß er es vollkommen wiſſe, was zur feinen Lebensart gehöre, und es durchaus nicht an ihm liege, wenn ſeine Gäſte nicht auf die ihnen gebührende Weiſe behandelt würden.

Wirklich war auch die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher ſie im Allgemeinen bedient wurden; neidiſche Leute, die gern das fremde Verdienſt verkleinern möchten, könnten zwar ſagen, daß es kein großes Verdienſt ſei, in einem Hotel ſehr ſchnelle Bedienung zu finden, wo weiter keine Gäſte zugegen ſind; aber dennoch könnte ich Euch manche ſchreckliche Geſchichte erzählen von Kellnern in weiten, leeren Zimmern, die ſo ausſahen, als ſeien ſie einmal vor grauen Zeiten dorthin verzaubert worden und könnten ſich noch immer nicht rühren, ſondern müßten ſtumm da ſitzen und auf ihre Erlöſung warten. Im blauen Löwen aber war ſo etwas nicht der Fall, und die Reiſenden hatten kaum Zeit gehabt, einen Blick auf ihre neue Umgebung zu thun und aus der wirklich erſtaunlichen Mannigfaltigkeit der vorhandenen Speiſen, die ihnen der Wirth an den Fingern herzählte, eine Auswahl zu treffen, ſo klapperte es ſchon Außen auf der Treppe mit mächtigen Holzpantinen, und die große Magd trat herein und warf einen Arm voll trockenen Scheitholzes mit lautem Krachen gegen die Erde, und begann dann ein Feuer im Ofen anzumachen, ein luſtiges, knackendes, hellglänzendes Feuer, bei deſſen Schein man ſich unmöglich hätte mürriſch anſehen können, ein Feuer, deſſen

Glanz dem Wirth, als es ihn aus der Ofenthür her umstrahlte, mit einem förmlichen Heiligenschein umgab, und sich außerdem noch freundlicher und behaglicher gemacht haben würde, wäre da nicht der Rauch gewesen, der häßlich und stinkend die lustige Flamme einhüllen zu wollen schien, und in diesen Bestrebungen zu gleicher Zeit das ganze Zimmer derartig erfüllte, daß man schleunigst Thüren und Fenstern öffnen mußte, wollte man nicht Gefahr laufen auf die jämmerlichste Weise zu ersticken. Der Wirth entschuldigte sich so gut es ihm möglich war, wegen dieses kleinen unbedeutenden Unfalls, indem er alle Schuld davon auf den Wind schob, der gerade im Westen stünde, und es sei nun einmal die verdammte Eigenschaft dieses Schornsteins, solche Rauchwolken von sich zu geben, wenn der Wind aus dieser Himmelsgegend blase, doch, und dieser Trostgrund war besonders dazu geeignet, die Reisenden völlig zu beruhigen, doch habe er einen sehr geschickten Maurermeister aus Berlin bestellt, der in den nächsten Wochen kommen würde, diesem unangenehmen Umstande abzuhelfen. So wie die Sachen standen, war dem Wirthe also auf keine Weise Schuld an dem kleinem Uebelstande beizumessen, und da es sich zunächst darum handelte, den Rauch auf die möglichst geschwindeste Art aus dem Zimmer herauszuschaffen, so wurde dies, nach der Angabe des Wirths, dadurch, jedoch nicht gerade sehr vollständig bewirkt, daß Thüren und Fenster weit geöffnet wurden; leider war die Zugluft, welche auf solche Weise entstand, so arg, daß das Zimmer für einige Zeit geräumt werden mußte, und dann erst wieder von seinen Bewohnern in Besitz genommen werden konnte.

Doch wir wollen abbrechen, uns länger und ausführlicher mit den Comforts eines Gasthofes in der Provinz zu beschäftigen, welcher uns hinreichenden Stoff, einen ganzen Band zu schreiben, geben würde, und so begnügen wir uns damit, zu sagen, daß in dem ungewöhnlich kurzen Zeitraum von kaum zwei Stunden die beiden Reisenden wirklich auf die Idee kamen, sie hätten nun genug

des Ungemachs ausgeſtanden und dürften wirklich der frohen Hoffnung Raum geben, ſich nach ihrer anſtrengenden Reiſe der Erholung hingeben zu können.

Wir haben vorher ſchon einmal Gelegenheit genommen darauf hinzudeuten, daß der Wirth zum blauen Löwen ein Mann war, der zu leben wußte, und da er auf den erſten Blick ſah, daß der fremde Herr irgend eine Perſon von groſſer Wichtigkeit und hohem Stande ſei, verfehlte er nicht, denſelben ſo oft wie es ihm nur möglich war, gnädigſter Herr zu tituliren, und ſo war es natürlich, daß, wenn er ſich an Miß Herefert wendete, er dieſelbe nicht anders, als gnädigſte Frau nannte. Nach irgend einem geheimnißvollen Uebereinkommen, das zwiſchen ihr und dem Lord obzuwalten ſchien, ließ ſie es indeſſen ruhig geſchehen, und als nun endlich der vorher bezeichnete Augenblick eingetreten war, in welchem das Zimmer vom Rauch befreit und etwas weniger kalt als vorher, auch der Tiſch leidlich mit einigen in der Eile neu zubereiteten oder aufgewärmten Speiſen beſetzt war, und der edle Lord einige Biſſen genoſſen hatte, klingelte er abermals den Wirth und fragte, als derſelbe erſchien, wo der Geiſtliche des Orts wohne.

„Es iſt nur wenige Schritte von meinem Hotel," entgegnete der Beſitzer des blauen Löwen; „aber da es ſchon ziemlich ſpät iſt, ſo glaube ich kaum, daß er noch zu ſprechen ſein wird. Er iſt indeſſen, wie ich Ihnen verſichern kann, ein ganz genauer Freund und Bekannter von mir, und wenn Sie es mir wiſſen laſſen könnten, in welcher Angelegenheit Sie ihn ſprechen wollen, ſo dürfte Ihnen das vielleicht von einigem Nutzen ſein."

Der blaue Löwenwirth freute ſich, während er dieſe Worte ſprach, innerlich über den ungeheuren Scharfſinn, den er bei dieſer Angelegenheit an den Tag gelegt, um zu erfahren, was eigentlich die Fremden zu dieſem räthſelhaften Beſuch veranlaſſen könne; aber ſein Triumpf währte nicht allzulange, indem der Lord ihm ſehr trocken erwie-

derte, er danke recht sehr für diese Bereitwilligkeit, welche er zwar hinlänglich zu schätzen wisse, doch müsse er die Sache mit dem Prediger selbst verhandeln, der übrigens selbst ein Jugend- und Universitätsfreund von ihm sei, und da er bereits morgen wieder abreise, müsse er den Besuch nothwendig in dieser freilich etwas späten und unpassenden Stunde machen. Unter so bewandten Umständen blieb dem Löwenwirthe allerdings nichts weiter übrig, als sich mit Geduld zu fügen; aber dennoch war er artig genug, dem Lord seine Begleitung bis zum Hause des Predigers anzubieten, was derselbe auch dankbar annahm.

Des Predigers Haushälterin, als sie das Haus erreicht hatten, bestätigte, daß ihr Herr zu Haus sei, und führte dann den Fremden in das Studierzimmer des geistlichen Hirten, worauf sie schnell zu dem unten wartenden Löwenwirth eilte, um denselben nach der Absicht, oder nach dem Grunde dieses späten Besuches zu fragen; aber zu ihrem nicht geringen Aerger hörte sie, daß ihr Freund ebenso ununterrichtet sei, wie sie selbst, und beide hielten eine lange Conferenz mit einander, in welcher sie zuerst im Allgemeinen, und dann über diesen Fall besonders davon sprachen, wie unrecht und schadenbringend es für die ganze Staatsgesellschaft sei, nur irgend ein Geheimniß zu haben, und wie so etwas gar nicht geduldet werden müsse, und auch sie Beide Alles daran setzen wollten, die vorliegende Sache zu ergründen. Dieses Gespräch wurde indessen, nachdem es etwa eine Viertelstunde gedauert, dadurch unterbrochen, daß der Prediger in Begleitung des Fremden die Treppe herunter kam, und zwar hatte er seinen Hut aufgesetzt und den Mantel umgehängt, und das war gerade das Unglück für die beiden Neugierigen, denn sie konnten zwar bemerken, daß der geistliche Herr irgend etwas unter dem Mantel trug, was dies indessen sei, vermochten sie nicht anzugeben. Noch höher stieg aber ihre Verwunderung, als der Prediger zu seiner Haushälterin sagte, sie möchte gleich hingehen und Herrn Stumpfbein, den

Küſter, rufen, er ſolle ſogleich nach dem blauen Löwen kommen und auch das Kirchenbuch mitbringen. Einige Augenblicke ſtand die gute Frau ganz erſtaunt und beſtürzt da, als wiſſe ſie nicht, ob ſie einem ſo merkwürdigem Befehle gehorchen ſollte oder nicht; als derſelbe aber zum zweitenmale wiederholt wurde, blieb ihr allerdings nichts übrig, als ſich zu fügen, und indem ſie dem Löwenwirthe einen ermunternden Blick zuwarf, als wolle ſie ihm ſagen, daß ſie hinter dieſe geheimnißvolle Geſchichte kommen werde und müſſe, es möge koſten, was es wolle, eilte ſie nach der ihr wohlbekannten Wohnung des Herrn Stumpfbein und fand denſelben gemüthlich im Kreiſe ſeiner Familie ſitzend. Da ſie ganz außer Athem war, als ſie die Thür aufmachte, verging einige Zeit ehe ſie zum Sprechen kommen konnte; aber ihr Ausſehen war ſchon von vornherein ſo geheimnißdrohend, daß, ehe ſie noch den Mund aufgemacht hatte, der Küſter ſich mit der Frage an ſie wendete, welches Unglück ſich ereignet habe.

„Ich weiß nicht, ob das Unglück ſchon geſchehen iſt, oder ob es erſt geſchehen ſoll, und das iſt ſchon von vornherein ein großes Unglück," ſagte die Dame; „aber es iſt einmal ſo. Fremde kommen geheimnißvoll mit Extrapoſt an, ſteigen im blauen Löwen ab, und ich habe nie gehört, daß jemals eine Extrapoſt im blauen Löwen gehalten hätte; dieſelben Fremden gehen zum Prediger, und auf die Frage des Wirths, was ſie wollen, geben ſie keine Antwort; der Herr ſchließt ſich mit dem Fremden ein, kommt herunter, ſagt, daß ich zu Ihnen gehen ſoll und Sie nach dem blauen Löwen rufen und daß Sie das Kirchenbuch mitbringen ſollen; — iſt das nicht genug? O, es giebt ſchreckliche Dinge, die in der Welt vorgehen!"

Mit dieſen letzteren Worten hatte ſie ſich beſonders an die Frau des Küſters gewendet, als wolle ſie dieſelbe anrufen, ihre Behauptung zu beſtätigen, denn ſie wußte gar wohl, daß der Küſter große Stücken auf ſeine Ehehälfte hielt, und daß es ihr nur auf dieſem Wege gelin-

gen könne, Aufklärung über diesen Vorfall zu erhalten, welcher ihre Aufmerksamkeit in so hohen Grade in Anspruch genommen hatte. Ein sehr bedeutsamer Blick, den sie mit der Frau wechselte, während der Mann sich beeilte, dem an ihn ergangenen Befehle nachzukommen, sagte ihr, daß sie auf die Erfüllung ihrer Hoffnung rechnen könne, und nachdem sie noch eine Zeitlang mit ihrer Frau Gevatterin über die verschiedenartigsten Gegenstände geplaudert hatte, kehrte sie in Begleitung des Küsters nach dem blauen Löwen zurück.

Aber alle Anstrengungen der guten Frau, so wie die des Löwenwirthes selbst, etwas Näheres über die geheimnißvolle Scene zu erfahren, die sich in dem Zimmer der Fremden vorbereitete, waren vergeblich, und der Letztere verwünschte tausendmal die unglückliche Idee, die er gehabt hatte, eine doppelte Thür vor dem Zimmer anzubringen, die es ganz unmöglich machte, auch nur ein einziges Wort von dem zu verstehen, was innen verhandelt wurde. Er machte zwar einen verzweiflungsvollen Versuch, den Schleier des Geheimnisses mit Gewalt zu lüften, indem er plötzlich auf den Gedanken kam, man habe innen geklingelt, und es versuchte, die Thür sehr schnell und plötzlich zu öffnen, aber der Riegel war inwendig vorgeschoben und auch dieser Versuch war umsonst. Ebenso vergeblich war es auch, als er sich nachher mit einer direkten Frage an seinen Freund, den Prediger, wendete, wie derselbe etwa eine halbe Stunde später das Zimmer verließ. Aber dieser erklärte ihm kurz, daß es ein Amtsgeschäft von geringer Bedeutung gewesen wäre, und ebenso scheiterte sein Versuch bei dem Küster, der mit ängstlicher Hast vorgab, nach Haus zurückkehren zu müssen, da ihn seine Frau erwarte.

„Es wird nichts Anderes übrig bleiben, wir werden uns gedulden müssen, meine theure Freundin," sagte der Löwenwirth mit einer Art von verzweiflungsvoller Resignation zu der Haushälterin des Predigers, als er auf solche Weise alle seine Aussichten scheitern sah; „ich denke, wir werden mit der Zeit dahinter kommen."

Und dies war ein guter Troſt, der Beide einigermaßen zu beruhigen ſchien, und um dieſen wohlthätigen Eindruck noch zu verſtärken, fügte der Wirth hinzu, daß ſie in die Schenkſtube hinein gehen und dort ein Glas heißen Punſch genießen wollten, eine Aufforderung, die zu lockend war, als daß die Dame derſelben hätte widerſtehen können.

Während dieſe beiden ehrenwerthen Perſonen ſich ſomit der angedeuteten Beſchäftigung hingaben — denn man muß nicht etwa glauben, daß die Freigebigkeit des Löwenwirthes ſich auf ein einziges Glas beſagter Getränkes erſtreckt habe, ſondern die Bezeichnung, ein Glas, war vielmehr ein Collectivname für ſehr viele Gläſer — fand eine ſehr merkwürdige Scene eben in dem Fremdenzimmer ſtatt:

„Miß Herefort ſaß auf einem großen, unförmlichen Polſterſtuhl, die Füße hatte ſie auf eine niedrige Fußbank geſtützt und auf dieſer ſaß der Pſeudo-Lord.“

„Und nun, meine theure Thereſe,“ ſagte Templeton, indem er von Zeit zu Zeit ſeine Worte unterbrach, um einen Kuß auf die Hand der hübſchen Dame, welche er in der ſeinen hielt, zu drücken; „nun, meine theure Thereſe, nachdem wir nunmehr allen Pflichten genügt, welche die Geſetze der Convenienz an uns machen, nachdem ich Dich ihnen als mein Weib verführen kann, welches durch den Segen des Prieſters mir verbunden iſt, jetzt laß uns wünſchen, daß dieſer Abend der Anfang von tauſend anderen glücklichen Abenden ſein möge, die wir mit einander verleben.“

Nachdem der edle Lord dieſe Worte mit ſehr vielem Ausdruck im Ton und Blick geſprochen, küßte er noch einmal die Hand ſeiner jungen Gemalin, doch da ihm ſeine Stellung auf der harten Fußbank einigermaßen unbequem däuchte erſuchte er ſeine Gemalin ihren Platz zu wechſeln und ſich an ſeine Seite auf das Sopha zu ſetzen. Es war ein recht altes, ſchmales, knarrendes, hartes, unbequemes Sopha, aber keiner von Beiden mochte daran denken; ſie waren zu

voll von den Gefühlen, welche auf sie einstürmten, und welches junge Eheraar vermöchte auch wohl an dergleichen Äußerlichkeiten zu denken, in dem Augenblick, wo sie endlich ohne Rückhalt sich ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit überlassen können. Ein, zwei, drei Stunden verflossen ihnen so schnell, wie ebenso viele Augenblicke im Austausch gegenseitiger Liebe; der melancholische Ruf des Nachtwächters unten auf der Straße, begleitet von dem ächzenden Geschrei einer großen Knarre verkündete die Mitternachtstunde, und die Lichter waren bereits tief herabgebrannt, als sich Milady endlich erröthend den sie umschlingenden Armen ihres Gemahls entwand.

„Liebst Du mich denn auch wirklich so, wie Du es sagst," sprach sie in dem denkbar bezaubernsten Tone, während sie ihr großes, schönes Auge schmachtend und verführerisch auf ihren Gemal heftete: „liebst Du mich denn auch wirklich so, wie Du es sagst mein Richard?"

„Gewiß, gewiß," entgegnete der Lord zärtlich; „wie kannst Du noch fragen!"

„Es ist wahr, es ist eine Thorheit von mir," fuhr die Dame fort; „ich zweifle nicht länger, aber —

„Aber?"

„Nein, nein, es ist nichts, gar nichts."

„Und doch," meine theure Freundin; „Du wolltest mir etwas sagen. Welch ein Mangel an Vertrauen."

„Oh nicht doch, mein theurer Templeton, wie kannst Du so etwas aussprechen."

Sage nicht Templeton, sondern mein Richard," sagte der Lord in einem so süßen, bezaubernden Tone, wie er nur jemals gehört worden war. „Was quält Dich also? Ich bitte Dich, sprich es aus; bedarf meine Liebe noch eines Beweises?"

„Nein, nein, es wäre Thorheit auch nur einen Augenblick an Deiner edlen Gesinnung zu zweifeln. Doch aber ist es eins, mein

theurer Templeton, oder Richard, wenn Du es ſo lieber hörſt, Eins, was wir beſprechen müſſen, denn Du warſt großmüthig genug, vor unſerer Verbindung nie davon zu reden. — Es ſind unſere Vermögensverhältniſſe."

In der That hatte der ehrenwerthe Lord aus leicht erklärlichen Urſachen ſich wohl gehütet, jemals ein Wort über dieſe Angelegenheit fallen zu laſſen.

„Aha," ſagte er zu ſich ſelbſt; „welch ein glücklicher Einfall von meiner kleinen Frau; wahrhaftig, ſehr geſcheut. Ich ſehe, ſie will daß wir Beide ein Teſtament machen; — wenn's weiter nichts iſt, damit ſtehe ich gern zu Dienſt. — Ich ſehe nicht ein, weshalb die Sache ſo dringend iſt, meine ſüße Thereſe," fuhr er laut zu ſeiner Gemalin gewendet fort; „aber wenn es Dir Vergnügen macht, ſo bin ich gern dazu bereit. — Sollteſt Du es vielleicht vorziehen, daß wir uns in Deutſchland aufkaufen?"

„Ich werde mich ganz und gar nach Deinen Wünſchen richten."

„Aber Du mußt Dich doch beſtimmen, ob Du willſt, daß Deine Beſitzungen verkauft werden ſollen, oder nicht."

„Das war's eben, worauf ich kommen wollte," ſagte Miß Herefort.

Sie ſchlug bei dieſen Worten die Augen ſchüchtern nieder und, indem ſie ſeine Hand gefaßt hielt, während ſie ſprach, warf ſie von Zeit zu Zeit einen Blick unter ihren geſenkten Wimpern hervor, um zu ſehen, welchen Eindruck ihre Worte hervorbringen würden.

„Du haſt es mir tauſend Mal geſagt, daß Du mich, und nur mich liebſt, daß Du nichts weiter willſt, als meine Liebe, und wenn es mich drängte, Dir dieſe Mittheilung zu machen, wollteſt Du nichts davon hören. — Du glaubſt vielleicht, daß ich reich bin; aber Du irrſt, ich bin arm, mein Theurer, ganz arm."

Der Lord ſchrak unwillkürlich zuſammen, faßte ſich aber ſogleich wieder.

„Nichts da, es iſt eine Thorheit," ſprach er zu ſich ſelbſt; „ſie will mich nur auf die Probe ſtellen. — Meinſt Du, daß Du dadurch in meinen Augen gewinnen könnteſt, und wenn Du alle Schätze Indiens hätteſt," ſagte er mit einem erzwungenen Lächeln, aber doch nicht ohne einige Verlegenheit. „Aber Du vergißt es, kleine Schelmin, wenn Du mit mir ſcherzen willſt, daß ich Deine Verhältniſſe doch ein Bischen genauer kenne. — Wie thöricht iſt es überhaupt für mich, über dergleichen Sachen zu ſprechen! Aber man kann in Berlin nicht von der Luft leben, und eine Haushaltung, wie die Deine, muß Dir doch unſtreitig viel Geld gekoſtet haben. — Aber, wie geſagt, wozu ſprechen wir über dieſe Sachen, mir iſt es gleich, ob Du eine Fürſtin oder eine Bettlerin biſt."

„Ich wußte, daß ich Dich ſo finden würde," ſagte die Dame, zärtlich und erfreut zugleich; aber auf ihrem Geſichte lag diesmal ein Zug von Wahrheit, der ſich durchaus nicht wegleugnen ließ. „Welch ein Glück für mich, ſolch einen Mann gefunden zu haben! — Aber in der That, mein Theurer, ich bin arm, ich lebte in Berlin nur von den Unterſtützungen einiger hohen Gönner."

„Gott verdamm' mich, iſt es wahr?" rief Templeton aufſpringend und ſeine Gemalin beſtürzt anſtarrend. „Iſt es wahr?"

Mylady blickte ihn erſchreckt an.

„Mein Gott, dieſe Heftigkeit, ich bitte Dich, mein theurer Richard."

„Iſt es wahr?" rief Templeton noch einmal.

„Mein Gott, ja. — Aber was iſt Dir, Du ſagteſt doch vorher, daß es Dir ganz gleichgültig ſei, ob — —"

„Gleichgültig, ja wohl, ganz gleichgültig," fuhr der Lord etwas ruhiger fort; „aber ich muß Ihnen ſagen, meine theure Freundin, daß es nur um nichts beſſer geht, wie Ihnen, daß Sie ſich auch getäuſcht haben, wenn Sie mich für einen Mann von Vermögen hielten. — Wir ſind Beide in der gleichen Lage."

Die Züge der ſchönen Engländerin verfärbten ſich, als der Lord auf dieſe Weiſe zu ihr ſprach. Sie antwortete nicht, heftete aber ihr Auge ängſtlich und zitternd auf den Sprecher. Indeſſen war Templeton aufgeſprungen und ging mit raſchen, haſtigen Schritten im Zimmer auf und ab; erſt nach einigen Minuten brach er die Stille und während er beide Hände tief in die Hoſentaſchen hineingeſteckt vor ſeiner jungen Frau ſtehen blieb, brach er in ein lautes, wiewohl erzwungenes Gelächter aus, indem er ſie fortwährend ſtarr anblickte, daß ſie gar nicht wußte, wohin ſie in ihrer Verlegenheit ihre Augen wenden ſollte.

„Verdammt will ich ſein," ſagte Templeton endlich, indem er ſich umdrehte und wieder ſeinen Weg durch die Stube fortzuſetzen anfing; „verdammt, wenn das nicht einer der ſchlechteſten Witze iſt, die jemals vorgekommen ſind. Aber es iſt ein Glück, daß kein Menſch etwas davon weiß, und wenn wir nach Berlin zurück kommen, iſt es ſo gut, als ob es nicht geſchehen wäre."

Bei dieſen Worten ihres Gemals ſtieß die Arme einen lauten Schrei aus.

„Mein Gott, mein Gott," ſagte ſie, in Thränen ausbrechend; „iſt das Ihr Ernſt, Mylord? Sie wollten ſich wirklich von mir trennen?"

„Pah, was ſollen wir machen, mein ſüßer Schatz? Sie haben kein Geld und ich habe keins, das heißt mit andern Worten, wir haben Beide nichts, und wenn Sie mir die Hälfte von den Koſten zurück erſtatten wollten, die ich Ihretwegen gehabt habe, ſo würden Sie mich ſehr verbinden."

Ein ſolcher Vorſchlag war, wenn die Dame wirklich noch einige Zweifel in die Wahrheit ſeiner Worte geſetzt hätte, doch ſo vollſtändig geeignet, ſie von jeder ferneren Selbſttäuſchung zurückzubringen, daß ſie, unfähig etwas zu erwiedern, nur noch heftiger zu weinen begann, und da es ihr, nach einiger Ueberlegung, ſchien, als könne ſie

nichts Beſſeres thun, beſchloß ſie, in Ohnmacht zu fallen, und führte dies Experiment auch wirklich ſo geſchickt und naturgetreu aus, daß der ſehr ehrenwerthe Lord dadurch getäuſcht, in der That einiges Mitleid mit ihrem Zuſtande zu fühlen begann und haſtig hinzuſprang, um ſie zu unterſtützen. Er öffnete ſein Neceſſaire, nahm ein Riechfläſchchen, und rieb mit der darin enthaltenen Eſſenz die Schläfe der Ohnmächtigen. Seine Bemühungen blieben nicht fruchtlos, endlich ſchlug ſie die Augen auf; aber ihre Züge, anſtatt allmälig ihre Beweglichkeit wieder zu gewinnen, überzogen ſich raſch mit einer plötzlichen Röthe, und ſie griff haſtig nach dem Riechfläſchchen, welches Jener inzwiſchen auf den Tiſch geſetzt hatte.

„Welch ein köſtlicher Zufall!“ rief ſie, indem ſie dem Lord einen vielſagenden, ſpöttiſchen Blick zuwarf. „Da iſt das Flacon, welches unſerer Freundin, dem Fräulein von Selke, mit noch ſo vielen anderen Sachen abhanden gekommen iſt. Welch' ein glücklicher Zufall, denn nun wird ſich alles Uebrige auch wohl finden, was ſie vermißte!“

Lemvleton war zu beſtürzt, um im erſten Augenblick ein Wort hervorzubringen, denn dieſer Zufall, durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit herbeigeführt, war eben nicht dazu geeignet, ſeine Lage der Dame gegenüber ſehr angenehm zu machen. Endlich verſuchte er einige Entrüſtung zu erheucheln.

„Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen, Madame;“ ſprach er; „dieſes Flacon iſt ein Geſchenk der Dame, welche Sie vorher nannten.“

„So?“ entgegnete ſie in ſehr langgedehntem Tone. „Aber merkwürdiger Weiſe genug, ſagte mir Fräulein von Selke mehrmals, daß es ihr geſtohlen worden ſei. — Doch —“ und bei dieſen Worten ſprang ſie plötzlich auf und reichte ihrem ehrenwerthen Gatten die Hand: „doch was ſoll noch länger die Verſtellung? Ich kenne Sie jetzt vollſtändig, und ich werde Ihnen auch Gelegenheit geben, mich kennen zu lernen. Es iſt heut zu ſpät und wir ſind zu aufgeregt,

um ruhig ſprechen zu können. — Wir wollen es auf morgen verſchieben, wenn es Ihnen recht iſt; heut kein Wort weiter von dieſer Angelegenheit.“

Der edle Lord zwang ſich, ſehr vergnügt und lächelnd auszuſehen, obwohl es ihm nur ſchlecht gelingen wollte, und ſagte dann, das ſei allerdings das Beſte, was ſie thun könnten; es freue ihn ganz beſonders, eine Dame gefunden zu haben, die eine ſolche Uebereinſtimmung mit ſeinem eignen Character an den Tag zu legen ſcheine, und dies ſei, wenn auch ſeine Erwartungen in einigen kleinen Nebendingen getäuſcht worden wären, doch vollkommen geeignet, ihn dafür zu entſchädigen.

Mit dieſem Troſt, und eingewiegt durch die Erſchöpfung ihrer Reiſe, begaben ſich die Neuvermählten zur Ruhe.

LVIII.

Die Katze und der Herr von Bok.

Es iſt eine Erfahrung, die wir täglich an uns ſelbſt machen können, daß die Seele, uns beinahe ſelbſt unbewußt, eine Art von prophetiſcher Gabe beſitzt, welche zu einem weit höheren Grad der Ausbildung getrieben werden könnte, würde ſie, die ihren innerſten und tiefſten Urſprung in dem uns innewohnenden Princip der Gottheit findet, nicht ſo eng durch die Materie begrenzt und niedergedrückt. Wie die drückende Schwüle einem Gewitter vorhergeht, ſo iſt es eine faſt eben ſo gewöhnliche Erſcheinung, daß ein ſonderbar beängſtigendes Gefühl, über deſſen eigentlichſten Urſprung wir uns ſelbſt keine Rechenſchaft geben können, unſeren Geiſt gefangen hält, wenn die düſtern Wolken des Unheils ſich über unſer Haupt zuſammen zu ziehen beginnen, und ſelbſt einem geiſtesſtarken Menſchen iſt dieſe bange Ungewißheit ſchwerer und unangenehmer zu ertragen, als das Unheil ſelbſt, da er ſich außer Stande ſieht, daſſelbe keck ins Auge zu faſſen und nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll, um den Schlag, der ihm droht, abzuwenden.

Freilich gehörte ſie nicht zu denjenigen, die mit keckem Trotze nach allen Seiten hin Front machen, wenn das Wetter heraufzieht ſondern ſie war vielmehr daran gewöhnt, ſich mit weiſer Vorſicht zu drücken und zu ducken, und zu warten, bis endlich die Gefahr vorüber gegangen war, was auch eine ganz gute Methode ſein mag wie mancher Schulknabe bezeugen wird, der geſchickt den Püffen und Würfen des Lehrers mit dem Lineal zu entgehen wußte; — gewiß iſt es jedoch — daß ſie und wir haben dem Leſer noch gar nicht einmal geſagt, daß wir mit dieſer unbeſtimmten Bezeichnung eigentlich die Katze gemeint haben — daß ſie an dem Morgen, von welchem hier die Rede iſt, ſehr verdrießlich von ihrem Bett aufſtand und ebenſo verdrießlich in ihren ſchlumpigen Morgenrock ſchlürfte, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie in dieſe Laune verſetzt; und daß ſie eine Art von heimlicher Freude empfand, als ſie in die Schlafkammer der Kinder trat, und das kleine Dienſtmädchen, welches ſie zu ihrer Aufwartung hatte, noch ſchlafend im Bette liegend fand, da ihr auf ſolche Weiſe die Beruhigung wurde, die Langſchläferin mit einem derben Stoß ihrer knöchernen Fauſt zu erwecken.

„Faules Thier,“ ſagte ſie, als die Schläferin haſtig und erſchreckt auffuhr, und während ſie ſo ſprach, wiederholte ſie noch mehrmale in kurzen Zwiſchenräumen oder ihr früheres Fauſtexperiment; „ich glaube, Du könnteſt den ganzen Tag hier liegen und ſchnarchen; habe ich es Dir nicht geſtern Abend geſagt, daß Du früh auf ſein ſollſt, weil heute grade der Tag iſt.“

Es iſt gewiſſermaßen ſehr wahrſcheinlich, daß die Katze, indem ſie das Wort der Tag ſo beſonders hervorhob, damit ſagen wollte, daß es irgend ein für ſie äußerſt wichtiger Tag ſei, indem ſie ſonſt weit weniger demonſtrativ geſprochen haben würde, und das war auch wirklich der Fall, denn es war der Erſte des Monats, der Tag, wo die Eltern der Kinder, welche bei ihr in Pflege waren, zu ihr kamen, um das Koſtgeld für dieſelben zu bezahlen und ſich nach dem Befin-

den Derſelben zu erkundigen. An dieſem Tage mußte natürlich Alles ſauber gewaſchen und gekämmt ſein, reine Kleidchen anziehen, mit einem Wort, ſo nett als möglich ausſehen. Und das war kein kleines Stück Arbeit, dieſe armen Kleinen von dem Schmutz eines ganzen Monats zu reinigen, denn öfter fand dieſe Waſchung nicht ſtatt; doch wußte die Katze durch eine etwas verſchwenderiſche Anwendung von ſchwarzer Seife in Verbindung mit einem Flanellappen ein ſehr günſtiges Reſultat hervorzubringen, was noch dadurch um ſo vortheilhafter wurde, als durch das heftige Reiben mit dem ſiedenden Waſſer und der ſcharfen Seife die Geſichter der Kleinen eine ſo hübſche rothe Farbe erhielten, als wären ſie die Geſundheit ſelbſt. Dieſer Tag und dieſe Beſchäftigung waren es, welchen die Katze vor ſich hatte, und obgleich ſie dann gewöhnlich aus leicht erklärlichen Gründen ſehr heiter und froh geſtimmt war, empfand ſie doch jenes Mißbehagen, welches ſie dazu veranlaßte, ihre Seelenſtimmung an dem erſten lebenden Gegenſtand, der ihr aufſtieß, auszulaſſen. Dies war, wie wir ſagten, das kleine Dienſtmädchen geweſen, und da die Arme, mit ihrem Anzuge beſchäftigt, durchaus keine Hoffnung hatte, auf die eine oder die andere Weiſe den vielen Stößen und Schlägen auszuweichen, die nach ihr geführt wurden, ſo blieb ihr nichts Anderes übrig, als ſich zu beeilen, ihre Toilette ſo ſchnell als möglich zu beendigen, und das that ſie denn auch, indem ſie nur von Zeit zu Zeit eine Art von unarticulirtem Kreiſchen oder Grunzen ausſtieß, wenn vielleicht ein Schlag etwas derber traf, als der andere.

Das laute und pöbelhafte Schimpfen, mit welchem die Katze ihre Geſticulationen begleitete, weckte zu gleicher Zeit die in dem Stübchen ſchlafenden Halbkinder, die erſchreckt aus ihren Betten emporfuhren, mit ihren mageren Geſichtchen aus der Bettdecke hervorguckend und dann wieder ſcheu zurückfahrend, wenn ſie die ſchreckliche Urſache des ungewohnten Lärmens erkundet hatten. Da nun außerdem die Katze ſich nicht allein für das körperliche, ſondern auch

für das moraliſche Wohlſein der ihr anvertrauten Kinder zu ſorgen verpflichtet fühlte, ſo hatte ſie die Anordnung getroffen, die Bälge, mit welchem Collectivnamen ſie ihre Zöglinge bezeichnete, alle Woche einmal, und zwar gewöhnlich des Montags, recht tüchtig durchzuklauen, gleichſam auf Rechnung der begangenen, oder auch der noch zu begehenden Sünden. Sie verfuhr bei ſolcher Gelegenheit mit der ſtrengſten Unparteilichkeit, indem ſie auch nicht eins der Kinder verſchonte, ſondern einem jeden von ihnen eine gehörige und gleichmäßige Tracht Prügel zukommen ließ. Sie hatte oftmals geſagt, daß ſie ſich bei dieſer Einrichtung ſehr gut ſtände, und daß auch die Kinder ſehr gut dabei gediehen; doch war es nicht zu vermeiden, daß dieſelben jederzeit mit ſehr ängſtlichen Erwartungen dem allgemeinen Prügeltage entgegen ſahen, und da ſie nun, aus ihrem Schlafe auffahrend, die Katze ſo eifrig beſchäftigt ſahen, ihr Prügelſyſtem in Anwendung zu bringen, ſo war der Gedanke, daß ihre Erzieherin eine Extraexecution vollſtrecken welle, ſo natürlich und erfüllte die zuſammengeſchrumpften Gemüther der Kleinen mit ſolchem Schrecken, daß ſie ihrer Angſt anfänglich durch ein leiſes Schluchzen Luft machten, dann aber immer ſtärker, und endlich aus Leibeskräften an zu heulen und zu ſchreien fingen, ſo daß die Katze gar nicht wußte, was ſie davon denken ſollte, und für einen Augenblick ganz überraſcht daſtand, während das kleine Dienſtmädchen dieſen Augenblick benutzte, eine grüntuchene Jake, welcher ſie den prunkhaften Namen Spencer beigelegt hatte, anzuziehen und in die Küche hinauszuſchlüpfen, wo ſie ſo ſchnell als möglich Feuer anmachte und alle Vorbereitungen zum Frühſtück traf.

Durch Eifer und Geſchwindigkeit läßt ſich indeſſen manches Verſäumte nachholen, und da die Katze es nicht verſchmähte, bei einer ſo wichtigen Angelegenheit ſelbſt mit Hand anzulegen, ſo war bereits Alles ſauber und aufgeräumt, ehe noch der Milchjunge geklingelt hatte, der präcis um dreiviertel auf acht kam, und die Kinder ſahen

ſo hübſch ſauber und reinlich aus, daß es eine wahre Freude war, und hatten von der ſchwarzen Seife und den vielen Ohrfeigen ſo geſunde, rothe Backen, als wenn ſie ſtatt Mehlſuppe und Kartoffeln alle Tage Beuillen und Braten bekämen. Nachdem ſie alle dieſe Beſchäftigungen beendet, dachte die Katze auch an ihre eigene Toilette, und nachdem ſie den Kindern unter Androhung von fürchterlichen Strafen eingeſchärft hatte, ſich unter keinen Umſtänden hinzuſetzen, damit die Kleidchen nicht „eingekuantſcht“ würden, befahl ſie ihnen, wenn ſie nicht den ganzen Tag über hungern wollten, recht luſtige Geſichter zu machen und ſehr vergnügt auszuſehen, was ihnen Allen auch ſehr gut gelang bis auf einen kleinen Jungen von etwa ſechs Jahren, der erſt ſeit vor acht Tagen in die Penſionsanſtalt aufgenommen war und, wahrſcheinlich als eine Folge ſeiner früheren zu guten Lebensart, die frevelhafte Behauptung wagte, daß er nicht ehr vergnügt ausſehen wolle, als bis er noch ein Butterbrod erhalten hätte, eine Widerſetzlichkeit, die bei der Katze eine ſolche Wuth hervorrief, daß ſie ihn auf der Stelle auf vier und zwanzig Stunden in den Kartoffeller geſperrt haben würde, was ſie um ſo leichter hätte thun können, als die Eltern des Jungen nicht in Berlin waren und ihr das Koſtgeld durch die Poſt ſchickten, wenn ihr nicht viel daran gelegen hätte, den pausbäckigen, wohlgenäheten Jungen gleichſam als günſtiges Zeugniß ihrer Erziehungsanſtalt vor den übrigen Eltern zur Schau zu ſtellen. Der kleine Uebelthäter wurde blos durch einige derbe Kantſchuhhiebe zur Erkenntniß ſeines entſetzlichen Verbrechens und zu der gewünſchten Heiterkeit gebracht, ſo daß ſeine würdige Erzieherin nunmehr beruhigt der Ankunft der Gäſte entgegenſah.

Sie hatte indeſſen dieſe Vorbereitungen kaum geendet und ſah die Kinder, die in Reih' und Glied daſtanden, vom Kopf bis zum Fuß an, wie ein Unteroffizier ſeine Korporalſchaft revidirt, indem ſie Jedem noch ein ganz kleines, winziges Taſchentuch mit einer Stecknadel an der Seite des Kleides befeſtigte, und die Geifertüchlein,

oder wie ſie ſich bezeichnend ausdrückte, die „Pichel“ zurecht rückte, als ſie in dieſer Beſchäftigung durch den Ruf der Klingel unterbrochen wurde. Augenblicklich gab ſie den Kindern Befehl, luſtig zu ſein und in der Stube umherzuſpringen, und eilte dann hinaus, um zu öffnen. Es war indeſſen keine von den Perſonen, welche ſie erwartete, ſondern ein Dienſtmädchen mit dem mündlichen Auftrag von ihrer Herrin, daß die Katze ſo bald als möglich zu derſelben hinkommen möge. Eine ſolche Beſtellung kam ihr allerdings etwas ungelegen; aber da die, welche ſchickte, Niemand anders war, als die Mutter jener unglücklichen jungen Frau, von deren Leben wir in den früheren Blättern dieſes Buches eine flüchtige Skizze entworfen haben, ſo mochte die Katze ſich nicht gern ungefällig zeigen, ſondern ſagte, daß ſie binnen wenigen Minuten bereit ſein und hinkommen würde.

In Folge deſſen ertheilte ſie dem kleinen Dienſtmädchen eine unendliche Menge von Verhaltungsbefehlen, ſuchte aus ihrem Nähtiſch einige ſchlecht geſchriebene Quittungen hervor, damit die Zurückbleibende die etwa ankommenden Gelder in Empfang nehmen könne, und eilte dann nicht ohne einige neugierige Beſorgniß, weshalb man ſie habe rufen laſſen, dorthin, wo man ſie erwartete.

Wir haben bisher keine Gelegenheit gehabt, etwas Ausführlicheres über die Eltern Henriettens zu ſagen, aber ſelbſt dies Wenige wird hinreichend geweſen ſein, um dem Leſer einen hinlänglichen Blick auf ihren Charakter thun zu laſſen, einen Character, wie wir ihn leider ſo oft und ſo häufig im Leben finden.

Als die Katze in das recht hübſch und wohnlich eingerichtete Zimmer trat, welches das würdige Paar bewohnte, fand ſie beide Gatten mit einem Gabelfrühſtück beſchäftigt, deſſen Beſtandtheile deutlich beſagten, daß das würdige Ehepaar zunächſt den Gaumen und den Magen für die wichtigſten Organe des menſchlichen Körpers halte. Der Mann blieb bei dem Eintritt der Fremden ruhig auf ſeinem

Stuhl und wendete nur den Kopf nach der Thür, der Eintretenden, als er ſie erkannte, phlegmatiſch zunickend, während die Frau dagegen aufſprang und die Katze mit großer Freundlichkeit begrüßte.

„Guten Morgen, meine Verehrteſte,“ ſagte die Katze, „guten Morgen, mein Herr. — Wie geht es Ihnen? — Ich denke, recht wohl und munter. — Na, Sie ſehen wenigſtens ſo aus, als wären Sie die Geſundheit ſelbſt.“

Die Frau zeigte ſich alsbald ſehr eifrig, der Katze den Mantel abnehmen zu helfen; ſie nöthigte ſie zum Sitzen und fragte ſie, ob ihr nicht ein Glas Wein gefällig ſei.

„Sie iſt ein gutes Glas Madeira und 'nen Tropfen kann bei ſo 'ner feuchten Morgenluft nicht ſchaden. — Trinken Sie nur und genieren Sie ſich nicht. — Wollen Sie ein Stück Zungenwurſt?“

Nach einigen Komplimenten und Sträuben ihrerſeits, nahm die Katze die Einladung an, und obgleich ſie vorher behauptet hatte, daß ſie durchaus nicht daran gewöhnt ſei, zu frühſtücken, ſo ſuchte ſie doch auf die möglichſt eifrige Weiſe darzuthun, daß ſie dies nur in einem Anfall von zarter Beſcheidenheit geſagt habe, und erſt nachdem ſie vollkommen geſättigt war, begann ſie, in dieſem Beſtreben einigermaßen nachzulaſſen. Endlich wendete ſie ſich mit der Frage, warum man ſie habe rufen laſſen, an ihre Freundin.

„Ach ja, das iſt die Sache, auf die ich eben kommen wollte,“ ſagte die Mutter, „es iſt eine ſehr traurige Geſchichte, Sie werden ſich wohl denken können, was ich meine, es betrifft Henriette.“

„Ja, ja, es iſt ſchrecklich, was wir für Elend und Unglück mit dem Kinde erleben,“ fügte der Hausherr hinzu, um die Worte ſeiner Frau zu beſtätigen, und indem er ſo ſprach, nahm er eine äußerſt niedergeſchlagene Miene an und verdrehte die Augen, als wenn Jemand ihm ſeinen fetten Hals zuſammendrücke; „es iſt wahrhaftig ſchrecklich.“ — Und um ſeinen Vaterſchmerz zu übertäuben, leerte er bedächtig ſein Glas und füllte es eben ſo langſam wieder.

„Wir hatten es ſo gut mit ihr im Sinne,“ nahm die Katze den abgebrochenen Faden des Geſprächs wieder auf; „ſehr gut, und ich bin der Meinung, daß ein ſolcher Fall unter vier Millionen von Mädchen höchſtens einmal vorkommt. — Ich ſage, ſie hat ihr Glück mit Füßen von ſich geſtoßen.“

Die Katze blickte bei dieſen Worten die beiden Anweſenden an, als wolle ſie dieſelben auffordern, ihre Worte zu beſtätigen, und das würdige Ehepaar nahm auch ſofort dieſe Gelegenheit wahr, einige ſehr treffende Bemerkungen über die Undankbarkeit der Kinder im Allgemeinen und dieſen Fall im Beſonderen zu machen, bis endlich die Katze noch einmal ihre frühere Frage wiederholte.

„Ja ſo, mein liebes Frauchen,“ nahm die Mutter der undankbaren Tochter das Wort; „wir haben eine große Bitte an Sie und denken, es wird ſich durch Ihre Vermittelung am Beſten machen laſſen. — Ich habe Ihnen doch ſchon geſagt, daß es mit dem unglücklichen Kinde da nicht recht richtig iſt?“ — Die zärtliche Mutter deutete bei dieſen Worten mit einer geheimnißvollen Bewegung auf ihre, von einem fahlblonden, falſchen Scheitel bedeckte Stirn. — „Der Arzt ſagte, wir müßten ihr eine Wärterin anſchaffen, denn ihr Zuſtand ſei gefährlich; aber Sie wiſſen, wir ſind arme Leute, und können ſo Etwas nicht ausführlich machen; deshalb haben wir ſie geſtern nach der Charité 'rausbringen laſſen, aber Sie wiſſen wohl, was das für'n Gerede unter den Leuten giebt, und wir haben leider zu ſpät, daran gedacht, daß vielleicht der Baron uns eine Kleinigkeit monatlich auf ſie vergütigt, denn er iſt doch eigentlich Schuld an der ganzen Geſchichte. — Und dabei hat es der Baron doch, er iſt reich und wir ſind arm, weshalb ſollen wir ganz allein den Schaden davon haben.“

Als die Katze dieſen Vorſchlag hörte, nahm ſie eine ſehr gleichgültige Miene an und ſagte, ſie wäre auch vollkommen dieſer Meinung, und ſie möchten es dem Baron nur vorſtellen.

„Ja, ſehen Sie, das iſt eben die Sache, um die wir ſie erſuchen wollten," fuhr jedoch Jene fort; „Sie ſind beſſer mit ihm bekannt, als wir, und wenn Sie ſo 'n Wörtchen fallen laſſen wollten, würde er's vielleicht weit eher thun."

„Ich glaube überhaupt nicht, daß er es thun wird," bemerkte die Katze ſehr lakoniſch.

„Aber warum nicht, meine Beſte, warum nicht? Wenn ihm die Sache nur recht vorgeſtellt wird. Freilich kommt es nur ganz und gar auf Sie an, und wenn er ſich dazu verſtehen wollte, monatlich etwas Gewiſſes zu geben, etwa ein ſechs oder acht Thaler, ſo könnten wir's uns ja theilen, 's iſt doch immer mitzunehmen."

„Ich bitte Sie," rief die Katze mit allen Zeichen einer tugendhaften Entrüſtung. „Ich bitte Sie, Madame, wie können Sie mir doch nur einen ſolchen Vorſchlag machen. In meinem Leben habe ich Ihnen nicht aus Eigennutz gedient, und ich muß erröthen, wenn ich nur daran denke; denn wenn — —"

„Mein Gott, meine Beſte," unterbrach ſie die gute Mutter erſchreckt; „Sie ſind doch nicht beleidigt? Ich wollte ja nur — —"

„Denn wenn ich es nicht nothwendig hätte," fuhr die Katze, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort; „ſo würde ich allen meinen Mitmenſchen umſonſt dienen, aber leider bin ich ſelbſt eine arme Frau. — Wir theilen alſo jedenfalls das, was er giebt?"

„Ehrlich und redlich bis auf 'n Sechſer," betheuerte Jene.

„Nun gut, wir wollen ſehen, was zu machen iſt, ich will ſogleich zu ihm gehen und ihm die Sache vorſtellen, vielleicht gelingt es mir, eine Kleinigkeit 'rauszukriegen."

Nachdem die beiden Weiber ſich auf ſolche Weiſe über ihre Abſicht verſtändigt hatten, ſchüttelten ſie ſich gegenſeitig die Hände und tranken noch ein Glas Wein zuſammen, worauf die Katze ſich verabſchiedete und auf der Stelle zu dem Baren hinzugehen verſprach, damit die Sache ſobald als möglich erledigt werde.

Da ſie ſich indeſſen bei dem Frühſtücke etwas länger aufgehalten hatte, als es ihre Abſicht geweſen war, ſo kehrte ſie nicht, wie es vorher ihr Verſatz geweſen, auf der Stelle nach Haus zurück, ſondern zog es vor, ſich wirklich ſogleich zu dem Baron zu begeben, den ſie um dieſe Zeit zu Haus zu treffen glaubte. Weil der Weg ziemlich weit war, nahm ſie eine Droſchke, ſich mit dem Gedanken tröſtend, daß ſich dieſe Auslage wohl bezahlt machen würde, und hatte auf dieſe Weiſe ihr Ziel bald erreicht. Ein zweiter Fiaker hielt ſchon vor der Thür, als ſie ankam; aber ohne hierauf zu achten, ſtieg ſie aus und ging die Treppe hinauf. Sie klingelte und pochte mehremale, aber Niemand öffnete, und ſo legte ſie die Hand auf die Klinke des Vorzimmers, und da daſſelbe nicht verſchloſſen war, trat ſie ein. Auch in dem anſtoßenden Zimmer befand ſich Niemand, in der dritten Stube aber hörte ſie Männerſtimmen ziemlich laut und heftig durcheinander reden, und das laute Schluchzen eines Frauenzimmers. Obgleich ſie ſich dicht an die Thür ſtellte, um zu horchen, ſo konnte ſie doch nur einzelne, abgebrochene Worte unterſcheiden, die ihr noch dazu ſo ſeltſam und unverſtändlich klangen, daß ſie endlich von der vertraulichen Stellung, welche ſie dem Baron gegenüber einnahm, Gebrauch machend, die Thür öffnete und eintrat. Ihre Ueberraſchung war indeſſen nicht gering, als ſie außer dem Baron noch drei andere Männer im Zimmer bemerkte, die ihrer Kleidung nach Polizeibeamte waren. Der Baron ſelbſt ſtand mit auf dem Bauch zuſammengefalteten Händen, ſehr trübſeligen Ausſehens, in einer Fenſterecke, während ſeine Haushälterin, ſich in Thränen badend, vor einer Commode damit beſchäftigt ſchien, etwas Wäſche zuſammenzukramen, worauf die Anweſenden nur zu warten ſchienen.

Die Ueberraſchung, welche die Katze bei dieſem Anblick empfand, war ſo vollſtändig, daß ſie einige Augenblicke, ohne ein Wort ſprechen zu können, an der Thür ſtehen blieb.

„Ach, meine theure Duenna,“ ſagte der Baron ſehr wehmüthig, als er ſie erblickte; „Sie finden mich hier in einer ſehr traurigen Lage, ich bin ein Gefangener, prisonnier, wie es der Franzoſe nennt.“

„Aber mein Gott, was iſt denn! Was hat's gegeben?“ fragte die Katze. „Was haben Sie gemacht?“

„Ich kenne die eigentlichen Anklagepunkte noch nicht, Duenna,“ fuhr der Baron fort. „Ich weiß es nicht, weſſen man mich beſchuldigt, und ich habe dieſe Leute auch darauf aufmerkſam gemacht, welche Verantwortlichkeit ſie auf ſich nehmen, wenn ſie gegen einen Mann meines Standes ſo verfahren. Aber was ſoll ich machen, ſie wollten nicht darauf hören?“

Hier wurde der Baron durch einen der Polizeibeamten unterbrochen, dem vorher einer ſeiner Collegen etwas heimlich in's Ohr geflüſtert hatte, und der ſich jetzt mit Frage an die Katze wendete, wie ſie heiße und wer ſie ſei. — Sie ſagte es ihm.

„Dann iſt es mir lieb, Sie getroffen zu haben,“ ſagte der Mann des Geſetzes mürriſch; „Sie haben uns einen Weg erſpart. Sie müſſen uns ebenfalls begleiten.“

„Mein Gott, wohin?“ rief die Katze beſtürzt.

„Nach der Stadtweigtei, wenn Sie es wiſſen müſſen,“ brummte Jener. „Sie brauchen keine langen Umſtände zu machen, denn wir wiſſen, was wir thun und müſſen dafür einſtehen;“ ſetzte er kalt hinzu, als er ſah, daß die Katze noch Einwendungen machen wollte; „man wird Sie da eben ſchon fragen, und dann iſt genug Zeit dazu. — Sind Sie nun bald mit Ihrem Einpacken fertig?“

Dieſe letzten Worte waren an die Haushälterin des Barons gerichtet, und wurden bejahend beantwortet; worauf der Herr von Bek noch eine ſehr lange Rede an ſeine Wirthſchafterin zu halten beabſichtigte, um ſie an alle die Pflichten zu ermahnen, deren ſie während ſeiner Abweſenheit eingedenk ſein ſollte; aber dieſe Rede wurde

leider gleich in ihrem Anfange durch den Beamten erſtickt, der dem Baron gebot, ſofort in den Wagen zu ſteigen und ſich nicht länger aufzuhalten, und ehe noch die Katze Zeit gehabt hatte, ſich vollſtändig über das zu beſinnen, was ſich eigentlich mit ihr ereignet, ſaß ſie bereits in dem Fiaker, der unten vor dem Hauſe gehalten hatte, einem Aufenthaltsorte entgegen fahrend, an welchen ſie eine Stunde zuvor wohl ſchwerlich gedacht hatte.

LIX.

Gegenſätze.

Der Zuſtand, in welchem ſich Madame Levin befand, nachdem der Graf von Gartenlaube ſie verlaſſen hatte, iſt ſchwer zu beſchreiben. — Sorglos und ohne ſich um etwas Anderes, als die Pflichten, welche ihr Verhältniß als Hausfrau ihr auferlegte, zu kümmern, hatte ſie bisher gelebt, und jede ernſtere Seite des Lebens war ihr bis dahin unbekannt geblieben. Das Verbrechen kannte ſie nur vom Hörenſagen, und in Verhältniſſen lebend, welche ihr nie Gelegenheit gegeben hatten, ſich an Mangel und Noth zu erinnern, hatte ſie es mit gutmüthigem, mitleidigen Grauen angehört, wenn man ihr die Geſchichte irgend eines Verbrechers erzählt hatte, und ſich darüber gewundert, daß es überhaupt Menſchen gäbe, die ein Verbrechen begehen könnten, und ſie hatte nie daran gedacht, daß ein Menſchenleben Verhältniſſe und Umſtände in ſich enthält, die den Menſchen zum Verbrecher machen können und machen müſſen, wenn ſeine Seele nicht ſtark genug iſt, der Verſuchung zu trotzen, und doch auch nicht

ſchwach genug iſt, das Unglück mit ſtumpfſinniger Duldung zu ertra-
en, denn das Verbrechen liegt in der Mitte zwiſchen dieſen beiden
nd es läßt ſich nicht verläugnen, daß eine gewiſſe Kraft, und wäre
e auch nur vorübergehend und für den Augenblick hervorgerufen,
othwendig ſelbſt zu dem Verbrechen gehört. — Madame Levin war
aran gewöhnt geweſen, ihren Gemal als den vollkommenſten, un-
adelhafteſten Mann zu betrachten, und ihm in allen Stücken den
Gehorſam zuzuwenden, den ſie ihm in Folge deſſen ſchuldig zu ſein
laubte; um ſo unerwarteter und ſchrecklicher traf ſie aber auch der
Gedanke, daß der Mann, welchem ſie ſo lange angehört, der Vater
rer Tochter, deſſen Worten ſie wie ein Orakel gelauſcht hatte, ein
Verbrecher ſei, ein kaltblütiger, todeswürdiger Verbrecher Zu einer
nderen Zeit würde ſie über den Tod ihres Gemals untröſtlich ge-
eſen ſein, ſo aber ſchien es, als ob ein Schmerz den andern erſticke
nd nachdem ſie von ihrer ohnmächtigen Betäubung wieder zu ihrem
Bewußtſein gelangt war und ſich an alles das, was vorgefallen, er-
nnert hatte, verlor ſie ſich in ein dumpfes, entſetzliches Hinbrüten
nd alle Vorſtellungen des Arztes, der ſie zufällig in dieſes entſetz-
che Geheimniß eingeweiht werden, waren eine Zeit lang vergeblich.
Nur mit vieler Mühe und nach langen Vorſtellungen konnte ſie der
Doctor endlich dazu bewegen, wenigſtens die in Augen der Welt ſo
othwendigen Schritte zu thun, die Anzeige ſeines plötzlichen Todes
ekannt zu machen, und die nötigen Anſtalten zum Leichenbegängniß
u treffen. Zugleich hatte ſie an den Grafen von Gartentierce ge-
chrieben und denſelben erſucht, zu ihr zu kommen, um ſich noch ein-
al mit ihr über dieſe trübe Angelegenheit zu beſprechen. Der Graf
ar mit freundlicher Aufmerkſamkeit ihrer Aufforderung gefolgt, doch
atte er, zwar ohne es zu wiſſen, ſeine Zeit ſo unglücklich gewählt,
aß er nur kurze Zeit vor der Stunde des Leichenbegängniſſes ankam.
Da indeſſen noch Niemand von den Trauergäſten ſich eingefunden
atte, konnte Madame Levin, ohne daß es weiter aufgefallen wäre,

ſich mit dem Grafen in ihr Zimmer zurückziehen, um ſich dort mit ihm über den entſetzlichen Gegenſtand zu beſprechen, der ſchwer auf ihrem Herzen laſtete. Ihre Unterredung war nicht allzulang, aber deſto inhaltſchwerer. Madame Levin beſchwor den Grafen unter heißen Thränen, das Andenken ihres Gatten vor der Welt zu ſchonen; ſie ſagte ihm, daß ſie willig und gern ihr ganzes Vermögen deßhalb zum Opfer bringen wolle, daß ſie bereit ſei, Alles zu ertragen und zu erdulden, wenn ſie nur den Ruf des Todten, der ihr Gatte geweſen und der Vater ihres Kindes ſei, in den Augen der Welt nicht geſchmäht ſähe.

„Ich habe mit dem Todten nichts zu ſchaffen, Madame," hatte ihr Gartenkierce geantwortet; „mag er einen gnädigen Richter an Dem finden, der jetzt allein über ihn zu gebieten hat; noch viel weniger aber würde ich von Ihrer Seite ein Opfer annehmen, mag es von einer Art ſein, wie es will. Der Himmel hat mich nicht allein ſo hinlänglich mit Glücksgütern geſegnet, daß ich jedes Anerbieten von Ihrer Seite ablehnen kann, ſondern er hat auch noch mehr gethan, als das, er hat mich auch durch eine wunderbare Fügung meine Kinder wieder finden laſſen, und um des Wiederfindens allein, will ich den Zuſtand vergeſſen, in welchem ich Sie wiedergefunden habe. — Vergeben Sie mir, Madame, daß ich mich gezwungen ſah, mich ſo ſtörend zwiſchen Sie und Ihre bisherige Glückſeligkeit zu drängen; — vergeben Sie mir. Unſere Lebenswege werden ſich wohl nicht wieder begegnen. — Leben Sie wohl und leben Sie glücklich. Suchen Sie den Gedanken an dieſen unglücklichen Verfall zu vergeſſen, damit er Sie nicht als eine unheimliche, drohende Erſcheinung verfolge und Ihnen ein Leben verhaßt mache, das noch friſch und freudevoll vor Ihnen daliegt. — Forſchen Sie daher auch nicht weiter nach den näheren Umſtänden dieſer unglückſeligen Geſchichte."

„Ich weiß Alles, Herr Graf," ſagte Madame Levin, und ihre Stimme erſtickte vor Thränen; „ich weiß Alles."

Cartentierce blickte ſie überraſcht an und ſeine Mienen ſprachen eine Vermuthung aus, vor welcher ſein Herz zurückbebte.

— War dieſe Frau die Mitſchuldige ihres Mannes geweſen?

Dieſer Gedanke, den Madame Levin auf des Grafen Geſicht leſen mochte, hielt ſich indeſſen nur einen Augenblick, indem Jene fortfuhr:

„Als mein Mann an jenem Tage, wo ihn der Schlagfluß auf der Straße getroffen hatte, hierher gebracht wurde, hatte ihn ein junger Mann, der mit ihm in geſchäftlicher Beziehung bekannt war, nach einem Hotel bringen laſſen. Der Kranke — und es ſchien, als ob Madame Levin es abſichtlich vermiede, den Banquier mit jenem ihr näher ſtehenden Ausdruck zu bezeichnen — hatte damals ein Käſtchen mit Papieren bei ſich, welches jener an ſich nahm und dann mit zu bringen vergaß. Er hat es mir heut vor ſeiner Abreiſe zugeſchickt; ich habe es geöffnet und die darin enthaltenen Papiere geleſen."

„Wo iſt es? Geben Sie mir!" ſagte der Graf haſtig.

„Ich habe kein Recht, es Ihnen vorzuenthalten. Hier iſt es."

Madame Levin war bei dieſen Worten aufgeſtanden und nahm aus einem Schrank jenes Käſtchen hervor, welches Cartentierce ſchon bei dem Schuhmacher geſehen.

Der Graf griff ſo haſtig danach, als fürchte er, es könne ihm auf eine oder die andere Weiſe entriſſen werden.

Er öffnete es indeſſen nicht, um das Gefühl der unglücklichen Gattin nicht noch mehr zu verletzen; da aber faſt zu gleicher Zeit mehre Wagen vorfuhren, welche die Ankunft der Trauergäſte verkündeten, ſo zog er es vor, ſich zu entfernen, obgleich Madame Levin ihn noch länger zurückzuhalten ſuchte.

Er warf ſich, als er das Haus verlaſſen, in ſeinen Wagen und befahl dem Kutſcher, nach dem Hotel zurückzufahren. Davernay erwartete ihn hier und außer dem Vicomte und ſeiner Kinder. — Alle

wer hätte in dieſer fein und geſchmackvoll gekleideten jungen Dame, die dem Grafen bis an die Treppe entgegeneilte und mit freundlicher Zärtlichkeit ſich an ihn anſchmiegte, die arme, kleine Roſe wieder erkannt? Wer hätte vermuthet, daß dieſer elegant ausſehende, etwas blaſſe junge Mann, dem der Graf mit ſo liebevoll freundlichem Lächeln die Hand reichte, nachdem er der Tochter heitere Stirn geküßt, ein und dieſelbe Perſon ſei, mit dem jugendlichen Verbrecher, der noch vor wenigen Tagen in der entſetzlichſten Geſellſchaft im Kerker geſeſſen hatte und als Entſprungener in der kalten Winternacht auf ödem Felde umhergeirrt war. — Und dennoch waren es dieſelben. Und auch darüber, daß beide Geſchwiſter des Grafen Kinder ſeien, auch darüber konnte jetzt kein Irrthum mehr obwalten, denn der Graf war mit den beiden Geſchwiſtern zu deren Vormund gegangen, welcher, wie ſich der Leſer erinnern wird, der Sohn jener Leute war, die ſich nach dem Tode der Lumpenſammlerin ſo freundlich der beiden verlaſſenen Kinder angenommen hatten, und als der Graf ihm ſeine Geſchichte erzählte, holte dieſer Mann ein paar kleine Ohrgehänge hervor von ſehr geringem Werthe, aber für Gartentiere ein unermeßlicher Schatz. Er erzählte dem Grafen, daß ſeine Eltern dieſe Ohrringe von der Lumpenſammlerin gekauft hätten, welche geſagt, ſie hätte dieſelben auf der Straße gefunden; aber er vermuthe, daß ſie vielmehr den Kindern gehört hätten; er habe ſie daher ſorgſam aufbewahrt, in der Hoffnung, daß ſie vielleicht zu irgend einer Aufklärung über die Herkunft der beiden Geſchwiſter führen könnten. — Und Gartentiere kannte allerdings dies Geſchmeide; er entſann ſich ſogar des Goldarbeiters, wo dieſelben gekauft waren, und wo er für Rebecca noch einen anderen Schmuck entnommen hatte. Dieſer Goldarbeiter erkundigte noch, und mehr um den Vicomte, als ſich zu überzeugen — denn er ſelbſt hegte nicht mehr den mindeſten Zweifel — war er zu dem Juwelier gegangen, und dieſer hatte die Arbeit

richtig für die seine erkannt. — So war auch nicht der leiseste Zweifel übrig geblieben.

Als der Graf zu Madame Levin gefahren, hatte er nur Davernay von dem Zweck dieses Ganges in Kenntniß gesetzt, um seinen Kindern in den Becher der Freude nicht auch den Wermuth des Schmerzes zu mischen, den sie empfinden mußten, wenn sie das entsetzliche Schicksal ihrer Mutter erführen; denn als beide Geschwister ihn mit Fragen bestürmt hatten, ob sie auch ihre Mutter wieder sehen würden, hatte er ihnen blos mit trübem Ernste geantwortet, daß diese schon längst todt, und zwar durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen sei.

„Nun aber, Kinder, beeilt Euch ein Wenig," sagte der Graf, als er in das Zimmer getreten war, in welchem ihn Jene erwartet hatten; „es ist schon spät und die Dunkelheit wird uns überraschen, wenn wir nicht schnell machen. Wir wollen zusammen ausfahren."

Davernay sah den Grafen einigermaßen verwundert an, nicht wissend, was derselbe beabsichtigte, aber dieser winkte ihm, zu schweigen, und in wenigen Minuten waren Alle bereit und saßen in der eleganten Chaise, die unten wartete, der Graf mit seiner Tochter vorwärts, Davernay und Anton, oder vielmehr Eugen, wie wir ihn nunmehr wohl nennen müssen, rückwärts, und Gartentierce mußte dem Kutscher wohl vorher gesagt haben, wohin er fahren solle, denn der peitschte, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Pferde, und der Wagen rollte so lustig und rasch davon, daß Agnes, dies war Rosens Taufname feuerroth wurde im Gesicht, denn sie war in ihrem Leben noch nicht so schnell gefahreen, und glaubte in jedem Augenblick, daß der Wagen umwerfen müsse, bis sie sich endlich allmälig daran gewöhnte

Nach langem trüben, häßlichen Schlackenwetter war endlich einmal wieder ein heller, lustiger Tag geworden, und die Nachmittagssonne schien klar und freundlich am Himmel, während ihnen ein frischer Ostwind entgegenblies, nicht so stark, um Kälte und Unbehagen

zu erregen, ſondern vielmehr ein geſundheitathmender, elaſtiſcher Windhauch, der das Blut in den Adern herumjagte, und ſelbſt die Wangen eines Schwindſüchtigen mit friſcher Röthe gefärbt hätte, als ſei es ſo ganz unmöglich, daß Jemand krank ſein könne, der dieſen Windhauch athmete. So fuhren ſie über den Schloßplatz hin, durch das Gedränge der luſtigen Spaziergänger, die ſich ebenfalls das ſchöne Wetter zu Nutz machen wollten, die Königsſtraße entlang, wo Alles in geſchäftiger Bewegung war, und die Leute durcheinanderliefen und ſich ſtießen und um Entſchuldigung baten, daß ſie ſich nicht geſehen, wo Bekannte mit einander plauderten, auf dem Straßendamm ſtehend und erſchreckt auseinanderfahrend, wenn der laute Zuruf eines vorbeifahrenden Kutſchers ſie aufſchreckte, und wo das Horn des Poſtillons noch einmal ſo munter und luſtig klang, als ſonſt in der trüben Regen und Nebelluft; und als ſie den Alexander-Platz erreicht hatten, bog der Kutſcher rechts hinüber in die Landsberger Straße ein, und dann ging's wieder gerade aus, bis ſie an das Thor gekommen waren, wo es etwas langſamer ging, wegen des ſchlechten Weges, denn der tiefe Koth war da in ſeltſamen, merkwürdigen Geſtalten zuſammengefroren, und der Wagen ſchwankte hin und her, und es ging erſt etwas beſſer, als ſie auf dem Wege außerhalb der Stadtmauer rechts herum fuhren, wo es nach dem Frankfurter Thor hingeht. Endlich hielt der Wagen vor einem niedrigen Bretterzaun an, in welchem eine kleine Thür befindlich.

„Hier iſt es," ſagte der Kutſcher, und ſprang vom Wagen, um den Schlag zu öffnen.

Der Graf ſtieg zuerſt aus und half ſeiner Tochter, dann folgten Davernay und Eugen. Die eine Eingangsthür, neben welcher ſich ein größeres Gitterthor befand, war verſchloſſen; aber der Kutſcher zog an einer Klingel, die nach einem auf der andern Seite des Zaunes ſtehenden Häuschen führte, gleich darauf öffnete ein Mann, der ſchon vorher durch das Anhalten des Wagens aufmerkſam geworden

zu ſein ſchien. und ſie traten ein. Davernay blickte den Grafen überraſcht an, als er ſah, daß ſie ſich auf einem Kirchhofe befanden, auch Anton und Agnes verriethen einige Verwunderung.

„Ihr ſeid überraſcht, meine Lieben," ſagte der Graf mit einem freundlich wehmüthigen Lächeln; „Ihr ſeid überraſcht, daß ich Euch an einen ſolchen Ort geführt habe, wie dieſer, nicht wahr? — Aber wir wollen das Grab Eurer Mutter aufſuchen."

Niemand erwiederte etwas auf dieſe Worte, und ſie ſchritten ſchweigend weiter, während ſich der Graf zu dem Todtengräber wendete, der ihm geöffnet hatte, und im leiſen Geſpräch mit demſelben weiter ging

Es war ein großes, unfruchtbar und wüſt ausſehendes Stück Land, dieſer Kirchhof, und nur auf der einen Seite des geräumigen Platzes erblickte man einzelne, beſſer erhaltene Grabhügel und dabei wohl ein friſch vergoldetes Kreuz; aber einen um ſo unheimlicheren Anblick gewährte die andere Seite. Die Gräber waren zum größten Theil niedergetreten und mit dem Erdboden gleich, das braungrüne Gras, welches auf ihnen wucherte, ſah ſchmutzig und häßlich aus, wie die Blätter einer Giftpflanze, die in der dunſtigen Atmoſphäre eines faulen Sumpfes gewachſen iſt, wohin die Strahlen der Sonne niemals Zugang gefunden. — Es ſchien, als ob jedes einzelne Hälmchen es wiſſe, auf welchem Boden es wachſe; daß da unter dieſen Hügeln Leichen lägen, Leichen von Menſchen, die nicht geſtorben im Kreiſe ihrer Lieben, die Hand ſegnend auf das Haupt derer legend, die ihnen nachher die Augen zudrucken unter leiſem Schluchzen; — nein, Leichen widerwärtigen und entſetzlichen Ausſehens mit aufgedunſenen Geſichtern und verrenktem Halſe, oder mit einer weitklaffenden Wunde in der Bruſt, die geſtorben waren nicht mit Segen, ſondern mit einem Fluch auf den Lippen, einem Fluch gegen den Urheber ihrer Tage, einem Fluch gegen ihre Mitmenſchen, einem Fluch gegen Gott. —

Es war der Kirchhof, wo man die Selbſtmörder einzuſcharren pflegt, die man in dem Fluſſe findet, oder in einer abgelegenen Gegend, oder auf dem Flur eines unbewohnten Hauſes, wohin ſie ſich geflüchtet, um der entſetzlichen Barmherzigkeit zu entgehen, mit welcher man es verſuchen würde, ſie an das Leben zu feſſeln, welches ſie aufgegeben haben, um es gegen dies große „Vielleicht“ einzutauſchen, wie es ein franzöſiſcher Philoſoph nennt.

Sie waren jetzt zu dem Leichenhauſe gekommen, das in der Mitte des Kirchhofes liegt, und wo die Gräber anfangen, ein kleines, niedriges Haus, mit einer gelbweißen Farbe übertüncht, wie die leichenfahlen Wangen derer, die darin ihren Aufenthalt finden.

Die Gräber lagen dicht neben einander, ſo eng als möglich, und auf den jüngſt gegrabenen lag wohl hin und wieder ein Kranz von Feldblumen, feſtgehalten durch ein abgebrochenes Stückchen Holz, in die Erde hineingeſteckt, daß der Wind ihn nicht fortwehe; auch ein kleines Kreuz war wohl hin und wieder bei einem ſolchen Grab befindlich, ein Kreuz, zwei Spänchen rohes, nicht einmal mit dem Hobel geglättetes Holz, ſondern nur in der Mitte durch einen Bindfaden zuſammengebunden von der Hand eines Kindes, und doch mehr erzählend von Liebe und Trauer, als manches goldgeſchmückte Denkmal mit prunkender Inſchrift:

„Die großen weißen Stäbe mit den Nummern darauf bedeuten die Jahreszahl,“ ſagte der Mann, der mit ihnen ging, als ſie an dieſe Stelle gekommen waren; „und die Zahlen auf den kleinen die Nummer von den Todten ſelbſt. Aber es iſt eine lange Zeit, dreizehn Jahre, und wenn wir ſie auch im Buche finden, denn es wird eine genaue Controlle darüber geführt, ſo wird die Stelle doch ſchwer aufzufinden ſein. — Wir wollen zuerſt einmal hineingehen und das Regiſter nachſehen.“

Gartentierce folgte dem vorangehenden Todtengräber, während er Davernay zuwinkte, mit ſeinen beiden Kindern außen zu warten.

In ſeinem Zimmer angelangt, ſchlug der Todtengräber ein ſehr großes Buch auf, in welchem die einzelnen Leichen der Reihefolge nach mit ihrem Namen, oder ſonſtigen Kennzeichen verzeichnet waren.

„Achtzehnhundert dreißig?“ ſagte er, ſich fragend zu dem Grafen wendend; „und im September, ſagen Sie?“

Gartentiere bejahte.

Der Todtengräber durchlief, mit den Augen der Bewegung ſeines Fingers folgend, die einzelnen Poſten mit derſelben Gleichgültigkeit, wie ein Kaufmann, der in ſeinem Hauptbuche nach irgend einem Conto ſucht.

„Ha,“ ſagte er endlich, mit dem Finger auf einer Stelle ſtehen bleibend: „hier wird es ſein — ein unbekannter, weiblicher Leichnam, unterhalb der Moabiter Brücke gefunden, iſt von Niemand recognoscirt worden und muß ſchon lange im Waſſer gelegen haben, als er gefunden wurde; ſchwarzes Haar, Zähne vollſtändig, der Kleidung nach zu den beſſeren Ständen gehörend, ein ſeidener Oberrock, feine Wäſche, — das wird richtig ſein, nicht wahr, he?“

Der Graf war zu ſchmerzlich bewegt, um auf dieſe Worte etwas antworten zu können; er ſtützte ſich auf den Tiſch, während der Todtengräber mit einer entſetzlichen Genauigkeit das übrige Signalement der Leiche herzählte, die einzelne Kleidungsſtücke, in welchen dieſelbe gefunden, die darin enthalten geweſenen Zeichen, ſo daß kein Zweifel mehr obwalten konnte, es ſei wirklich die Leiche Rebekka's, welche hier bezeichnet war.

„Aber nun den Platz, den Platz, das wird freilich etwas ſchwieriger halten,“ fuhr der Todtengräber fort, das Buch zuklappend; „doch wir wollen einmal ſehen, vielleicht macht ſich's doch noch.“

Sie gingen wieder hinaus, wo Davernay mit den Kindern wartete, und auf dem Geſichte ſeines Fremdes las der Vicomte den Inhalt jenes ergreifenden Geſpräches.

Der Todtengräber war indeſſen einige Schritte voraufgegangen und ſuchte unter den entfernteſten, am Zaun liegenden Grabhügeln umher. Der Graf beobachtete ängſtlich ſeine Mienen. Aber an der Stelle, wo Jener umherging, waren die Gräber wüſt und faſt dem Erdboden gleich, auch die mit Nummern bezeichneten Stäbe waren ausgemeſſen, oder verfault, oder doch durch Regen oder Wind gebleicht, daß nichts mehr auf ihnen zu erkennen war.

„Hier muß es ſein," ſagte endlich der Mann, ſtehen bleibend; „aber ich ſagte es Ihnen ſchon vorher, es läßt ſich nicht ſo genau beſtimmen. — Hier unter dieſen ſechs Gräbern wird es wohl eins ſein, aber welches, das kann ich wahrhaftig nicht ſagen."

Der Graf ſtand ſchweigend ſtill und blickte düſter vor ſich hin. Dann winkte er den Anderen, die in einiger Entfernung ſtehen geblieben waren, näher heranzutreten. Sie thaten es.

„Betet Kinder," ſagte Gartentiere ernſt, und ſeine Stimme zitterte, während er dieſe Worte ſprach: „betet Kinder, Ihr ſteht an dem Grabe Eurer Mutter."

Er entblößte, während er ſo ſprach, ſein Haupt; die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele. Auch der Todtengräber, der einige Schritte weit zurückgetreten war, zog ſeine Mütze ab und faltete die Hände, um ein Vaterunſer zu ſprechen.

Es war eine Todtenfeier, wie man ſie ſchwerlich leicht wiederfinden würde. Die beiden Geſchwiſter beteten für eine Mutter, die ſie nicht gekannt hatten; keins von ihnen wußte eigentlich, was es ſagen will, eine Mutter zu haben, eine liebende, gütige, freundliche Mutter, aber in jenem Augenblick empfanden ſie es in den tiefſten Falten ihres Herzens, was es ſagen will, an dem Grabe einer Mutter zu ſtehen. Auch Darcenay ſchaute düſter und nachdenkend vor ſich hin, während ernſte, wehmuthige Gedanken ſeine männliche, an rauhe Eindrücke gewöhnte Bruſt durchzogen, und der Graf — — —

5. Band 3. Heft S. 125.

Welch' eine gewaltige Maſſe der verſchiedenartigſten Empfindungen und Gedanken durchzogen in jenem Augenblick ſein Herz. Die alten Bilder längſt vergangener Zeiten wurden wieder lebendig vor ſeiner Seele, und in jenen fünf Minuten, wo er mit entblößtem Haupte vor den Gräbern ſtand, und der Wind, über das weite, öde Feld herbrauſend, ſein Haar ihm wild um die brennende Stirn jagte, durchlebte er noch einmal die ganze Vergangenheit von jenem Augenblick an, wo er Rebekka zum erſten Mal geſehen, die Vergangenheit mit ihrer Himmelsfreude und die Vergangenheit mit jenen unſäglichen Schmerzen, die ſo lange Jahre hindurch an ſeinem Leben gezehrt hatten: Und als er in ſeinen Gedanken wieder zurückgekommen war bis zu dem Augenblick der ſchrecklichen Gegenwart, die mit ihrer ganzen fürchterlichen Entſetzlichkeit auf ihm laſtete, da erſt krampften ſich ſeine Hände, ſich faltend, in einander, und während er irgend ein Gebet ſprach, er wußte ſelbſt nicht welches, zerarbeitete ſich ſeine Bruſt in gewaltigem Stöhnen, als müſſe er unter der Wucht des ungeheuren Schmerzes unterliegen, und er würde viel darum gegeben haben, wenn nur eine einzige Thräne ſeinem zuſammengepreßten Herzen Luft gemacht hätte; aber ſein Auge blieb trocken, und ſo ſtand er und ſtand, bis endlich Davernay, beſorgt, es könnte dem Freunde ein Unglück zuſtoßen, herzutrat und die Hand auf des Grafen Schulter legend, ihn ſeinen düſtren Träumereien entriß.

„Laſſen Sie uns gehen," ſagte der Vicomte freundlich; „der Schmerz greift Sie zu gewaltig an, und Sie haben Ihre Kinder, für welche Sie leben müſſen."

Der düſtre, drohende Ausdruck, der bis dahin auf den Zügen des Grafen gelegen hatte, ſchwand bei dieſen Worten des Freundes.

„Ja, ja, ich komme," ſagte er, und noch einmal bewegten ſich ſeine Lippen zum Gebet, noch einmal hefteten ſich ſeine Augen ſo feſt auf das Fleckchen Erde, welches alle ſeine Hoffnungen und Träume in ſich verſchloß, als könne er in das Innere des Grabes

hinunterſchauen und ſie noch einmal ſehen, ſie, die er geliebt hatte, als läge ſie da, noch in ihrer jugendlichen Schöne, grade ſo, wie er ſie geſehen, als er von ihr Abſchied nahm und den letzten Kuß auf ihre heißen Lippen gedrückt hatte. — Noch einige Augenblicke ſtand er ſo, dann riß er ſich ſchnell empor, und keines Wortes mächtig, winkte er den Andern, ihm zu folgen, während er mit raſchem Schritte voranging. Er hatte ſich nicht umgeſehen, aber als er an die Thür des Kirchhofs gekommen war, blieb er noch einen kurzen Augenblick ſtehen, und warf den letzten Blick nach der Stelle hinüber, wo ſie ſchlief, einen Blick, welcher das Lebewohl für ewig enthielt.

Und es war zu derſelben Stunde, wo auf dem Armen-Kirchhof dieſe einfache und doch ſo ergreifende Todtenfeier ſtattfand, als ſie auf einem andern Kirchhof den Leichnam des Banquier Aaron Levin in die Gruft hinab ſenkten. Und eine große Zahl von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen war gekommen, dem Leichenbegängniß beizuwohnen, und auch viele neugierige Zuſchauer hatten ſich eingefunden, und Alle ſtanden ehrfurchtsvoll um das Grab, und hörten der prächtigen Rede zu, die da gehalten wurde, und in welcher die Verdienſte des Verſtorbenen geprieſen und belobt wurden; — und während wüſtes, ſtruppiges Gras da wuchert, wo ſie Rebekka eingeſcharrt haben, und Niemand die Stelle anzugeben weiß, erhebt ſich an dem Grabe des Banquiers ein prächtiger Leichenſtein, ſein Andenken einem nachkommenden Geſchlechte zu erhalten.

Aber das iſt der Lauf der Dinge.

LX.

Das Krankenhaus.

Als Davernay am folgenden Morgen erwachte, ſah er das Bett des Grafen noch unangerührt, und ängſtlich aufſpringend und in das Wohnzimmer tretend, fand er denſelben mit bleichem, verſtörtem Geſichte noch am Tiſch ſitzend, vor ſich zerſtreut umherliegend jene Papiere, in deren endlichen Beſitz er durch Madame Levin gekommen war. Dieſe Papiere hatten durchaus nichts enthalten, was neu für ihn geweſen wäre, es war nur die ſchreckliche Beſtätigung deſſen, was er bereits wußte. Mit einer um ſo merkwürdigeren Sorgfalt, als doch gerade dieſe Papiere zu einer etwaigen Entdeckung führen konnten, und ein Anderer Alles, was eine Erinnerung an eine ſolche Vergangenheit in ſich getragen, entfernt haben würde, hatte Levin alle dieſe Briefe und Papiere, die auf ſein verbrecheriſches Treiben Bezug hatten, zuſammengelegt und aufbewahrt, und Cartentierce hatte Alles durchgeleſen mit der größten Genauigkeit, einmal, zweimal und immer wieder und wieder, und war nicht im Stande gewe-

ſen, ſich von dieſer entſetzlichen Beſchäftigung loszureißen, bis ihn der Tag und ſein Freund dabei überraſchte.

Davernay machte ihm indeſſen freundſchaftliche Vorwürfe über ein ſolches Benehmen, welches ſeiner Geſundheit im höchſten Grade nachtheilig werden könnte, und verlangte, von ihm das Verſprechen, dieſe unheilvollen Papiere zu verſchließen und ſie nicht wieder, wenigſtens ſo lange, als er ſich in Berlin befände, hervorzuſuchen. Die liebevolle Abſicht des Freundes nicht verkennend, leiſtete Gartentiere mit freundlichem Lächeln das geforderte Gelübde, und nachdem er ſo gut als möglich das übernächtige Ausſehen aus ſeinem Geſichte entfernt, begab er ſich nach den Zimmern ſeiner Kinder, die wenige Schritte von den ſeinen entfernt lagen. Und als er eintrat und die beiden Geſchwiſter gewahrte, die ſein Kummer nicht bemerkt hatten, denn er hatte die Thür nur leiſe und vorſichtig geöffnet, verſchwand auch der letzte trübe Ausdruck auf ſeinem Geſicht, und ein weißſagendes Gefühl in ihm verhieß ihm Hoffnung froher Tage und Glückſeligkeit für die Zukunft.

Roſe, und es iſt uns gar nicht möglich, dieſe kleine, reizende Geſtalt mit einem andern Namen zu bezeichnen, obwohl wir vorher den Verſuch gemacht haben, Roſe ſtand in einem allerliebſten Negligé-Anzug vor dem Spiegel, einen neuen Hut aufprobirend und wieder abnehmend, und Anton, der neben ihr ſtand, um ſeinen Rath fragend, und das Alles mit einem ſo glücklichen, ſchelmiſch freundlichen Geſichtchen, gemiſcht mit jener natürlichen, anmuthigen Eitelkeit, die wir an den Frauen bewundern, daß nicht ein Jeder durch ihren Anblick ſich gefeſſelt gefühlt haben ſollte, ſelbſt wenn er auch nicht im Entfernteſten jenen Antheil an ihr genommen hätte, wie es der Graf that.

Als die Kleine, von ihrer Beſchäftigung aufblickend, indeſſen einen neuen Blick in den Spiegel warf, erblickte ſie das Geſicht des

Grafen, und ſie ſtieß einen leiſen Schrei der Ueberraſchung aus, beſchämt und verlegen, ſich auf ſolche Weiſe überraſcht zu ſehen.

„Mein Vater!“

Und im nächſten Augenblick lag ſie an ſeiner Bruſt, und mit inniger, überſtrömender Zärtlichkeit ſchloß ſie der Graf in ſeine Arme.

Dann gingen alle Drei zurück in das andere Zimmer, um dort das Frühſtück einzunehmen; und welche ſelig glückliche Augenblicke waren das nicht, als ſie da ſo zuſammen ſaßen und Roſe den Kaffee einſchenkte und die Wirthin machte, mit einer ſo liebenswürdigen, natürlichen Grazie, als wenn ſie von jeher daran gewöhnt geweſen wäre. Schwerer hielt es freilich für Anton, ſich mit der Leichtigkeit ſeiner Schweſter in ſein neues Verhältniß zu finden, und wenn dies einerſeits an dem Mangel jener Gewandtheit lag, mit der das Weib ſich leicht jeder neuen Lage anpaßt, ſo mochte anderſeits auch wohl das Bewußtſein ſeiner Schuld noch ſo ſchwer auf ihm laſten, daß es ihm nicht möglich wurde, den Kopf frei und unbefangen emporzuheben, doch wenn er ſich daher auch ernſter und nachdenklicher in ein Verhältniß dachte, wo ſeine Schweſter nur fühlte, ſo konnte man dies gerade nur als ein vortheilhaftes Zeichen ſeines Characters betrachten. Auch Cartentierce ſelbſt ſah dies ein, und ſein Benehmen gegen den Sohn war ſo freundlich und liebevoll, und er vermied es ſo ſorgſam, auch nur im Entfernteſten die Vergangenheit zu berühren, die für Jenen ſo peinlich ſein mußte, daß Anton immer mehr an Selbſtvertrauen gewann.

Mehr noch faſt als der Graf trug indeſſen hierzu Davernay bei, der den jungen Mann wie ſeinen Freund behandelte und durch ſeinen immer regen Humor denſelben ganz für ſich einzunehmen wußte.

So war auch die Stimmung, in welcher ſich alle Vier befanden, als ſie dort beim Frühſtück zuſammenſaßen, eine in jeder Beziehung befriedigende zu nennen, denn auch der Graf ſelbſt hatte in der glücklichen Gegenwart die trüben Gedanken an die Vergangenheit

vergeſſen, als ſie in ihrem Geſpräch durch den Eintritt des Bedienten unterbrochen wurden, der dem Grafen meldete, daß ein Mann außen ſei, der ihn zu ſprechen wünſche.

„Führe ihn herein,“ ſagte Cartentierce, und noch ehe ſie ihre Vermuthungen, wer dies wohl ſein dürfte, ausſprechen konnten, trat, nicht ohne einige Verlegenheit und mit linkiſcher Höflichkeit grüßend, der blaſſe Johann ein. Sein Ausſehen hatte ſich indeſſen ſehr zu ſeinem Vortheil verändert. Er ging nicht mehr ſo zerlumpt her, wie früher, und die neuen Kleidungsſtücke, welche er trug, ſaßen ihm mit einer gewiſſen Zierlichkeit.

„Ah, ſieh' da, unſer guter Freund,“ ſagte Cartentierce aufſtehend und ihm die Hand entgegenreichend; „nun, wie geht's Dir?“

„Ich danke, Herr Graf, ich danke tauſendmal,“ erwiederte Johann warm; „wie ſollte es mir nicht gut gehen, ſeitdem Sie mich unter Ihren Schutz genommen haben. Es geht ſehr gut.“

„Nun, das iſt mir lieb zu hören, und ich ſehe, Du haſt Dich tüchtig herausgemauſert, das iſt recht von Dir, denn aus dem Menſchen kann nur etwas Ordentliches werden, wenn er etwas auf ſein Äußeres hält — Aber was bringſt Du?“

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen eigentlich ſagen darf, das heißt, ob Sie nicht böſe darüber werden,“ erwiederte Johann ſchüchtern; „aber ich weiß, Sie ſind ſo gut und ſo freundlich gegen Jedermann.“

„Sprich ohne Furcht, was iſt es denn?“

Johann machte indeſſen ein ſo bedeutungsvolles Geſicht, daß der Graf merkte, er wünſche ihn allein zu ſprechen und ihn deßhalb aufforderte, in das Nebenzimmer zu treten.

„Nun, was haſt Du für Geheimniſſe? Laß einmal hören,“ ſagte er, als ſie ſich allein befanden.

„Es mag ſich allerdings nicht mehr für den jungen Herrn da d'rin paſſen,“ ſagte Johann, mit dieſen Worten Anton bezeichnend,

weil er nicht wußte, wie er denſelben eigentlich nennen ſollte. „Aber ich meine — ich denke ſo — daß — "

„Nun, komm' nur heraus mit der Sprache, ſprich frei weg, ich nehme Dir nichts übel," ſagte der Graf ihn ermuthigend.

„Nun, ſehen Sie, die Sache iſt die," begann Johann, ſeinen Hut verlegen in der Hand drehend, während er vor ſich niederblickte und nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Grafen warf, um zu ſehen, welchen Eindruck ſeine Worte auf denſelben hervorbringen würden; „ſehen Sie, da iſt der junge Herr damals, ich will ſagen, damals, wie er noch nicht der junge Herr war, manchmal in das Haus gekommen — na, es iſt gerade nichts lebenswerthes, und kein großer Staat mit ſolcher Bekanntſchaft zu machen, Sie werden wohl wiſſen, welches Haus ich meine." —

„In der That, ich weiß es nicht; ſo ſprich doch dreiſt und ohne viele Umſtände."

„Nun, wenn Sie's denn ſo haben wollen, ſehen Sie, ich meine das Haus, wovon ich mit Ihnen ſchon geſprochen habe und wo der junge Herr, wie geſagt, hinging, denn er hatte da eine Bekanntſchaft mit einem Mädchen."

„Du meinſt das Haus zur ſchönen Mohrin? Was iſt damit? ſagte der Graf.

„Mit dem Hauſe iſt eigentlich gar nichts, oder vielmehr ich meine das Haus gar nicht, ſondern vielmehr nur das Mädchen."

„Du biſt ein langweiliger Patron," ſagte Gartentierce. „Was iſt mit dem Mädchen?"

„Sie iſt krank" platzte endlich Johann heraus, nachdem er ſich noch zuvor wie zu einem Anlauf geſammelt hatte; „oder ſie iſt auch vielleicht ſchon todt, wer kann's wiſſen, denn ſie war geſtern ſehr ſchlecht krank, als ich ſie beſuchte, und der Doctor meinte, daß es jeden Augenblick mit ihr aus ſein könnte; ſie hat das Nervenfieber. Wenn ſie todt iſt, wär' es nun freilich umſonſt, aber es iſt ja mög-

lich, daß ſie noch lebt, und dann würde es ihr eine große Beruhigung ſein.“ — —

„Mein Gott, man muß Dir ja die Worte förmlich aus dem Munde herausziehen,“ ſagte Gartenierre freundlich; „ich habe Dir ja ſchon verſprochen, daß ich Dir nicht übel nehmen werde, was Du auch ſagſt.“

„Na, es iſt auch wahr, und im Grunde genommen gerade nicht ſo Böſes,“ fuhr Johann fort; „denn wir ſind doch Alle Menſchen, und ich hörte neulich, wie Sie ſelbſt ſagten, daß man Niemand verdammen ſolle, ehe man ihn vorher gerufft zu haben, und die arme Nanni war gewiß ein ganz gutes Mädchen, wenn ich es mir ſo recht bedenke, und hat es gut mit Anton gemeint, oder wollte ich ſagen, mit dem jungen Herrn, und hat ihn vor mir gewarnt und ihm geſagt, er möchte nicht mit mir umgehen, worin ſie eigentlich auch ganz Recht gehabt, denn eigentlich bin ich doch Schuld, doch das gehört nicht dazu, und was ich eigentlich ſagen wollte, das iſt, daß ich, wie geſagt, geſtern bei ihr war, und ſie hat mich natürlich gefragt, was Anton machte, und ich habe ihr Alles erzählt, worauf ſie geſagt, es würde ihr eine Beruhigung ſein, eine ſehr große Beruhigung, wenn ſie ihn noch einmal ſehen könnte, ehe ſie geſtorben.“

„Du kamſt alſo in der Abſicht, mich zu bitten, daß ich mit meinem Sohn nach der Charité hinausgehen möchte, um das Mädchen zu ſehen?“ fragte der Graf.

„Ja wahrhaftig, das habe ich ſagen wollen, gerade das; Sie haben es errathen. — Aber wenn Sie etwa meinen, daß es etwas Unpaſſendes wäre, ſo nehmen Sie es nur nicht übel.“

„Im Gegentheil, ich danke Dir, ich danke Dir,“ erwiederte Gartenierre freundlich; „es war ſehr gut von Dir, daß Du an das arme Mädchen gedacht haſt und zu ihr hinaus gegangen biſt. Ich will mit meinem Sohn gleich auf der Stelle hinfahren, beſonders wenn Du meinſt, daß es mit der Kranken ſo ſchlecht ſteht. Iſt es denn möglich, daß man ſie des Vormittags ſprechen kann?“

„Bei einem ſolchen Fall wird man gewiß eine Ausnahme machen.“

„Nun gut, ich werde mich gleich bereit machen, willſt Du uns begleiten?“

Johann lehnte indeſſen dies Anerbieten ab, indem er meinte, daß bei dieſem Zuſammentreffen ſeine Gegenwart ſtörend ſein dürfte, und nachdem der Graf ſich noch näher nach dem Namen des Mädchens, und dem Zimmer, wo ſie ſich befand, erkundigt hatte, entfernte ſich Johann, und Gartentierce ſagte ſeinem Sohne, daß er ſich ankleiden möchte, um einen Beſuch mit ihm zu machen, ohne ihm jedoch weiter den eigentlichen Zweck ihres Ganges mitzuteilen, da er nicht wollte, daß Roſe auf irgend eine Weiſe in ihrer Weiblichkeit dadurch verletzt werde. Erſt als ſie ſich in dem Fiaker befanden, ſagte er es ihm, wohin ſie fuhren.

Nach einer ziemlich kurzen Fahrt hielt der Wagen und Beide ſtiegen aus. Der Graf trat raſch ein; ſein Sohn folgte indeſſen einigermaßen zögernd. Der Name und der Anblick der Charité hatte ihn von je her mit einem gewiſſen unheimlichen Gefühl erfüllt, deſſen er ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht Herr werden konnte. Er war oft als Knabe bei den großen, weitläufigen Gebäuden vorübergegangen, und beſonders des Abends, wenn hinter den kleinen trüben Scheiben ringsumher der matte Schein einer Lampe flammte, während die anderen Fenſter wieder im trüben, düſtren Nachtdunkel dalagen, hatte er nicht umhin gekonnt, ſeine Phantaſie jedesmal mit einer Maſſe verworrener und ſchreckhafter Bilder in Berührung zu bringen, die ſich hinter jenen Fenſtern ſeiner Meinung nach ereignen mußten. Auch in dem Augenblicke, in welchem er zum erſten Male dies Gebäude betrat, das bisher in ſeinem Innern beim jedesmaligen Anblick ſo trübe Vorſtellungen wach gerufen, konnte er ſich jener Jugendeindrücke nicht erwehren. Das höfliche, gefällige Entgegenkommen des Portiers, der die Eintretenden nach ihrem Begehren fragte, ſo wie das Ausſehen des Corridors, der einen ſogar freundlichen Anblick

darbot, indem er mit einer Menge größerer und kleinerer Topfgewächse geſchmückt war, die man wahrſcheinlich, um ſie der Winterkälte zu entziehen, hier herein genommen hatte, ließ indeſſen dieſe trüben Vorſtellungen aus der Seele des jungen Mannes verſchwinden, und mit minder beklemmenem Herzen folgte er ſeinem Vater, der ſich, von dem Thürſteher zurechtgewieſen, zunächſt nach den Zimmern des Stabsarztes begab, dem die Aufſicht über die Station anvertraut war, in welcher ſich die Kranke befand.

Dieſe Station befand ſich in dem erſt vor wenigen Jahren angebautem Theile der weitläuftigen Gebäude, welche man gewöhnlich mit dem Namen [redacted] neuen Charité bezeichnet.

Sie gingen über den Hof, durch einen Seitenflügel des Hauptgebäudes, und dann über einen zweiten, bedeutend größeren Hof als der erſte, bis ſie endlich das bezeichnete, von einer Außenmauer eingeſchloſſene Gebäude erreichten. Auch hier wurden ſie von einem Thürſteher nach ihrem Begehren gefragt, doch hatte der Eintritt in dieſe Abtheilung des Krankenhauſes etwas Finſteres, wie etwa bei einem Gefängniß. Bekanntlich werden auch in dieſem Gebäude Gefangene verwahrt, welche an einer ſo bedeutenden, oder auch einer anſteckenden Krankheit leiden, daß ihre Heilung im Gefängniß ſelbſt theils ſchwierig, theils für ihre Mitgefangenen gefahrbringend iſt. Außer dieſen und anderen Patienten, die ebenfalls der Anſteckung wegen von den Anderen geſondert ſind, befinden ſich hier auch die Geiſteskranken.

Der erhaltenen Anweiſung zufolge ging der Graf mit ſeinem Sohn die Treppen hinauf, wo ſie von einem Wärter zu dem Arzte gewieſen wurden, der ſich, nachdem ſie ihm ihr Anliegen eröffnet, mit freundlicher Bereitwilligkeit erbot, ſie zu der Kranken zu führen, deren Zuſtand allerdings ſo bedenklich ſei, daß man jeden Augenblick ihren Tod erwarten dürfe.

Während der Arzt dies ſagte, hatte er bereits die beiden Herren über den Flur nach dem Krankenzimmer geführet; er öffnete die Thür des einen und hieß die Beſuchenden eintreten. Es war ein kleines, ſchmales Zimmer, zu deſſen beiden Seiten ſich rechts und links Thüren öffneten, von denen jede in ein anderes etwas größeres Zimmer führte, in welchem ſich die Kranken befanden, während das erſtere für die Wärterinnen beſtimmt war. Der Arzt deutete auf das Zimmer rechts, und als Jene eintraten, ſahen ſie, daß ſich nur eine Kranke darin befand; die übrigen Betten waren unbeſetzt. Dieſe Kranke war die Geſuchte Eine Wärterin ſaß neben ihr

„Wie geht's ihr?“ ſagte der Arzt zu dieſer Letzteren.

„Schlecht genug,“ erwiederte dieſe kopfſchüttelnd und leiſe ſprechend; „ſie hat wieder eine ganze Zeit lang phantaſirt; jetzt iſt ſie ruhig geworden, ich glaube ſie ſchläft.“

„Nein, ich ſchlafe nicht, wen will mich ſprechen? Iſt er da?“

Die Kranke machte bei dieſen Worten, die ſie zwar leiſe aber haſtig ausſprach, eine Bewegung, ſich auf die andere Seite zu drehen, um das Zimmer überſehen zu können; aber ſie war zu ſchwach dazu, und nur mit Hülfe der Wärterin gelang es ihr. Als ſie den jungen Mann erblickte, ſtieß ſie einen leiſen Freudenſchrei aus, ihre bleichen Züge, auf welchen der Tod bereits ſein Siegel gedrückt zu haben ſchien belebten ſich wieder. Sie ſtreckte ihm die Hand entgegen: „Anton!“

Der junge Mann trat raſch auf ſie zu, und ergriff die ihm dargebotene abgezehrte Hand, und er fühlte den ſchwachen Druck ihrer mageren Finger.

Der Graf trat mit freundlichem Zartgefühl von dem Bette zurück in das anſtoßende Zimmer, und der Arzt und die Wärterin folgten ſeinem Beiſpiel.

„Biſt Du da, biſt Du endlich da, mein lieber, lieber Anton,“ ſagte das Mädchen. „Es iſt ſo lange her, daß ich Dich nicht ge-

geſehen habe, ich dachte, ich würde eher ſterben, als Du gekommen wärſt." —

„Sprich nicht ſo, Nanni," entgegnete der junge Mann, indem er vergeblich ſeine Thränen niederzukämpfen ſuchte; „ſprich nicht ſo, Du wirſt nicht ſterben."

„Doch, doch, ich werde nicht wieder von dieſem Bett aufſtehen, ich fühle es. — Aber ſage mir, was aus Dir geworden iſt. Johann war geſtern bei mir und hat mir erzählt, daß Du ein vornehmer Herr geworden wärſt; ich weiß nicht, ob es richtig iſt, oder ob ich nur geträumt habe, denn wenn ich hier ſo liege, habe ich oft ſo ſonderbar und doch ſo lebhaft geträumt, daß ich's gar nicht von der Wahrheit unterſcheiden kann."

„Johann hat Dich allerdings geſtern beſucht, und was er Dir von mir geſagt hat, mag auch wahr ſein, denn ich habe meinen Vater wiedergefunden. — Aber nun laß dieſe traurigen Gedanken. Du wirſt ja leben bleiben und wir werden noch recht glücklich zuſammen ſein."

„Wenn Du aber reich geworden biſt, wirſt Du mich nicht mehr lieb haben, denn ich bin zu arm."

„Nicht doch, ich bin immer noch derſelbe;" entgegnete der junge Mann, ihre Hand küſſend, indem er ſie zu beruhigen ſuchte.

Sie achtete indeſſen nicht auf ſeine Worte, ſondern ſummte mit leiſer Stimme den Vers eines alten Liedes vor ſich hin. Dann brach ſie plötzlich ab und ſagte mit einiger Lebhaftigkeit: „Das iſt doch aber nicht wahr, Anton, daß Du im Gefängniß warſt, und es war eine Lüge, wenn ſie ſagten, Du hätteſt geſtohlen."

Der junge Mann zuckte zuſammen, als er auf dieſe Weiſe an ſein Verbrechen erinnert wurde und wagte es nicht, ihr auf dieſe Frage zu antworten.

„Sie haben gelogen, nicht wahr, ſie haben gelogen, die böſen Menſchen," wiederholte ſie noch einmal mit dringender Haſt; „ſie haben gelogen!"

Anton nickte bejahend, denn das Wort würgte ſich in ſeinem Munde, und doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, der Kranken die traurige Wahrheit zu geſtehen.

„Ja, ja, ich wußte gleich, daß es eine Lüge war, und die Leute ſind nur boshaft und wollten Dich verläumden, aber nun bin ich glücklich und zufrieden, wie konnte ich es auch nur einen Augenblick denken; ich hatte Dich ja ſo gebeten, Du würdeſt mir ja ſolchen Kummer nicht gemacht haben.“

Sie lächelte ihm bei dieſen Worten freundlich zu, während er im Bewußtſein ſeiner Schuld es kaum wagte, ihr in's Auge zu blicken.

„Ich habe es immer gut mit Dir gemeint,“ ſprach ſie weiter, indem ſie ſeine Hand freundlich zwiſchen ihren Fingern drückte; „gewiß, ich habe es recht gut mit Dir gemeint, Anton, und habe Dich ſo lieb gehabt, wie nie Jemand auf der Welt; aber wie ſie mir das erzählten, daß Du im Gefängniß wärſt und die andern Mädchen mich höhnten und auslachten, und mir ſagten, es wäre ganz recht, warum hätte ich mich auch mit Dir eingelaſſen, da nahm ich mir zuerſt vor, gar nicht mehr an Dich zu denken, aber es ging nicht, und nachher bin ich in Ohnmacht gefallen, und dann haben ſie mich hier heraus gebracht, und die Leute haben mich gewiß recht freundlich behandelt; aber ich habe nur immer an Dich gedacht, daß Du kommen möchteſt, und nun, da ich Dich geſehen, bin ich ganz zufrieden und will gern ſterben.“

„Sprich nicht immer vom Sterben, Nanni, Du wirſt ganz gewiß wieder geſund werden.“

„Du mußt mir Eins verſprechen, Anton,“ fuhr ſie indeſſen mit einiger Haſt fort, ganz ohne jene Worte zu beachten; „man hat mir geſagt, daß alle die, welche hier in der Charité ſterben, nachher nicht begraben werden, ſondern in die Anatomie kommen. — Siehſt Du, ich möchte das nicht gern, daß ſie mich in Stücke zerſchnitten, ſondern wünſchte lieber begraben zu ſein auf einem friſchen, grünen

Kirchhof, wo Blumen wachſen und die Vögel luſtig ſingen, wenn es warm iſt, und wenn Ihr dann einen Akazienbaum daneben pflanzen möchtet, das wäre wunderſchön, ich habe es immer ſo gern gehabt und mich gefreut, wenn ich ein ſolches Grab geſehen habe. — Willſt Du mir das verſprechen?"

„Gewiß, meine liebe Nanni, gewiß, aber, wie geſagt, Du wirſt nicht ſterben."

Sie ſchüttelte ſchwach mit dem Kopfe.

„Ich werde ſterben, mein lieber Anton," ſprach ſie weiter: „und es iſt eigentlich nicht gut, wenn ich ſterbe, denn jetzt, wo ich hier ſo liege, ſehe ich eigentlich erſt recht ein, welch' ein unglückliches Leben ich geführt habe. Aber dieſe Nacht iſt meine Mutter zu mir gekommen, und hat ſich an mein Bett geſetzt und mit mir geſprochen, und hat mir die Hand gedrückt und mich geküßt, — es iſt kein Traum geweſen, denn ich habe es deutlich gefühlt, und ſie hat mich geſegnet und mir den Kummer vergeben, den ich ihr gemacht habe und mir geſagt, ich möchte nur zu ihr kommen, dann würde Alles gut und ſchön werden."

Und nun begann die Kranke, dieſen Ideengang verfolgend, wieder irre zu reden, aber nicht laut und heftig, ſondern in abgebrochenen Sätzen, leiſe flüſternd, und Anton, deſſen Hand ſie noch immer gefaßt hielt, mit den großen, glänzenden Augen anblickend, daß ſich der junge Mann eines unheimlichen, ſchauerlichen Gefühls nicht erwehren konnte. — Und ſo lag ſie und ſprach von den glücklichen Tagen ihrer Kindheit, wo das Leben ihr Sonnenſchein und Blumenduft geweſen und wo ſie eine Mutter gehabt hatte, eine freundliche, ſorgende Mutter; und dann von einer andern Zeit, wo ihr die Sonne noch glänzender geſchienen und das Leben noch ſchöner, — von der Zeit ihrer erſten Liebe. Und dann zog es wie eine düſtere, ſchwere Wolke über den roſigen, luſtigen Himmel — die Zeit ihres Falles. Und es wäre ein thörichtes, vergebliches Mühen, wollten wir es ver-

ſuchen, was ſie ſprach, ſo wieder zu geben, wie ſie es ſagte, denn in ihren Worten war die Poeſie der Natur, aufgeweckt durch den Gewitterſturm, der bei ihr vorübergetobt war. — Denn wenn wir ihre Sprache auch verſtehen, wer könnte es wieder erzählen, was ſie zu uns geſagt haben die Bäume, wenn ſie flüſternd im Abendwinde mit den Zweigen rauſchen, — die regengeſättigten Blätter, welche die glänzenden Tropfen zur Erde nieder fallen laſſen; — die Blumen, üppig und wollüſtig aufathmend, oder das Köpfchen hängend; — die ſtarren Steine mit ihrer altersgrauen, moosigen Runenſchrift; — der Sturmwind, der pfeifend hinfährt über die kalte, nackte Haide; — der zuckende Blitz, das dunkle Gewölk auseinander reißend, um die Herrlichkeiten des Himmels zu zeigen; — und all' die andern Weſen und Geſchöpfe, die uns erzählen von wunderſamen Märchen, die tief anklingen in unſerer Bruſt, und die wir fühlen, aber ſie nicht verſtehen, und die in Nichts zerfließen, wenn wir ſie feſthalten möchten; — wer könnte es verſuchen, ſie wieder zu erzählen.

Und ſo war die Sprache jener Kranken.

Endlich aber wurden ihre Worte immer leiſer und abgebrochener, ihre Augen ſchloſſen und öffneten ſich wieder, wenn ſie etwas lebhafter ſprach. Endlich aber ſchwieg ſie ganz, und Anton ſaß noch immer neben ihr, ihre Hand in der ſeinen haltend, bis endlich, da lange Zeit Alles ſtill blieb, Gartentiere und der Arzt in das Zimmer traten.

Dieſer Letztere ergriff die Hand der Kranken, und nachdem er einige Augenblicke den Puls beobachtet, ſagte er leiſe:

„Stören wir ſie nicht, ſie ſchläft, aber ſie wird nicht wieder erwachen.“ —

Der Graf zog ſeinen Sohn, der inzwiſchen aufgeſtanden war und ihm willenlos folgte, mit ſich fort; der Arzt folgte ihnen, leiſe die Thür öffnend und hinter ſich ſchließend, und alle Drei traten hinaus auf den Corridor.

Sie gingen ſchweigend neben einander her, hatten aber kaum den Corridor, nach welchem die Krankenzimmer führten, hinter ſich und die Thür deſſelben geſchloſſen, als eine Wärterin athemlos die Treppe hinaufgeeilt kam, und ſich zu dem Arzt wendend, denſelben erſuchte, ihr zu folgen, da eine von den Geiſteskranken, die bisher ſich ganz ſtill verhalten, einen Anfall von Tobſucht bekommen hätte.

„Wer iſt es?“ fragte der Arzt.

„Es iſt die hübſche, junge Frau, die neulich von ihren Eltern hierher gebracht wurde,“ entgegnete die Wärterin.

„Das iſt eine traurige Geſchichte,“ ſagte der Doctor zu Cartentiere, der ihm folgte, als er die Treppe hinabſtieg; „ich habe dieſe Frau ſchon früher gekannt, ihre Eltern hatten ein Kaffeehaus, wo ich zu Mittag aß, als ich noch ſtudirte. Sie war ein hübſches, liebes Mädchen, und ich hätte damals nicht gedacht, daß wir uns einmal in ſolchen Verhältniſſen begegnen würden. — Wollen Sie mit mir kommen? Es iſt ein intereſſanter Fall.“

„Wenn Sie erlauben,“ ſagte Cartentiere. „Aber was iſt die Urſache ihrer Krankheit?“ —

„Das iſt eben das Schreckliche an der Geſchichte, daß ihre eigenen Eltern die Veranlaſſung dazu gegeben haben. — Sie wollten ſie an einen alten, reichen Sünder verkaufen, der ihnen eine bedeutende Summe bot, und da die Mutter beſonders eine habſüchtige, ganz gemeine und laſterhafte Perſon iſt, trieben ſie die unglückliche Tochter ſo auf's Aeußerſte, daß ſie endlich einen Selbſtmord verſuchte, der indeſſen glücklich verhindert wurde. Aber noch während ſie krank da lag — ſie hatte verſucht, ſich zu erſtechen — hörte die Mutter nicht auf, ſie mit Verſprechungen und Drohungen zu ihrem Willen zwingen zu wollen, und ſelbſt bei einem minder leicht erregbaren Gemüthe, als das Ihre, wäre unter ſolchem Umſtänden eine ſo ſchreckliche Kataſtrophe kaum ausgeblieben. — Der Menſch, der

urch ſeine Anerbietungen die nächſte Veranlaſſung dazu gegeben hat, iſt als Wüſtling in Berlin bekannt; es iſt ein Herr von Bek."

„Von Bek?" rief Cartentierce überraſcht.

„Ganz richtig; — kennen Sie ihn?"

„Ich glaube ja," erwiederte der Graf; aber das Geſpräch brach hier ab, denn ſie traten in das Krankenzimmer. Cartentierce hatte wohl nicht vermuthet, auch hier ein bekanntes Geſicht wiederzufinden; ein unwillkürlicher Ausruf des Bedauerns und der Ueberraſchung entfuhr ihm daher, als er in der Wahnſinnigen — wie der Leſer wohl ohne große Mühe errathen haben wird — Henriette erkannte.

Die Unglückliche war bereits durch die Wärterinnen, ungeachtet ihres Widerſtandes überwältigt worden, man hatte ihr eine Zwangsjacke angezogen und ſie an den Zwangsſtuhl befeſtigt. Die übrigen Kranken, die zugegen waren, blickten entweder mit einer ſtumpfſinnigen Neugierde auf die Gefeſſelte, oder kauerten theilnamlos in einem Winkel, während die drei Wärterinnen ſich bemühten, die Lage der Tobſüchtigen ſo bequem als möglich zu machen. Außerdem war noch ein Mann zugegen, ziemlich gut gekleidet, aber mit einem abſcheulich gemein ausſehenden, widerwärtigen Geſicht; ſeine platte, kurze Naſe, ſeine niedrige Stirn verriethen den dummen, ſinnlichen Menſchen, und es wäre unmöglich geweſen, einen anderen, als einen äffiſch boshaften Ausdruck aus ſeinen kleinen, ſchielenden Augen herauszuleſen. Dabei hatte er ſich ängſtlich und ſcheu in eine Ecke gedrückt, als beabſichtige er, ſo wenig als möglich beobachtet zu werden.

„Iſt denn das ganz von ſelbſt gekommen, oder hat irgend ein äußerlicher Einfluß ſtattgefunden?" fragte der Arzt die Wärterin, indem er ſich der Kranken näherte.

„Dieſer Herr da," ſagte eine der Wärterinnen, achſelzuckend auf den Fremden deutend; „dieſer Herr hatte die Erlaubniß ſie zu ſprechen; aber ſie hatte ihn kaum erblickt, als ſie über ihn herfiel, und ich glaube, ſie würde ihn erwürgt haben, wenn wir nicht dazwiſchen geſprungen wären."

„Dann muß ich Sie bitten, ſich augenblicklich zu entfernen, mein Herr,“ ſagte der Arzt; „und es iſt unrecht genug von Ihnen, die Kranke beſucht zu haben, denn ſie müſſen es doch wiſſen, daß Ihr Anblick ſie aufregt.“

„Laſſen Sie nur gut ſein,“ entgegnete der Mann ſehr gleichmüthig; „es wird wohl nicht lange dauern, bis ſie wieder zu ſich gekommen, und ich habe etwas mit ihr zu reden.“

„In Ihrer Gegenwart wird dies nicht geſchehen, und auch für die Folge muß ein Beſuch, wie der Ihre, gänzlich unterbleiben,“ fuhr der Doctor etwas heftig fort; „und Sie haben ſich auf der Stelle meinen Anordnungen zu fügen.“

„Aber mein Gott, was wollen Sie denn? Ich bin der Onkel von dieſer Perſon, und habe die Erlaubniß bekommen, ſie zu ſprechen. Sie können mich doch hier nicht 'rauswerfen.

„Gewiß werd' ich das, ſobald meiner Anſicht nach Ihr Anblick ſtörend auf die Kranke wirkt. Sie werden die Güte haben auf der Stelle zu gehen.“

„Na, na, man lachte,“ fuhr dieſer rohe Menſch' fort, ſich zu vertheidigen; „wenn Sie die Verhältniſſe kennten, würden Sie nicht ſo reden. Ich bin der nächſte Anverwandte von ihr, und wir haben es Alle ſo gut mit ihr gemeint; ſie aber hat's förmlich mit Füßen von ſich geſtoßen. Nun haben wir weiter nichts von ihr als Unkoſten und können eine Maſſe Geld für ſie bezahlen.“

„Sie haben für jetzt weiter nichts zu thun, als auf der Stelle zu gehen, ſonſt muß ich in der That Gewaltmittel anwenden; — wollen Sie's ſo weit kommen laſſen?“

„Was, mich 'rauswerfen? Wiſſen Sie, Herr, daß ich Bürger und Eigenthümer hier in Berlin bin? Mein Name iſt Weinbeer, und das will ich 'mal ſehen, ob Sie ſich ſo etwas gegen mich erlauben können.“

„Es wird auf der Stelle geſchehen, wenn Sie ſich noch einen Augenblick weigern, meinen Befehlen zu gehorchen“ rief der Arzt heftig, da er ſeinen Unwillen nicht länger bemeiſtern konnte; — iſt Ihnen jetzt gefällig, Herr Weinbeer?“

Trotz ſeines anfänglichen Selbſtvertrauens mochte es dieſem Menſchen doch rathſam ſcheinen, nicht das Aeußerſte abzuwarten, ſondern lieber zu gehen. Er that dies langſam, indem er noch einzelne, abgebrochene Worte vor ſich hinmurmelte, die ſeine Entrüſtung über die ihm widerfahrene Behandlung ausdrücken ſollten. Der Doktor achtete indeſſen nicht darauf, indem er ſich bereits mit der Patientin beſchäftigte, und machte nur noch zu Cartentierce die Bemerkung, wie unangenehm und leider doch ſo häufig vorkommend es ſei, daß der Arzt in der Ausübung ſeiner ſchweren Berufspflichten durch die Brutalität mancher Menſchen gehindert werde.

Die Kranke war indeſſen nach der Entfernung ihres Verwandten ruhiger geworden, und der Arzt gab den Befehl, ſie von den Zwangsmitteln, die man gegen ſie angewendet, zu befreien, und verordnete die Mittel, welche ihr augenblicklicher Zuſtand erheiſchte. — Dann verließen ſie das Zimmer. Cartentierce dankte dem Arzte noch einmal für ſeine freundliche Zuvorkommenheit und wollte ſich dann entfernen, aber Anton war nicht da, wo ſie ihn verlaſſen hatte, doch eine Wärterin, welche herzukam, ſagte, daß der junge Mann ſich nochmals in das Zimmer der Nervenkranken begeben habe, da dieſelbe vor wenigen Minuten geſtorben ſei. — Sie trafen ihn am Bette ſtehn; er hielt die kalte Hand der Todten in der ſeinen. Tiefer Schmerz war auf ſeinen Zügen zu leſen. —

„Komm Eugen,“ ſagte Cartentierce, nachdem er ihm noch einige Zeit gelaſſen, ſeinen Gefühlen an einem Orte nachzuhängen, der ſo gut dazu geeignet war, Reflexionen in dem jugendlichen Gemüthe zu veranlaſſen, die einen für das Leben dauernden Eindruck gewähren. — „Komm Eugen.“

„Sie hat mich gebeten, für ihr Begräbniß Sorge zu tragen,“ erwiederte der junge Mann, einen bittenden Blick auf den Vater richtend; „es war ihre letzte Bitte; — ich habe ihr verſprochen, ſie zu erfüllen.“

„Es ſoll geſchehen, mein Lieber; ich werde für Alles die nöthige Sorge tragen; — aber nun komm;“ verſetzte der Graf freundlich. —

Sie gingen. —

Als ſie aus dem Charitégebäude heraustraten und die ſchwere Thür ſich hinter ihnen ſchloß, athmete der junge Mann freier auf.

„Armes Mädchen,“ ſagte der Graf; — „auch ſie mußte ſterben, allein, verlaſſen, ohne das Geſicht eines ihrer Lieben an ihrem Bette zu ſehen. Es ſtirbt ſich ſchwer, ſehr ſchwer, ſo ganz allein, Eugen. — Man ſagt, ein Freund im Leben iſt viel werth; aber ein Freund in der Todesſtunde iſt es noch mehr. Darum verſäume man es nie, ſich einen ſolchen zu erwerben.“ —

Weiter wurde nichts zwiſchen ihnen über dieſen Vorfall geſprochen.

LXI.

Der Emancipations-Klubb.

Vor einem großen, hübſchen Hauſe in der Leipzigerſtraße, deſſen Portal von einer luſtigflackernden Gaslaterne erhellt wurde, bemerkte man einen Zuſammenlauf von Neugierigen. Es war etwa gegen ſieben Abends.

Wagen jeder Art, elegante Equipagen mit buntgemalten Wappen auf dem Schlage, Miethskutſchen mit verhungerten Pferden, Fiaker mit zerbrochenen Fenſterſcheiben, kamen angerollt und hielten vor jenem Hauſe. Ein dickes, ſtämmiges Dienſtmädchen in einer weißen Haube, welches einzig und allein zu dieſem Zweck in der Thür zu warten ſchien, öffnete den Schlag der vorfahrenden Wagen und half der darin ſitzenden Dame — es war jedesmal nur eine einzige — beim Ausſteigen.

„Was giebt's denn hier?“ fragte ein Mann, der ſich durch das Gedränge von Weibern, Kindern und Dienſtmädchen, welche die Thür belagert hielten, nur mit Mühe hindurch arbeitete. „Was iſt denn hier los?“

„Es iſt der Manſepaſſiens-Klubb," erwiederte eine ſehr lange Frau mit einem ganz kleinen Kinde auf dem Arm.

„Manſepaſſiens-Klubb? — Was iſt das?"

Die lange Frau ſah den Frager etwas erſtaunt und ſpöttiſch zugleich an.

„Das wiſſen Sie nicht?" ſagte ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Verachtung.

„Soll mich Gott ſtrafen, nein;" erwiederte der Mann.

„Der Manſepaſſiens-Klubb," fuhr die Frau, in einem belehrenden Sönnertone ſprechend, fort. „Der Manſepaſſiens-Klubb iſt das, wo die Frauen ſagen, ſie ſind keine Frauen.

„Na was ſind ſie denn?"

„Nun, auf alle Fälle etwas Anderes."

„Aber was denn?"

„Ja das weiß ich nicht."

Dieſe ziemlich ungenügende Erklärung ſchien den Frager zwar nicht zu befriedigen, aber ihn dennoch nicht zu weiteren Forſchungen zu veranlaſſen. Er wendete ſich eben zum Fortgehn, als ein Wagen vorfuhr, aus welchem zwei Damen zugleich ausſtiegen.

„Hurrah! da ſind ſie!" ſchrie die Menge; „die lange Dünne und die kleine Dicke. Hurrah!"

Es waren Fräulein von Selke und ihre Geſellſchafterin, welche aus dem Wagen ſtiegen.

„Es iſt ein ſiegendes Zeichen der fortſchreitenden Volksbildung, wenn man ſieht, wie die unterſten Klaſſen des Volkes an einem Inſtitut Antheil nehmen, welches ſo ſegensreiche Früchte bringen wird, wie der Emancipations-Klubb. — Deine Börſe, Mary."

Fräulein von Selke, welche dieſe Worte geſprochen, nahm den ihr dargereichten Geldbeutel und ſchüttete den Inhalt deſſelben unter die Umſtehenden aus, mit ſehr wohlgefälligem, ſelbſtvergnügten Lächeln ſehend, wie ſich Alle unter lautem Geſchrei auf das Geld

ſtürzten, um ein Paar Groſchen davon zu tragen, während die entfernter Stehenden, in der Hoffnung, daß dieſer ſilberne Regen ſich auch noch für ſie wiederholen werde, noch lauter als vorher ſchrieen:

„Hurrah, die lange Dunne! Hurrah, die kleine Dicke!“

Unter dieſem Jubelruf traten die beiden Damen in das Haus und gingen die Treppe hinauf in den Saal, wo die Verſammlung ſtattfand. Mary öffnete die Thür und ließ ihre Gebieterin zuerſt ein.

Dieſer Saal, in welchem ſich der in Rede ſtehende Klubb wöchentlich zweimal verſammelte, hatte durchaus nichts Beſonderes, woraus man auf die ſo würdevolle Beſtimmung deſſelben hätte ſchließen können. Lange Reihen von Bänken, Stühlen, Tiſchen ſtanden nebeneinander, und aus ihrer Zahl konnte man entnehmen, wie ſehr zahlreich die Mitglieder dieſer ehrenwerthen Verſammlung ſeien. Auf der einen Seite ſtand ein Katheder, über welchem das Bild von Charlotte Corday in Lebensgröße hing, wie ſie aus ihrem Kleide einen ungeheuer langen Dolch, der eine große Aehnlichkeit mit einem Bratſpieß hat, oder einen Bratſpieß, der eine große Aehnlichkeit mit einem Dolche hat, hervorzieht. Außerdem bemerkte man an den Wänden noch andere Gemälde, ebenfalls Scenen aus dem Leben berühmter Frauen vorſtellend; Lukretia, wie ſie ſich von ihrem Vater erſtechen läßt, Madame Georges Sand, eine Cigarre rauchend, Gräfin Ida Hahn-Hahn, wie ſie auf einer Löwenjagd einem Eunuchen das Leben rettet, die Jungfrau von Orleans, auf dem Scheiterhaufen, und noch ähnliche Sachen.

Die Plätze waren ſchon ziemlich alle beſetzt, als die beiden Damen eintraten. Sie gingen, ohne weiter zu grüßen, mit würdevollem Anſtande neben den Bänken, wo ein ſchmaler Durchweg offen gelaſſen war, hin, um die vorderſten Plätze zu erreichen, die für das vorſitzende Comité beſtimmt und leer gelaſſen waren.

Nach der geringen Zahl der noch unbeſetzten Plätze zu ſchließen, mochte der größte Theil der zu dem Klubb gehörigen Damen ver-

ſammelt ſein, und die Verhandlungen nahmen daher auch alsbald ihren Anfang. Mary ſtand auf und klopfte mit einem hölzernen Zuckerhammer ſehr laut auf den Tiſch, um die Anweſendinnen — wir bilden uns dies Wort nach dem kecken Sprachbau der berühmten Mecklenburgerin — darauf aufmerkſam zu machen, daß die Sitzung begonnen habe. Sogleich hörte der Lärm rings umher auf, der gerade nicht unbedeutend geweſen war, indem jede Einzelne der Damen ſehr viel und ſehr Wichtiges mit ihrer Nachbarin zu ſprechen hatte, worauf die Secretairin mit der ihrem Amte und ihrer Stellung angemeſſenen Würde ſagte:

„Hochzuverehrende Damen, Mitglieder der erſten und einzigen Frauen-Emancipations-Geſellſchaft für Norddeutſchland! Ich, als fungirende Secretairin derſelben, erkläre hiermit die dreihundert und ſieben und neunzigſte Plenarſitzung der Geſellſchaft im Auftrage der vorſitzenden Präſidentinnen für eröffnet, und erlaube mir ganz beſonders auf den Artikel Nr. 3104 unſerer Statuten aufmerkſam zu machen, worin es heißt: während der Sitzungen des Vereines iſt es allen Mitgliederinnen, bei Pön von zwei und einen halben Silbergroſchen unterſagt, mit ihren Nachbarinnen zu ſprechen und zu plaudern, und auf ſolche Weiſe eine allgemeine Störung zu veranlaſſen.“

Hier würde uns der Leſer vielleicht zum erſten Mal einer Uebertreibung beſchuldigen, und es für unwahrſcheinlich, wenn nicht geradezu für unwahr erklären, wenn wir ſagen, daß nach dieſen Worten Mary's das tiefſte Stillſchweigen unter den verſammelten Damen herrſchte; aber ſo unglaublich es auch klingen mag, ſo wahr iſt es doch, ſei es nun, daß die genannte Geldſtrafe oder das Selbſtgefühl der Emancipations-Klubbs-Damen ſie veranlaßte, ſich einem Gebot zu fügen, das unſerer Meinung nach am ſchwierigſten für ſie zu halten war. Aber die Sache verhält ſich wirklich ſo, wie wir dem Leſer nicht aus Ueberlieferungen, ſondern aus eigener Wiſſenſchaft berichten können, denn wir ſelbſt hatten Gelegenheit, die ſteife Selbſtverläugnung

dieſer Damen zu bewundern, als uns das Glück zu Theil wurde, zu einer dieſer Verſammlungen eingeladen zu werden, und wir derſelben wirklich beiwohnten.

Da die in Rede ſtehende Verſammlung des Emancipations-Klubbs gerade die erſte im Monat war, ſo wurde von der zeitigen Präſidentin zunächſt ein Bericht über die jüngſten Reſultate des Vereins vorgeleſen, was eine ſo geraume Zeit wegnahm, daß wir nicht im Stande ſind, die Einzelheiten deſſelben dem Leſer mitzutheilen, ohne Gefahr zu laufen, den Zweck unſeres Buches zu weit aus dem Auge zu verlieren. — Nachdem dieſe Vorleſung beendet und ſämmtliche Mitgliederinnen ihren Beifall mit der ruhigen, würdevollen Faſſung des Aufſatzes ausgeſprochen hatten, der aus der Feder des Fräulein von Selle hervorgegangen war, wurden verſchiedene andere Ideen und Vorſchläge zur Beſprechung gebracht. Unter dieſen war beſonders der eine, deſſen wir hier gedenken müſſen. Es handelte ſich nämlich um die Stiftung eines Vereins zum Wohl der arbeitenden Klaſſen, natürlich des weiblichen Geſchlechts, beſonders jener Mädchen, welche in Modehandlungen oder anderen Fabriken arbeiten, und durch ihren geringen Verdienſt gleichſam dazu gezwungen ſind, ſich auf Koſten ihrer Moralität Hülfsquellen zu eröffnen, um dadurch ihr Leben zu friſten. Eine Dame, erſt ſeit Kurzem Mitglied des Vereins und früher in der Rheinprovinz wohnend, trat zunächſt, nachdem ſie in einer ſehr weitläuftigen Rede bewieſen, daß der Menſch eigentlich erſt dann anfange Menſch zu ſein, wenn er ein beſtimmtes Eigenthum beſitze, mit dem Vorſchlage auf, aus den Erſparniſſen jener Mädchen Sparkaſſen zu gründen, um die Intereſſenten bei vorkommender Krankheit oder Arbeitsloſigkeit daraus zu unterſtützen. Da die Rede, in welcher die Sprecherin ihre Idee entwickelte, ſehr ſchön und kräftig war, wurde dieſer Vorſchlag mit dem allgemeinſten Jubel aufgenommen und noch ſehr viele andere ſtürmiſche Reden gehalten, bis endlich eine ſchon etwas ältliche Dame um das Wort bat, und die

Frage an die verehrte Sprecherin vom Rhein richtete, woher denn jene Erſparniſſe kommen ſollten, da ja vorher nachgewieſen worden ſei, daß jene Mädchen kaum ſo viel hätten, um ihr Leben mühſelig durchſchleppen, viel weniger noch etwas erſparen zu können. Dieſer Einwand, der dem geſunden Menſchenverſtande jener Dame viel Ehre machte, brachte alsbald eine allgemeine Beſtürzung in der Verſammlung hervor, und nach ſehr vielem, aber kleinlauten Hin- und Herreden, denn Alle ſahen die Richtigkeit dieſes Einwurfs ein, bemerkte eine der Damen, daß man zunächſt darauf bedacht ſein müſſe, irgend ein Grundkapital anzuſchaffen, und zu dieſem Zwecke irgend eine hohe Gönnerin veranlaſſen müſſe, ſich dem Vereine anzuſchließen, dann wären alle Schwierigkeiten gehoben. Dies fand wieder allgemeinen Beifall; aber jene alte Orvenentin meinte darauf, ein ſolcher Vorſchlag ſei allerdings ſehr gut und werde dem Vereine eine ſichere Haltung geben, dies ſei aber noch nicht genug, ſondern Jeder müſſe vielmehr ſeinerſeits nach Kräften zu einer Kaſſe beiſteuern, aus welcher die Hülfsbedürftigen unterſtützt werden könnten, und dieſe Beiträge dürften nicht unbeträchtlich ſein, ſondern müßten wirklich hinreichen, den zu Unterſtützenden eine thätige und kräftige Hülfe zu gewähren; auch müßten die erſt den größten Theil der Einnahme wegnehmenden Koſten für Schreibereien und Druckſachen, ſo viel als möglich ermäßigt werden, denn —" ſo ſchloß die Rednerin ihren kräftigen Vortrag: „ein ſolcher Verein für das Volk muß ſich in dem ganzen Volke bethätigen, das heißt auch in denjenigen Klaſſen deſſelben, welche weiter nichts anderes in die Waagſchaale legen können, als ihren Reichthum. Ja, ja, meine verehrten Zuhörerinnen, es iſt leicht zu ſprechen und zu ſchreiben, und ein großes Geſchrei von ſich zu machen; aber durch die That zu helfen iſt etwas anderes. Reden thun ſie Alle gern, aber geben will Keiner!"

Mit dieſen kräftigen Worten beſchloß die Sprecherin ihre Rede, indem ſie noch eine ſehr ausdrucksvolle Pantomime hinzufügte, die darin

beſtand, daß ſie den Arm ſehr weit ausſtreckte und die Hand ein Wenig zuſammen biegend, den Daumen und Zeigefinger etwas aneinander rieb und zugleich mit einem ſatyriſchen Lächeln um ſich blickte, worauf mehre durch ihre Liberalität bekannte Mitgliederinnen in ſehr lautes Bravorufen und Händeklatſchen ausbrachen, und da ſich außerdem Keine der Anweſenden in den Verdacht des Geizes bringen wollte, wurde der Rednerin der ungetheilteſte Beifall zu Theil.

Es war indeſſen ſchon bei früheren Gelegenheiten der Fall vorgekommen, daß ſich die Debatten über ein ſtreitiges Thema nicht allein bis tief in die Nacht hinein, ſondern ſogar bis zum andern Morgen hin verlängert hatten, da jede der Damen immer noch etwas ganz Beſonderes in Anregung bringen zu müſſen glaubte, und dieſe neuen Anregungen immer wieder neue zur Folge hatten, ſo daß überhaupt ſelten etwas zur Abſtimmung kommen konnte, was nicht mindeſtens ein halb Jahr lang Stoff zu fortwährenden Verhandlungen gegeben hätte. Damit indeſſen die einzelnen Sitzungen ſelbſt ſich nicht in das Ungebürliche verlängerten, war den Statuten der Geſellſchaft ein Artikel hinzugefügt worden, in welchem feſtgeſetzt wurde, daß die Verhandlungen über einen und denſelben Gegenſtand nicht länger als höchſtens zwei Stunden dauern dürften, und wenn zu dieſer Zeit noch kein Reſultat herbeigeführt war, ſo mußte die Sache in der nächſten Sitzung wieder aufgenommen werden. Dieſem Paragraph zufolge wurde auch die fernere Berathung über den neuen Vorſchlag bis zur nächſten Sitzung vertagt, und die Sitzung für diesmal für aufgehoben erklärt.

Die meiſten Damen entfernten ſich; nur Einige, welche in genauerem Verhältniß mit der Wirthin ſtanden, blieben zurück, um im engeren Kreiſe noch ein Wenig mit einander zu plaudern. Zu dieſen gehörte Fräulein von Selke mit Mary, ihrer Geſellſchafterin.

Die Damen hatten ihren Platz an einem ziemlich großen Theetiſch, der bereits während der Sitzung ſervirt war, kaum eingenom-

men, als Fräulein von Selfe, der man es den ganzen Abend über angesehen hatte, daß irgend ein sehr wichtiges Etwas auf ihrer Zunge ſchwebte, das Wort nahm und, nachdem ſie vorher erklärt, daß dieſe Angelegenheit eigentlich für den ganzen Verein Intereſſe habe, ſie es aber doch für beſſer gehalten, eine ſolche Privatangelegenheit nicht zum Gegenſtande der allgemeinen Beſprechung zu machen, ihr Verhältniß, in welchem ſie mit Lord Templeton geſtanden, zu erzählen begann. Sie ſchilderte die Art und Weiſe, mit welcher der Verführer bemüht geweſen war, ihr Herz zu gewinnen; ſie ſprach von ihrer hingebenden Liebe zu ihm und endlich von ſeinem Treubruch. Dann fügte ſie hinzu, welchen Schritt ſie gethan, ihrer gekränkten Ehre Genugthuung zu verſchaffen, daß ſie den Lord auf Piſtolen gefordert, derſelbe ſich aber bei der erſten Aufforderung nicht geſtellt, weil er verreiſ't geweſen, bei der zweiten aber geantwortet habe, er könne es unmöglich glauben, daß ſie es ernſtlich gemeint habe, und es würde ſich auch außerdem für ihn als Mann ſchlecht anſtehen, ſich mit einer Dame zu ſchlagen, und er ſehe dieſe Sache ſemit als völlig erledigt und abgemacht an.

„Und nun frage ich Sie, meine Damen," ſchloß die Erzählerin ihren Vortrag: „nun frage ich Sie, was iſt in dieſer Angelegenheit zu thun? Die Ehre unſres ganzen Vereins ſteht auf dem Spiel, denn durch dieſe letzte Antwort bin ich es nicht allein, ſondern Sie Alle, welche gravirt ſind, deren Ehre gekränkt iſt."

„Was zu thun iſt?" rief eine ſehr ſtarke Dame heftig, und in ihrer Entrüſtung ein großes Stück Theekuchen faſt mit einem einzigen Biß hinunterſchlingend, daß ſie beinahe daran erſtickt wäre. — „Es iſt nur eins zu thun. Er muß gereitpeitſcht werden!"

„Ja wohl, er muß gereitpeitſcht werden!" riefen ſämmtliche Damen.

„Ich nehme es auf mich, ihn zu reitpeitſchen," ſagte die ſtarke Dame, indem ſie grimmig den Theelöffel ſchwang, als hätte ſie ſchon das benöthigte Inſtrument in der Hand.

„Ich werde ihn auch reitpeitſchen," rief eine Zweite.

„Ich auch," ſagte eine Dritte

„Wir wollen ihn Alle reitpeitſchen!" rief die ganze Verſammlung.

„Aber wo wollen wir ihn reitpeitſchen?" fragte eine kleine Dame etwas ſchüchtern.

„Ich reitpeitſche ihn, wo ich ihn finde," ſagte die ſtarke Dame mit Nachdruck. „Wenn er ein Mann von Ehre iſt, wird er ſich dieſe Beſchimpfung nicht gefallen laſſen; ich werde ihn reitpeitſchen im Theater, im Concert, auf dem Balle. — Ja, das werde ich! — Aber, wie geſagt, ich ſetze voraus, daß er ein Mann von Ehre iſt. mit einem Andern werde ich mich nie einlaſſen."

„Dafür kann ich bürgen," entgegnete Fräulein von Selke; „es gab nie einen Mann, der in dieſem Punkt zarter gefühlt hätte, als er."

In dieſem Augenblick wurde ſtark an der Klingel gezogen. Die Damen ſahen ſich einigermaßen betroffen an.

„Mein Gott, wer mag denn noch ſo ſpät kommen?" ſagte die Frau vom Hauſe.

Gleich darauf trat das aufwartende Kammermädchen ein und ſagte, daß zwei Herren außen wären, welche Fräulein von Selke nur auf einige Augenblicke, aber in einer ſehr dringenden Angelegenheit zu ſprechen hätten.

„Ha!" rief die Dame. „Sollte er es ſein? — Ein ahnendes Gefühl ſagt mir, daß er es iſt. Wenn es Ihnen recht iſt, laſſen wir ihn hier eintreten?"

Sämmtliche Damen bejahten. Das Mädchen ging hinaus, um die Fremden hereinzuführen.

„Er geht ſeinem Schickſal entgegen," ſagte die ſtarke Dame mit düſterer Entſchloſſenheit, indem ſie ſich mit einer in der Ecke des Zimmers ſtehenden Elle bewaffnete, und noch etwas Rum in ihren Thee goß

Zwei Herren in grauen Mänteln traten ein.

„Welcher iſt es?“ ſagte die ſtarke Dame leiſe zu Fräulein von Selke, die beiden Fremden mit düſterem, unheildrohenden Blicke muſternd.

„Still,“ entgegnete die Gefragte; „er iſt nicht dabei, wir werden gleich hören, was ſie wollen. — Was wünſchen Sie von mir, meine Herren,“ ſagte ſie dann laut und einige Schritte vortretend.

„Ich habe die Ehre, Fräulein von Selke vor mir zu ſehen?“ ſagte der Eine der Herren.

„Ich bin die, welche Sie ſuchen.“

„Dann,“ fuhr er fort, „dann bitte ich um Entſchuldigung, daß ich mich genöthigt geſehen habe, Sie zu ſtören, aber der Fall iſt dringend. Ich bin Criminal-Commiſſarius, und wir haben in dieſen Tagen eine Frau verhaftet, welche im Verdacht der Diebeshehlerei ſteht. Unter Anderm fanden wir einen Schmuck bei ihr, welcher, wie wir vermuthen, derſelbe iſt, der Ihnen erſt vor kurzer Zeit entwendet wurde. Sie erlauben mir zunächſt die Frage, ob dies wirklich der Fall iſt.“ —

Der Beamte nahm bei dieſen Worten ein Schmuckkäſtchen unter ſeinem Mantel hervor, öffnete daſſelbe, und die Dame erkannte dieſe Juwelen ſogleich für diejenigen, welche auf ſo räthſelhafte Weiſe aus ihrer Wohnung verſchwunden waren.

„Aber ich bitte, erklären Sie mir dieſen räthſelhaften Vorfall,“ ſagte ſie, nachdem außer ihr auch noch einige der anweſenden Damen den Schmuck auf das Beſtimmteſte recognoscirt hatten.

„Ich würde Sie nicht zu einer ſo ſpäten Stunde aufgeſucht haben, wenn dieſer Fall nicht ſo dringend und ſonderbar wäre,“ entgegnete der Beamte mit einer verbindlichen Verbeugung. Die Frau aber, bei welcher wir den Schmuck gefunden, behauptet, daß ſie denſelben von einem Engländer, der ſich jetzt in Berlin aufhält, einem gewiſſen Lord Templeton, gekauft habe.“

Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens entfuhr den Damen bei dieſen Worten.

„Wir hielten es nicht für angemeſſen, einen Fremden, welcher durch ſeine Papiere als ganz unverdächtig legitimirt iſt, auf die Ausſage einer ſolchen Frau hin zur Unterſuchung zu ziehen, ſondern da wir der erhaltenen Beſchreibung nach muthmaßten, daß dies der Ihnen abhanden gekommene Schmuck ſei, hielten wir es für angemeſſen, zunächſt bei Ihnen Erkundigungen darüber einzuziehen, ob Lord Templeton, dies iſt der Name jenes Engländers, Ihnen bekannt iſt oder nicht, und in welcher Beziehung er zu Ihnen ſteht.“

Fräulein von Selke machte einen ſchwachen Verſuch zu antworten, aber es gelang ihr nicht; der Gedanke, von einem Manne hintergangen worden zu ſein, der nichts anderes war, als ein gewöhnlicher Dieb, war zu ſchrecklich für ſie, als daß ſie ihn hätte ertragen können. Sie ſank ihrer herzuſpringenden Geſellſchafterin ohnmächtig in die Arme.

Wenige Tage nachher erfuhr ſie, und es war wenigſtens eine entfernte Beruhigung für ſie, nicht gegen dieſen Mann zeugen zu müſſen, daß, ungeachtet der Vorſichtsmaaßregeln der Polizei, der Pſeudo-Lord von der Verhaftung der Frau in der Steingaſſe Nachricht erhalten hatte, und mit der ſogenannten Lady Herefort, die, ebenfalls einzelner Betrügereien verdächtig, zur Unterſuchung gezogen werden ſollte, abgereiſ't war. Die Steckbriefe, welche man hinter ihnen herſendete, blieben unerledigt, ſie waren glücklich über die Grenze gelangt.

LXII.

Ein zum Tode Verurtheilter.

Die Geſchichte führt den Leſer an einen unfreundlichen, nüßen Ort. Es iſt der Kerker.

Ein Mann ſitzt auf einem runden, glattgeſägten Holzblock, der ihm als Stuhl dient. Um ſeine rechte Hand liegt ein eiſerner Ring, ein anderer um ſeinen Fuß, und dieſe beiden Ringe ſind durch eine Kette verbunden, die ſo lang iſt, daß ſie ihm nur mühſam die nothdürftigſten Bewegungen erlaubte. Eine zweite Kette feſſelt ſeinen Fuß an eine ſtarke, in den Boden befeſtigte Eiſenkramme, ſo daß der Gefangene nur im Stande iſt, einen Schritt vorwärts und einen rückwärts zu thun.

Dieſer Gefangene iſt ein zum Tode Verurtheilter. Man hat ihm ſein Urtheil, das durch keine Appellation, keine Begnadigung mehr gemildert werden wird, angekündigt; er wird am folgenden Tage um dieſelbe Zeit aufgehört haben zu leben.

Es iſt entſetzlich, wenn der Arzt von dem Bette eines Todtkranken zurücktretend, den Kopf ſchüttelt und mit leiſer Stimme zu uns ſagt:

„Hier iſt jede Hülfe umſonſt; er wird ſterben.“

Habt Ihr ſchon jemals dieſe Worte gehört? — Nicht wahr, ſie klingen Euch noch an das Ohr, ſelbſt wenn Jahre darüber hingegangen ſind; Ihr wißt es noch, wie Ihr zuſammenſchaudertet, und wie es Euch eiskalt überlief, als der Doktor ſie zu Euch ſprach, und dennoch war damals in Eurem innerſten Herzen, in dem fernſten Winkel Eurer Seele ein Etwas, das ſich dagegen empörte, das Euch zuflüſterte, des Menſchen Wiſſen reiche nicht aus, dergleichen mit Beſtimmtheit zu ſagen, der Kranke könne dennoch gerettet werden. — Es war die Hoffnung, eine leiſe, ſchüchterne Hoffnung, die nicht eher ſchwand, als mit dem letzten Athemzuge des Kranken. Und ſelbſt da heftet Ihr noch. Es fielen Euch alle die Geſchichten von Scheintodt und Wiedererwachen ein, welche Ihr in Eurem Leben gehört; ein ſolcher Fall war ja hier auch möglich; — warum denn nicht?“

So habt Ihr Euch ſelbſt um den erſten, bitterſten Schmerz betrogen. Und ſelbſt, wenn der Todte Euch fremd und gleichgültig war, habt Ihr jene Empfindungen getheilt, wenn nicht etwa Gewohnheit dieſelben erſtickte.

Aber nun ſeht dieſen Menſchen. Er iſt nicht krank, nicht hinfällig, im Gegentheil, ſeine Glieder ſind kraftvoll und ſehnig, ſeine Augen glänzend, ſeine Wangen geröthet; wenn man ihn anſieht, muß man ihm ein noch langes Leben weiſſagen. Und dennoch wird dieſer Menſch in wenigen Stunden aufgehört haben zu athmen. Er kann die Minuten bis zu jenem fürchterlichen Augenblick mit der entſetzlichſten Genauigkeit berechnen; er weiß, daß man ihn hinausbringen wird aus ſeinem jetzigen Aufenthaltsorte, daß man ihn auf das Schaffot führen, dort an den Block feſtbinden, daß man ihm den Kopf abſchlagen wird, ruhig, widerſtandslos, ohne daß er alle ſeine Lebenskraft anſpannen darf, ſich zu vertheidigen. — Und dies Alles wird geſchehen, ohne daß ihm ein Funke jener Hoffnung übrig bleibt die den Menſchen ſonſt bis zum Tode nicht verläßt.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Tod des Verbrechers auf die jetzt übliche Weise sehr schmerzhaft sei, oder nicht. Die berühmtesten Aerzte verneinen diese Frage; aber was wäre der entsetzlichste, körperlichste Schmerz des Augenblicks gegen die Todesqualen ganzer Stunden, in denen sich der Verurtheilte nur mit dem Gedanken an jenen schrecklichen Moment selbst beschäftigt.

Man kündigt dem zum Tode Verurtheilten das Endurtheil gewöhnlich vierundzwanzig Stunden vor der Exekution an, damit er Zeit übrig habe, sich auf sein Ende vorzubereiten und die Tröstungen der Religion zu empfangen. Welch' ein schöner, welch' ein christlicher Gedanke! — Nachdem der Elende das Wort vernommen hat, das Wort, welches ihm sagt, daß er, der noch die Lebenskraft langer Jahre in sich fühlt, sterben soll, nach vierundzwanzig Stunden sterben, verdoppelt man die früheren Vernichtungsmaaßregeln, man verstärkt die Wachen, man legt ihm Ketten an, damit er nicht früher diesen entsetzlichen Todesqualen ein Ende mache und sich früher den Tod gebe, der ihn zu der gesetzlich bestimmten Frist erwartet.

Liegt nicht hierin ein entsetzliches Zugeständniß meiner Behauptung, daß der Tod nichts ist gegen die ihm vorangehende Todesangst der Seele!

Aber die Tröstungen der Religion werden die Verzweiflung dieses Elenden mildern.

Ein Prediger mit ernstem, feierlichem Gesichte, in seinem Amtsornate, tritt in die Zelle des Gefangenen. Dieser ist nicht stumpfsinniger, trotzig wilder Gemüthsart, nein, das Verbrechen, welches er begangen, hat er aufrichtig und herzlich bereut, er hat tausendmal gewünscht, nicht geboren zu sein, um der einzigen schrecklichen Stunde willen, in welcher sein böses Verhängniß ihn zu dem machte, welches er jetzt ist. Er ist bereit die Worte des Priesters zu hören, der gekommen ist, ihm die Tröstungen der Religion zu bringen.

Die Tröſtungen! — Welchen Troſt kann es für ihn geben? Den Troſt, daß mit dem Aufhören dieſes Lebens ein Anderes beginnt, wo den Unglücklichen Gnade erwartet, Gnade vor dem Richterſtuhl des Allerbarmenden Gottes. Aber iſt es nicht eine Blasphemie unſerer Religion, von der Gnade Gottes einen Menſchen predigen zu hören, der zu denen gehört, die ſelbſt keine Gnade üben wollen. Wer kann es wagen, zu einem ſeiner Mitmenſchen zu ſagen: wir werden Dich tödten, aber Gott wird Dir verzeihen! Klingt das nicht, wie ein entſetzlicher, grauenhafter Hohn, bei dem ſich alles Göttliche, was der Bruſt des Menſchen innewohnt, empört und laut und gellend aufſchreit, empört über ſeine Erniedrigung?

Der troſtſprechende Prediger aber ſetzt ſich neben den Unglücklichen, nachdem er deſſen zerknirſchte Gemüthsſtimmung erforſcht hat, nieder und beginnt ſein Amt. Wenn er ein denkender, fühlender Mann iſt, ſo richtet er ſein Beſtreben darauf, durch ſeine Unterhaltung den Elenden leichter über die wenigen Stunden hinweg zu helfen, welche er noch für dies Leben übrig hat. — Ein Anderer, orthodoxer als Jener, hofft vielleicht einen Andächtigen zu finden, oder zu machen. — Wir haben ein Polizeigeſetz, welches befiehlt, daß die bei den Kirchen, in denen Gottesdienſt gehalten wird, vorüber fahrenden Wagen langſamer fahren, damit die Andacht der Betenden nicht geſtört werde. — Welche Andacht kann man von einem zum Tode Verurtheilten erwarten? —

So ſtoßen wir bei jedem Schritt in unſerm ſocialen Leben auf die entſetzlichſten Widerſprüche. — Der Geiſtliche ſchlägt die Bibel oder das Gebetbuch auf: „Wir wollen jetzt ein Capitel aus der heiligen Schrift leſen, mein Sohn, und dann uns darüber unterhalten;“ ſagt der fromme Mann. Der Unglückliche hört es, ohne dieſe Worte zu begreifen; er blickt mechaniſch auf das aufgeſchlagene Buch, und die Buchſtaben flimmern und tanzen vor ſeinen Augen. Jener lieſ't indeſſen mit lauter Stimme die betreffende Stelle. Der Verur-

theilte hat, ehe Jener geendet, längſt aufgehört, die Worte zu vernehmen. Bei dem Anblick der Bibel iſt ſeine Seele in ihre fernſte Vergangenheit zurückgekehrt. Er denkt an die große, in braunes Leder eingebundene Bibel, mit den glänzenden Schlöſſern von Meſſing, die er als Knabe nach der Schule getragen. Er weiß ſich noch genau an den alten Holzſchnitt zu beſinnen, mit welchem das Titelblatt verziert war, die Erſchaffung der Welt darſtellend, das erſte Menſchenpaar in der wunderbaren Geſellſchaft mit allerlei fremdem, ſeltſam geſtaltetem Gethier, und darüber in einer Wolke Gott Vater ſitzend, ſich ſein Werk zufrieden beſchauend. Aber ſeine Gedanken bleiben nicht hierbei ſtehen. Sie ſchweifen weiter hinaus, weit auf die ſchöne baumbewachſene Wieſe, den Ort ſeiner kindlichen Spiele; aller ſeiner Kameraden, die mit ihm dort ihr luſtiges Weſen getrieben, erinnert er ſich deutlich, als wäre es erſt geſtern oder heute geſchehen, und es läge nicht jene lange, lange Zeit zwiſchen dem Jetzt und dieſen ſonnigen Tagen, nicht jene blutige entſetzliche Wolke, emporſteigend aus dem Blute eines Erſchlagenen. Und dann ſeine Mutter; — er weiß noch die Worte, fromme, rührende Worte, die ſie geſprochen, als ſie ihm zum erſten Male die Bibel in die Hand gab und ihm die Hausthüre aufmachte, denn damals war er noch ſo klein, daß er den Drücker nicht erreichen konnte, er weiß das Alles — horch, da ſchlägt es. — Er fährt zuſammen. Eins, zwei, drei und ſo fort. Es ſchlägt fünf Uhr Nachmittags. Nein, es kann noch nicht ſo ſpät ſein, er muß ſich verzählt haben; er hätte ja dann nur noch zwölf Stunden zu leben übrig. Aber nein, er hat richtig an den Fingern gezählt; doch die Uhr muß vorgehn, ſo wird es ſein, ja, ja, gewiß, und er unterbricht den Geiſtlichen in ſeinem Vortrag, von dem er noch nichts vernommen, mit der Frage, ob es wirklich ſchon ſo ſpät ſei. Dieſer bejaht und ergreift zugleich die Gelegenheit, ihn darauf aufmerkſam zu machen, wie ſchnell die Zeit vergeht, die ihm noch zum Gebet und zur Buße übrig geblieben iſt. Da wirft ſich denn der Elende wie-

der auf seine Knie und fängt an, ein Gebet zu sprechen, nein kein Gebet, sondern nur eine Zusammenstellung von Worten, welche die gräßlichste Ironie auf alles Heilige enthalten, wenn sie sinnlos, mechanisch, ohne Gefühl, ohne Gedanken dessen, was man spricht, hingesprochen werden. Aber es dauert nicht lange, und die Lippen des Betenden hören auf, sich zu bewegen, seine Ideen schweifen abermals überall umher, nur nicht dahin, wohin sie sein frommer Trostspender wenden möchte.

Es ist ein wunderschönes, trostreiches Gleichniß, das, von den Arbeitern im Weinberge, von denen die, welche zuletzt kamen, auch ihren Groschen erhielten; aber wenn die Religion uns stärken und erfrischen soll, muß sie tiefere Wurzeln in unserm Herzen geschlagen haben, als in der Ueberzeugung einer einzigen Stunde möglich ist.

Es gehört ein ganzes Leben, und zwar ein glück- und unglückbewegtes Leben dazu, um sich dessen klar bewußt zu werden, was eigentlich Religion ist.

Durchaus ist es indessen nicht unsere Absicht, an dieser Stelle noch eine längere Abhandlung über die Anwendung der Todesstrafe überhaupt einzufügen. Während dieses Thema von vielen Juristen behandelt, und das Dafür und Dawider dem Publikum zur Prüfung übergeben worden ist, ist dasselbe auch von dem allgemein philantropischen Standpunkte durch ältere und neuere Schriftsteller besprochen worden, und Victor Hugo's Werk über diesen Gegenstand hat denselben fast gänzlich erschöpft, ohne daß er jedoch ein Ersatzmittel für die Todesstrafe angegeben hätte. Auch Eugen Sue hat in seinen Mysterien von Paris gegen die Todesstrafe geschrieben, und er scheint darauf hindeuten zu wollen, daß an deren Stelle die Blendung eingeführt werde. „Diese entsetzliche Strafe", sagt Rudolph zu dem Schulmeister, an welchem er sie vollstrecken läßt, „soll Dir wenigstens den unbegrenzten Horizont der Reue lassen." — Und weiter unten: „Eines Tages wird sich Dein Geist durch die Reue wieder stärken und durch die Buße wieder auf-

richten." — Sonderbarer Weise zeigt uns aber der Dichter im Verfolg seines Werkes wieder die Unzulänglichkeit dieser Strafe; der geblendete Verbrecher bleibt nichtsdestoweniger Verbrecher, seine Reue und Buße ist unfruchtbar. — Auch einer unserer deutschen Schriftsteller, der Verfasser der „Stunden der Andacht", Zschocke, will statt der Todesstrafe die Blendung eingeführt wissen; aber nicht etwa weil er die Todesstrafe zu grausam findet, nein im Gegentheil, weil er sie für keine Strafe hält, und er glaubt für die Wahrheit dieser Behauptung dadurch den Beweis zu führen, daß er meint, es würde sonst keine Selbstmörder geben. — Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß dieser Gedanke die größte Absurdität enthält.

Aber die Todesstrafe selbst und besonders die Art und Weise, wie sie bei uns ausgeübt wird, gehört zu den uns aus der Vergangenheit überlieferten Barbarismen, die uns zur Gewohnheit, und nur durch diese Gewohnheit zu einer scheinbaren Nothwendigkeit geworden sind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir schilderten in den vorhergehenden Zeilen einen Verbrecher, welcher allen jenen schrecklichen Empfindungen unterliegt, die aus dem Bewußtsein des ihm bevorstehenden Schicksals hervorgehen, und der nicht vermögend ist, dies entsetzliche Unvermeidliche mit Muth zu ertragen. Der Mann, in dessen Gefängniß wir getreten sind, gehört indessen nicht zu dieser Klasse. Er sitzt in der Stellung, wie wir ihn beschrieben haben, mit finsterem, trotzigem Gesicht auf seinem Holzklotz. Er sieht ein, daß ihn seine körperliche Kraft nicht von dem Schicksal befreien kann, welches ihn erwartet, daß ihm Flehen und Bitten eben so wenig werde helfen können, und so ist er entschlossen, dies Unvermeidliche mit finsterem Trotze zu ertragen. — Wir Alle, Menschen die wir sind, haben die gleiche Liebe zum Leben, die gleiche

Furcht vor dem Tode; derjenige, welcher es vermag, dieſe Furcht wenigſtens äußerlich zurückzudrängen, iſt der Muthige, der Andere der Feigling; aber die Todesfurcht iſt bei Allen dieſelbe.

Dieſer verſtockte Verbrecher, der entſchloſſen ſchien, den Tod mit der kaltblütigſten Frechheit zu erleiden, war Hobus. Man hatte ihn nach ſeiner Entweichung gejagt wie ein wildes Thier, ihn niedergeworfen und wieder in das Gefängniß geſchleppt. Als er ſah, daß keine Hoffnung mehr für ihn ſei, hatte er ſich mit ſtumpfer Gleichgültigkeit in ſein Schickſal ergeben, und es eben ſo ruhig mit angehört, als man ihm ankündigte, daß er nur noch vier und zwanzig Stunden zu leben habe. Er wies den Beſuch des Geiſtlichen zurück, welcher ihn zum Tode vorbereiten wollte, und in allen ſeinen Worten und Handlungen ſprach ſich die größte Gleichgültigkeit gegen das Schickſal, welches ihm bevorſtand, aus. So verging ihm der Tag und als der Abend hereinbrach, hatte er noch nichts von ſeiner Kaltblütigkeit verloren.

Das Gefängniß gewährte einen eigenthümlich ſchauerlichen Anblick. Es war eine jener kleinen, aber beſonders feſten Zellen, deren wir ſchon früher einmal unter dem Namen der Rieſenburg erwähnten. Rings umher herrſchte tiefe Stille, nur außen auf dem Hofe hörte man den regelmäßig wiederhallenden Schritt der Schildwacht. In dem Zimmer ſelbſt, welches durch ein kleines, ſchwach brennendes Licht in einem eiſernen Leuchter erhellt wurde, ſaß der Gefangene in finſterem Schweigen, den Kopf auf die Hand geſtützt, und nur ein gelegentliches Raſſeln ſeiner Ketten zeigte an, daß er noch Leben und Bewegung behalten. Außer ihm befanden ſich noch zwei Wächter in dem Zimmer. Der Eine von dieſen war ein kleiner, dicker Mann mit etwas aufgedunſenem Geſichte, welches wenig Spuren von Schönheit enthielt und durch ein großes, ſchwarzes Pflaſter, welches er über dem rechten Auge trug, um eine Verletzung damit zu bedecken, die er im Kampfe mit einem widerſpenſtigen Gefangnen er-

halten, auch gerade nichts Anziehendes erhielt. Dennoch war auf diesem Gesicht ein gewisser Ausdruck von Gutmüthigkeit, gemischt mit einem Anflug von Humor enthalten, der ein ziemlich günstiges Licht auf seinen Charakter warf. Wirklich war er auch als der privilegirte Spaßvogel unter den Gefangenwärtern bekannt. Auf dem Gesichte seines Collegen thronte dagegen jener würdevolle Ernst, welcher einem Beamten so gut ansteht, der die bescheidene Meinung von seinem Ich hat, daß der Staat ohne ihn wohl kaum bestehen kann, und der oft von der Sorge gequält wird, was denn wohl aus dem Staatskörper werden soll, wenn er durch Krankheit oder Alter gezwungen sein wird, sein Amt niederzulegen.

Eine lange Zeit saßen die drei Männer einander schweigend gegenüber, nur die regelmäßig tiefen Athemzüge des Verurtheilten unterbrachen die Stille. Der kleine Dicke, der sich eine ganze halbe Stunde damit beschäftigt hatte, mit dem Nagel des Zeigefingers auf einem der vielen Fettflecke in seinem etwas sehr schmierigen Beinkleid zu kratzen, schien dieses Schweigen einigermaßen langweilig zu finden. Er hustete und räusperte sich mehre Mal, um die Aufmerksamkeit seines Collegen oder doch die des Verurtheilten rege zu machen, aber es gelang ihm nicht. Endlich beschloß er unter allen Umständen dies Schweigen zu enden.

„Pah," sagte er mit einem langgedehnten Gähnen; „ich glaube Ihr seid eingeschlafen, Hampe. Es wäre freilich kein Wunder, es ist verdammt langweilig, hier zu sitzen."

„Eingeschlafen?" entgegnete sein College, an welchen diese Worte gerichtet gewesen waren, den Sprecher mit einem unbeschreiblich verächtlichen Ausdruck anblickend. „Eingeschlafen? Ich möchte wohl wissen, ob mein Benehmen jemals Euch die Berechtigung gegeben hat, mir zu sagen, daß ich schlafe, wenn der Staatsdienst mich in Anspruch nimmt."

„Ja, ja, Ihr habt Recht, Hampe," sagte der Andere etwas bes-

haft; „und das iſt auch der einzige Grund, weshalb man Euch noch keine Beförderung zukommen ließ. Ihr wäret ſchon längſt Präſident geworden, wenn Ihr Euch beſſer auf das Schlafen verſtändet. Was meinſt Du dazu, Hobus? Er würde einen ganz guten Präſidenten abgeben, nicht wahr?“

Der Sprecher brach bei dieſem ſelbſtgeſchaffenen Witze in ein lautes Lachen aus, der Verurtheilte behielt ſein gleichgültiges Ausſehn bei; der andere Wächter aber bemühte ſich, ein ſehr ernſtes, verächtliches Geſicht zu machen, als halte er es unter ſeiner Würde, auf dergleichen Späße zu antworten, worauf der Kleine, ärgerlich, ſich ſo ganz und gar abgewieſen zu ſehen, ſich zu dem Verurtheilten wendete, indem er ſagte:

„Es ſcheint doch, Hobus, als wenn Dir das Ding ein Bischen bedenklich vorkäme; wahrhaftig, Du haſt nicht gut daran gethan, den Schwarzrock wegzuſchicken, er würde Dir wenigſtens einigermaßen die Zeit vertrieben haben. Soll ich ihn vielleicht noch holen?“

„Narrenspoſſen,“ entgegnete der Mörder wild; „wahrhaftig ich bin der Mann dazu, auch ohne das Geſchwätz eines Prieſters zu ſterben, wenn's doch einmal geſtorben ſein muß. Aber es iſt wahr, es iſt verdammt langweilig hier zu ſitzen und nichts zu thun. Habt Ihr nicht wenigſtens eine Karte bei Euch, daß wir eine Parthie Solo machen können?“

„Nie ohne dieſes, mein Junge, und wenn es Dir ſonſt Spaß macht, können wir anfangen; oder ich will Dir auch die Karten legen, denn ich verſtehe mich darauf ſo gut, wie Einer, und will es Dir mit Gewißheit vorausſagen, daß Du morgen um dieſe Zeit einen Kopf kürzer ſein wirſt. Ja, ja, Du kannſt es mir glauben. Soll ich?“

„Dummes Zeug!“ entgegnete der Verurtheilte; „wir wollen unſere Parthie machen und weiter nichts. Wollt Ihr nicht mitſpielen, Hampe?“

„Ich weiß es nicht, ob meine Stellung zum Staate ſich damit

vertrügt," entgegnete Jener ſehr ernſt und würdevoll. „Der Dienſt könnte darunter leiden."

„Ach das iſt lächerlich," ſagte der Humeriſt, der inzwiſchen bereits ein Spiel ſehr ſchmieriger Karten aus der Taſche gezogen hatte. „Narrenspoſſen," ſage ich Dir, mein Junge. „Komm, wir wollen anfangen; aber um was ſpielen wir?"

„Thorheit, ich habe nichts zu verlieren, und was ich gewinne, kann mir nichts helfen," ſagte Hebus. „Wir müſſen um nichts ſpielen."

„Das iſt ziemlich langweilig, aber wenn es Dir Spaß macht, ſo will ich Dir's gern zum Gefallen thun. Freilich kann Dir der Gewinnſt nichts nützen, aber Du haſt vielleicht Jemand, den Du als Deinen Erben einſetzen könnteſt."

„Ich habe aber auch nichts zu verſpielen," ſagte der Räuber.

„Doch, Deine Strümpfe; ich will einen Thaler dagegen ſetzen. Wenn Dir die Füße morgen früh auch ein Bischen frieren, was kann's Dir ſchaden."

„Aber was wollt Ihr damit machen?"

„Das iſt leicht erſagt. Die Strümpfe eines Gerichteten ſind das beſte Mittel gegen die Gicht. Soll es gelten?"

„Meinetwegen. Und wenn ich den Thaler gewinne, ſo könnt Ihr morgen nach der vierten Scheunengaſſe hinaus gehen, und den Thaler einer alten Geliebten von mir bringen. Ich weiß die Hausnummer nicht, aber Ihr könnt gar nicht fehlen, es iſt das erſte Haus linker Hand, wenn man hinein kömmt, auf dem Hof rechts, zwei Treppen hoch, und wenn Euch ein Frauenzimmer ſchwarz angezogen aufmacht, ſo könnt Ihr daran ſehen, daß ſie's iſt, denn ſie hat mir verſprochen, um mich zu trauern, wenn ich todt ſein werde."

„Sie muß ein gutes Geſchöpf ſein, wahrhaftig ſehr gut; glücklich der Mann, der ſie einmal die Seine nennt;" ſagte der Wächter gerührt. „Ich werde nicht ermangeln, Dein Teſtament zu vollſtrecken.

Sehr braves Frauenzimmer, in der That. Aber nun wollen wir machen. Soll ich Dir helfen die Strümpfe ausziehen?"

Der Mörder nickte und der Gefangenwärter begann sofort mit großer Geschicklichkeit den Verurtheilten zu bedienen. Nachdem soweit Alles in Ordnung, begann das Spiel, und da der andere Wächter sich durchaus weigerte, daran Theil zu nehmen, schlug Hebus vor, eine Parthie Piquet zu machen, worauf auch der Andere einging.

Das Spiel begann. Wenn sein Gegenspieler etwa darauf gerechnet hatte, daß der Verurtheilte mit geringerer Aufmerksamkeit spielen würde, so hatte er sich sehr geirrt; dieser schien vielmehr alles Andere um sich her vergessen zu haben, und seine ganze Geschicklichkeit dem Spiele zuzuwenden, bei welchem ihn außerdem das Glück noch begünstigte.

„Ich habe vierzehn Damen," sagte der Gefangenwärter.

„Pah, die gelten nichts; ich habe vierzehn Könige und vierzehn Buben. — Wahrhaftig, das sind sechszehn Köpfe, die ich in der Hand habe, morgen um diese Zeit habe ich meinen eigenen in meinem Schooße liegen."

Der Verurtheilte lachte bei diesen Worten und seine gute Laune wurde durch das Glück, welches ihn auch bei den nächstfolgenden Spielen nicht verließ, noch erhöht.

Der Gefangenwärter hatte seinen letzten Satz verloren. Der Thaler gehörte seinem Gegner.

„Na, ich will Euch nicht schröpfen; aber es hilft nichts, Ihr müßt noch einen zweiten Thaler wagen, und wenn ich den auch gewinne, so sollt Ihr die Strümpfe umsonst haben" sagte Hebus. „Aber Ihr müßt mir auf Ehrenwort versichern, daß Ihr Euer Versprechen halten und dem Mädchen wirklich das Geld bringen werdet; wenn Ihr es nicht thut, werde ich aus dem Grabe aufstehen und Euch jede Nacht quälen."

Der Wärter lächelte verächtlich und ungläubig.

„Ich habe vor Dir im Leben keine Furcht gehabt und vor dem

Teufel fürchte ich mich noch weniger," sagte er; „aber ich werde mein Wort halten. sei ohne Sorge; eine Spielschuld ist eine Ehrenschuld und die muß man auch dem Teufel einhalten. Also nur vorwärts!"

Das Spiel begann abermals. Da sich aber das Glück dem Verurtheilten nicht mehr so günstig zeigte, als vorher, war ein Resultat, wie das vorige, nicht so schnell herbeigeführt und das Spiel schwankte unentschieden hin und her. Endlich begann der Morgen zu dämmern, um mit seinem bleichen Lichte diese entsetzliche Scene zu beleuchten. Das Spiel stand noch immer unentschieden. Der Verurtheilte hatte noch nichts weiter gewonnen, als der Gefangenwärter sagte:

„Wir werden aufhören müssen, es wird bald Zeit sein."

„Ach was, wir wollen noch drei Spiele machen, und wer zwei davon gewinnt, der hat die beiden Thaler weg. Wollt Ihr?"

Der Andere nickte. Das erste Spiel gewann der Wärter.

„Pah, ich werde zwei hinter einander gewinnen," sagte Hebuk.

Wirklich gewann er das zweite Spiel, bei dem dritten schien sich indessen wieder das Glück für Jenen zu erklären.

„Ich habe sieben und neunzig," sagte er lachend; „ich brauche nur noch drei Points. Du kannst nicht mehr gewinnen."

„Wir wollen sehen," sagte der Räuber ärgerlich; „ich gebe die Karten" — —

„Hier! Ich habe einen Neunziger, das Spiel ist mein!" rief er, als er die Karten aufnahm.

In demselben Augenblick hörte man außen auf dem Corridor laute Schritte.

Die Thür ging auf. Polizeibeamte und Gensd'armen traten ein; mit ihnen der Schließer, welcher die Schlüssel zu den Ketten des Gefangenen hatte.

„Du wirſt alſo das Geld richtig abgeben?“ ſagte Hebus kaltblütig zu ſeinem Wächter.“

„Gewiß und wahrhaftig.“

„Nun gut, es wird ihr eine kleine Hülfe bei dem Trauerzuge ſein. Grüße ſie von mir. — Alſo jetzt ſoll es losgehen, meine Herren?“

Der Verbrecher hatte beſchloſſen, ſeine Kaltblütigkeit bis zum Ende ſeiner entſetzlichen Rolle beizubehalten.

LXVII.

Eine Hinrichtung.

Es war ein heller Morgen, der, an welchem die Execution stattfinden sollte.

Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich vor der Thür des Criminalgefängnisses versammelt, um den Verurtheilten abfahren zu sehen, der durch seine kaltblütige Roheit, die er bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt, die Aufmerksamkeit des Publikums in noch höherem Grade, als dies sonst wohl der Fall zu sein pflegt, erregt hatte. Man war begierig darauf, zu sehen, wie sich der Verurtheilte auf diesem schrecklichen Wege benehmen würde. Die Einen meinten, daß sein Muth, den man so sehr gerühmt, ihn dennoch Angesichts und im Augenblick des Todes verlassen würde; die Anderen sprachen grade die entgegengesetzte Meinung aus, und überall, wohin man das Ohr wendete, hörte man Gespräche über diesen Gegenstand. Die Leute aber plauderten so ruhig miteinander, als ob sie von der ersten Vorstellung eines neu angekommenen Seiltänzers redeten. Zugleich gaben auch die Verbrechen des Verurtheilten hinlänglichen Stoff zur

Unterhaltung, und die Zuhörer horchten mit gierigen Ohren auf die Mittheilungen des ersten Besten, der natürlich nicht unterließ, seine Erzählung mit allerhand Uebertreibungen auszuschmücken, um sie interessanter zu machen; und wenn dieser Erste Beste vielleicht ein Paar Bogen zusammengeknifftes Papier unter dem Arme hatte, und einen tintenfleckigen, bis an den Hals zugeknöpften, blauen Leibrock trug, dessen rechter Aermel in einem Ueberzug von grünem Kattun steckte, so daß man ihn auf den ersten Blick für einen sehr hoch bestellten Beamten des Gerichts erkennen mußte, so gewannen seine Worte das Ansehen der unumstößlichsten Wahrheit, und jeder der staunenden Zuhörer beeilte sich, nachdem er diese erstaunlichen Neuigkeiten aus so authentischer Quelle gehört, dieselben sofort Anderen mitzutheilen, die nicht das Glück gehabt hatten, sich in der Nähe zu befinden.

„Ich möchte nur wissen, ob er jung oder alt ist," sagte ein niedliches Dienstmädchen, welches große Mühe hatte, sich mit beiden Ellenbogen gegen die Zudringlichkeiten zu sichern, mit denen sie von den umstehenden Männern belästigt wurde.

„Ich weiß es auch nicht," erwiderte ihre daneben stehende Freundin; „aber ich habe mir sagen lassen, es soll ein Mensch in seinen besten Jahren sein."

„Das wäre schrecklich," nahm die erste Sprecherin wieder das Wort; „wahrhaftig, sehr schrecklich. Es käme gar nicht darauf an, wenn er schon alt wäre. — Bei mir zu Hause haben sie auch mal einen ganz blutjungen Menschen geheult; ich konnte ihn gerade so recht in der Nähe sehen. — Ich habe meine bitteren Thränen dabei geweint. Es war wahrhaftig ein schöner Anblick; aber so jung er auch war, so starb er doch mit großem Heldenmuthe, wie man's gar nicht bei ihm erwartet haben sollte."

„So was findet sich allerdings nicht oft. Und es ist um so unrechter, einen jungen Menschen hinzurichten, wenn er nicht das gehörige Alter hat;" sagte die Andere.

Eine Antwort auf dieſe Bemerkung wurde indeſſen durch ein allgemeines Geſchrei der Menge: „da iſt er! da kommt er!“ unterbrochen. Alles gerieth in eine unruhige Bewegung, man drängte und ſtieß ſich nach allen Seiten; Jeder wollte den Verurtheilten ſehen. Die dem Wagen vorausſchreitenden Polizeibeamten konnten ſich anfänglich nur mit Mühe durch die den ganzen Platz füllende Menge Bahn machen, und erſt, nachdem ſie dieſe Schwierigkeit beſeitigt, konnte ſich der Zug ungehindert in Bewegung ſetzen.

Das Schauſpiel, welches der Verbrecher und die ihn umgebende Zuſchauermaſſe darbot, war indeſſen durchaus nicht ſo ernſt, als man hätte erwarten dürfen, wenn man den Anlaß bedachte, welcher dieſe Volksmaſſe zuſammenführte. Schreiend und tobend, lachend und lärmend drängte ſich der ungeregelte Haufe durcheinander. Schimpfreden, lautes Gelächter, unzüchtige Späße hörte man von allen Seiten, und nachdem ſie ſich ſo nah als möglich an den Wagen gedrängt, um den Verurtheilten zu ſehen, gingen die Einen nach Hauſe, während die Andern, deren Geſchäfte ein ſolches Verſäumniß geſtatteten, durch Querſtraßen einen kürzeren Weg nach dem Thore einſchlugen, um die Richtſtätte noch vor Ankunft des Zuges zu erreichen. Mit jeder Minute wurden die Volksmaſſen, welche ſich dort aufgeſtellt hatten, durch andere, neuhinzugekommene vermehrt; Gerüſte aus wackligen Balken zuſammengefügt, die jeden Augenblick den Einſturz drohten, waren rings um das Schaffot errichtet, und die Beſitzer derſelben verkauften den Neugierigen für einige Groſchen das Recht, auf den ſchwankenden Brettern Platz zu nehmen und jeden Augenblick Gefahr zu laufen, Hals und Beine zu brechen; ein ähnliches Geſchäft betrieb man mit den in der Nähe aufgefahrenen Wagen: Marketenderinnen, die in Körben ihre Eßwaaren feil hielten, prieſen dieſelben mit lauter Stimme an und machten ein gutes Geſchäft, wie die von Branntwein gerötheten Geſichter derer verriethen, welche die Niederlagen dieſer Weiber umringt hatten; mit einem

Hort, es deutete nichts darauf hin, welch' eine furchtbar ernste
Scene ſich an dieſem Orte ereignen ſollte; ein Unbefangener würde
es Leben und Treiben für das eines allgemeinen Volksfeſtes gehal-
n haben. Man ſah ſogar einzelne Wagen, auf denen ſich Perſo-
n, augenſcheinlich den höheren Ständen angehörend, befanden;
ch Damen waren darunter, ältere, mit ſehr ernſten, würdevollen
Geſichtern, von irgend einer ſchrecklichen Exekution erzählend, der ſie
er ſo und ſo viel Jahren beigewohnt; Andere und Jüngere mit fri-
hen, luſtigen Geſichtchen, dieſen Erzählungen zuhörend, oder den
Worten eines jungen Herrn in eleganter Toilette horchend, der neben
nen ſaß und alle ſeine Kunſt aufbot, den angenehmen Geſellſchafter
zu ſpielen, und zuweilen nur ungeduldig ſich umblickend, ob denn der
ung mit dem Vermutheilten noch nicht komme, wie man etwa im Thea-
r das Aufziehen des Vorhangs erwartet. Und in der Mitte dieſer
ſtigen, lachenden, plaudernden Menge erhob ſich düſter und drohend
as Hochgericht, und dennoch ſchien Keiner daſſelbe zu gewahren, oder
chtete doch nur neugierig einige flüchtige Blicke dorthin, um zu ſehen,
b die entſetzlichen Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden Schauſpiel
hon geendet ſeien. Endlich verkündete ein lauter Ruf der Menge,
er ſich nach allen Richtungen hin fortpflanzte und wiederholte, die
nkunft des Wagens, auf welchem ſich der Verbrecher befand. Das
Quarré, welches eine Abtheilung Infanterie um das Schaffot ge-
ildet, ſchloß ſich hinter ihm, das Urtheil wurde verleſen und der
rſtockte Verbrecher hörte es mit derſelben gleichgültigen Ruhe an,
elche er bisher an den Tag gelegt hatte; er beſtieg das Hochgericht
nd hatte wenige Augenblicke nachher aufgehört zu leben.

Die Menge zerſtreute ſich, nachdem noch Einer oder der Andere
ieſem Vergnügen auch noch das hinzugefügt hatte, ſich mit den zur
rhaltung der Ordnung beauftragten Gensd'armen umherzuprügeln,
nd ein großer Theil dieſer Leute beſchloß, den ſo feſtlich begonnenen
ag eben ſo feſtlich zu vollenden, und ſo waren in kurzer Zeit die

an der Chauſſee gelegenen Bier- und Branntweinſchenken von Beſuchenden überfüllt, deren Ausſehen den feſten Entſchluß anzudeuten ſchien, nicht eher vom Platze zu weichen, als bis der letzte Groſchen aus ihrer Taſche in die Kaſſe des Wirths gefloſſen ſei.

In einer dieſer Schenken, über deren Thür man außer der Angabe einer unglaublich großen Menge von ganz unbekannten Bierſorten, auch die „Billard und Kegelbahn" las, hatte ſich eine aus beiden Geſchlechtern beſtehende Geſellſchaft zuſammengefunden, in welcher wir Mehre unſerer Bekannten wiederfinden. Doch bildeten dieſelben einen mehr für ſich abgeſchloſſenen Zirkel, und während an den andern Tiſchen Bier und Branntwein in ungeheuren Maſſen konſumirt wurden, gab man ſich an dieſem kleineren, dem Fenſter zunächſt ſtehenden Eckttiſche den feineren Genüſſen eines dünnen Cichorienkaffees hin, ohne jedoch deßhalb jene andern Getränke ganz zu vernachläſſigen, wie einige halb und ganz geleerte Bier- und Branntweingläſer, die auf dem Tiſche ſtanden, hinlänglich zu bekunden Gelegenheit hatten. Eine Dame, mit einem ſehr weißen, ausgewaſchenen Strohhut, der mit vielen dunkelgelben Bändern beſetzt war, machte mit der liebenswürdigſten Grazie die Wirthin und ſchenkte der übrigen Geſellſchaft den Kaffee ein, indem ſie mit der Zuvorkommenheit einer Frau von Welt einen Jeden fragte, ob ihm noch mehr Zucker oder Sahne gefällig ſei, während ſie ſelbſt ihre Taſſe nicht mit Kaffee, Milch und Zucker allein, ſondern auch mit einem ziemlich bedeutenden Zuſatz von Rum füllte und ſomit ein Getränk bereitete, das, wie ſie ſich ausdrückte, ganz beſonders dazu geeignet war, ihren ſchwachen Magen nach der eingeathmeten, kalten Morgenluft wieder herzuſtellen. Wir brauchen dem Leſer wohl kaum zu ſagen, daß dieſe Dame Niemand anders war, als Madame Leberecht, die es ſich nicht hatte verſagen können, mit ihrem Manne dem Schauſpiele beizuwohnen, das für ſie von ſo großem Intereſſe war. Neben ihr ſaß Herr Leberecht, noch etwas blaß und angegriffen, und die neben ſei-

rem Stuhl ſtehende Krücke deutete darauf hin, daß er noch nicht
ieder in den vollſtändigen Gebrauch ſeines gebrochenen Fußes ge-
ecten ſei. Nichtsdeſtoweniger ſchien er aber in dem vollkommenen
Beſitz ſeines gewöhnlichen Humors zu ſein, und plauderte und ſcherzte
mit dem blaſſen Johann, der neben ihm ſaß, als ob nie ein Kum-
mer ſeine Seele gedrückt hätte. Auch die beiden Knaben, der kleine
Bucklige und der andere waren zugegen. Der Erſtere von ihnen
war eine Zeitlang ſehr eifrig damit beſchäftigt, zu unterſuchen, aus
welcher Maſſe die Theelöffel, die auf den Taſſen lagen, beſtänden,
und nachdem er ſich davon überzeugt, daß es wenigſtens kein Silber
ei, hatte er ſich an Leberecht mit der Frage gewendet, wie viel wohl
as Dutzend von dieſen Löffeln koſten möchte, was Leberecht in eine
olche Aufregung verſetzte, daß er aufgeſprungen wäre, um den Kna-
en für ſolche Ungebührlichkeit zu züchtigen, wenn ihn nicht ſein fran-
er Fuß daran verhindert hätte.

Noch einige andere, genauere Bekannte Leberechts befanden ſich
n dieſem Tiſche, unter ihnen auch der alte Bänker, der im Keller
ei Matthes das Lied geſungen, welches wir erwähnten, auch der
lte Biedſinnige, den wir in dem Keller der Kaulenſtraße gefunden,
nd welcher ebenfalls der Hinrichtung in Geſellſchaft des Schuh-
achers beigewohnt hatte, damit der alte Mann, wie Leberecht ſich
emüthig ausdrückte, doch auch eine Zerſtreuung habe, und noch mehre
ndere Bekannte.

Anfänglich drehte ſich das Geſpräch, wie man wohl denken
ann, nur um denjenigen Gegenſtand, deſſen Eindruck noch der jüngſte
ei ihnen war, um die vollzogene Hinrichtung. Erſt als dieſer Stoff
ach allen Seiten hin beleuchtet und erſchöpft war, wurde ein ande-
es Thema aufgenommen.

Allmälig entfernten ſich jedoch die Gäſte Einer nach dem An-
ern, und auch an dem Tiſche Leberechts wurde es endlich leerer,
ndem Einer nach dem Andern fortging, nur der Schuhmacher und

ſeine Frau Lieben zurück, mit ihnen die beiden Knaben und der alte Mann, auch Johann war noch bei ihnen.

„Schade, daß Matthes es nicht geſehen hat; es war eine ſchöne Einrichtung, eine wunderſchöne," ſagte der Schuhmacher, als er ſich mit Johann allein befand; „er würde auch ſeine Freude daran gehabt haben. — Ich möchte nur wiſſen, was aus ihm geworden iſt, wahrhaftig, ich gäbe etwas darum, wenn ich's wüßte, wo der alte Junge ſteckt."

„Bah, was geht's Dich an," ſagte Johann; „die Zeiten ſind vorüber, wo ich mich um ſo etwas gekümmert und wahrhaftig, ich danke Gott alle Tage dafür, daß es ſo gekommen iſt."

„Nun ja, ja; ich will Dir auch nicht unrecht geben," nahm Lebrecht das Wort; „es iſt ganz gut, daß die Sache ſo iſt, aber," wo er ſich bei dieſen Worten etwas vorſichtig um, ob auch Niemand auf ihn höre; „aber zum Teufel, man wird ſich doch eines alten Kameraden erinnern können! Das hätte mir mal früher paſſiren ſollen, daß einer von meinen guten Freunden ſo mit einemmale ſpurlos wurde und ich es nicht hätte wiſſen ſollen, wo er hingekommen iſt. — Es iſt lächerlich, wenn ich daran denke, er ſoll weg ſein, und mir nicht wiſſen wohin."

„Freilich, es iſt merkwürdig genug; aber Lampert würde uns gewiß haben Aufſchluß geben können, wenn er das Malheur nicht gehabt hätte, oder eigentlich beſſer geſagt das Glück, denn an's Leben wären ſie ihm doch gekommen, wenn die Unterſuchung einmal losgegangen wäre."

„Es iſt ſo ſchon am beſten. Du haſt Recht; denn auch wir wären ſo nicht durchgekommen, wenn Matthes und Lampert gegen uns geſagt hätten, und wir hätten nicht ſo ruhig alle Schuld auf ſie ſchieben können. — Aber was haſt Du denn nun vor, Johann? Was denkſt Du zu thun?"

„Ich will fort," entgegnete der junge Mann; „jedenfalls aus Berlin, denn hier iſt doch nichts für zu machen. Ich habe hier zu

ſchlechte Bekanntſchaften; man wird ſich an mich drängen und mich zu verführen ſuchen, und ich werde vielleicht nicht die Kraft haben, zu widerſtehen. Außerhalb kennt man mich nicht, und das Geld, was mir der Graf gegeben, iſt hinreichend, um ein kleines Geſchäft anzufangen und ehrlich davon zu leben. — Ach wahrhaftig, es iſt doch etwas Anderes, ein ehrlicher Kerl, als ein Spitzbube zu ſein."

„Ja, ja, jede Sache hat ihre zwei Seiten," ſagte der philoſophiſche Schuſter; „ſo hat auch jedes Leben ſeine Annehmlichkeiten. Haben wir's mit dem Spitzbubenleben lange genug verſucht, ſo wollen wir's einmal probiren, wie's uns mit dem Ehrlichſein gefällt. Die einzige Sorge machen mir nur die beiden Jungen."

„Die Jungen? — Wie ſo?

„Nun, ich meine, es wird ſchwer halten, ſie zu etwas Anderem zu gewöhnen. Es ſind wahre Genie's. Ach was hätte aus ihnen werden können! — Karl brachte mir erſt vorher drei Schnupftücher, ganz feine Seide, eine wahre Freude, ſie anzuſehen, — der Junge war nie gewöhnt, ein ordinaires Tuch zu nehmen; was ſoll ich mit ihm machen? Ich muß ihn prügeln, wenn ich nach Haus komme und die Taſchentücher als gefunden angeben, obſchon mir das Herz dabei blutet. Aber was kann's helfen, wir haben's dem Grafen doch nun einmal verſprochen und müſſen Wort halten."

„Nun, ich denke, das wird Dir gerade nicht ſo ſchwer werden, es iſt ſo noch immer beſſer, und außerdem hat uns die Polizei zu ſcharf im Auge. Aber wie gehts denn mit Line?"

„Das weißt Du nicht?" fragte der Schuhmacher verwundert.

„Nein, in der That nicht."

„Das iſt ja ganz was Altes; ſie hat ſich gleich den Tag nach ihrer Verhaftung im Gefängniß aufgehängt. Ja, ja, es iſt eine merkwürdige Geſchichte, wenn man's ſo bedenkt. 'S iſt doch ein Teufelskerl, dieſer Graf; er hat uns Alle ſchön zum Beſten gehabt. Wird er denn noch lange in Berlin bleiben?"

„Er wird noch heute abreiſen. Er hat mir erlaubt hinzukommen, damit ich Abſchied von ihm nehmen kann. — Ich werde ſogleich gehen müſſen, damit ich die Zeit nicht verſäume.“

„Ich möchte ihn auch wohl noch 'mal ſehen, es iſt ein zu merkwürdiger Mann. — Was meinſt Du, liebe Frau?“ Willſt Du mit?

„Wenn Du meinſt, daß es nicht unpaſſend iſt, ſo will ich Euch gern begleiten,“ ſagte Madame Leberecht etwas ſchüchtern; „ich habe nie zwei Herren geſehen, welche ſo vollkommen die Hochachtung der Damen verdienen, als dieſe beiden. Selbſt als wir an jenem unglücklichen Tage allein in der Droſchke fuhren, betrug ſich der junge Mann mit einem ſo rückſichtsvollen Anſtande, daß es eine wahre Freude war.“

„Nun gut,“ ſagte der Schuhmacher; „ſo wollen wir eine Droſchke nehmen und hinfahren. — Herr Wirth, kommen Sie 'mal her, wir wollen bezahlen, was wir ſchuldig ſind.“

Die Rechnung war bald in Ordnung gebracht, und Leberecht humpelte auf ſeinen Krücken voran, während ſeine Frau mit Johann, und die beiden Knaben mit dem Alten folgten. Die drei Letzteren wurden angewieſen, ſich ſofort nach der Wohnung des Schuhmachers zu begeben, während ſich die Uebrigen in einen Wagen ſetzten und dem Kutſcher befahlen, nach dem Hotel de Rome zu fahren.

LXIV.

Schluſs.

Der Reiſewagen des Grafen von Cartentierce ſtand angeſchirrt vor dem Hotel. Der Poſtillon hatte ſeine Anweſenheit ſchon mehrmals durch die ziemlich unharmoniſchen Töne, die er ſeinem Horn entlockte, zu erkennen gegeben, und ſtand nun, da die Paſſagiere noch immer nicht erſchienen, mit der gekränkten Miene eines Mannes, welchem die Minuten koſtbar ſind, neben dem Sattelpferde, welches ebenfalls ungeduldig mit ſeinen Hufen das Steinpflaſter ſcharrte.

Aber in dem Zimmer des Grafen war auch ſchon Alles reiſefertig. Cartentierce ſelbſt, ſeine Kinder, der Vicomte, ſaßen in Reiſekleidern um einen Tiſch, auf welchem ein Frühſtück ſervirt geweſen war, ihre Mäntel lagen auf Stühlen umher, und der Vicomte hatte mit großer Vorſicht unterſucht, ob ſein Cigarrenetui gefüllt und ſein Taſchenfeuerzeug im Stande ſei: aber dennoch ſchienen ſie durch irgend etwas noch zurückgehalten zu werden.

„Es wäre Unrecht, wenn wir abfahren ſollten, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben,“ ſagte Cartentierce, auf die Uhr blickend;

„aber ſie verſprach doch zu kommen, und doch iſt es ſchon eine Viertelſtunde über die beſtimmte Zeit.“

„Ah was! die Damen nehmen es mit der Pünktlichkeit nicht ſo genau,“ lachte der Vicomte; „nicht wahr, meine ſchöne Nichte?“

Roſe, an die ſich der Vicomte mit dieſer Anrede gewendet hatte, denn er hatte feſt darauf beſtanden, daß er in irgend einer verwandtſchaftlichen Beziehung zu den beiden jungen Leuten ſtehen müſſe, da er bei deren Wiederauffinden ebenfalls ſeine Rolle geſpielt, — Roſe lächelte und ließ einige Worte zur Vertheidigung ihres Geſchlechts fallen.

„Wir haben alſo auch gewiß nichts vergeſſen, meine Liebe?“ unterbrach ſie der Graf, der bis dahin aufmerkſam in ſeinem Notizbuch geblättert hatte.

„Ich wüßte nichts, Papa,“ entgegnete Roſe. „Fräulein Marie wird gewiß kommen, und die arme Anna im Gefängniß war noch die Einzige, der ich noch danken mußte. — Es war nur ſchrecklich, daß wir ihr keinen beſſern Troſt geben konnten, ſondern ſie an dieſem ſchrecklichen Aufenthaltsort zurücklaſſen mußten.“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Vicomte.

„Ach, es iſt eine arme Unglückliche,“ ſagte Cartentierce; „die ſich wegen Kindermordes im Gefängniß befindet, ein unglückliches, aber gutmüthiges Geſchöpf; wir haben ſie getröſtet, ſo gut als es uns möglich war, und ich habe eine hinreichende Summe deponirt, um ſie während ihres Aufenthaltes im Gefängniß zu unterſtützen, und ihr nachher, wenn ſie ihre Strafe überſtanden hat, denn ſie wird wahrſcheinlich mit einer längeren Gefängnißſtrafe davon kommen, ein hinreichendes Auskommen zu ſichern.“

In dieſem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren.

Der Vicomte trat an das Fenſter. „Sie iſt es,“ ſagte er.

Der Graf ging hinaus, und kehrte gleich nachher mit einer Dame zurück, bei deren Eintritt Roſe aufſtand und ihr freundlich

entgegentrat. Es war Marie, jenes Mädchen, durch deſſen uneigennütziges Bemühen es ſo leicht möglich geworden war, Roſen's Unſchuld an den Tag zu bringen.

„Es freut mich recht herzlich, daß Sie gekommen ſind," ſagte der Graf freundlich; „Sie ſehen, wir ſind im Begriff abzureiſen und warteten nur, weil Sie uns verſprochen hatten, zu kommen. Wir würden ſelbſt zu Ihnen gekommen ſein, aber Sie wollten es ja nicht."

„Ach nein, es iſt mir um ſo lieber," entgegnete ſie. — „Aber wie ich ſehe, ſo haben Sie ſchon auf mich gewartet. — Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung."

„Nicht doch; bitte, nehmen Sie Platz. Es iſt ſehr gütig, daß Sie gekommmen ſind."

Marie ſetzte ſich auf einen Stuhl und Cartentierce fuhr fort:

„Sie nehmen es nicht übel, mein Fräulein," ſprach er; „wenn ich ſo ganz ohne Ceremonien mich zu Ihnen wende; die Verhältniſſe, in welchen wir einander gegenüber ſtanden, ſind ſo eigenthümlicher Art, daß ſie mir in dieſem Fall zur Entſchuldigung dienen müſſen. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, großen Dank; Sie haben ſich eher und inniger an meine arme kleine Roſe erinnert, als irgend Einer, und ich wünſchte, daß ich Ihnen meinen Dank auf eine andere Weiſe, als durch bloße Worte ausdrücken könnte."

Marie ſah den Grafen einige Augenblicke lächelnd an.

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf," ſagte ſie; „ich wüßte in der That nicht, daß meine Anſprüche auf Ihre Dankbarkeit ſo bedeutend ſein könnten. Ich habe ja leider nichts thun können, ſondern Sie ſelbſt waren es, der die Sache ſo glücklich zu Ende gebracht hat."

„Wir wollen darüber nicht ſtreiten, Fräulein; ich weiß wohl, was ich Ihnen, was ich mir ſchuldig bin, und das, was Sie für meine Tochter gethan, hat einen höhern Werth für mich, als Sie vielleicht vermeinen." — Der Graf, der dieſe Worte mit vieler Herzlichkeit und Wärme geſprochen hatte, ergriff Mariens Hand. „Ich

bin reich," fuhr er dann fort; „mein Vermögen iſt ſo groß, daß es mir kein Opfer koſtet, da zu helfen, wo es Noth thut. — Ich möchte glauben, daß Ihre Stellung hier in Berlin nicht beneidenswerth iſt, und ich bin gern bereit, dieſelbe zu ändern."

Bei dieſen Worten erröthete Marie lebhaft. Sie ſtand raſch auf und zog ihre Hand zurück.

„Laſſen Sie das, Herr Graf" ſagte ſie; „ich erkenne Ihre Güte an, aber ich kann ſie nicht annehmen."

„Aber, mein Gott, weshalb nicht? Es iſt Thorheit von Ihnen, mich zurückzuweiſen. Ich will Sie mit nach Paris nehmen und dafür ſorgen, daß Sie dort eine ſorgloſere Exiſtenz führen können, als hier."

„Sprechen Sie nicht mehr davon," entgegnete Marie, die jetzt ihre Unbefangenheit wieder erlangt hatte; „kein Wort, wenn ich bitten darf und Sie mich nicht bös machen wollen. Sie werden mich vielleicht eine Närrin ſchelten; aber ich kann nicht dafür, und wäre ich nicht leichtſinnig, ſo würde ich das nicht geworden ſein, was ich bin. — Ich habe hier in Berlin einen Freund, den ich liebe, und ich würde ihn unter keinen Umſtänden verlaſſen; noch weniger aber von einem Anderen, als von ihm einen ſolchen Vorſchlag annehmen. — Alſo bitte, ſprechen wir nicht mehr davon, ich mag nichts mehr hören."

„Nur das Eine noch," rief Gartenlierce; „Sie müſſen mir verſprechen, in der Zukunft, wenn Sie einmal anders denken ſollten, mich nicht zu vergeſſen, ſondern ſich auf der Stelle an mich zu wenden. Hier haben Sie die Adreſſe meines Banquiers zu Paris, und hier — dies dürfen Sie mir aber nicht abſchlagen, dies nehmen Sie und tragen es als ein Andenken von uns Allen."

Er reichte ihr bei dieſen Worten ein Käſtchen, welches einen ſehr geſchmackvoll gearbeiteten und werthvollen Schmuck enthielt, und obgleich ſie ſich anfänglich weigerte, auch dies anzunehmen, wurde doch das Geſpräch durch Davernay unterbrochen, welcher durch das Anhalten eines Wagens aufmerkſam gemacht, an's Fenſter getreten

war, und die Ankunft Johann's und des Schuhmachers mit seiner Frau verkündete.

Die Zeit drängte indessen, und um nicht noch einen längeren Aufenthalt zu veranlassen, sagte der Graf, daß sie hinunter und den Ankommenden entgegen gehen möchten, während François das Gepäck in den Wagen besorgte. Als Cartencierce auf den Hausflur hinunter gekommen war, wollte der Schuhmacher, auf seine Frau und seine Krücke gestützt, so eben die Treppe hinaufhumpeln. Als er den Grafen sah, blieb er stehen und grüßte mit ceremoniösem Anstande, während Madame Leberecht ebenfalls einen sehr tiefen, feierlichen Knix machte.

Der gegenseitige Abschied war indessen nur kurz. Lächelnd hörte der Graf die ziemlich umständlichen Worte an, in denen Leberecht und seine Frau ihm eine glückliche Reise wünschten, und nachdem er dieselbe erwiedert, und dann noch einige herzliche, ermahnende Worte an Johann gerichtet hatte, der in einiger Entfernung stehen geblieben war, verneigte er sich gegen Marie, die ebenfalls mit heruntergekommen, wiederholte ihr noch einmal, daß sie sich an ihn erinnern möchte, wenn sie seiner bedürfe, und stieg in den Wagen. Der Postillon schwang sich gleichfalls in den Sattel; bei seinem ermunternden Zuruf zogen die Pferde an, und der Wagen rollte vorwärts.

Vorwärts, über das wiederhallende Pflaster, die Linden-Allee entlang, wo die bunte Menge durcheinander wogte; gleichgültig, jeder mit sich selbst beschäftigt, wie immer; vorwärts und vorüber bei den ernsten Geschäftsmännern mit den hastigen Gesichtern und saubergebürsteten Stiefeln; vorüber bei dem lungernden Tagediebe, der langsam, die Hände in den Rocktaschen, auf dem Trottoir hinschlendert; vorüber bei den fröhlichen Spaziergängern in eleganter Promenaden-Toilette; bei Männern, die mit ihrer Maitresse ohne Scheu Arm in Arm gehen; bei Frauen in reichen Kleidern und darunter ein armes

gebrochenes Herz, bei Kindern mit roſigen, lachenden Geſichtchen; vorüber bei dem zerlumpten Bettler, der mit ſcheuem Blick die Barmherzigkeit der Vorübergehenden anfleht; bei dem Taſchendiebe, der mit kaltem Blute ſich in das dichteſte Gedränge miſcht, bei den Schildwachen, die in gleichgültiger Ruhe auf und nieder gehen; bei dem Arzte, der von einem Sterbebette kommt, und zu einer Wöchnerin eilt — vorüber, vorwärts, vorüber!

Und als ſie vor das Thor hinausgekommen waren, auf die raſſelnde Chauſſee und das Geſumm und Geräuſch der großen Stadt allmälig hinter ihnen verklang, und der Begegnenden immer weniger wurden, da ſchien es dem Grafen und ſeinen beiden Kindern, als gehörten ſie ſich nun erſt auch recht gewiß und wahrhaftig einander an, als wären ſie bis dahin von einem böſen Zauber befangen geweſen, der aber ſei nun gelöſt und liege weit hinter ihnen, und ein neues Leben habe für ſie begonnen, ein neuer Tag dämmre für ſie herauf.

So ſaßen ſie Hand in Hand, ſich in die glücklichen, glänzenden Augen blickend, während die Pferde ſo ſchnell rannten, als hätten ſie die größte Eile nothwendig, und der Wagen ihrer neuen Heimath entgegenrollte; ſo ſaßen ſie, bis endlich der Vicomte, dem inzwiſchen die Cigarre unzählige Male ausgegangen war, das Schweigen brach und lachend meinte, wenn das ſo fortginge, würde es eine ſehr langweilige Reiſe werden und er thäte beſſer daran, nur lieber gleich umzukehren und ſeinem frühern Plane gemäß, nach dem Kaukaſus zu reiſen. Gartentierce ſuchte ſich ſo gut als möglich zu entſchuldigen. Aber er hatte gut reden, Davernay hörte ihn nicht mehr. Der hatte ſo viel damit zu thun, Aeſens Mantel, der ſich ein wenig verſchoben hatte, zurechtzurücken und übereinander zu ſchlagen, und ihre allerliebſten kleinen Hände, die durchaus ſelbſt helfen wollten, zurückzuſchieben, daß er auch gar keine Zeit hatte, auf die Worte des Grafen zu antworten.

Glückliche, kleine Reſe; — Niemand konnte ſich ihr nahen, ohne ſie zu lieben!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wir ſtehen am Schluß dieſes Werkes. — Der eine Theil der Leſer mag denſelben vielleicht ausführlicher und weitläuftiger erwartet haben, als dies wirklich der Fall iſt; er möchte die Schickſale einzelner Perſonen, die vielleicht ſein Intereſſe rege gemacht haben, vollſtändiger ausgeführt wiſſen; aber dies lag nicht in der Tendenz des vorliegenden Buches. Der Zweck deſſelben war vielmehr einzig und allein darauf gerichtet, ein naturgetreues Bild von dem Leben und Treiben Berlin's zu geben. Man hat zwar hin und wieder eine ſolche Abſicht als eine verwerfliche hingeſtellt; man hat geſagt, daß es lächerlich ſei, durch die Aufdeckung jener entſetzlichen Wunden zu deren Heilung beitragen zu wollen, daß es ſogar beunruhigend wäre, wenn man es ſieht, daß dergleichen Bücher beim Publikum Eingang finden. — Eine einfache Frage antwortet auf alle dieſe Vorwürfe; — es iſt die: kann man ein Uebel heben, ohne es zu kennen? Die ſocialen Uebelſtände aber, von denen wir in unſerem Werke geſprochen, gehen von der geſammten Geſellſchaft aus; wir Alle müſſen ſie daher kennen lernen, wenn wir ſie heilen wollen. Von dieſem Standpunkte aus habe ich die Myſterien von Berlin geſchrieben; mögen Kritik und Leſer ſie auch von dieſem Geſichtspunkte aus betrachten.

Das Erſcheinen dieſer und ähnlicher Werke iſt ein Zeichen, iſt ein Bedinguiß der Zeit, das überall, in jedem Kreiſe gefühlt wird; — wir ſehen ſogar die Tendenz der ſogenannten Myſterien-Literatur verkörpert hervortreten, und dies von einer Seite, die nicht ſo leicht durch angebliche Nebenzwecke verdächtigt werden kann. Es iſt dies die von Preußens Könige angeordnete Wiedereinführung des Schwanenordens. — Die Grund-Idee dieſer Verbindung iſt die, welche

auch Sue in ſeinen Pariſer Myſterien ausgeſprochen hat: nicht durch Beſtrafung des Böſen allein das Gute zu fördern, nein, auch das Gute ſelbſt aufzuſuchen, es zu fördern und zu belohnen. Dieſes war es, was der Schöpfer des Ordens ſchon vor vierhundert Jahren bezweckte, dies iſt es, was ſein hoher Wiederherſteller beabſichtigt; — dies ſei die Aufgabe eines Jeden unter uns! —

Aber genug hiervon, genug von einem Thema, welches in den vorliegenden fünf Bänden ausgearbeitet iſt, aber ſich noch lange nicht erſchöpfte, und welches im Gegentheil reichhaltig genug iſt, den Stoff zu einer Reihefolge von Arbeiten derſelben Tendenz zu geben, die ich hiermit dem Leſer verſpreche, und in denen er auch wohl die, ihm aus den Myſterien bereits bekannten Perſonen in ihren ferneren Schickſalen wiederfinden dürfte.

Ende des fünften und letzten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.